KARL MARX · FRIEDRICH ENGELS

ERGÄNZUNGSBAND · SCHRIFTEN BIS 1844

ZWEITER TEIL

(= Werke, Band 41)

INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS BEIM ZK DER SED

KARL MARX
FRIEDRICH ENGELS

WERKE



DIETZ VERLAG BERLIN

1967

INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS BEIM ZK DER SED

KARL MARX
FRIEDRICH ENGELS

ERGÄNZUNGSBAND

SCHRIFTEN · MANUSKRIPTE · BRIEFE BIS 1844

ZWEITER TEIL



DIETZ VERLAG BERLIN

1967

FRIEDRICH ENGELS

Schriften

1839–1844

An die Feinde

[„Der Bremer Stadtbote"
Nr. 4 vom 24. Februar 1839]

Könnt ihr nie ein treues, redlich Streben,
Nie ein gutgemeintes Wort
Lassen sich auf seine Art erheben,
Und im stillen wirken fort?
Freilich, wer es will, der kann verdrehen
Jedes Wort mit leichter Müh',
O, ihr könnt im Guten Schlechtes sehen,
Schlecht macht ihr das Gute aber nie!

Meint ihr selber Vorteil draus zu ziehen,
Wenn ihr and'rer Wort und Werk'
Zieht herab! Nein! Ehre wird euch fliehen,
Schafft ihr sie euch nicht durch eig'ne Stärk'!
Wollt ihr steigen, müßt ihr selbst ja handeln,
Selber schaffen mit dem eig'nen Sinn,
Andern nach auf ihrem Pfad zu wandeln,
Sie verkleinernd, bringt euch nicht Gewinn!

Sagt, und könnt ihr denn dem Boten schaden,
Dem ihr hämisch Schlingen legt?
Laßt ihn gehen doch auf seinen Pfaden,
Wenn er ringsum seine Botschaft trägt!
Wahrheit bleibt's doch, wenn er Wahrheit bringet,
Und erhebend über List und Trug
Ihm ein altes Wort zum Herzen dringet:
„Redlich Streben ist sich selbst genug!"

[Offener Brief an Dr. Runkel][1]

["Elberfelder Zeitung"
Nr. 127 vom 9. Mai 1839]

**Elberfeld*, den 6. Mai. *Herrn Dr. Runkel in Elberfeld.* Sie haben mich und meine „Briefe aus dem Wuppertal"[1] in Ihrer Zeitung heftig angegriffen, haben mir absichtliche Entstellungen, Unkenntnis der Verhältnisse, Persönlichkeiten, ja Unwahrheiten vorgeworfen. Daß Sie mich einen Jungdeutschen nennen, kann mir gleichgültig sein, da ich weder die Vorwürfe, die Sie der jungen Literatur machen, anerkenne, noch zu ihr zu gehören die Ehre habe. Ich habe Sie bisher als Literat und Publizisten nur geachtet, meine Ansicht dahin auch im zweiten Artikel[2] ausgesprochen und absichtlich die von Ihnen herrührenden Gedichte im „Rhein[ischen] Odeon"[2] nicht erwähnt, weil ich diese nicht hätte loben können. Absichtliche Entstellung kann man jedem vorwerfen und pflegt dies auch überall zu tun, wo eine Erzählung nicht mit des Lesers vorgefaßten Meinungen stimmt. Warum haben Sie mir keine einzige nachgewiesen? Was die Unkenntnis der Verhältnisse betrifft, so hätte ich diesen Vorwurf am wenigsten erwartet, wenn ich nicht wüßte, wie sehr diese Redensart eine nichtssagende, überall in Ermangelung eines Bessern gebrauchte Floskel geworden ist. Ich habe mich vielleicht doppelt so lange im Wuppertal aufgehalten wie Sie, habe in Elberfeld und Barmen gewohnt und die günstigste Gelegenheit gehabt, das Leben aller Stände genau zu beobachten.

Herr Runkel, auf Genialität, wie Sie mir vorwerfen, mache ich keine Ansprüche, aber dazu gehörte wahrlich ein außerordentlich stupides Ingenium, unter solchen Umständen die Verhältnisse nicht kennenzulernen, besonders wenn man sich darum bemüht. Persönlichkeiten – ein Prediger, ein Lehrer ist so gut wie ein Schriftsteller ein öffentlicher Charakter, und

[1] Siehe Band 1 unserer Ausgabe, S. 413–432 – [2] ebenda, S. 429

eine Schilderung seines öffentlichen Auftretens nennen Sie doch wohl keine Persönlichkeit? Wo habe ich Privatangelegenheiten zur Sprache gebracht, wo nun gar solche, die die Nennung meines Namens erforderten, wo dergleichen verspottet? Und was die mir aufgebundenen Unwahrheiten betrifft, so sehe ich mich, so gern ich alle Klopffechterei oder nur Aufsehen vermieden hätte, genötigt, um weder den „Telegraphen" noch meine anonyme Ehre zu kompromittieren, Sie aufzufordern, mir doch aus der „Fülle von Unwahrheiten" nur eine nachzuweisen. Ehrlich gesagt, zwei sind wirklich drin. Die Umdichtung von Stier ist nicht wörtlich abgedruckt, und mit dem Reisen des Herrn Egen ist es nicht so schlimm.[1] Aber nun haben Sie doch die Güte, das Kleeblatt voll zu machen! Ferner sagen Sie, ich hätte nicht eine einzige Lichtseite der Gegend dargestellt. Das ist wahr; im einzelnen habe ich überall das Tüchtige anerkannt (nur Herrn Stier habe ich nicht in seiner theologischen Bedeutsamkeit dargestellt, was mir wirklich leid tut), aber im allgemeinen habe ich keine reinen Lichtpartien finden können; die Darstellung derselben erwarte ich gleichfalls von Ihnen. Ferner ist es mir nicht eingefallen zu sagen, die rote Wupper werde bei Barmen wieder klar. Das ist ja Unsinn, oder fließt die Wupper bergan? Zum Schluß bitte ich Sie, erst zu urteilen, nachdem Sie das Ganze gelesen, und den Dante künftig wörtlich oder gar nicht zu zitieren; er sagt nicht: qui si entra nell' eterno dolore[2], sondern per me si va nell' eterno dolore[3] (Inferno III, 2). – *Der Verfasser der Briefe aus dem Wuppertal.*

[1] ebenda, S. 424 u. 427 – [2] hier ist der Eingang zu den ewigen Qualen – [3] der Eingang bin ich zu den ew'gen Qualen

[F. W. Krummachers Predigt über Josua]

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 84, Mai 1839]

*Krummacher in Elberfeld stellte kürzlich in einer Predigt über Josua 10; 12, 13, wo Josua die Sonne stillstehen heißt, die interessante Behauptung auf, daß fromme Christen, Auserwählte, an dieser Stelle nicht annehmen dürften, daß Josua sich den Ansichten des Volkes hier akkommodiert habe, sondern glauben müßten, *daß die Erde stille stehe und die Sonne sich um dieselbe bewege*. Um diese Ansicht zu begründen, bewies er, daß sie in der ganzen Bibel ausgesprochen sei. Den Narren, welchen die Welt ihnen, den Auserwählten, deshalb anhängen werde, sollten sie getrost zu den vielen, die sie schon bekommen, in die Tasche stecken. – Eine Widerlegung dieser uns aus guter Quelle gekommenen traurigen Anekdote würden wir mit Freuden aufnehmen.

Aus Elberfeld

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 178, November 1839]

Es sind seit einiger Zeit Klagen laut geworden, bittere Klagen über die trostlose Kraft der Skepsis; hier und da schaute man trübe auf das niedergerissene Gebäude des alten Glaubens, bang harrend, daß die Wolken zerreißen möchten, die den Himmel der Zukunft bedecken. Mit einem ähnlichen, wehmütigen Gefühle lege ich die „Lieder eines heimgegangenen Freundes" aus der Hand; es sind Lieder eines Toten, eines echten Wuppertaler Christen, an die glückliche Zeit erinnernd, wo man selbst noch kindlich glauben konnte an eine Lehre, deren Widersprüche man sich jetzt an den Fingern abzählen kann, wo man von heiligem Eifer glühte gegen religiöse Freisinnigkeit – einem Eifer, über den man jetzt lächelt oder errötet. – Der Druckort schon zeigt, daß man diese Verse nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe beurteilen darf, daß hier keine blendenden Gedanken, kein fesselloser Schwung eines freien Geistes zu finden sind; ja, es wäre unbillig, etwas anderes zu verlangen als Produkte des Pietismus. Der einzig richtige Maßstab, den man an diese Gedichte legen darf, ist durch die frühere Wuppertaler Literatur gegeben, an der ich meinen Unmut schon hinlänglich ausgelassen habe[1], um nun auch einmal von andrem Gesichtspunkte eines ihrer Erzeugnisse beurteilen zu dürfen. Und da ist unverkennbar, daß in diesem Buche ein Fortschritt sich zeigt. Die Gedichte – die von einem, wenn auch nicht ungebildeten Laien herzurühren scheinen – stehen den Gedanken nach zum wenigsten gleich mit denen der Prediger Döring und Pol, ja zuweilen ist ein leiser Hauch von Romantik, soviel sich davon an die calvinistische Lehre anhängen läßt, nicht zu verkennen. Was die Form betrifft, sind sie aber unstreitig das Beste, was das Wuppertal bis

[1] Vgl. Band 1 unserer Ausgabe, S. 429–432

jetzt hervorgebracht hat; neue oder seltene Reime sind oft nicht ohne Geschicklichkeit angebracht; ja bis zum Distichon und zur freien Ode hat sich der Verfasser erhoben, welche Formen ihm aber zu hoch waren. Krummachers[1] Einfluß ist unverkennbar; seine Redensarten und Bilder sind überall benutzt; wenn der Dichter aber singt:

Pilger: Arme Schäflein von Christi Herde,
Ich seh' ja nichts von seiner Zierde
An Dir, o Schäflein, so still.

Schäflein: Gedrückt ein Weilchen, dann hoch erhöht
Das Schäflein im Paradiese steht.
Pilger, schweige, und werd' ein Lämmlein,
Die still Gebeugten geh'n zum engen Tor ein,
Drum schweig' und bete und werd' ein Lämmlein,

so ist das keine Nachahmung Krummachers, sondern schon er selbst! Dagegen finden sich einzelne Stellen dieser Gedichte, die durch die Wahrheit der Empfindung wirklich rührend sind – ach, man kann nur nie vergessen, daß diese Empfindung größtenteils krankhaft ist! Und doch zeigt es sich auch hier, wie stärkend und tröstend eine wirklich zur Herzenssache gewordene Religion, selbst in ihren traurigsten Extremen, überall wirkt.

Lieber Leser, verzeihe mir, daß ich dir ein Buch vorführte, das unendlich wenig Interesse für dich haben kann; du bist nicht im Wuppertale geboren, du standest vielleicht nie auf den Bergen und sahst nie die beiden Städte zu deinen Füßen; aber du hast auch eine Heimat und kehrst vielleicht mit derselben Liebe wie ich zu ihren unbedeutenden Erscheinungen zurück, wenn du deinen Zorn gegen ihre Verkehrtheiten ausgelassen hast.

S. Oswald

[1] Friedrich Wilhelm Krummacher

Die deutschen Volksbücher[3]

Von Friedrich Oswald

[„Telegraph für Deutschland“
Nr. 186, November 1839]

Ist es nicht ein großes Lob für ein Buch, wenn es ein Volksbuch, ein deutsches Volksbuch ist? Aber darum dürfen wir auch Großes von einem solchen Buche verlangen, darum muß es allen vernünftigen Ansprüchen genügen und von jeder Seite in seinem Werte unangreifbar sein. Das Volksbuch hat den Beruf, den Landmann, wenn er abends müde von seinem harten Tagewerk zurückkehrt, zu erheitern, zu beleben, zu ergötzen, ihn seiner Mühen vergessen zu machen, sein steiniges Feld in einen duftigen Rosengarten umzuwandeln; es hat den Beruf, dem Handwerker seine Werkstatt, dem geplagten Lehrjungen seine elende Dachkammer in eine Welt der Poesie, in einen goldenen Palast umzuzaubern und ihm sein handfestes Liebchen in Gestalt einer wunderschönen Prinzessin vorzuführen; aber es hat auch den Beruf, neben der Bibel ihm sein sittliches Gefühl klarer zu machen, ihm seine Kraft, sein Recht, seine Freiheit zum Bewußtsein zu bringen, seinen Mut, seine Vaterlandsliebe zu wecken.

Sind also im allgemeinen die Anforderungen, die man, ohne ungerecht zu sein, an ein Volksbuch machen darf, reicher poetischer Inhalt, derber Witz, sittliche Reinheit, und für das deutsche Volksbuch kräftiger, biederer *deutscher* Geist, Eigenschaften, die zu jeder Zeit sich gleichbleiben, so sind wir daneben auch berechtigt zu verlangen, daß das Volksbuch seiner Zeit entspreche oder aufhöre, Volksbuch zu sein. Sehen wir insbesondere die Gegenwart an, das Ringen nach Freiheit, das alle ihre Erscheinungen hervorruft, den sich entwickelnden Konstitutionalismus, das Sträuben gegen den Druck der Aristokratie, den Kampf des Gedankens mit dem Pietismus, der Heiterkeit mit den Resten düsterer Askese, so sehe ich nicht ein, inwiefern es unrecht wäre zu verlangen, das Volksbuch solle hier dem Ungebildeteren zur Hand gehen, ihm, wenn auch natürlich nicht in unmittelbarer

Deduktion, die Wahrheit und Vernünftigkeit dieser Richtungen zeigen – aber auf keinen Fall die Duckmäuserei, das Kriechen vor dem Adel, den Pietismus befördern. Von selbst versteht es sich aber, daß Gebräuche früherer Zeiten, deren Ausübung jetzt Unsinn oder gar Unrecht wäre, dem Volksbuche fremd bleiben müssen.

Nach diesen Grundsätzen dürfen und müssen wir auch diejenigen Bücher beurteilen, die jetzt wirklich deutsche Volksbücher sind und gewöhnlich unter diesem Namen zusammengefaßt werden. Sie sind teils Erzeugnisse der mittelalterlichen deutschen oder romanischen Poesie, teils des Volksaberglaubens. Früher von den höhern Ständen verachtet und verspottet, wurden sie von den Romantikern bekanntlich hervorgesucht, bearbeitet, ja gefeiert. Aber die Romantik sah nur auf den poetischen Gehalt, und wie unfähig sie war, ihre Bedeutung als Volksbücher zu fassen, zeigt *Görres* in seinem Werk darüber. Daß Görres überhaupt seine Urteile alle *dichtet*, hat er ja noch in der neuesten Zeit gezeigt. Doch beruht auf seinem Buche noch immer die gewöhnliche Ansicht über diese Bücher, und *Marbach* beruft sich noch darauf bei der Ankündigung seiner Ausgabe. In der dreifachen neuen Bearbeitung dieser Bücher – durch Marbach in Prosa, durch *Simrock* eine prosaische und eine poetische –, von denen zwei wieder für das Volk bestimmt sind, war die Aufforderung gegeben, die Gegenstände dieser Bearbeitungen nochmals genau in ihrem volkstümlichen Werte zu prüfen.

Das Urteil über den poetischen Wert dieser Bücher muß jedem einzelnen überlassen bleiben, solange die Poesie des Mittelalters überhaupt so sehr verschieden beurteilt wird; daß sie aber wirklich echt poetisch sind, wird wohl keiner leugnen. Mögen sie also auch als Volksbücher sich nicht legitimieren können, der poetische Gehalt soll ihnen ungeschmälert bleiben, ja, nach Schillers Worten:

> Was unsterblich im Gesang soll leben,
> Muß im Leben untergehn[4],

möchte vielleicht mancher Dichter einen Beweggrund mehr finden, das, was sich als unhaltbar fürs Volk erweist, der Poesie durch Bearbeitung zu retten. – Zwischen denen dieser Erzählungen, die deutschen, und denen, die romanischen Ursprungs sind, findet sich ein sehr bezeichnender Unterschied; die deutschen, echte Volkssagen, stellen den Mann handelnd in den Vordergrund; die romanischen heben das Weib, entweder geradezu duldend (Genovefa) oder liebend, also auch passiv gegen die Leidenschaft, hervor. Nur zwei sind ausgenommen: die Haimonskinder und Fortunat, beide

romanisch, aber auch Volkssagen, während Oktavian, Melusine etc. Produkte der Hofpoesie und erst später durch prosaische Bearbeitung ins Volk übergegangen sind. – Von den komischen ist auch nur eins nicht geradezu deutschen Ursprungs, Salomon und Morolf, während Eulenspiegel, die Schildbürger usw. uns nicht streitig gemacht werden können.

Fassen wir die Gesamtheit dieser Bücher ins Auge und beurteilen wir sie nach den im Anfange ausgesprochenen Grundsätzen, so ist es klar, daß sie nur nach einer Seite hin diesen Ansprüchen genügen; sie haben Poesie und Witz in reichem Maße und in einer auch dem Ungebildetsten im allgemeinen ganz verständlichen Form, nach der andern Seite hin aber genügt die Gesamtheit gar nicht, einzelne sprechen gerade das Gegenteil aus, andere genügen nur teilweise. Die besonderen Zwecke, die die Gegenwart von ihnen verlangen dürfte, gehen ihnen als Produkten des Mittelalters natürlich ganz ab. Trotz der äußeren Reichhaltigkeit dieses Literaturzweiges und trotz Tiecks und Görres' Deklamationen lassen sie also noch sehr viel zu wünschen übrig; ob diese Lücke aber jemals auszufüllen sein wird, ist eine andere Frage, die ich mir nicht zu beantworten getraue.

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 188, November 1839]

Um nun zu dem einzelnen überzugehen, so ist ohne Zweifel das wichtigste die **Geschichte vom gehörnten Siegfried.** – Das Buch laß ich mir gefallen; das ist eine Erzählung, die wenig zu wünschen übrigläßt, da ist die üppigste Poesie, bald mit der größten Naivetät, bald mit dem schönsten humoristischen Pathos vorgetragen; da ist sprudelnder Witz – wer kennt nicht die kostbare Episode vom Kampf der beiden Memmen? Da ist Charakter, ein kecker, jugendlich-frischer Sinn, an dem sich jeder wandernde Handwerksbursche ein Exempel abnehmen kann, wenn er auch nicht mehr mit Drachen und Riesen zu kämpfen hat. Und werden nur die Druckfehler verbessert, an denen besonders die mir vorliegende (Kölner) Ausgabe[5] überaus reich ist, und die Interpunktion richtig gesetzt, so verschwinden Schwabs und Marbachs Überarbeitungen gegen diesen echten Volksstil. Das Volk hat sich aber auch dankbar dagegen bewiesen; keines dieser Bücher ist mir so häufig vorgekommen wie dieses.

Herzog Heinrich der Löwe. – Von diesem Buche habe ich mir leider kein altes Exemplar verschaffen können; die neuere, in Einbeck gedruckte Ausgabe[6] scheint ganz an die Stelle der alten getreten zu sein. Voran steht eine Genealogie des Braunschweigischen Hauses, die bis zum Jahr 1735

geht, dann folgt die Biographie des Herzogs Heinrich nach der Geschichte und darauf die Volkssage. Noch sind beigefügt eine Erzählung, die von Gottfried von Bouillon dasselbe erzählt, wie die Volkssage von Heinrich dem Löwen, die Geschichte vom Sklaven Andronicus, welche einem palästinischen Abt Gerasimi zugeschrieben und am Schluß bedeutend verändert wird, und ein Gedicht aus der neueren romantischen Schule, dessen Verfasser mir nicht einfällt, in dem die Sage vom Löwen noch einmal erzählt wird. So verschwindet die Sage, auf der doch das Volksbuch beruht, gänzlich unter den Anhängseln, mit denen es die Freigebigkeit des weisen Herausgebers ausstattete. Die Sage selbst ist sehr schön, aber das übrige kann nicht interessieren; was geht den Schwaben die braunschweigische Geschichte an? Und was soll die moderne, wortreiche Romanze hinter dem einfachen Stil des Volksbuches? – Doch auch der ist fort; der geniale Bearbeiter, der mir ein Pfarrer oder Schulmeister aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu sein scheint, schreibt folgendermaßen:

„So war das Ziel der Reise erreicht, das heilige Land lag vor Augen, der Boden wurde betreten, an den sich die bedeutendsten Erinnerungen der religiösen Geschichte knüpfen! Die fromme Einfalt, die hieher verlangensvoll geschaut hatte, ging hier über in inbrünstige Andacht, fand hier volle Befriedigung, und ward die lebhafteste Freude in dem Herrn."

Man stelle die Sage in ihrer alten Sprache wieder her, füge, um ein Buch vollzumachen, andre echte Volkssagen hinzu und sende sie so unters Volk, so wird sie den poetischen Sinn wachhalten; aber in dieser Gestalt ist sie es nicht wert, unter dem Volke zu zirkulieren.

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 189, November 1839]

Herzog Ernst. – Der Verfasser dieses Buches ist kein besonderer Poet gewesen, indem er alle poetischen Momente im orientalischen Märchen vorfand. Doch ist das Buch gut geschrieben und sehr unterhaltend für das Volk; das ist aber auch alles. An die Wirklichkeit der darin vorkommenden Phantasiegebilde wird doch kein Mensch mehr glauben; man mag es darum unverändert in den Händen des Volks lassen.

Ich komme jetzt zu zwei Sagen, die das deutsche Volk schuf und ausbildete, zu dem Tiefsten, was die Volkspoesie aller Völker aufweisen kann. Ich meine die Sage von **Faust** und vom **ewigen Juden.** Sie sind unerschöpflich, jede Zeit kann sie sich aneignen, ohne sie in ihrem Wesen umzumodeln; und wenn auch die Bearbeitungen der Faustsage nach

Goethe zu den Iliaden post Homerum gehören mögen, so decken sie uns doch immer neue Seiten daran auf – von der Wichtigkeit der Ahasversage für die neuere Poesie gar nicht zu reden. Aber wie enthalten die Volksbücher diese Sagen! Nicht als Produkte der freien Phantasie, nein, als Kinder eines sklavischen Aberglaubens sind sie aufgefaßt; das Buch vom ewigen Juden verlangt sogar einen religiösen Glauben an seinen Inhalt, den es mit der Bibel und vielen abgeschmackten Legenden zu rechtfertigen sucht; von der Sage enthält es nur das Alleräußerlichste, aber eine sehr lange und langweilige christliche Vermahnung über den Juden Ahasverus. Die Faustsage ist zu einer gemeinen Hexereigeschichte herabgesunken, mit ordinären Zauberanekdoten verziert, sogar die wenige Poesie, die sich in der Volkskomödie erhalten hat, ist fast ganz verschwunden. Nicht nur aber sind diese beiden Bücher unfähig, einen poetischen Genuß zu bieten, sie müssen in der gegenwärtigen Gestalt den alten Aberglauben wieder befestigen und erneuern; oder was soll man anders von solchen Teufeleien erwarten? Das Bewußtsein der Sage und ihres Inhalts scheint auch im Volke ganz zu verschwinden; Faust gilt für einen ganz gewöhnlichen Hexenmeister und Ahasver für den größten Bösewicht außer Judas Ischariot. Aber sollte es nicht möglich sein, diese beiden Sagen dem deutschen *Volke* zu retten, sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen und ihr Wesen so klar auszudrücken, daß auch dem Ungebildeteren der tiefe Sinn nicht ganz unverständlich ist? Marbach und Simrock sind noch nicht zur Bearbeitung dieser Sagen gekommen; möchten sie bei diesen eine weise Kritik vorwalten lassen!

Eine andre Reihe der Volksbücher liegt vor uns, es sind die scherzhaften, **Eulenspiegel, Salomon und Morolf, Der Pfaff vom Kalenberge, Die sieben Schwaben, Die Schildbürger.** Das ist eine Reihe, wie sie wenige Völker aufzuweisen haben. Dieser Witz, diese Natürlichkeit der Anlage wie der Ausführung, der gutmütige Humor, welcher den beißenden Spott überall begleitet, damit er nicht zu arg werde, diese frappante Komik der Situation könnte wahrlich einen großen Teil unserer Literatur beschämen. Welcher Autor der Gegenwart hätte Erfindungsgabe genug, ein Buch wie die Schildbürger schaffen zu können? Wie prosaisch steht Mundts Humor da, vergleicht man ihn mit dem der sieben Schwaben! Freilich gehörte eine ruhigere Zeit dazu, dergleichen zu produzieren, als die unsrige, die, einem ruhelosen Geschäftsmanne gleichend, stets die wichtigen Fragen im Munde führt, die sie zu beantworten habe, ehe sie an andres denken könne. – Was die Form dieser Bücher betrifft, so möchte, außer Entfernung eines oder des andern mißratenen Witzes und Reinigung

des entstellten Stils, wenig an ihnen zu ändern sein. Von Eulenspiegel sind mehrere, mit preußischem Zensurstempel versehene Ausgaben weniger vollständig; gleich im Anfange fehlt ein derber Witz, der bei Marbach in einem sehr guten Holzschnitte dargestellt ist.

Einen schroffen Gegensatz hierzu bilden die Geschichten von **Genovefa, Griseldis** und **Hirlanda,** drei Bücher romanischen[1] Ursprungs, die alle ein Weib zur Heldin haben, und zwar ein leidendes Weib; sie bezeichnen das Verhältnis des Mittelalters zur Religion, und das auf sehr poetische Weise – nur sind Genovefa und Hirlanda zu sehr über einen Leisten gehauen. Aber, um Gottes willen, was soll das deutsche Volk heutzutage damit? Man kann sich zwar unter Griseldis das deutsche Volk sehr schön vorstellen und unter Markgrafen Walther die Fürsten – aber da müßte denn die Komödie doch ganz anders schließen, als es im Volksbuche geschieht, man würde sich die Vergleichung beiderseits verbitten und würde hie und da gutes Recht dazu haben. Soll die Griseldis noch Volksbuch bleiben, so kommt sie mir vor wie eine Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung um Emanzipation der Frauen. Man weiß aber hie und da, wie vor vier Jahren dergleichen romanhafte Petitionen aufgenommen wurden[7], weshalb ich mich sehr wundere, daß Marbach nicht nachträglich zum Jungen Deutschland gerechnet worden. – Das Volk hat lange genug Griseldis und Genovefa vorgestellt, es spiele jetzt auch einmal den Siegfried und Reinald; aber der rechte Weg, es dahin zu bringen, ist doch wohl nicht das Anpreisen jener alten Demütigungshistorien?

Das Buch vom **Kaiser Octavianus** gehört seiner ersten Hälfte nach dieser Klasse an, während es durch die zweite Hälfte sich an die eigentlichen Liebesgeschichten anschließt. Die Geschichte von der **Helena** ist nur eine Nachahmung des Oktavian, oder beide sind vielleicht verschiedene Auffassungen derselben Sage. Die zweite des Oktavian ist ein vortreffliches Volksbuch und allein dem Siegfried zur Seite zu stellen; die Charakteristik des Florens, sowie seines Pflegevaters Clemens und des Claudius ist ausgezeichnet, und Tieck hatte es hier sehr leicht[8]; aber zieht sich nicht überall der Gedanke hindurch, daß adliges Blut besser sei als Bürgerblut? Und wie oft finden wir nicht diesen Gedanken noch im Volke selbst! Wenn dieser Gedanke nicht aus dem Oktavian verbannt werden kann – und das halte ich für unmöglich –, wenn ich bedenke, daß er zuerst entfernt werden muß, wo konstitutionelles Leben erstehen soll –, so mag das Buch so poetisch sein, wie es will, censeo Carthaginem esse delendam[2].

[1] Im „Telegraph für Deutschland“: romantischen – [2] ich meine, daß Karthago zerstört werden muß

[„Telegraph für Deutschland“
Nr. 190, November 1839]

Den genannten tränenreichen Leidens- und Duldergeschichten stehen drei andre gegenüber, die die Liebe feiern. Es sind: **Magelone, Melusina** und **Tristan.** Magelone sagt mir als Volksbuch am meisten zu; Melusina ist wieder voll von absurden Monstrositäten und fabelhaften Übertreibungen, so daß man beinahe eine Donquijotiade darin sehen möchte, und ich wieder fragen muß: was soll das dem deutschen Volke? Und nun gar die Geschichte von Tristan und Isalde – ihren poetischen Wert will ich nicht antasten, weil ich die herrliche Bearbeitung Gottfrieds von Straßburg liebe, wenn auch hie und da Mängel in der Erzählung zu finden sein möchten –, aber es gibt kein Buch, das weniger dem Volke in die Hände gegeben werden dürfte als gerade dieses. Zwar liegt hier eine moderne Frage wieder sehr nahe, die Emanzipation der Frauen; ein geschickter Dichter würde bei einer Bearbeitung des Tristan jetzt diese Frage gar nicht mehr von seiner Arbeit ausschließen können, ohne darum in eine gesuchte und langweilige Tendenzpoesie zu verfallen. Aber im Volksbuch, wo von dieser Frage keine Rede ist, kommt die ganze Erzählung auf eine Entschuldigung des Ehebruchs heraus – und das in den Händen des Volks zu lassen, ist doch sehr bedenklich. Indes verschwindet das Buch fast ganz, und sehr selten bekommt man ein Exemplar davon zu Gesicht.

[„Telegraph für Deutschland“
Nr. 191, November 1839]

Die **Haimonskinder** und **Fortunat,** wo wir wieder den *Mann* im Mittelpunkte der Handlung sehen, sind einmal wieder ein paar rechte Volksbücher. Hier der heiterste Humor, mit dem der Sohn Fortunas alle seine Abenteuer durchficht – dort der kecke Trotz, die ungebändigte Oppositionslust, die der absoluten, tyrannischen Gewalt Karls des Großen jugendkräftig entgegentritt und sich nicht scheut, erlittene Beleidigungen mit eigner Hand, auch vor dem Auge des Fürsten, zu rächen. Solch ein jugendlicher Geist muß in den Volksbüchern herrschen, der läßt viele Mängel übersehen; aber wo ist der in Griseldis und ihren Verwandten zu finden?

Zuletzt kommt das Beste, der geniale hundertjährige **Kalender,** das superkluge **Traumbuch,** das nie fehlende **Glücksrad** und ähnliche unsinnige Kinder des leidigen Aberglaubens. Mit welchen elenden Sophismen Görres dieses Zeug entschuldigt hat, weiß ein jeder, der sein Buch nur

einmal angesehen hat. Alle diese traurigen Bücher hat die preußische Zensur mit ihrem Stempel beehrt. Freilich sind sie weder revolutionär, wie Börnes Briefe, noch unsittlich, wie man von der „Wally" behauptet. Man sieht, wie falsch die Anschuldigungen sind, als sei die preußische Zensur ausnehmend scharf. Ich brauche wohl kein Wort mehr darüber zu verlieren, ob solches Zeug ferner unter dem Volke bleiben solle.

Von den übrigen Volksbüchern ist nichts zu sagen; die Geschichten von **Pontus, Fierabras** etc. haben sich längst verloren und verdienen also diesen Namen nicht mehr. Aber ich glaube, schon in diesen wenigen Andeutungen gezeigt zu haben, wie ungenügend diese Literatur erscheint, wenn man sie im Interesse des Volks, nicht im Interesse der Poesie beurteilt. Was ihr nottut, sind Bearbeitungen einer strengen Auswahl, die vom alten Ausdruck nicht ohne Not abgehen und gut ausgestattet unter das Volk gebracht werden. Mit Gewalt die auszurotten, die vor der Kritik nicht bestehen können, dürfte weder leicht möglich, noch rätlich sein; nur dem wirklich Abergläubischen darf der Zensurstempel versagt werden. Die übrigen verlieren sich von selbst; Griseldis findet sich selten, Tristan fast gar nicht. In manchen Gegenden ist es nicht möglich, auch nur ein einziges Exemplar aufzutreiben, z.B. im Wuppertal; in andern, wie in Köln, Bremen etc. hat fast jeder Krämer Exemplare an den Fenstern für die hereinkommenden Bauern ausgehängt.

Aber eine vernünftige Bearbeitung ist das deutsche Volk, sind die besseren dieser Bücher doch wohl wert? Es ist freilich nicht jedermanns Sache, eine solche Bearbeitung auszuführen; ich kenne nur zwei, die kritischen Scharfsinn und Geschmack genug bei der Auswahl, Gewandtheit im altertümlichen Stil bei der Ausführung besitzen; das sind die Brüder *Grimm;* ob sie aber auch Lust und Muße zu dieser Arbeit haben würden? Die Marbachsche Bearbeitung paßt gar nicht für das Volk. Was ist da zu hoffen, wenn er gleich mit Griseldis anfängt? Nicht nur fehlt ihm alle Kritik, auch hat er sich zu Auslassungen hinreißen lassen, die gar nicht nottaten; dazu hat er den Stil recht matt und farblos gemacht – man vergleiche das Volksbuch vom gehörnten Siegfried und jedes andre mit der Bearbeitung. Da ist nichts als auseinandergerissene Sätze, Wortversetzungen, zu denen keine Veranlassung war als Herrn Marbachs Sucht, in Ermanglung anderweitiger Selbständigkeit, hier selbständig zu scheinen. Oder was trieb ihn sonst dazu, die schönsten Stellen aus dem Volksbuch zu verändern und mit seiner unnötigen Interpunktion zu versehen? Wer das Volksbuch nicht kennt, für den sind die Marbachschen Erzählungen ganz gut, aber sobald man beide vergleicht, sieht man, daß Marbachs ganzes Verdienst die

Verbesserung der Druckfehler ist. Seine Holzschnitte sind von ganz verschiedenem Wert. – Die Simrocksche Bearbeitung ist noch nicht weit genug gediehen, um ein Urteil darüber fällen zu können; doch traue ich Simrock weit mehr zu als seinem Nebenbuhler. Seine Holzschnitte sind auch durchgängig besser als die Marbachs.

Sie haben für mich einen außerordentlichen, poetischen Reiz, diese alten Volksbücher mit ihrem altertümlichen Ton, mit ihren Druckfehlern und schlechten Holzschnitten; sie versetzen mich aus unsern geschraubten, modernen „Zuständen, Wirren und feinen Bezügen" in eine Welt, die der Natur weit näher liegt. Aber davon darf hier keine Rede sein; Tieck freilich hatte in diesem poetischen Reiz sein Hauptargument – aber was gilt Tiecks, Görres' und aller andern Romantiker Autorität, wenn die Vernunft dawiderspricht, und wenn es sich um das *deutsche Volk* handelt?

Karl Beck[1]

Von Friedrich Oswald

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 202, Dezember 1839]

Ein Sultan bin ich, wild und sturmbewegt,
Mein Heer des Lieds gepanzerte Gestalten;
Um meine Stirne hat der Gram gelegt
Den Turban in geheimnisreiche Falten – [9]

Mit diesen schwülstigen Worten trat Herr Beck, Einlaß begehrend, an die Reihen der deutschen Dichter; im Auge das stolze Bewußtsein seines Berufs, um den Mund einen weltschmerzlichen, modernen Zug. So streckte er die Hand nach dem Lorbeer aus. Zwei Jahre sind seitdem vergangen; bedeckt der Lorbeer versöhnend die „geheimnisvollen Falten" seiner Stirn?

Es lag in seiner ersten Gedichtsammlung eine große Kühnheit. „Gepanzerte Lieder", eine „neue Bibel", ein „junges Palästina"[10] – der zwanzigjährige Dichter sprang aus Prima gleich in den dritten Himmel! Das war ein Feuer, wie es lange nicht loderte, ein Feuer, das stark rauchte, weil es von allzu grünem, frischem Holze kam.

Die junge Literatur entwickelte sich so rasch und glänzend, daß ihre Gegner einsahen, wie man durch hochmütiges Desavouieren oder Aburteilen mehr verlieren als gewinnen müsse. Es war hohe Zeit, sie genauer zu betrachten und ihre wirklichen Schwächen anzugreifen. Damit war denn die junge Literatur freilich als ebenbürtig anerkannt. Und man fand dieser schwachen Seiten – ob wirkliche oder scheinbare, geht uns hier nicht an – bald eine ziemliche Anzahl; am lautesten aber wurde behauptet, das gewesene Junge Deutschland wolle die Lyrik stürzen. Freilich, Heine kämpfte gegen die Schwaben[11]; Wienbarg machte bittere Bemerkungen über die alltägliche Lyrik und ihr ewiges Einerlei, Mundt verwarf alle

---

[1] Vgl. auch vorl. Band, S. 31 u. 56–57

Lyrik als unzeitgemäß und prophezeite einen Literaturmessias der Prosa; das war zu arg. Wir Deutschen sind von jeher stolz gewesen auf unsere Lieder; rühmte sich der Franzose seiner selbsterkämpften Charte und spottete er unserer Zensur, so zeigten wir stolz auf die Philosophie von Kant bis Hegel und auf die Liederreihe vom Ludwigslied bis auf Nikolaus Lenau. Und dieser lyrische Schatz sollte uns nun verkümmert werden? Siehe, da kommt die Lyrik der „jungen Literatur" mit Franz Dingelstedt, Ernst von der Haide, Theodor Creizenach und Karl Beck.

Kurz vor Freiligraths Gedichten erschienen Becks „Nächte". Es ist bekannt, welches Aufsehen beide Gedichtsammlungen erregten. Zwei junge Lyriker standen auf, denen damals von den Jüngeren keiner an die Seite zu setzen war. Das Verhältnis Becks und Freiligraths zueinander wurde in der „Eleganten Zeitung" von Kühne in seiner von den „Charakteren" her bekannten Manier besprochen. Ich möchte auf diese Kritik die Worte Wienbargs über G. Pfizer anwenden.[12]

Die „Nächte" sind ein Chaos. Alles liegt bunt und regellos durcheinander. Bilder, oft kühn, wie seltsame Felsformationen; Keime eines künftigen Lebens, übergossen aber von einem Phrasenmeer; hier und da beginnt schon eine Blume zu sprossen, eine feste Insel sich anzusetzen, eine Kristallschichte sich zu bilden. Aber noch ist alles Verwirrung und Unordnung. Nicht auf Börne, auf Beck selbst passen die Worte:

> Wie sich die Bilder wüst und blitzend treiben
> Durch mein gewitterschwüles, zürnend Haupt![13]

Das Bild, welches uns Beck in seinem ersten Versuch von Börne gibt, ist entsetzlich schief und unwahr; Kühnes Einfluß ist dabei nicht zu verkennen. Abgesehen davon, daß Börne nun und nimmermehr in solchen Phrasen gesprochen hätte, kannte er auch den ganzen verzweifelnden Weltschmerz nicht, den ihm Beck zuschreibt. Ist das der klare Börne, der feste, unerschütterliche Charakter, dessen Liebe wärmte, aber nicht verbrannte, am wenigsten ihn selbst? Nein, das ist Börne nicht, das ist nur ein unbestimmtes Ideal des modernen Dichtens, aus Heinescher Koketterie und Mundtschen Floskeln zusammengesetzt, ein Ideal, vor dessen Realisierung uns Gott bewahren möge. In Börnes Haupt haben sich nie die Bilder wüst und blitzend herumgetrieben, seine Locken haben sich nicht fluchend gen Himmel gebäumt; in seinem Herzen scholl es nie Mitternacht, sondern immer Morgenstunde, sein Himmel war nicht blutig rot, sondern immer blau. Börne war glücklicherweise nicht so gräßlich verzweiflungsvoll, daß er die „achtzehnte Nacht" hätte schreiben können.

Schwatzte Beck nicht so viel vom Rot des Lebens, mit dem sein Börne schreibt, so würd' ich glauben, er hätte den „Franzosenfresser" nicht gelesen. Beck mag die allerwehmütigste Stelle des „Franzosenfressers" nehmen, und sie ist lichter Tag gegen seine affektierte Sturmnachtverzweiflung. Ist denn Börne an sich nicht poetisch genug; muß er erst mit diesem neumodischen Weltschmerze gepfeffert werden? Neumodisch sage ich – denn daß dergleichen zur echten *modernen* Poesie gehöre, kann ich nie glauben. Das ist ja eben die Größe Börnes, daß er erhaben war über die jämmerlichen Floskeln und Koteriestichwörter unserer Tage.

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 203, Dezember 1839]

Noch ehe sich ein fertiges Urteil über die „Nächte" bilden konnte, trat Beck schon mit einer neuen Reihe Dichtungen hervor. „Der *fahrende Poet*" zeigte ihn uns von anderer Seite. Der Sturm hatte ausgeweht, das Chaos begann sich zu ordnen. Man hatte keine so vortrefflichen Schilderungen erwartet, wie der erste und zweite Gesang sie aufwiesen; man hatte nicht geglaubt, daß Schiller und Goethe, die unserer pedantischen Ästhetik in die Krallen geraten waren, zu einer so poetischen Zusammenstellung Stoff bieten könnten, wie sie im dritten Gesange gegeben wurde; daß Becks dichterische Reflexion so ruhig und beinahe philiströs über der Wartburg schweben würde, wie sie es nun wirklich tat.

Mit dem „Fahrenden Poeten" war Beck förmlich in die Literatur eingetreten. Beck kündigte „*Stille Lieder*" an, und die Journale berichteten, daß er ein Trauerspiel: „Verlorne Seelen", ausarbeite.

Ein Jahr verging. Außer einzelnen Gedichten ließ Beck nichts von sich hören. Die „Stillen Lieder" blieben aus und von den „Verlorenen Seelen" war nichts Gewisses zu erfahren. Endlich brachte die „Elegante" „*Novellistische Skizzen*" von ihm. Ein Versuch in Prosa von einem solchen Autor konnte jedenfalls Beachtung verlangen. Ich bezweifle indes, daß dieser Versuch selbst irgendeinen Freund der Beckschen Muse befriedigt hat. An einigen Bildern war der Frühere zu erkennen; der Stil konnte bei sorgsamer Pflege sich recht nett herausbilden, das ist aber auch alles Gute, was von dieser kleinen Erzählung zu sagen ist. Weder tiefe Gedanken noch poetischer Schwung erhoben sich über die Sphäre der gemeinen Unterhaltungsliteratur; die Erfindung ziemlich alltäglich und sogar unschön, die Ausführung gewöhnlich.

In einem Konzerte sagte mir ein Freund, daß Becks „Stille Lieder" angekommen seien. Eben erklang das Adagio einer Beethovenschen

Symphonie. So, dacht' ich, werden diese Lieder sein; aber ich hatte mich getäuscht, es war wenig Beethoven und viel Bellinisches Lamentieren darin. Als ich das kleine Heft zur Hand nahm, erschrak ich. Gleich das erste Lied so unendlich trivial, in einer so wohlfeilen Manier, nur durch gesuchte Redeweisen quasi-originell!

An die „Nächte" erinnert nur in diesen Liedern noch die enorme Träumerei. Daß in den „Nächten" viel geträumt wurde, war zu entschuldigen; dem „Fahrenden Poeten" sah man's nach, aber jetzt kommt Herr Beck aus dem Schlafen gar nicht heraus. Schon Seite 3 wird geträumt; S. 4, S. 8, S. 9, S. 15, S. 16, S. 23, S. 31, S. 33, S. 34, S. 35, S. 40 usw. überall Träume. Dazu kommt eine ganze Reihe Traumbilder. Es wäre lächerlich, wenn es nicht gar zu traurig wäre. Die Hoffnung auf Originalität mußte bis auf einige neue Versmaße verschwinden; dafür müssen uns denn Heinesche Anklänge entschädigen und eine grenzenlos *kindische Naivität*, die durch fast alle diese Lieder sich höchst widerwärtig hindurchzieht. Besonders leidet die erste Abteilung: „Lieder der Liebe. Ihr Tagebuch" daran. Von einer lodernden Flamme, von einem edeln, kräftigen Geist, wie Beck sein will, hätte ich solch einen matten, widerlichen Brei nicht erwartet. Nur zwei oder drei Lieder sind erträglich. „Sein Tagebuch" ist etwas besser; da ist denn doch hier und da ein wirkliches Lied, das uns für die vielen Unsinnigkeiten und Faseleien entschädigen kann. Die größte dieser Faseleien seines Tagebuchs ist „Eine Träne". Man weiß, was Beck früher schon in der Tränenpoesie leistete. Da ließ er „das Leid, den rohen blutigen Korsaren, im stillen Meer der Träne kreuzen" und „den Gram, den stummen, kalten Fisch"[14] darin plätschern, jetzt gesellt sich noch mehr dazu:

> Träne, nicht vergebens
> Bist du voll und groß,
> Schwimmt doch meines Lebens
> Glück in *deinem Schoß* (!)
> Es schwimmt in dir so viel, so viel,
> Mein Lieben und mein Saitenspiel.
> Träne, nicht vergebens
> Bist du voll und groß![15]

Wie albern ist das! Die Traumbilder enthalten noch das Bessere des ganzen Hefts, und einzelne Lieder darunter sind wenigstens herzlich. Besonders: „Schlaf wohl!", das, nach der Zeit des ersten Abdrucks in der „Eleganten"[16] zu schließen, unter die frühern dieser Lieder gehören muß. Das Schlußgedicht ist eines der besseren, nur etwas phrasenhaft, und zum Schluß ist wieder die „Träne des Weltgeistes starker Schild".

Den Schluß machen Versuche in der Ballade. Der „*Zigeunerkönig*“, dessen Anfang stark nach Freiligraths Schilderungsweise schmeckt, ist matt gegen die lebendigen Gemälde des Zigeunerlebens bei Lenau, und der Phrasenschwall, der uns zwingen soll, das Gedicht frisch und kräftig zu finden, macht es nur noch widerwärtiger. Dagegen ist „Das Röslein“ ein hübsch wiedergegebener Moment. „Das *ungrische Wachthaus*“ gehört in die Kategorie des „Zigeunerkönigs“; die letzte Ballade dieses Zyklus ist ein Exempel, wie ein Gedicht fließende und volltönende Verse und schöne Floskeln haben kann, ohne doch einen besondern Eindruck zu hinterlassen. Der frühere Beck hätte mit drei treffenden Bildern den finstern Räuber Janossyk anschaulicher hingestellt. Dieser muß denn noch zu guter Letzt auf der vorletzten Seite *träumen*, und so schließt das Heft, aber nicht das Gedicht, dessen Fortsetzung im zweiten Bändchen versprochen wird. Was soll das heißen? Sollen Dichtungen wie Journale schließen mit „Fortsetzung folgt“?

Die „Verlornen Seelen“ hat der Verfasser, nachdem sie als Drama von der Regie mehrer Theater für unaufführbar erklärt worden, wie man hört, vernichtet; ein anderes Trauerspiel: „Saul“, scheint er jetzt auszuarbeiten, wenigstens hat die „Elegante“ nur den ersten Akt und die „Theater-Chronik“ einen großen Prospektus davon gegeben. Dieser Akt ist schon in diesen Blättern besprochen worden.[17] Ich kann das darin Gesagte leider nur bestätigen. Beck, dessen regellose, tastende Phantastik ihn unfähig macht zu plastischer Charakterdarstellung und allen seinen Personen *dieselben Phrasen* unterlegt, Beck, der in seiner Auffassung Börnes zeigte, wie wenig er einen Charakter verstehen kann, geschweige schaffen, konnte auf keinen unglücklicheren Gedanken kommen, als ein Trauerspiel zu schreiben. Beck *mußte* die Exposition unwillkürlich von einem eben erschienenen Vorbilde entlehnen, mußte seinen David und Merob im weinerlichen Ton „Ihres Tagebuchs“ sprechen lassen, er mußte die Stimmungsübergänge im Gemüte Sauls mit der Plumpheit einer Jahrmarktskomödie wiedergeben. Wenn man den Moab sprechen hört, so erkennt man erst die Bedeutung, die bei seinem Vorbilde Abner hat; dieser Moab, dieser rohe, blutige Molochjünger, der dem Tiere nähersteht als dem Menschen, sollte Sauls „böser Geist“ sein? Ein Naturmensch ist noch keine Bestie, und Saul, der gegen die Priester opponiert, findet darum doch noch keinen Gefallen an Menschenopfern. Dazu der Dialog über alle Maßen ledern, die Sprache matt, und nur einige erträgliche Bilder, die aber noch keinen Akt eines Trauerspiels stützen können, erinnern an Erwartungen, die Herr Beck nicht mehr erfüllen zu können scheint.

Retrograde Zeichen der Zeit

Von Friedrich Oswald

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 26, Februar 1840]

Nichts Neues unter der Sonne! Das ist eine jener glücklichen Pseudowahrheiten, denen die brillanteste Karriere zugedacht war, die von Mund zu Mund ihren Triumphzug um die Erde machten und nach Jahrhunderten noch so oft zitiert werden, als kämen sie erst eben zur Welt. Die echten Wahrheiten sind selten so glücklich gewesen; sie mußten ringen und dulden, sie wurden gefoltert und lebendig begraben, und jeder knetete sie nach seinem Gutdünken zurecht. Nichts Neues unter der Sonne! Nein, Neues genug, aber es wird unterdrückt, wenn es nicht zu jenen geschmeidigen Pseudowahrheiten gehört, die immer ein loyales „das heißt etc." in ihrem Gefolge führen und die wie ein aufflackerndes Nordlicht bald der Nacht wieder weichen; steigt aber eine neue, echte Wahrheit am Horizonte morgenrötlich empor, so wissen die Kinder der Nacht wohl, daß sie ihrem Reich den Untergang droht und greifen zu den Waffen. Das Nordlicht findet ja stets einen heitern, das Morgenrot meist einen bewölkten Himmel, dessen Trübe es niederzukämpfen oder mit seinen Flammen zu durchgeisten hat. Und einige solcher *Wolken*, die sich an die Morgenröte der Zeit gehängt haben, sollen jetzt vor uns Revue passieren.

Oder fassen wir unsern Stoff anders an! Die Versuche, den Lauf der Geschichte mit einer Linie zu vergleichen, sind bekannt.

„Die Form der Geschichte", heißt es in einem geistvollen Werke, das gegen die Hegelsche Geschichtsphilosophie geschrieben ist, „die Form der Geschichte ist nicht Auf- und Absteigen, nicht der konzentrische Kreis oder die Spirale, sondern der epische Parallelismus, bald konvergierend" (so soll es wohl statt „kongruierend" heißen) „bald divergierend."[18]

Ich halte mich indes lieber an eine aus freier Hand gezogene Spirale, die es mit ihren Windungen nicht zu genau nimmt. Langsam beginnt die

Geschichte ihren Lauf von einem unsichtbaren Punkte aus, um den sie in schläfrigen Windungen kriecht; aber immer größer werden ihre Kreise, immer rascher und lebendiger der Schwung; endlich schießt sie wie ein flammender Komet von Stern zu Stern, ihre alten Bahnen oft streifend, oft durchkreuzend und tritt mit jeder Umkreisung ihrer selbst dem Unendlichen näher. – Wer will das Ende absehen? Und an jenen Stellen, wo sie ihre alte Bahn wieder aufzunehmen scheint, da erhebt sich die naseweise Kurzsichtigkeit und schreit frohlockend, daß sie einmal einen Gedanken gehabt! Da haben wir's, es ist nichts Neues unter der Sonne! Da jubeln unsre chinesischen Stillstandshelden, unsre Rückschrittsmandarine und machen Miene, drei Jahrhunderte als einen vorwitzigen Ausflug in verbotene Regionen, als einen Fiebertraum aus den Weltannalen hinauszurezensieren – und sie sehen nicht, daß die Geschichte nur den gradesten Weg einem neuen, leuchtenden Ideengestirn entgegenbraust, das bald in seiner Sonnengröße ihre blöden Augen blenden wird.

An einem solchen Punkte der Geschichte stehen wir jetzt. Alle Ideen, welche seit Karl dem Großen in die Arena traten, alle Geschmäcke, die seit fünf Jahrhunderten einander verdrängten, wollen ihr abgestorbenes Recht bei der Gegenwart noch einmal wieder geltend machen. Der Feudalismus des Mittelalters und der Absolutismus Ludwigs XIV., die Hierarchie Roms und der Pietismus des vorigen Jahrhunderts streiten sich um die Ehre, den freien Gedanken aus dem Felde zu schlagen! Man wird mir erlassen, von diesen ein Breiteres zu reden; blitzen doch gleich tausend Schwerter, alle schärfer als das meinige, gegen jeden, der eine dieser Devisen auf dem Schilde führt, und wissen wir doch, daß sie alle sich aneinander und am diamantharten Fuße der fortschreitenden Zeit zerreiben. Aber jenen kolossalen Reaktionen im kirchlichen und Staatsleben entsprechen *unbemerktere* Bestrebungen in Kunst und Literatur, *unbewußte* Rückschritte zu frühern Jahrhunderten, die zwar nicht der Zeit, aber doch dem Zeitgeschmack Gefahr drohen und deren Zusammenstellung seltsamerweise noch nirgend geschehen ist.

Man braucht eben nicht weit zu gehen, um diese Erscheinungen anzutreffen. Geht nur in einen modern möblierten Salon, so werdet ihr sehen, wes Geisteskinder die Formen sind, mit denen man euch umgibt. Alle die Rokokomißgeburten aus der Zeit des krassesten Absolutismus sind heraufbeschworen worden, um den Geist der Bewegung in die Formen zu zwängen, in denen sich der „l'état c'est moi" behaglich fühlte. Unsre Salons sind geschmückt, Stühle, Tische, Schränke und Sofas im style de

la renaissance, und es fehlte nur noch, daß man Heinen eine Perücke aufsetzte und Bettinen[1] in einen Reifrock preßte, um das siècle vollständig wiederherzustellen.

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 27, Februar 1840]

Solch ein Zimmer ist freilich dazu gemacht, um darin einen Roman des Herrn *von Sternberg* mit seiner merkwürdigen Vorliebe für das Zeitalter der Maintenon zu lesen. Man hat dem Geiste Sternbergs diese Kaprice verziehen, man hat sich auch wohl, aber natürlich umsonst, nach tiefern Gründen dafür umgesehen; ich erlaube mir indes zu behaupten, daß grade dieser Zug Sternbergscher Romane, der für den Augenblick vielleicht ihre Verbreitung befördert, ihrer Fortdauer bedeutend schaden wird. Abgesehen davon, daß ein ewiges Hindeuten auf die dürrste, prosareichste Zeit, gegen deren verschrobenes, zwischen Himmel und Erde zappelndes Wesen, gegen deren Konvenienzmarionetten unsre Zeit und ihre Kinder noch natürlich sind, die Schönheit einer Dichtung eben nicht hebt, so sind wir doch zu sehr gewohnt, diese Zeit in spöttischem Lichte zu betrachten, als daß sie uns auf die Dauer in andrer Beleuchtung zusagen könnte, und eine solche Kaprice in jedem Sternbergschen Romane wiederzufinden, wird am Ende doch überaus langweilig. Für mehr als eine Kaprice kann diese Neigung, wenigstens in meinen Augen, nicht gelten, und entbehrt sie schon darum aller tiefern Gründe, so glaube ich doch, den Anknüpfungspunkt im Leben der „guten Gesellschaft" gefunden zu haben. Herr von Sternberg ist ohne Zweifel für sie erzogen worden und hat sich mit Behagen in ihr bewegen gelernt, hat vielleicht seine eigentliche Heimat in ihren Zirkeln gefunden; und da ist's kein Wunder, wenn er mit einer Zeit liebäugelt, deren gesellschaftliche Formen weit bestimmter und gerundeter, wenn auch hölzerner und geschmackloser waren als die heutigen. Weit kühner als bei Herrn von Sternberg ist der Geschmack des siècle in seiner Mutterstadt Paris aufgetreten, wo er ernsthafte Miene macht, den Romantikern den kaum errungenen Sieg wieder zu entreißen. Victor Hugo kam, Alexander Dumas kam und die Herde der Nachahmer mit ihnen; die Unnatur der Iphigenien und Athalien wich der Unnatur einer Lucrezia Borgia, auf einen Starrkrampf folgte ein hitziges Fieber; man wies den französischen Klassikern Plagiate aus den Alten nach – da tritt Demoiselle Rachel auf und alles ist vergessen, Hugo und Dumas, Lucrezia Borgia und die Plagiate; Phädra und der Cid spazieren mit abgemessenen

[1] Bettina von Arnim

Schritten und geschniegelten Alexandrinern über die Bühne, Achilles paradiert mit seinen Anspielungen auf den großen Ludwig, und Ruy Blas und Mademoiselle de belle Isle wagen sich kaum aus den Kulissen hervor, um sich gleich in deutsche Übersetzungsfabriken und auf deutsche Nationalbühnen zu retten. Es muß ein seliges Gefühl sein für einen Legitimisten, im Anschauen Racinescher Stücke, die Revolution, Napoleon und die große Woche[19] vergessen zu können; die Glorie des ancien régime steigt aus der Erde hervor, die Welt behängt sich mit Hautelisse-Tapeten, der absolute Ludwig spaziert in brokatner Weste und Allongeperücke durch die gestutzten Alleen von Versailles, und ein allmächtiger Maitressenfächer regiert den glücklichen Hof und das unglückliche Frankreich.

Während hier indes die Reproduktion des Frühern in Frankreich selbst bleibt, scheint eine Eigentümlichkeit der französischen Literatur im vorigen Jahrhundert bei der gegenwärtigen deutschen sich wiederholen zu wollen. Ich meine den philosophischen Dilettantismus, der sich bei mehreren neuern Schriftstellern ebensogut wie bei den Enzyklopädisten zeigt. Was hier der Materialismus war, beginnt dort Hegel zu werden. *Mundt* war der erste, der – um in seinem eignen Sprachgebrauch zu reden – die Hegelschen Kategorien in die Literatur einführte; *Kühne*, wie immer, unterließ nicht, ihm zu folgen und schrieb die „Quarantäne im Irrenhause", und obgleich der zweite Band der „Charaktere" von einem teilweisen Abfall von Hegel zeugt, so enthält ihr erster Band doch Stellen genug, in denen er Hegel ins Moderne zu übersetzen versucht. Leider gehören diese Übersetzungen aber zu denen, deren Verständnis nicht ohne das Original gewonnen werden kann.

Die Analogie ist nicht zu leugnen; wird die Folgerung, die der schon einmal angezogene Autor aus dem Schicksale des philosophischen Dilettantismus im vorigen Jahrhundert zog, nämlich, daß mit dem System der Keim des Todes in die Literatur kommt, wird sie auch bei dem des gegenwärtigen Jahrhunderts sich betätigen? Werden die Wurzeln eines Systems, das alle frühern an Konsequenz übertrifft, sich störrig quer über das Feld legen, das der poetische Genius beackert? Oder entsprechen diese Erscheinungen nur der Liebe, mit der die Philosophie der Literatur entgegenkommt und deren Früchte an Hotho, Rötscher, Strauß, Rosenkranz und den „Hallischen Jahrbüchern" so glänzend hervortreten? Dann freilich würde sich der Gesichtspunkt anders stellen, und wir dürften auf jene Vermittelung der Wissenschaft und des Lebens, der Philosophie und der modernen Tendenzen Börnes und Hegels hoffen, deren Vorbereitung früher schon

von einem Teile des sog. Jungen Deutschland beabsichtigt wurde. Außer diesen bleibt nur noch ein Ausweg offen, der sich hinter diesen beiden freilich etwas komisch ausnimmt; der, angenommen, daß Hegels Einfluß auf die schöne Literatur ohne alle Bedeutung sein werde. Ich glaube indes, nur wenige werden sich entschließen können, diesen einzuschlagen.

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 28, Februar 1840]

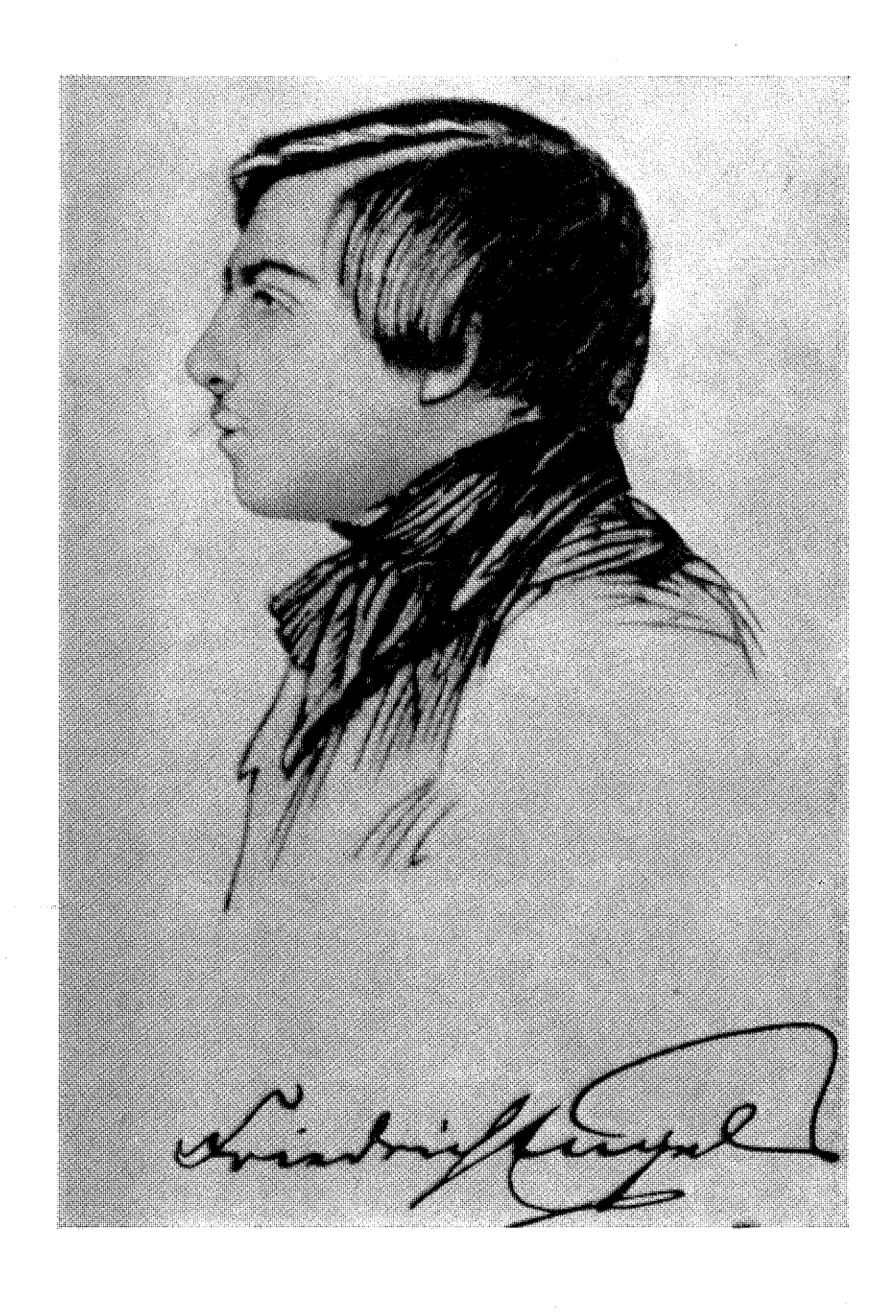
Aber wir müssen noch weiter zurück als bis zu den Enzyklopädisten und der Frau von Maintenon; Duller, Freiligrath und Beck erlauben sich, die Zweite Schlesische Schule des siebenzehnten Jahrhunderts[20] in unsrer Literatur zu repräsentieren. Wen erinnern Dullers „Ketten und Kronen", „Antichrist", „Loyola", „Kaiser und Papst" in ihrer Darstellung nicht an das himmelstürmende Pathos der „Asiatischen Banise" von weiland Ziegler von Kliphausen oder an den „Großherzog Arminius sammt seiner durchlauchtigsten Thusnelda" Lohensteins? Beck nun gar hat jene guten Leute an Schwulst noch übertroffen; man hält einzelne Stellen seiner Gedichte fast für nichts andres als für Produkte des siebenzehnten Jahrhunderts, eingetaucht in moderne Weltschmerztinktur; und Freiligrath, der auch zuweilen Schwulst von poetischer Sprache nicht unterscheiden kann, macht den Rückschritt zu Hofmannswaldau vollständig, indem er den Alexandriner erneuert[21] und die Koketterie mit Fremdwörtern wieder einführt. Er wird dies aber hoffentlich mit seinen ausländischen Stoffen ablegen,

Die Palme dorrt, der Wüstensand verweht,
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe![22]

und täte Freiligrath dies nicht, wahrlich, in hundert Jahren würde man seine Gedichte für ein Herbarium oder eine Streusandbüchse halten und sie, den lateinischen Versregeln gleich, für den Schulunterricht in der Naturgeschichte benutzen. Ein Raupach dürfte auf keine andre als eine solche praktische Unsterblichkeit seiner Jambenchroniken rechnen, aber Freiligrath wird uns hoffentlich Dichtungen bringen, die des neunzehnten Jahrhunderts vollkommen würdig sind. – Aber ist es nicht hübsch, daß wir in unsrer Reproduktionsliteratur seit der romantischen Schule schon vom zwölften bis ins siebenzehnte Jahrhundert gediehen sind? Dann wird auch wohl Gottsched nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Ich gestehe meine Verlegenheit, wie ich diese Einzelnheiten unter einen Gesichtspunkt rangieren soll; ich gestehe, die Fäden verloren zu haben,

mit denen sie sich an die fortrollende Masse der Zeit knüpfen. Vielleicht sind sie noch nicht reif zu einem sichern Überblick und gewinnen noch an Umfang und Zahl. Aber es bleibt merkwürdig, daß wie im Leben, so in Kunst und Literatur diese *Reaktion* hervortritt, daß die Klagen ministerieller Blätter von Wänden widerhallen, die das „l'état c'est moi" gehört zu haben scheinen und dem Geschrei der modernen Dunkelmänner auf dieser Seite die überladene Dunkelheit eines Teils der neuern deutschen Poesie auf jener entspricht.



Platen

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 31, Februar 1840]

Von den poetischen Kindern der Restaurationsperiode, deren Kraft durch die elektrischen Schläge des Jahres 1830 nicht gelähmt wurde und deren Ruhm sich erst in der gegenwärtigen Literaturepoche begründete, zeichnen sich drei durch eine bezeichnende Ähnlichkeit aus: Immermann, Chamisso und Platen. Bei allen dreien eine ungewöhnliche Individualität, ein bedeutender Charakter und eine Verstandeskraft, die ihr poetisches Talent zum mindesten aufwiegt. Bei Chamisso herrscht bald Phantasie und Gefühl vor, bald der berechnende Verstand; in den Terzinen besonders ist die Oberfläche durchaus kalt und verständig, aber man hört das edle Herz darunter pochen; bei Immermann bekämpfen sich diese beiden Eigenschaften und bilden jenen Dualismus, den er selbst anerkennt und dessen äußerste Spitzen seine starke Persönlichkeit wohl zusammenbiegen, aber nicht vereinen kann; bei Platen endlich hat die poetische Kraft ihre Selbständigkeit aufgegeben und findet sich leicht in die Herrschaft des mächtigeren Verstandes. Hätte Platens Phantasie sich nicht anlehnen können an seinen Verstand und seinen großartigen Charakter, er wäre nicht so berühmt geworden. Darum vertrat er das Verstandesmäßige der Poesie, die Form, und darum ward ihm sein Wunsch nicht gewährt, mit einem großen Werke seine Laufbahn zu beschließen. Er wußte wohl, daß ein solches großes Werk nötig sei, um seinem Ruhme Dauer zu verleihen; aber er fühlte auch, daß seine Kraft noch nicht dazu ausreiche und hoffte von der Zukunft und seinen Vorarbeiten; indessen verfloß die Zeit, er kam aus den Vorarbeiten gar nicht heraus und starb endlich.

Platens Phantasie folgte ängstlich dem kühnen Schritte seines Verstandes; und als es auf ein geniales Werk ankam, als sie einen kühnen Sprung wagen sollte, den der Verstand nicht vollbringen konnte, da mußte

sie zurückbeben. Daraus entsprang Platens Irrtum, daß er die Produkte seines Verstandes für Poesie hielt. Für anakreontische Ghaselen reichte seine poetische Schöpferkraft aus; zuweilen auch blitzte sie in seinen Komödien wie ein Meteor auf; aber gestehen wir uns nur, von dem, was Platen eigentümlich war, ist das meiste Produkt des Verstandes, und als solches wird es immer anerkannt werden. Man wird seiner überkünstelten Ghasele, seiner rhetorischen Oden müde werden; man wird die Polemik seiner Komödien größtenteils unberechtigt finden, aber man wird dem Witze seiner Dialoge, der Erhabenheit seiner Parabasen alle Achtung zollen und seine Einseitigkeit in der Größe seines Charakters begründet finden müssen. Platens literarische Stellung in der öffentlichen Meinung wird sich verändern; er wird weiter von Goethe, aber näher zu Börne treten.

Daß ihn auch seine Gesinnungen mehr zu Börne hinziehen, dafür zeugten außer einer Masse von Anspielungen in den Komödien schon mehrere Gedichte in der Gesamtausgabe, von denen ich nur die Ode an Karl X. erwähne; eine Reihe Lieder, die den polnischen Freiheitskampf zur Veranlassung hatten, waren in diese Sammlung nicht aufgenommen, obwohl sie für die Charakteristik Platens von hohem Interesse sein mußten. Jetzt sind sie, als Anhang zur Gesamtausgabe, in einer andern Verlagshandlung erschienen.[23] Meine Ansicht über Platen finde ich darin bestätigt. Der Gedanke und der Charakter müssen hier mehr und auffallender als sonst irgendwo die Poesie ersetzen. Darum findet sich Platen in der einfachen Weise des Liedes selten zurecht; es müssen lange, gestreckte Verse sein, deren jeder einen Gedanken betten kann, oder künstliche Odenmetra, deren ernster, gemessener Gang einen rhetorischen Inhalt fast zu fordern scheint. Mit der Kunst des Verses kommen Platen auch die Gedanken, und das ist der stärkste Beweis für den verstandesmäßigen Ursprung seiner Gedichte. Wer andere Ansprüche an Platen macht, den werden diese Polenlieder nicht befriedigen; wer aber mit diesen Erwartungen das Heftchen in die Hand nimmt, der wird für den mangelnden poetischen Duft durch eine Fülle erhabener, mächtiger Gedanken, die auf dem Boden des edelsten Charakters gewachsen sind, und durch eine „großartige Leidenschaftlichkeit", wie die Vorrede treffend sagt, reichlich entschädigt werden. Schade, daß diese Gedichte nicht einige Monate früher erschienen sind, als das deutsche Nationalbewußtsein sich gegen die kaiserlich russische europäische Pentarchie[24] erhob; sie wären die beste Antwort darauf gewesen. Vielleicht hätte auch der Pentarchist[25] hier manches Motto für sein Werk gefunden.

Friedrich Oswald

Modernes Literaturleben

Von Friedrich Oswald

I

Karl Gutzkow als Dramatiker

[„Mitternachtzeitung für gebildete Leser" Nr. 51 vom 26. März 1840]

Man hätte glauben sollen, daß nach dem bekannten Artikel Gutzkows im „Jahrbuch der Literatur"[26] seine Gegner sich zu gleich edler Rache gedrungen fühlen würden; Kühne etwa ausgenommen, der wirklich auch hier zu oberflächlich abgefertigt wurde. Aber man kennt den Egoismus unserer Literatur schlecht, wenn man dergleichen erwartet. Es war sehr bezeichnend, daß der „Telegraph" in seinem literarischen Kurszettel die Selbstschätzung jedes Schriftstellers zur Normalzahl nahm. So war vorauszusehen, daß von dieser Seite den neuesten Gutzkowschen Schriften kein besondrer Willkommen zuteil werden würde.

Aber es gibt doch Leute unter unsern Kritikern, die sich der Unparteilichkeit gegen Gutzkow rühmen, andre, die eine entschiedene Vorliebe für seine literarische Wirksamkeit von sich gestehen. Diese haben viel Rühmens gemacht von seinem „Richard Savage"[27], von „Savage", den Gutzkow in zwölf Tagen in fiebernder Hast geschrieben hat, – und den „Saul", dem man es ansieht, mit wie vieler Liebe ihn der Dichter ausgearbeitet, wie sorgsam er ihn gepflegt hat, den fertigen sie mit ein paar Worten halber Anerkennung ab. Gerade während „Savage" auf allen Bühnen sein Glück machte, alle Journale mit Kritiken füllte, da hätten doch diejenigen, denen die Bekanntschaft mit diesem Drama versagt war, sich veranlaßt sehen müssen, im „Saul", der ihnen gedruckt vorlag, dem dramatischen Talente Gutzkows nachzuspüren. Aber wie wenige Blätter haben auch nur eine

oberflächliche Kritik dieser Tragödie gebracht! Man weiß wahrlich nicht, was man von unsrem Literaturgetriebe halten soll, wenn man dieser Vernachlässigung die Diskussionen gegenüberstellt, die Becks „Fahrender Poet" erregte – eine Dichtung, die der Klassizität wahrlich ferner steht als Gutzkows „Saul"!

Bevor wir aber zur Besprechung dieses Dramas übergehen, haben wir uns mit den beiden dramatischen Studien im *„Skizzenbuch"* zu beschäftigen. Der erste Akt einer unvollendeten Tragödie *„Marino Falieri"* zeigt, wie sehr Gutzkow jeden einzelnen Akt in sich zu verarbeiten und abzurunden versteht, wie gewandt er den Dialog behandeln und ihn mit Feinheit, Grazie und Witz ausstatten kann. Aber er hat nicht Handlung genug, man kann seinen Inhalt in drei Worten erzählen, und somit würde er auf der Bühne auch den langweilen, der die Schönheiten der Ausführung zu kosten versteht. Die Verbesserung wäre freilich schwierig, da die Handlung so beschaffen ist, daß, ohne Schaden auf der andern Seite, nichts mehr aus dem zweiten in den ersten Akt herübergenommen werden könnte. Hier aber bewährt sich der echte Dramatiker, und wenn Gutzkow, wie ich überzeugt bin, ein solcher ist, so muß er in der versprochenen und hoffentlich bald vollendeten ganzen Tragödie das Problem befriedigend lösen.

„Hamlet in Wittenberg" gibt uns schon die Umrisse eines Ganzen. Gutzkow hat sehr gut daran getan, hier nur Umrisse zu geben, da die gelungenste Partie, die Szene, in der Ophelia auftritt, in genauerer Ausmalung beleidigen würde. Dagegen ist mir unerklärlich, wie Gutzkow, um in Hamlets Brust den Zweifel, das deutsche Element, zu bringen, diesen mit Faust zusammenbringen konnte. Es ist ja gar nicht nötig, diese Richtung von außen in Hamlets Seele zu bringen, da sie längst darin und ihm angeboren ist. Shakespeare hätte sie sonst auch wohl noch besonders motiviert. Gutzkow beruft sich hier auf Börne, aber gerade dieser weist ja neben der Zergliederung Hamlets auch die Einheit seines Charakters nach[28]. Und wodurch kommen bei Gutzkow diese Elemente in den Geist Hamlets? Etwa durch den Fluch, den Faust über den jungen Dänen ausspricht? Solche Deus-ex-machina-Wirkungen würden alle dramatische Poesie unmöglich machen. Durch die von Hamlet belauschten Gespräche Fausts mit Mephistopheles? Erstlich würde dann der Fluch seine Bedeutung verlieren, und zweitens ist der Faden, der von diesem Charakter des Shakespeareschen Hamlet führt, oft so fein, daß man ihn aus den Augen verliert, und konnte dann drittens Hamlet gleich darauf so gleichgültig von andern Dingen sprechen? Anders ist's mit der Erscheinung Opheliens.

Hier hat Gutzkow Shakespeare'n durchschaut, und wenn das nicht, so hat er ihn ergänzt. Es ist ein Kolumbusei, nachdem die Kritik sich zweihundert Jahre darüber gestritten, wird hier eine Lösung gebracht, die so originell wie poetisch und wahrscheinlich die einzig mögliche ist. Auch die Ausführung dieser Szene ist meisterhaft. Wer durch eine gewisse Szene in der „Wally" nicht überzeugt worden war, daß Gutzkow auch Phantasie aufzuwenden hat und kein kalter Verstandesmensch ist, der kann es hier erfahren. Der zarte, dichterische Hauch, der um die duftige Gestalt Opheliens weht, ist mehr, als man von bloßen Umrissen erwarten durfte. – Total mißlungen sind die Verse, die Mephistopheles spricht. Die Sprache des Goetheschen „Faust", den Wohlklang, der aus den scheinbaren Knittelversen heraustönt, nachzubilden, dazu gehörte ein zweiter Goethe; jedem andern werden diese leichten Verse unter der Hand hölzern und schwerfällig. Über die Auffassung des bösen Prinzips will ich mit Gutzkow hier nicht rechten.

Wir kommen jetzt zu unsrem Hauptwerke, dem „*König Saul*". Man hat Gutzkow vorgeworfen, er habe dem „Savage" mehrere Posaunen- und Trompetenfanfaren im „Telegraphen" vorhergehen lassen, obwohl sich der ganze Skandal um zwei oder drei kleine Notizen dreht; daß andre ihre Werke von bezahlten Musikanten bewillkommnen lassen, daran denkt niemand; aber weil es Gutzkow ist, der diesem eine derbe Wahrheit gesagt und jenem vielleicht eine kleine Ungerechtigkeit zugefügt hat, wird es ihm zum großen Verbrechen angerechnet. Bei dem „*König Saul*" finden diese Vorwürfe keine Stelle; unangemeldet, weder von Feuilletonsnotizen noch von Proben im „Telegraphen", trat er in die Welt. Dieselbe Bescheidenheit im Drama selbst; da steigen keine Knalleffekte mit Donner und Blitz wie vulkanische Inseln aus dem Meere eines wäßrigen Dialogs, da werden keine pomphaften Monologe abgeleiert, deren begeisterte oder rührende Rhetorik mehrere dramatische Schnitzer bedecken muß; da entwickelt sich alles ruhig und organisch, und die Handlung wird von einer bewußten, poetischen Kraft sicher bis zum Schlusse geführt. Und wird unsre Kritik ein solches Werk *einmal* lesen und dann einen Artikel schreiben, dessen geistreichen Blumen-Arabesken man es ansieht, welchem flachen Sandboden sie entsprossen sind? Das rechne ich dem „König Saul" eben hoch an, daß seine Schönheiten nicht auf der Oberfläche liegen, daß man sie suchen muß, ja daß man nach einmaliger Lektüre das Buch verächtlich in einen Winkel werfen kann. Laßt einen gebildeten Menschen vergessen, wie berühmt Sophokles ist, und laßt ihn dann zwischen der „Antigone" und dem „Saul" wählen; ich bin überzeugt, nach einmaliger Lektüre würde er beide Werke

gleich schlecht finden. Ich will damit natürlich nicht gesagt haben, daß der „Saul" sich mit des größten Griechen größter Dichtung messen könne, ich will nur den Grad der Verkehrtheit bezeichnen, mit dem eine leichtfertige Oberflächlichkeit urteilen kann. Es war ergötzlich anzusehen, wie einige geschworne Feinde des Verfassers nun plötzlich glaubten, einen ungeheuren Triumph zu haben, wie sie jubelnd auf den „*Saul*" hinwiesen, als auf ein Denkmal der ganzen Hohlheit und Unpoesie Gutzkows, wie sie mit Samuel nichts anzufassen wußten und behaupteten, von ihm hieße es immer: „Ich weiß nicht, lebt er oder ist er tot?" Es war spaßhaft, wie schön sie unbewußt ihre grenzenlose Oberflächlichkeit an den Tag legten. Gutzkow mag sich aber beruhigen; so ist es den Propheten ergangen, die vor ihm gewesen sind, und am Ende kommt sein „Saul" auch noch unter die Propheten; so haben sie Ludwig Uhlands Dramen verachtet, bis Wienbarg ihnen die Augen geöffnet hat[29]. Gerade die Uhlandschen Dramen haben in der bescheidnen Einfachheit ihres Kleides viel Verwandtes mit dem „*Saul*".

[„Mitternachtzeitung für gebildete Leser"
Nr. 52 vom 27. März 1840]

Ein andrer Grund, weshalb die Oberflächlichkeit so leicht mit dem „*Saul*" fertig wurde, liegt in der eigentümlichen Auffassung der Geschichtsfabel. Bei Geschichtswerken, die so bekannt sind wie das erste Buch Samuelis und die so manchen und verschiedenartigen Betrachtungsweisen unterliegen, hat jeder seinen eigentümlichen Standpunkt, den er im Fall einer poetischen Bearbeitung wenigstens einigermaßen im Gedichte anerkannt oder beachtet sehen will. Der eine ist für Saul, der andre für David, der dritte für Samuel; und jeder, mag er noch so hoch und teuer versichern, er wolle dem Dichter seine Ansicht lassen, ist doch pikiert, wenn die seinige nicht respektiert wird. Aber Gutzkow hat sehr gut getan, hier die gemeine Heerstraße zu verlassen, wo auch der ordinärste Karren ein Geleise findet. Ich möchte den sehen, der es unternimmt, einen rein historischen Saul in der Tragödie zu schaffen. Ich kann mich mit den bisherigen Versuchen, die Geschichte Sauls auf rein historischen Boden zurückzuführen, nicht begnügen. Die historische Kritik der alttestamentlichen Schriften ist noch nicht aus den Revieren des abgedankten Rationalismus herausgekommen. Ein Strauß hätte hier noch viel zu tun, wenn er streng und scharf heraussondern wollte, was Mythe, was Geschichte, was von den Priestern untergeschoben ist. Ferner, ist nicht durch tausend mißglückte Versuche erwiesen, welch ein unfruchtbarer Boden für das

Drama der Orient als solcher ist? Und wo ist denn in der Geschichte das Höhere, das siegend hervorgeht, wenn die Individualitäten, die sich überlebt haben, zusammenkrachen? Doch wohl nicht David? Der bleibt ja nach wie vor dem Einfluß der Priester zugänglich und ist höchstens in dem unhistorischen Licht, in dem ihn die Bibel darstellt, ein poetischer Held. Somit hat Gutzkow hier nicht nur ein Recht gebraucht, das jedem Dichter zusteht, er hat auch die Hindernisse hinweggeräumt, die einer poetischen Darstellung entgegenstehen. Wie würde denn ein rein historischer Saul, bekleidet mit allem dem, was Zeit und Nationalität ihm angeheftet, erscheinen? Denkt ihn euch, wie er in hebräischen Parallelismen spricht, wie alle seine Vorstellungen sich auf Jehova, alle seine Bilder sich auf den hebräischen Kultus beziehen, denkt euch den historischen David, der in Psalmenphrasen spricht – an einen historischen Samuel ist noch gar nicht zu denken –, und dann fragt euch, ob solche Gestalten im Drama auch nur erträglich sind? Hier mußten die Kategorien der Zeit und der Nationalität entfernt werden, hier mußten die Umrisse der Charaktere, wie sie in der biblischen Geschichte und der bisherigen Kritik gegeben sind, manche sehr nötige Veränderung erleiden; ja, hier mußte sich bei ihnen manches zum klaren Begriff entwickelt haben, was sie der Geschichte nach nur als Ahnung oder höchstens als unbestimmte Vorstellung kannten. So hatte der Dichter vollkommnes Recht, den Begriff der Kirche zum Beispiel bei seinen Personen vorauszusetzen. – Und hier kann man Gutzkow nicht anders als den größten Beifall zollen, wenn man betrachtet, wie er seine Aufgabe gelöst hat. Die Fäden, aus denen er seine Charaktere gewebt hat, finden sich alle, wenn auch vielfach verschlungen, in seiner Quelle wieder; manchen Faden mußte er herausziehen und wegwerfen, aber nur die parteilichste Kritik kann ihm vorwerfen, er habe Fremdes – die Philisterszene ausgenommen – hineingewebt.

Im Mittelpunkte des Dramas gruppieren sich drei Charaktere, durch deren eigentümliche Darstellung Gutzkow seinen Stoff erst eigentlich tragisch gemacht hat. Hier zeigt sich eine echt poetische Geschichtsauffassung, man wird mich nie überzeugen können, daß ein „kalter Verstandesmensch", ein „Mann der Debatte" fähig sei, aus einer verworrenen Erzählung gerade das herauszunehmen, was den höchsten tragischen Effekt hervorbringen muß. Diese drei Charaktere sind Saul, Samuel und David. Saul schließt eine Periode der hebräischen Geschichte ab, die Zeit der Richter, die Zeit der Heldensage; Saul ist der letzte israelitische Nibelunge, dessen Reckengeschlecht ihn zurückgelassen hat in einer Zeit, die er nicht versteht und die ihn nicht versteht. Saul ist ein Epigone, dessen

Schwert ursprünglich bestimmt war, durch die Nebel der Mythenzeit zu blitzen, dessen Unglück es aber ist, die Zeit der eindringenden Kultur erleben zu müssen; eine Epoche, die ihm fremd ist, die sein Schwert mit Rost bedeckt, und die er darum zurückzudrängen sucht. Er ist sonst ein edler Mensch, dem kein menschliches Gefühl fremd ist, aber er kennt die Liebe nicht, wenn sie im Gewande der neuen Zeit zu ihm tritt. Er hält diese neue Zeit und ihre Zeichen für Priesterwerk, während die Priester sie nur vorbereiten, nur Werkzeuge in der Hand der Geschichte sind, aus deren hierarchischer Saat eine ungeahnte Pflanze sprießt; er bekämpft die neue Epoche, aber sie kommt über ihn, sie wird riesenstark über Nacht und zerschmettert mit allen, die ihr widerstehen, auch den großen, edlen Saul. – Samuel steht auf dem Übergange zur Kultur; als privilegierte Besitzer der Bildung bereiten hier, wie immer, die Priester den Kulturzustand bei rohen Völkern vor, aber die Bildung dringt ins Volk, und die Priester müssen, dem Volk gegenüber, andre Waffen ergreifen, wenn sie ihren Einfluß behaupten wollen. Samuel ist ein echter Priester, dessen Heiligstes die Hierarchie ist; er glaubt fest an seine göttliche Sendung, er ist überzeugt, daß mit dem Sturz der Priesterherrschaft Jehovas Zorn über das Volk einbrechen werde. Mit Schrecken sieht er, daß das Volk, wenn es einen König fordert, schon zu viel weiß; er sieht, daß die moralische Gewalt, der imponierende Priesterrock beim Volke nicht mehr ausreicht; er muß zu den Waffen der Klugheit greifen und wird unvermerkt ein Jesuit. Aber die krummen Wege, die er jetzt einschlägt, sind gerade dem Könige, der den Priestern nie befreundet sein konnte, doppelt verhaßt, und im Kampfe werden Sauls Augen bald so scharf für die Priesterkniffe als stumpf für die Zeichen der Zeit. Das dritte Element, das siegend aus diesem Kampfe hervorgeht, der Vertreter einer neuen geschichtlichen Epoche, in der das Judentum eine neue Stufe seines Bewußtseins erklimmt, ist David, an Menschlichkeit Saul gleich, an Verständnis der Zeit ihn bei weitem überragend. Als Zögling Samuels, kaum der Schule entlassen, tritt er zuerst auf; aber er hat seine Vernunft nicht so sehr unter die Autorität gebeugt, daß sie ihre Elastizität verloren hätte, sie schnellt empor und gibt ihm seine Selbständigkeit wieder. Mag ihm Samuels persönlicher Eindruck noch immer imponieren, sein Verstand hilft ihm stets durch, seine Dichterphantasie erbaut ihm das neue Jerusalem wieder, sooft Samuel es mit seinen Bannsprüchen niederblitzt. Saul kann sich nicht mit ihm versöhnen, weil beide ein entgegengesetztes Ziel verfolgen, und wenn er einmal sagt, er hasse nur das, was Priestertrug in Davids Seele gelegt habe, so verwechselt er hier wieder die Wirkungen der Priesterherrschsucht mit den

Zeichen einer neuen Zeit. So entwickelt sich David vor unsern Augen vom blöden Knaben zum Träger einer Epoche, und so verschwinden die scheinbaren Widersprüche, die in seiner Darstellung liegen.

Ich habe absichtlich, um die Entwicklung dieser drei Charaktere nicht zu stören, eine Frage übergangen, die alle Kritiker aufwarfen, die sich die Mühe gaben, den „Saul" einmal zu lesen, die Frage, ob Samuel in der Hexenszene und am Schluß bei lebendigem Leibe auftrete oder ob sein Geist die dort verzeichneten Reden halte. Gesetzt, diese Frage ließe sich aus dem „Saul" nicht so leicht oder gar nicht genügend beantworten; wäre denn das ein so großer Fehler? Ich glaube nicht – nehmt ihn doch wofür ihr wollt, und habt ihr Lust, so stellt ennuyante Diskussionen darüber an; hat doch Shakespeare denselben Fall bei dem Wahnsinn Hamlets, den alle Kritiker und Erklärer seit zweihundert Jahren, „drei lang und drei breit und überhaupt sehr vieleckig", besprochen und von allen Seiten beschaut haben. Gutzkow indessen hat das Problem gar so schwer nicht gemacht. Er weiß längst, wie lächerlich Gespenster am hellen Tage sind, wie mal à propos[1] der schwarze Ritter in der „Jungfrau von Orleans"[30] auftritt und daß gerade im „Saul" aller Geisterspuk am unrechten Orte sein würde. Besonders in der Hexenszene ist die Maske leicht zu durchschauen, wenn auch nicht schon früher, ehe von Samuels Tode die Rede war, der alte Hohepriester in ähnlicher Weise aufgetreten wäre.

Von den übrigen Charakteren des Stückes ist Abner, der sich mit voller Überzeugung und aus reiner Übereinstimmung der Gemüter an Saul hingibt, und in dem der Krieger und Pfaffenfeind den Menschen ganz in den Hintergrund gerückt hat, am besten gezeichnet. Am wenigsten gelungen sind dagegen Jonathan und Michal. Jonathan ergeht sich von Anfang zu Ende in Phrasen über die Freundschaft, streicht seine Liebe zu David heraus, ohne sie anders als mit Worten zu beweisen; er ist ganz in die Freundschaft gegen David aufgegangen und hat alle Mannheit und Kraft dabei verloren. Man kann seine butterartige Weichheit nicht füglich Charakter nennen. Hier ist Gutzkow in Verlegenheit gewesen, was er mit Jonathan machen sollte. Auf jeden Fall ist er in dieser Weise überflüssig. Michal ist ganz unbestimmt gehalten und nur durch ihre Liebe zu David einigermaßen charakterisiert. Wie sehr diese beiden Personen verfehlt sind, sieht man am besten aus der Szene, wo sie sich über David unterreden. Was hier über Liebe und Freundschaft gesagt wird, ermangelt aller jener in die Augen springenden Schärfe, alles jenes Gedankenreichtums,

[1] ungelegen

den wir an Gutzkow gewohnt sind. Lauter Phrasen, die weder recht wahr noch recht falsch sind, nichts Bezeichnendes, nichts Prägnantes. – Zeruja ist eine Judith; ich weiß nicht, war es Gutzkow oder Kühne, der einmal sagte, daß Judith, wie jedes die Schranken des Geschlechtes durchbrechende Weib, nach ihrer Tat sterben müsse, wenn sie nicht unschön erscheinen solle, demgemäß stirbt Zeruja auch. – An sich ist die Charakteristik der Philisterfürsten vortrefflich und reich an köstlichen Zügen, ob aber ins Stück passend, ist eine andre Frage, die ihre Erledigung noch finden wird.

[„Mitternachtzeitung für gebildete Leser"
Nr.53 vom 30. März 1840]

Von einer fortlaufenden Zergliederung der dramatischen Ökonomie wird man mich gern dispensieren; doch wird auch hier einzelnes, namentlich die Exposition, hervorzuheben sein. Diese ist vorzüglich und enthält Züge, in denen das große dramatische Talent Gutzkows unverkennbar ist. Ganz der raschen, springenden Natur Gutzkows gemäß, tritt die Masse des Volks nur in kurzen Szenen auf. Es ist etwas Mißliches um große Volksszenen; wer nicht ein Shakespeare oder Goethe ist, dem werden sie leicht unversehens trivial und bedeutungslos. Dagegen sind wenige Worte, von ein paar Kriegern oder andern Männern der Masse gewechselt, oft von großer Wirkung und erreichen ihren Zweck, die öffentliche Meinung zu skizzieren, vollkommen; dazu können sie weit öfter eintreten, ohne aufzufallen und zu ermüden. So die erste und vierte Szene des ersten Akts. Die zweite und dritte Szene enthalten den Monolog Sauls und dessen Unterredung mit Samuel, die zu den schönsten und poesievollsten Stellen des Dramas gehören. Die in antiker Weise gezügelte Leidenschaftlichkeit des Dialogs bezeichnet den Geist, in dem das Ganze geschrieben ist. Nachdem in diesen Szenen der Stand der Handlung in raschen Umrissen dargestellt ist, werden wir in der fünften Szene zwischen Jonathan und David in das Speziellere eingeführt. Diese Szene leidet etwas an Unordnung der Gedanken; man verliert den dialektischen Faden mehrmals aus den Augen – ohne Zweifel gleich von vornherein Wirkung der verunglückten Zeichnung Jonathans. Meisterhaft dagegen ist die Schlußszene des Akts. Wir haben die Hauptcharaktere schon einigermaßen kennengelernt, und hier werden sie zusammengeführt; mit dem ernsten Willen, sich zu versöhnen, treten David und Saul zusammen; hier hatte der Dichter ihre verschiedne Natur zu entwickeln, ihre Unvereinbarkeit zu zeigen und statt der beabsichtigten Versöhnung den notwendigen Konflikt herbeizuführen.

Und diese Aufgabe, die nur das lebendigste Bewußtsein, die schärfste Abgrenzung der Charaktere, der sicherste Blick in die menschliche Seele genügend lösen kann, ist hier unübertrefflich gelöst, die Übergänge im Gemüte Sauls von einem Extrem zum andern sind so psychologisch wahr, so fein motiviert, daß ich diese Szene, trotz des verunglückten Bildes mit dem Eidam, für die beste des ganzen Dramas halten muß.

Im zweiten Akte ist die Philisterszene auffallend oder, um einen Kühneschen Ausdruck zu gebrauchen, „neu-pikant". Ob aber der reiche Witz derselben hinreicht, ihr eine Stelle in der Tragödie zu sichern, bezweifle ich. Wenn Gutzkow seinen Saul aus den Begriffen seiner Zeit heraushob, wenn er ihm ein Bewußtsein unterlegte, das er nicht hatte, so ist das zu rechtfertigen; durch diese Szene aber wird ein rein moderner Begriff hineingebracht, und David steht hier auf *deutschem* Boden. Das ist, wenigstens für die Tragödie, verletzend. Komische Szenen konnten immerhin vorkommen, aber sie mußten anderer Art sein. Die Komik in der Tragödie ist nicht, wie eine oberflächliche Kritik sagt, der Abwechselung oder des Kontrastes wegen da; eher schon, um das Leben, das aus Scherz und Ernst gemischt ist, getreuer darzustellen. Aber ich zweifle, ob Shakespeare sich mit solchen Gründen begnügt hätte. Tritt nicht stets im Leben die ergreifendste Tragödie im komischen Gewande auf? Ich will nur an den Charakter erinnern, der, obwohl er in Romanform auftritt und auftreten muß, doch der tragischste ist, den ich kenne, an Don Quixote. Was ist tragischer als ein Mann, der aus reiner Menschenliebe und unverstanden von seiner Zeit den komischsten Torheiten anheimfällt? Noch tragischer Blasedow, ein Don Quixote der Zukunft, dessen Bewußtsein gesteigerter ist als das seines Vorbildes. Beiläufig muß ich hier Blasedow gegen die sonst gründliche Kritik im „Rheinischen Jahrbuche" verteidigen[31], die Gutzkow vorwirft, er habe eine tragische Idee komisch behandelt. Blasedow *mußte* wie Don Quixote komisch behandelt werden. Traktiert ihn ernsthaft, und es wird ein Prophet des Weltschmerzes, ein ganz gewöhnlicher, zerrissener, – nehmt dem Roman die komische Folie, und ihr bekommt eines jener formlosen, unbefriedigenden Werke, mit denen die moderne Literatur anfing. Nein, „Blasedow" ist das erste sichre Zeichen, daß die junge Literatur die freilich notwendige Periode der Trostlosigkeit, der „Wallys" und „mit rotem Leben geschriebenen" Nächte hinter sich hat. – Die echte Komik der Tragödie zeigt sich im Narren Lears oder in den Totengräberszenen des „Hamlet".

[„Mitternachtzeitung für gebildete Leser“
Nr. 54 vom 31. März 1840]

Die Klippen der Dramatiker – die beiden letzten Akte sind auch hier nicht ohne Schaden vom Verfasser passiert worden. Der vierte Akt enthält nichts als Entschlüsse; Saul entschließt sich, Astharoth entschließt sich zweimal, Zeruja entschließt sich, David entschließt sich. Dann die Hexenszene, die auch nur geringe Resultate herbeiführt. Der fünfte Akt besteht aus nichts als Schlacht und Reflexion. Saul reflektiert etwas zuviel für einen Helden, David zuviel für einen Dichter. Man glaubt oft in ihm nicht einen Dichter*helden*, sondern einen Dichter*denker*, Theodor Mundt etwa, zu hören. Überhaupt hat Gutzkow die Art, Monologe dadurch versteckter zu machen, daß er sie in Gegenwart anderer sprechen läßt. Da solche Monologe aber selten zu Entschlüssen führen können und rein reflektiv sind, so fallen doch noch der eigentlichen Monologe mehr als genug ab.

Die Sprache unsres Dramas ist, wie es sich von Gutzkow erwarten ließ, durchaus originell. Jene Bilder der Gutzkowschen Prosa, die so bezeichnend sind, daß man gar nicht merkt, wie man aus der einfachen, nackten Prosa in die blühende Region des modernen Stils gerät, jene kurzen treffenden Ausdrücke, die oft ans Sprichwort streifen, finden wir hier wieder. Gutzkow ist kein Lyriker, außer in den lyrischen Momenten der Handlung, wo ihn die lyrische Begeisterung überrascht und er sich der Prosa bedienen kann. Darum sind die in Davids Mund gelegten Lieder entweder mißlungen oder unbedeutend. Wenn David zu den Philistern spricht:

Ich brauch' euch nichts als Verse wie
Aus Scherz zum Kranz zu einen –

Was heißt das? – Der Grundgedanke eines solchen Liedes ist oft sehr hübsch, aber die Ausführung mißrät jedesmal. Auch sonst merkt man der Sprache an, daß Gutzkow im Verse noch nicht hinreichende Gewandtheit besitzt, was freilich besser ist, als wenn der Vers durch alte Phrasen flüssiger, aber auch wäßriger gemacht worden wäre.

Mißlungene Bilder sind auch nicht ganz vermieden worden. So z. B. S. 7:

Des Priesters Zorn,
Dem erst das Volk die Krone abgetrotzt,
Und dem sie dann in seiner magern Hand
Ein Stecken sollte sein.

Hier ist die *Krone* schon ein Bild für Königtum und kann nicht wieder die abstrakte Grundlage für das zweite Bild des Steckens sein. Dies ist um so

auffallender, als der Fehler so leicht zu umgehen war, und beweist deutlich, daß Gutzkow'n der Vers noch viel zu schaffen macht.

Den „*Richard Savage*" kennenzulernen, verhinderten mich die Umstände. Ich gestehe indes, daß der ungemessene Beifall, den die ersten Aufführungen hervorriefen, mir das Stück verdächtigte. Mir fiel dabei ein, wie es vor drei Jahren mit der „Griseldis"[32] ging. Seitdem haben sich mißbilligende Stimmen genug hören lassen, die erste und – soviel man aus den in Journalen gegebenen Auszügen schließen kann, ohne das Stück zu kennen – die gründlichste seltsamerweise in einem politischen Blatte, im „Deutschen Courier"[33]. Doch kann ich mich leicht einer Kritik überheben, denn welches Blatt hätte ihn nicht schon besprochen? Warten wir also, bis er gedruckt vorliegt.

„*Werner*"[34], Gutzkows jüngste Arbeit, hat in Hamburg denselben Beifall gefunden. Nach den Antezedenzien zu schließen, wird das Stück nicht nur an sich großen Wert haben, sondern auch die erste eigentlich moderne Tragödie sein. Es ist eigentümlich, daß Kühne, der die moderne Tragödie so häufig besprochen, daß man fast denken solle, er selbst schriebe eine solche, sich hier von Gutzkow zuvorkommen läßt. Oder sollte er nicht auch Beruf fühlen, sich im Drama zu versuchen?

Gutzkow aber, der der jungen Literatur den Weg auf die Bühne gebahnt hat, möge fortfahren, mit originellen, lebensvollen Dramen die Plattheit und Mittelmäßigkeit von den usurpierten Brettern zu verdrängen. Durch Kritik, und sei sie noch so vernichtend, geht's nicht, das haben wir gesehen. Von denen, die gleiche Tendenzen mit ihm verfolgen, wird er kräftigst unterstützt werden, und so gehen uns neue Hoffnungen für das deutsche Drama und die deutsche Bühne auf.

II

Moderne Polemik

[„Mitternachtzeitung für gebildete Leser"
Nr. 83 vom 21. Mai 1840]

Die junge Literatur hat eine Waffe, durch die sie unbezwinglich geworden ist und alle jungen Talente unter ihre Fahnen versammelt. Ich meine den modernen Stil, der in seiner konkreten Lebendigkeit, in der Schärfe des Ausdrucks, in der Mannigfaltigkeit seiner Nuancen jedem jungen Schriftsteller ein Bette bietet, in dem der Strom oder Bach seines

Genius bequem fortrollt, ohne seine Eigentümlichkeit – wenn eine da ist – zu stark mit fremden Elementen, mit Heinescher Kohlensäure oder Gutzkowschem Ätzkalk zu versetzen. Es ist eine Freude zu sehen, wie jeder junge Autor den modernen Stil mit seinen stolz aufsteigenden Begeisterungsraketen, die auf ihrem Höhepunkte in einen bunten poetischen Feuerregen aufgehen oder in prasselnde Witzfunken zerstieben, zu adoptieren sucht. In dieser Beziehung sind die Kritiken im „Rheinischen Jahrbuche"[31], die ich im ersten Artikel dieser Darstellungen schon erwähnte[1], von Wichtigkeit; sie sind das erste Zeichen der Wirkung, die eine neue Literaturepoche auf dem der deutschen Poesie ziemlich entfremdeten rheinischen Boden hervorgebracht hat. Hier ist der ganze moderne Stil mit seinen Lichtern und Schatten, mit seinen originellen, aber treffenden Bezeichnungen, mit dem poetischen Streiflicht, das ihn überglänzt.

Wir können bei so bewandten Umständen in bezug auf unsere Autoren nicht nur sagen: le style c'est l'homme[2], sondern auch: le style c'est la littérature[3]. Der moderne Stil trägt das Gepräge der Vermittlung, aber nicht nur, wie neulich L. Wihl bemerkte, zwischen den stilistischen Koryphäen der Vergangenheit, sondern auch zwischen Produktion und Kritik, Poesie und Prosa. Es ist Wienbarg, bei dem sich diese Elemente am innigsten durchdringen; in den „Dramatikern der Jetztzeit" ist der Dichter in den Kritiker aufgegangen. Ähnliches gälte von dem zweiten Bande der Kühneschen „Charaktere", wäre hier der Stil besser zusammengehalten. – Der deutsche Stil hat seinen dialektischen Vermittlungsprozeß durchgemacht; aus der naiven Unmittelbarkeit unsrer Prosa schied sich die Sprache des Verstandes, die im marmornen Stile *Goethes* kulminierte, und die Sprache der Phantasie und des Gemüts, deren Herrlichkeit uns von *Jean Paul* enthüllt ward. Mit *Börne* begann die Vermittlung, doch überwog auch noch bei ihm – besonders in den Briefen – das verständige Element, wogegen *Heine* der poetischen Seite zu ihrem Rechte verhalf. In dem modernen Stil ist die Vermittlung vollendet; Phantasie und Verstand fließen nicht bewußtlos ineinander, noch stehen sie sich schroff gegenüber; sie sind, wie im menschlichen Geiste, so im Stil vereinigt, und weil ihre Vereinigung bewußt ist, so ist sie auch dauernd und echt. Darum kann ich jene Zufälligkeit nicht gelten lassen, die Wihl dem modernen Stil noch immer vindiziert, und muß hier eine genetische, geschichtsgemäße Entwicklung sehen. – Dieselbe Vermittlung in der Literatur; da ist beinahe keiner, der nicht Pro-

[1] Siehe vorl. Band, S. 43 – [2] der Stil macht den Menschen – [3] der Stil macht die Literatur

duktion und Kritik in sich vereinigte; selbst unter den Lyrikern hat Creizenach den „Schwäbischen Apoll" und Beck über die ungarische Literatur[35] geschrieben, und der Vorwurf, daß die junge Literatur sich in der Kritik verlöre, hat seinen Grund weit mehr in der Masse der Kritiker als der Kritiken. Oder überwiegen die Produktionen Gutzkows, Laubes, Mundts, Kühnes ihre kritischen Schriften – quantitativ wie qualitativ – nicht bedeutend? So bleibt der moderne Stil ein Spiegelbild der Literatur. Es gibt aber eine Seite des Stils, die immer ein Schibboleth für sein Wesen ist: die polemische. Bei den Griechen gestaltete sich die Polemik zur Poesie und wurde plastisch durch Aristophanes. Unter den Römern wurde ihr das für alles passende Kleid des Hexameters übergeworfen, und Horaz, der Lyriker, bildete sie gleichfalls lyrisch zur Satire aus. Im Mittelalter, als die Lyrik in voller Blüte stand, ging sie bei den Provenzalen in die Sirventes und Kanzone, bei den Deutschen in das Lied über. Als im siebenzehnten Jahrhundert der bare Verstand sich zum Herrn der Poesie aufwarf, wurde das Epigramm der späteren Römerzeit hervorgesucht, um zur Fassung des polemischen Witzes zu dienen. Die klassische Nachahmungssucht der Franzosen rief Boileaus horazisierende Satiren hervor.[36] Das vorige Jahrhundert, das an alles anknüpfte, bis die deutsche Poesie sich rein selbständig entwickelte, versuchte es in Deutschland mit allen polemischen Formen, bis Lessings antiquarische Briefe in der Prosa das Gebiet fanden, das der Polemik die freieste Entwicklung verstattet. Die Taktik Voltaires, die dem Gegner gelegentlich einen Hieb versetzt, ist echt französisch; ebenso der Tirailleurkrieg Bérangers, der mit demselben französischen Charakter alles in ein Chanson bringt. Und die moderne Polemik?

Verzeihe mir, Leser, du hast wahrscheinlich längst erraten, wohinaus diese Diatribe will; aber ich bin nun einmal ein Deutscher und kann meine stets vom Ei anfangende deutsche Natur nicht loswerden. Ich will dagegen jetzt desto grader sein; es handelt sich um die Zerwürfnisse in der modernen Literatur, um die Berechtigung der Parteien und vorzüglich um den Streit, an den sich die übrigen anlehnen, den Streit zwischen *Gutzkow* und *Mundt* oder, wie die Sachen jetzt stehen, zwischen Gutzkow und *Kühne*. Dieser Streit wird nun seit zwei Jahren in der Mitte unserer literarischen Entwicklungen geführt und konnte nicht ohne, teils günstigen, teils ungünstigen, Einfluß darauf bleiben. Ungünstig, weil der ruhige Gang der Entfaltung immer gestört wird, wenn die Literatur sich zum Tummelplatze persönlicher Sympathien, Antipathien und Idiosynkrasien hergibt; günstig, weil sie, um mit Hegel zu reden, aus der Einseitigkeit, in der sie sich als Partei

befand, heraustrat und durch den Zerfall selbst ihren Sieg bewies; ferner, weil wider die Erwartung vieler der „jüngere Nachwuchs" nicht Partei ergriff und die Gelegenheit, sich von allen fremden Einflüssen zu befreien und einer selbständigen Entwicklung hinzugeben, benutzte. Wenn darum doch einige Partei ergriffen haben, so beweisen sie dadurch, wie wenig Vertrauen sie in sich selbst setzen und wie wenig der Literatur an ihnen gelegen sein kann.

Ob Gutzkow den ersten Stein aufgehoben, ob Mundt zuerst nach der linken Hüfte gegriffen, kann füglich ununtersucht bleiben; genug, Steine sind geworfen und Schwerter gezogen worden. Es handelt sich nur um die tieferen Ursachen eines Krieges, der später oder früher zum Ausbruch kommen mußte; denn daß hier subjektive Veranlassungen, ein hämischer Neid, eine leichtsinnige Kriegslust auf irgendeiner Seite obwalten, das glaubt doch niemand, der den ganzen Verlauf unparteiisch angesehen hat. Nur bei Kühne war die persönliche Freundschaft gegen Mundt ein Motiv und an sich gewiß kein unedles, die auch ihm von Gutzkow gewordene Herausforderung anzunehmen.

[„Mitternachtzeitung für gebildete Leser"
Nr. 84 vom 22. Mai 1840]

Gutzkows literarisches Tun und Trachten trägt den Charakter einer scharf ausgeprägten Individualität. Die wenigsten seiner zahlreichen Schriften hinterlassen einen ganz befriedigenden Eindruck, und doch läßt sich nicht leugnen, daß sie zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was die deutsche Literatur seit 1830 hervorgebracht hat. Woher kommt dies? Ich glaube in ihm einen Dualismus zu sehen, der viel Verwandtes hat mit dem Zwiespalt in Immermanns Gemüt, den Gutzkow selbst zuerst aufriß. Gutzkow besitzt, anerkannt von allen deutschen Autoren – schönwissenschaftlichen natürlich – die größte Verstandeskraft; sein Urteil wird nie verlegen, sein Blick orientiert sich in den verwickeltsten Erscheinungen mit der wunderbarsten Leichtigkeit. Neben diesem Verstande steht aber eine ebenso mächtige Hitze der Leidenschaft, die sich bei seinen Produktionen als Begeisterung äußert und seine Phantasie in jenen Zustand, ich möchte fast sagen, der Erektion versetzt, in dem ihr allein eine geistige Zeugung möglich ist. Seine Werke, wenn auch oft lang ausgetragene Kompositionen, sind im Nu entstanden, und sieht man ihnen auf der einen Seite auch die Begeisterung an, in der sie geschrieben sind, so verhindert andrerseits diese Hast doch oft die ruhige Verarbeitung des einzelnen, und sie bleiben wie die „Wally" bloße Skizzen. Mehr Ruhe herrscht in den

späteren Romanen, am meisten im „Blasedow", der überhaupt mit einer an Gutzkow bisher ungewohnten Plastik ausgemeißelt ist. Seine früheren Figuren waren mehr Charakterbilder als Charaktere, μετέωρα[1], zwischen Himmel und Erde schwebend, wie Karl Grün sagt. Dennoch kann Gutzkow nicht verhindern, daß die Begeisterung auf Momente dem Verstande Platz macht; in dieser Stimmung sind jene Stellen seiner Werke geschrieben, die den erwähnten unangenehmen Eindruck hervorrufen; es ist die Stimmung, die Kühne in seiner beleidigenden Sprache „greisenhaftes Frösteln" nannte. – Jene Leidenschaftlichkeit aber ist es auch, die Gutzkow so leicht in Zorn geraten läßt, oft über die unbedeutendsten Dinge, und die einen sprudelnden Haß, eine stürmende Heftigkeit in seine Polemik legt, die Gutzkow hintennach gewiß bereut; denn er muß einsehen, wie unklug er in den Augenblicken der Wut gehandelt hat. Daß er dies einsieht, beweist der bekannte Artikel im „Jahrbuch der Literatur"[26], auf dessen Unparteilichkeit er sich etwas zugute tut – er weiß also, daß seine Polemik nicht frei von augenblicklichen Einflüssen ist. – Zu diesen beiden Seiten seines Geistes, deren Einheit Gutzkow bis jetzt noch nicht gefunden zu haben scheint, tritt noch ein unbändiges Unabhängigkeitsgefühl; er kann nicht die leichtesten Fesseln tragen, und ob sie von Eisen oder von Spinnweben wären, er ruhte nicht eher, als bis er sie zerrissen. Als er wider Willen mit Heine, Wienbarg, Laube und Mundt zum Jungen Deutschland gerechnet wurde und dieses Junge Deutschland anfing, in eine Clique auszuarten, überkam ihn ein unbehagliches Gefühl, das ihn erst seit dem offnen Bruche mit Laube und Mundt wieder verlassen hat. So sehr ihn aber diese Unabhängigkeitslust vor fremdem Einfluß bewahrt hat, so leicht steigert sie sich zu einem Zurückstoßen alles andern, zu einem Sich-in-sich-selbst-Zusammenziehen, zu einem Übermaße des Selbstgefühls, und streift dann an Selbstsucht. Ich bin weit entfernt, Gutzkow vorzuwerfen, er strebe mit Bewußtsein nach unumschränkter Herrschaft in der Literatur, aber zuweilen gebraucht er Ausdrücke, die seinen Gegnern den Vorwurf des Egoismus erleichtern. Die Leidenschaftlichkeit treibt ihn schon, sich zu geben ganz wie er ist, und so kann man bei ihm am ersten den ganzen Menschen in seinen Schriften erkennen. – Zu diesen geistigen Eigentümlichkeiten noch ein seit vier Jahren stets von der Zensurschere verwundetes Leben, Hemmungen der freien literarischen Entwicklung von Polizei wegen genommen, so darf ich hoffen, Gutzkows literarische Persönlichkeit in ihren Hauptzügen skizziert zu haben.

[1] (metẹōra) hoch oben

Während dieser sich so als eine durchaus originelle Natur erweist, finden wir bei *Mundt* eine liebenswürdige Harmonie aller geistigen Kräfte, wie sie die erste Bedingung eines Humoristen ist; einen ruhigen Verstand, ein gutes, deutsches Herz und dazu die nötige Phantasie. Mundt ist ein echt deutscher Charakter, der eben darum aber auch sich selten hoch über das Gewöhnliche aufschwingt und oft genug ans Prosaische streift. Er ist liebenswürdig, deutschgründlich, grundehrlich, aber kein Dichter, dem es um künstlerische Durchbildung zu tun ist. Mundts Werke vor der „Madonna" sind unbedeutend; die „Modernen Lebenswirren" sind reich an gutem Humor und schönen Einzelnheiten, aber als Kunstwerk wertlos und als Roman langweilig; in der „Madonna" riß ihn die Begeisterung für die neuen Ideen zu einem Schwunge hin, den er bisher nicht gekannt hatte, aber dieser Schwung brachte wieder kein Kunstwerk, sondern nur einen Haufen guter Gedanken und herrlicher Bilder zustande. Und doch ist die „Madonna" Mundts bestes Werk, denn die am literarischen Himmel bald darauf vom deutschen Wolkensammler Zeus heraufgesandten Regenschauer kühlten Mundts Begeisterung bedeutend ab. Der bescheidene deutsche Hamlet bekräftigte seine Gefahrlosigkeitsbeteuerungen durch unschuldige kleine Novellen, in denen die Ideen der Zeit mit gestutztem Bart und gekämmtem Haar auftraten und im Supplikantenfrack eine alleruntertänigste Bittschrift um gnädigste Realisation einreichten. Seine „Komödie der Neigungen"[37] brachte seinem Dichterruhme eine Wunde bei, die er mit „Spaziergängen und Weltfahrten" statt mit neuen, abgerundeten Dichtungen heilen wollte. Und wenn Mundt sich nicht wieder mit der früheren Begeisterung auf die Produktion wirft, wenn er uns nicht statt Reisebeschreibungen und Journalartikeln Dichtungen gibt, so wird in kurzem von Mundt, dem *Dichter*, nicht mehr die Rede sein. Ein zweiter Rückschritt Mundts ließ sich in seinem Stile bemerken. Seine Vorliebe für Varnhagen, in dem er Deutschlands ersten Stilisten zu entdecken glaubte, ließ ihn dessen diplomatische Wendungen, gezierte Ausdrücke und abstrakte Schnörkel adoptieren; und dabei sah Mundt gar nicht, daß hierdurch das Grundprinzip des modernen Stils, die konkrete Frische und Lebendigkeit, im Innersten verletzt wurde.

[„Mitternachtzeitung für gebildete Leser"
Nr. 85 vom 25. Mai 1840]

Zu diesen Verschiedenheiten der beiden Streitenden kam noch ein ganz entgegengesetzter Bildungsgang. Gutzkow trat von vornherein mit einer Begeisterung für den „modernen Moses" Börne auf, die noch immer als

innige Verehrung in seiner Seele lebt; Mundt saß im sichern Schatten, den der Riesenbaum des Hegelschen Systemes warf, und ließ eine Zeitlang den Hochmut der meisten Hegelianer durchblicken; die Axiome des philosophischen Padischah, daß Freiheit und Notwendigkeit identisch und die Bestrebungen des süddeutschen Liberalismus Einseitigkeiten seien, hielten Mundts politische Ansichten während der ersten Jahre seines literarischen Auftretens befangen. Gutzkow schied aus Berlin mit einem Widerwillen gegen die dortigen Zustände und gewann in Stuttgart eine Vorliebe für Süddeutschland, die ihn nie wieder verließ; Mundt befand sich wohl im Berliner Leben, saß gern in den ästhetisierenden Teegesellschaften und destillierte sich aus dem geistigen Treiben Berlins seine „Persönlichkeiten und Zustände“[38], jenes literarische Treibhausgewächs, das bei ihm und anderen alle freie poetische Tätigkeit erstickt hat. Es ist betrübend anzusehen, wie Mundt im zweiten Heft des „Freihafens“ für 1838 bei der Kritik eines Münchschen Werks[39] über die Schilderung einer solchen Persönlichkeit in Entzücken gerät, in ein Entzücken, das ihm ein Dichterwerk nie entlocken konnte. Er vergaß über die Berliner Zustände – dies Wort ist wie für Berlin erfunden – alles andere und ließ sich sogar zu einer lächerlichen Verachtung der Naturschönheiten verführen, wie sie in der „Madonna“ hervortritt.

So standen sich Gutzkow und Mundt gegenüber, als ihre Wege plötzlich bei den Ideen der Zeit zusammentrafen. Sie würden sich bald wieder getrennt haben, sie hätten sich vielleicht aus der Ferne noch manchen Gruß zugewinkt und sich gern des Zusammentreffens erinnert, als durch die Stiftung des Jungen Deutschlands und das „Roma locuta est“ des durchlauchtigsten Bundestages[40] beide zur Vereinigung gezwungen wurden. Hierdurch wurde der Stand der Sache wesentlich verändert. Gutzkow und Mundt waren durch gemeinsames Schicksal verpflichtet, bei gegenseitigen Beurteilungen Rücksichten eintreten zu lassen, deren Beobachtung beiden auf die Dauer unerträglich werden mußte. Das Junge Deutschland oder, wie es sich nach der Katastrophe von oben mit einem unverfänglichern Namen und um andere Gleichstrebende nicht auszuschließen nannte, die Junge Literatur, war nahe daran, in eine Clique auszuarten, und das wider Willen. Man sah sich von allen Seiten genötigt, die widerstrebenden Tendenzen fallenzulassen, die Schwächen zu verdecken, das Übereinstimmende zu sehr hervorzuheben. Dieser unnatürliche, erzwungene Verstellungszustand konnte nicht lange währen. Wienbarg, der herrlichste Charakter des Jungen Deutschlands, zog sich zurück; Laube hatte von vornherein gegen die Konsequenzen, die sich der Staat erlaubte, protestiert; Heine

war in Paris zu isoliert, um die elektrischen Funken seines Witzes in die Literatur des Tages springen zu lassen; Gutzkow und Mundt waren offen genug, um, ich möchte sagen nach gegenseitiger Verabredung, den Landfrieden zu brechen.

Mundt polemisierte wenig und unbedeutend; einmal aber ließ er sich verleiten, seine Polemik in einer Weise anzubringen, die aufs schärfste gerügt werden muß. Am Schlusse des Artikels „Görres und die katholische Weltanschauung" („Freih[afen]" 1838, II.) sagt er, wenn die deutsche Religiosität nichts vom Jungen Deutschland wissen wolle, so habe dieses auch hinreichend gezeigt, daß es in religiöser Hinsicht der faulen Elemente genug enthalte. Es ist klar, daß hiermit außer Heine, der uns hier nichts angeht, Gutzkow gemeint ist. Aber soviel Achtung mußte Mundt denn doch wohl vor seinen Schicksalsgenossen haben, daß er, wenn diese Beschuldigung auch wahr wäre, nicht der Borniertheit, der Philisterei und dem Pietismus recht gegen sie gäbe! Mundt nimmt sich wahrlich schlecht genug, wenn er mit pharisäischem Triumphe sagt: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie Heine, Laube und Gutzkow, und daß ich mich, wenn auch nicht vor dem Deutschen Bunde, doch vor der deutschen Religiosität einigermaßen sehen lassen kann!

Gutzkow dagegen hatte seine ordentliche Lust an der Polemik. Er zog alle Register auf und ließ auf das Allegro moderato der „Literarischen Elfen"[41] ein Allegro furioso von Feuilletonsnotizen folgen. Er hatte einen Vorteil gegen Mundt, indem er dessen literarische Grillen in ihrer ganzen Schärfe herausheben und unter den Bereich seiner immer geladenen Witzkanonen stellen konnte. Da war fast wöchentlich wenigstens ein Hieb auf Mundt im „Telegraphen" zu lesen, da wußte er das ganze Übergewicht, das der Besitz eines Journals über den auf eine Vierteljahrsschrift und seine eigenen Werke beschränkten Gegner gibt, zu benutzen; merkwürdig ist besonders, daß Gutzkow seine Polemik steigerte, seine Nichtachtung der literarischen Gaben Mundts erst allmählich eintreten ließ, während dieser gleich nach der Kriegserklärung, ohne jenen absteigenden Klimax zu beachten, Gutzkow als eine untergeordnete Persönlichkeit behandelte. – Die gewöhnlichen Kunstgriffe politischer Blätter, Artikel von gleicher Farbe in anderen Journalen zu empfehlen, unter dem Scheine der Anerkennung und achtungswerten Unparteilichkeit versteckte Malicen einzuschmuggeln usw., wurden in diesem Streit auf literarisches Gebiet übertragen; ob auch eigene Artikel unter dem Aushängeschilde auswärtiger Korrespondenzen aufgetreten sind, kann natürlich nicht entschieden werden, da gleich von Anfang an jeder Partei eine Menge dienstbeflissener,

namenloser Handlanger zuströmte, die sich sehr geschmeichelt fühlen würden, wenn man ihre Arbeiten für Werke ihres kommandierenden Generals hielte. Gerade diesen Zwischenträgern, die sich durch ihren Eifer eine belobende Feuilletonsnotiz erkaufen wollten, mißt Marggraff die größte Schuld am Streite zu.

Gegen Ende 1838 trat ein dritter Streiter in die Schranken, dessen Waffenrüstung wir vorläufig ins Auge zu fassen haben, *Kühne*. Dieser, seit langem Mundts persönlicher Freund und ohne Zweifel jener Gustav, an den sich Mundt in der „Madonna" einmal wendet, hat auch in seinem literarischen Charakter viel Verwandtes mit Mundt, obgleich auf der andern Seite ein französisches Element bei ihm nicht zu verkennen ist. Mit Mundt verknüpfte ihn besonders der gemeinsame Bildungsgang durch Hegel und das Berliner soziale Leben, aus dem für Kühne ebenfalls die Neigung für Persönlichkeiten und Zustände und den eigentlichen Erfinder dieser literarischen Zwittergeschöpfe, Varnhagen von Ense, erwuchs. Auch Kühne gehört zu denen, die von Varnhagens Stil viel Rühmens machen und übersehen, daß das Gute daran eigentlich nur Nachahmung Goethes ist.

[„Mitternachtzeitung für gebildete Leser"
Nr. 86 vom 26. Mai 1840]

Der Grundstock der literarischen Gestalt Kühnes ist der Esprit, jener französische, rasch kombinierende Verstand, verbunden mit einer beweglichen Phantasie. Auch dem Extrem dieser Richtung, der Phrase, ist Kühne so wenig fremd, daß er es im Gegenteil zu einer seltenen Meisterschaft in ihrer Handhabung gebracht hat, und man Kritiken, wie die über den zweiten Band der Mundtschen „Spaziergänge" („Eleg[ante] Zeitung" 1838, Mai[1]), nicht ohne einen gewissen Genuß lesen kann. Natürlich fällt es auch oft genug vor, daß dieses Phrasenspiel einen unangenehmen Eindruck machen muß und man an ein paar treffende, zum Gemeinplatz gewordene Worte des Mephistopheles erinnert wird.[42] Man läßt sich solche phrasendurchflochtenen Stellen in einem Journale wohl gefallen; wenn aber auch in einem Werke, wie die „Charaktere", ein Passus vorkommt, der sich zwar ganz gut lesen läßt, aber alles reellen Fonds ermangelt – und das ist mehr als einmal der Fall –, so zeigt dies denn doch eine zu große Leichtfertigkeit der Auswahl. Auf der andern Seite macht diese französische Gewandtheit Kühnen zu einem unserer besten Journalisten, und es wäre ihm gewiß ein

[1] In der „Mitternachtzeitung": März

leichtes, bei größerer Tätigkeit die „Elegante Zeitung" weit über ihren jetzigen Stand hinaufzuschrauben. Aber merkwürdigerweise zeigt Kühne bei weitem nicht eine Regsamkeit, die seinem an Laube erinnernden Esprit einzig zu entsprechen scheint. – Als Kritiker entfaltet Kühne diese transrhenanische Natur am deutlichsten. Während Gutzkow nicht rastet, bis er seinem Gegenstande auf den Grund gekommen ist und rein aus der Sache sein Urteil fällt, ohne etwaige begünstigende und mildernde Nebenrücksichten zu erwägen, stellt Kühne den Gegenstand unter das Licht eines geistreichen Gedankens, den freilich meist die Betrachtung des Objekts hervorgerufen hat. Wenn Gutzkow einseitig ist, so ist er es, weil er ohne das billige Ansehen der Person mehr nach den Schwächen als den Tugenden des Objekts urteilt und von angehenden Dichtern wie Beck klassische Schöpfungen fordert; wenn Kühne einseitig ist, so bemüht er sich, alle Seiten seines Objekts unter einem Gesichtspunkt aufzufassen, der nicht der höchste, übersichtlichste ist, und entschuldigt das Spielende der Beckschen „Stillen Lieder" mit der auf Beck freilich passenden Phrase, er sei ein lyrischer Musikant.

Bei Kühne sind ferner zwei Perioden zu unterscheiden; den Anfang seiner literarischen Laufbahn bezeichnete ein Befangensein in der Hegelschen Doktrin und, wie mir scheint, ein Hingeben oder eine Gemeinschaftlichkeit der Ansichten mit Mundt, wobei die Selbständigkeit nicht immer zu ihrem Rechte kam. Die „Quarantäne" bezeichnet den ersten Schritt zur Emanzipation von diesen Einflüssen; ganz entwickelt hat sich Kühnes Anschauung erst in den Literaturwirren seit 1836. Zu einer Vergleichung Kühnes und Gutzkows in ihren dichterischen Bestrebungen bieten sich zwei gleichzeitig geschriebene Werke dar, die „Quarantäne im Irrenhause" und die „Seraphine". In beiden spiegelt sich die ganze Persönlichkeit ihrer Verfasser. Gutzkow hat in Arthur und Edmund die verständige und gemütliche Seite seines Charakters individualisiert; Kühne, als Anfänger, gab sich unbefangener ganz in dem Helden der „Quarantäne", wie er den Ausweg sucht aus dem Labyrinthe des Hegelschen Systems. Gutzkow exzelliert, wie immer, in der Schärfe der Seelenmalerei, in der psychologischen Motivierung; fast der ganze Roman wird im Gemüte verhandelt. Durch solch eine verstandesmäßige Zusammensetzung der Triebfedern aus lauter Mißverständnissen wird aber aller ruhige Genuß, auch der eingestreuten idyllischen Situationen, wieder zernichtet, und so meisterhaft die „Seraphine" nach der einen Seite ist, so mißlungen ist sie nach der andern. – Kühne dagegen sprudelt von geistreichen Räsonnements über Hegel, deutsche Grübelei und Mozartsche Musik, mit denen er drei Viertel des Buches

füllt, ohne am Ende etwas anderes als die Langeweile bei den Lesern dadurch zu erreichen und den Roman als solchen zu verderben. Die „Seraphine" enthält keinen einzigen vollkommenen Charakter, am wenigsten ist es Gutzkow gelungen, was er eigentlich damit bezweckte, nämlich seine Fähigkeit zur Schilderung weiblicher Charaktere zu zeigen. Die Frauen aller seiner Romane sind entweder trivial, wie Celinde im „Blasedow", oder ohne das Echtweibliche, wie Wally, oder unschön durch Mangel an innerer Harmonie, wie eben Seraphine. Er scheint dies fast selbst einzusehen, wenn er in „Saul" die Michal sagen läßt:

> Zerlegen kannst du, wie das menschliche
> Gehirn, des Weibes Herz, – –
> Kannst alles zeigen, draus ein Frauenherz
> Besteht, doch was drin Lebensfunke ist,
> Das weist kein Messer nach, kein spottender Vergleich.

Derselbe Mangel prägnanter Charakteristik tut sich in der „Quarantäne" kund. Der Held ist kein ganzer Charakter, sondern eine individualisierte Durchgangsepoche des Zeitbewußtseins, dem daher auch alles Persönliche abgeht. Die übrigen Figuren sind fast alle zu unbestimmt gehalten, so daß man von den wenigsten mit Fug sagen kann, ob sie gelungen sind oder nicht.

Kühne war von Gutzkow schon länger herausgefordert, antwortete aber nur indirekt, indem er Mundts Verdienste über die Maßen erhob und Gutzkows selten erwähnte. Endlich trat auch er, zuerst ruhig und mehr kritisch als polemisch, gegen ihn auf; er nannte ihn einen Mann der Debatte, wollte ihm aber keine fernere literarische Berechtigung zugestehen; und bald darauf begann er seinerseits die Offensive in einer Art, wie sie wohl niemand erwartet hatte, mit dem Artikel „Gutzkows neueste Romane"[43]. Mit vielem Geiste wird hier jene dualistische Seite Gutzkows in die Karikatur verzerrt und in seinen Schriften nachgewiesen, daneben aber auch eine solche Masse von unwürdigen Ausdrücken, grundlosen Behauptungen und schlechtverhehlten Konsequenzmachereien aufgehäuft, daß Gutzkow gegen diese Polemik nur im Vorteil war. Er antwortete auch nur mit einer kurzen Hinweisung auf das „Jahrbuch der Literatur" für 1839 (warum ist das für 1840 noch nicht erschienen?), das seinen Artikel über die neuesten Literaturzerwürfnisse brachte[26]. Die Politik, durch Unparteilichkeit die Gemüter für sich zu gewinnen, war klug genug, und die Überwindung, die Gutzkow'n dieser Artikel gekostet hat, muß anerkannt werden; wenn er nicht vollkommen genügte und namentlich über Kühne, dem ein

bedeutender Einfluß auf die Tagesliteratur und ein tüchtiges, wenn auch in den „Klosternovellen“ noch nicht ganz klares Talent zum historischen Roman denn doch einmal nicht abgesprochen werden kann, zu leicht absprach, so ist dies gern nachzusehen, bis die Gegner gleiches getan oder ihn noch übertroffen haben.

[„Mitternachtzeitung für gebildete Leser“
Nr. 87 vom 28. Mai 1840]

Aber dieses „Jahrbuch der Literatur“ trug den Keim zu neuer Spaltung in sich, den „Schwabenspiegel“ *Heines*[44]. – Wie es hiermit zugegangen ist, mögen von den Beteiligten selbst nur einige wissen; ich übergehe die ganze fatale Geschichte am besten. Oder hat Heine nicht bald einmal wieder die erforderliche Bogenzahl zusammen, um einen zensurfreien Band, der dann auch den vollständigen „Schwabenspiegel“ enthielte, herauszugeben? Man könnte dann wenigstens sehen, was die sächsische Zensur zu streichen für gut befunden hätte und ob die Verstümmelung wirklich einer Zensurbehörde zur Last zu legen wäre. Genug, der Krieg wurde wieder angefacht, Kühne benahm sich unklug, indem er den albernen Artikel über „Savage“ aufnahm und Dr. Wihls Erklärung[45] (welche aufzunehmen freilich eine starke Zumutung an die „Elegante“ war, etwa wie wenn Beck seine Erklärung gegen Gutzkow an den „Telegraphen“ geschickt hätte) mit einer hündischen Parodie begleitete, die von der andern Seite gleichfalls bellend zurückgewiesen wurde. Diese Hundegeschichte ist der schimpflichste Fleck aller modernen Polemik; wenn unsere Literaten anfangen, sich wie Bestien zu behandeln und die Grundsätze der Naturgeschichte praktisch anzuwenden, so wird die deutsche Literatur bald einer Menagerie gleichen und der lang erwartete Literaturmessias mit Martin und van Amburgh fraternisieren.

Damit die schon wieder ermattende Polemik nicht einschliefe, regte ein böser Dämon den Streit zwischen Gutzkow und *Beck* an.[46] – Über Beck hab' ich mein Urteil schon anderswo abgegeben[1], doch, wie ich gern gestehe, nicht ohne Parteilichkeit. Der Rückschritt, den Beck im „Saul“ und in den „Stillen Liedern“ zeigt, ließ mich mißtrauisch und unbillig gegen die „Nächte“ und den „Fahrenden Poeten“ werden. Ich hätte jenen Artikel nicht schreiben und ihn noch weniger in der Zeitschrift geben sollen, die ihn brachte. Man wird mir daher erlauben, mein Urteil dahin zu berichtigen, daß ich Becks Vergangenheit, die „Nächte“ und den „Fahrenden

---

[1] Siehe vorl. Band, S. 22–26 u. 31

Poeten" allerdings anerkenne, daß es mir aber gegen mein kritisches Gewissen ginge, wenn ich die „Stillen Lieder" und den ersten Akt des „Saul" nicht als einen Rückschritt bezeichnen sollte. Die Fehler der ersten beiden Werke Becks waren bei seiner Jugend notwendig, ja man konnte geneigt sein, in den drängenden Bildern, den halbreif hingeworfenen Gedanken eine Überfülle von Kraft zu sehen, und jedenfalls lag hier ein Talent vor, von dem das Beste zu hoffen war. – Statt jener flammenden Bilder, statt jener wilderregten Jugendkraft bringen die „Stillen Lieder" eine Abspannung, eine Mattigkeit, die von Beck am wenigsten zu erwarten war, und der erste Akt des „Saul" war ebenso kraftlos. Aber vielleicht ist diese Schlaffheit nur die natürliche, momentane Folge jener Überreizung, vielleicht ersetzen die folgenden Akte des „Saul" alle Mängel des ersten – nein, Beck ist ein Dichter, und die Kritik sollte auch bei dem schärfsten und gerechtesten Tadel eine Scheu haben vor seinen zukünftigen Schöpfungen. Eine solche Pietät verdient jeder echte Dichter; und gerade ich möchte nicht gern für einen Feind Becks gelten, da ich, wie ich gern gestehe, seinen Dichtungen die mannigfachsten und nachhaltigsten Anregungen verdanke.

Der Streit zwischen Gutzkow und Beck hätte füglich unterbleiben können. Es läßt sich nicht leugnen, daß Beck, freilich unwillkürlich, in dem Gange der Exposition seines „Sauls" sich einigermaßen an Gutzkow angeschlossen hat, indes leidet seine Rechtlichkeit nicht darunter, sondern nur seine Originalität. Gutzkow, statt sich darüber zu entrüsten, hätte sich vielmehr dadurch geschmeichelt fühlen sollen. Und Beck, statt die Originalität seiner Charaktere, die von niemand bezweifelt wurde, hervorzuheben, hätte den einmal hingeworfenen Fehdehandschuh zwar aufnehmen müssen, wie er denn auch tat, aber auch den Akt umarbeiten sollen, was er hoffentlich getan haben wird.

Jetzt stellte sich Gutzkow den gesamten Leipziger Literaten feindlich gegenüber und verfolgt sie seitdem stark mit Feuilletonwitzen. Er sieht eine komplett organisierte Räuberbande darin, die ihn und die Literatur auf alle nur mögliche Weise verfolgt; aber er täte wahrlich besser, sie auf andere Weise anzugreifen, wenn er nicht vom Kriege ablassen will. Persönliche Verbindungen und deren Reaktionen auf das öffentliche Urteil sind unter den Leipziger Literaten unvermeidlich. Und Gutzkow möge sich selber fragen, ob er sich immer von dieser zuweilen leider unumgänglichen Sünde freigehalten hat; oder soll ich ihn an gewisse Frankfurter Bekanntschaften erinnern? Wenn das „Nordlicht", die „Elegante" und die „Eisenbahn" zuweilen in ihren Urteilen übereinstimmen, ist denn das zu verwundern? Die Bezeichnung *Clique* paßt für diese Verhältnisse ganz und gar nicht.

So stehen die Sachen jetzt; Mundt hat sich zurückgezogen und kümmert sich um den Streit nicht mehr; Kühne ist auch des ewigen Kriegführens ziemlich überdrüssig geworden; Gutzkow wird gewiß auch bald einsehen, daß seine Polemik dem Publikum nachgerade langweilig werden muß. Sie werden allmählich anfangen, sich auf Romane und Dramen herauszufordern, sie werden merken, daß ein geharnischtes Feuilleton nicht das Kriterium für ein Journal ist, daß die Gebildeten der Nation nicht dem raschesten Polemiker, sondern dem besten Dichter den Preis zuerkennen; sie werden sich an eine ruhige Existenz nebeneinander gewöhnen und vielleicht – sich wieder achten lernen. Sie mögen sich Heines Benehmen vorhalten, der trotz des Streites aus seiner Achtung für Gutzkow kein Hehl macht. Sie mögen das Verhältnis ihres Wertes nicht nach ihrem subjektiven Ermessen, sondern nach dem Benehmen der Jüngeren bestimmen, denen über kurz oder lang die Literatur gehören wird. Sie mögen von den „Hallischen Jahrbüchern" lernen, daß die Polemik nur gegen die Kinder der Vergangenheit, gegen die Schatten des Todes gerichtet werden darf. Sie mögen bedenken, daß sonst zwischen Hamburg und Leipzig literarische Kräfte sich erheben können, die ihr polemisches Feuerwerk in Schatten stellen. Die Hegelsche Schule in ihren jüngsten, freien Entfaltungen und der vorzugsweise sog. jüngere Nachwuchs gehen einer Vereinigung entgegen, die den bedeutendsten Einfluß auf die Entwicklung der Literatur haben wird. In Moritz Carrière und Karl Grün ist diese Vereinigung schon vollbracht.

Joel Jacoby

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 55, April 1840]

* Die Görressche Seiltänzertruppe hat an *Joel Jacoby* eine kostbare Akquisition gemacht. Die Partie des Bajazzo war früher von Herrn Guido Görres vertreten, dessen Späße dem Publikum indes nicht zusagen wollten; das neue Mitglied aber hat neuerdings wieder in seinem „Kampf und Sieg"* seinen Beruf zu dieser Rolle auf überraschende Weise dargetan. Ein Mann von solcher Vielseitigkeit, dem die rote Mütze und der Purpur Davids, der Frack eines anstellungshungrigen Kandidaten und das Bußhemd des Katechumenen gleich gut stehen, der mit Vergnügen das Amt einer ambulanten Anzeige übernimmt und vorn eine Nummer des „Berliner politischen Wochenblattes", hinten den Verlagskatalog von Manz in Regensburg trägt, ein solcher Mann findet sich mit Leichtigkeit in alle Rollen. Da tritt er nun zum ersten Male auf, ohne alle Befangenheit, und während „Heil und Frieden, Kampf und Sieg euch künden seine Töne", schielt er mit dem einen Auge nach dem Roten Adlerorden, mit dem andern nach der Bischofsmütze.

„Womit soll ich euch erquicken?" fragt er das Publikum. „Wollt ihr vom Jahrgange 1832 oder 1834, 1836 oder 1839? Was soll ich deklamieren, Marat oder Jarcke, David oder Görres oder Hegel?" Aber er ist großmütig und gibt uns ein Ragout von allen Reminiszenzen, die sich in der Wüste seines Kopfes aufscheuchen lassen, und es ist wahr, er gibt uns etwas Erquickliches.

Man ist in Verlegenheit, wo man diesen Unsinn anfassen soll. Es wird mir gern erlassen werden, die Perfidie der Gesinnung, die chaotische Konfusion der Begriffe, die auch diese Schrift des Verfassers auszeichnet,

---

* Regensburg, *1840*

auseinanderzulegen; haben wir doch einen Halbwahnsinnigen vor uns, in dessen Kopfe die eignen, ungestalten Gedankenembryone mit den eingepfropften Begriffen anderer eine zügellose Orgie anstellen! Wieviel mag z.B. unser Poet noch von seiner Vergangenheit wissen, wenn er sich „einen stillen Mann" nennt! Er, der seit acht Jahren in einem fort schreit, wütet, tobt für die Revolution, gegen die Revolution, für Preußen, für den Papst. Der ist ein stiller Mann? Er, dessen Klagen immer gleich *Ver*klagen war, der geborne Denunziant, der immer massenweise verdächtigte, der gehört zu den Stillen im Lande?

Die Sprachverwirrung Franz Karl Joel Jacobys ist seiner Gedankenverwirrung angemessen. Ich hätte nie der deutschen Sprache zugetraut, daß sie sich so eng an die verworrensten Vorstellungen anschließen könne. Worte, die sich nie gesehen haben, werden hier zusammengeworfen; Begriffe, die sich abstoßen, werden mit einem allmächtigen Zeitwort aneinandergekoppelt; die rechtlichsten, unschuldigsten Ausdrücke finden sich plötzlich zwischen Reminiszenzen aus Joels Revolutionsjahren, zwischen verdächtig blickenden Phrasen Menzels, Leos und Görres', zwischen mißverstandenen Gedanken Hegels, und auf alle schwingt der Dichter seine Hetzpeitsche, daß die ganze wilde Jagd, sich niederstürzend, radschlagend und taumelnd daherbraust und endlich im Schoß der alleinseligmachenden Kirche Ruhe findet.

Der eigentliche Inhalt dieses Meisterwerks, das in einem Pseudoparallelismus abgefaßt ist, in der alten „großartigen Manier, alles zweimal (auch wohl drei- oder sechsmal) zu sagen", besteht aus den lyrischen Klagen eines Juden und eines Katechumenen, und sodann aus den Klagen eines Katholiken, in welchen der Verfasser aus der einseitigen lyrischen Subjektivität heraustritt und ein echt modernes Drama entwickelt, in dessen Zentrum die energische Persönlichkeit des Verfassers tragiert (er ist wenigstens traurig genug anzuschauen), und über dessen trostlose Wirren die mittelalterliche Aurora der katholischen Kirche aufgeht; riesengroß erhebt sich der neue Prophet Joel aus dem modernen Chaos und weissagt den Untergang aller revolutionären, liberalen, hegelingischen und protestantischen Bestrebungen, welche einem neuen Zeitalter der Gedankenlosigkeit Platz machen werden. Der Fluch wird über alles ausgesprochen, was sich nicht dem Krummstab beugt; nur das „preußische Vaterland" erhält pia desideria[1]; dagegen gehen die karlistischen Basken und die „belgische Nachtigall"[47] ein zu der Freude ihres Herrn Loyola. Man

[1] fromme Wünsche

sieht, der Terrorismus aus der Jakobinerepoche ist Herrn Jacoby gut im Gedächtnis geblieben. Ein blutiges Gericht ergeht über alle Feinde des Jesuitismus und des monarchischen Prinzips, vor allem über die neuen Philosophen, welche einen Dolch in einem Futteral von sinnverwirrenden Begriffen tragen und unter ihren bunten Lappen das wohlbekannte Leichentuch (wenigstens Herr Jacoby kennt es von früher sehr genau), in dem die Priester und die Fürsten beisammen finden ihren Todesschlaf. Aber der neue Prophet kennt sie, „ich hab' euch stets verstanden", sagt er selbst. Den Meister dagegen spricht er frei, weil einige von des Meisters Ideen in Herrn Jacobys heißen Kopf geschneit und dort freilich zu Wasser geworden sind. Vor dem jetzt folgenden Chor der Geier und Eulen, sowie vor dem infernalischen Jauchzen verstummt die Kritik billigerweise.

In Joel Jacoby sehen wir das schauderhafte Extrem, wohin endlich alle die Herren Ritter vom Unverstande getrieben werden. Dahin führt endlich alle Feindschaft wider den freien Gedanken, alle Opposition gegen die absolute Macht des Geistes, möge sie auftreten als wilder, regelloser Sansculottismus oder als gedankenloser, serviler Knechtsgeist; möge sie sich darstellen mit dem gescheitelten Haar des Pietisten oder der Tonsur des Pfaffen. Joel Jacoby ist eine lebendige Trophäe, ein Zeichen des Sieges, den der denkende Geist errungen hat. Wer jemals für das neunzehnte Jahrhundert in die Schranken getreten ist, der kann mit triumphierenden Blicken auf diesen verunglückten Zeitdichter hinschauen, denn über kurz oder lang werden alle seine Widersacher diesem gleichen.

Friedrich Oswald

Requiem für die deutsche Adelszeitung

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 59, April 1840]

Dies irae, dies illa
Saecla solvet in favilla.[1][48]

Jener Tag, an dem Luther die Urschrift des neuen Testamentes hervorzog und mit diesem griechischen Feuer die Jahrhunderte des Mittelalters, mit ihrer Herrlichkeit und ihrer Knechtschaft, mit ihrer Poesie und Gedankenlosigkeit, zu Staub und Asche verbrannte, jener Tag und die ihm folgenden drei Jahrhunderte haben endlich eine Zeit geweckt,

„die so ganz der Öffentlichkeit angehört, eine Zeit, von der Napoleon, dem man trotz vieler Eigenschaften, die namentlich in den Augen der Deutschen verwerflich sind, einen seltnen Scharfsinn nicht absprechen kann, gesagt hat: ‚Le journalisme est une puissance.'[2]"[49]

Ich führe diese Worte nur hier an, um zu zeigen, wie wenig mittelalterlich, d.h. gedankenlos, der Prospektus der Adelszeitung ist, dem sie entlehnt sind. Und dieser Öffentlichkeit sollte die Krone aufgesetzt, sollte das Bewußtsein gegeben werden mit der deutschen Adelszeitung. Denn das ist klar, Gutenberg erfand den Druck nicht, um einem Börne – das war ja ein Demagoge – oder Hegel – der ist ja vorn servil, wie Heine, und hinten revolutionär, wie Schubarth bewiesen hat[50] – oder irgendeinem andern Bürgerlichen seine verworrenen Gedanken in die Welt verbreiten zu helfen, sondern einzig und allein, um die Stiftung der Adelszeitung möglich zu machen. – *Wohl ihr, sie ist hinüber!* Sie tat nur einen verstohlenen, scheuen Blick in diese arge, unmittelalterliche Welt und ihr reines Jungfrauen- oder vielmehr gnädiges Fräuleinherz bebte zurück vor dem Greuel

[1] Tag des Zorns, der Tag, da die Welt in glühende Asche zerfällt. – [2] ‚Der Journalismus ist eine Macht.'

der Verwüstung, vor dem Schmutz der demokratischen Kanaille, vor der schauderhaften Arroganz der Courunfähigkeit, vor allen jenen bejammerswerten Zuständen, Bezügen und Wirren dieser Zeit, die an den Toren freiherrlicher Schlösser, wenn sie sich dort melden, mit der Hetzpeitsche begrüßt werden. Wohl ihr, sie ist hinüber, sie sieht die Hohlheit der Demokratie, das Rütteln am Bestehenden, die Tränen der Hochwohl- und Hochgebornen nicht mehr, sie ist entschlafen.

Requiem aeternam dona ei, Domine![1]

Und doch, wir haben viel an ihr verloren. Welche Freude war nicht in allen Salons, wo nur Herren von sechzehn Ahnen Zutritt haben, welcher Jubel in allen halbverlornen Vorposten der rechtgläubigen Aristokratie! Da saß der alte gnädige Papa im Erblehnstuhl, von den Lieblingshunden umgeben, in der Rechten die Erbpfeife, in der Linken die Erbkarbatsche, und studierte andächtig den antediluvianischen Stammbaum im ersten Buche Mosis, als die Tür aufging und der Prospektus der Adelszeitung hereingebracht wurde. Der Hochwohlgeborne, als ihm das Wort *Adel*, mit großen Lettern gedruckt, begegnet, rückt eilig die Brille zurecht und liest beseligt das Blatt durch, er sieht, daß auch Familiennachrichten in der neuen Zeitung eine Stelle finden und freut sich schon auf seinen Nekrolog – wie gern möchte er ihn nicht selbst lesen! –, wenn er einmal zu seinen Ahnen versammelt wird. – Da galoppieren die jungen Herren in den Schloßhof; der Alte läßt sie eilig heraufrufen, Herr Theoderich „von der Neige" jagt die Rosse mit einem Peitschenhiebe in den Stall, Herr Siegwart überrennt mehrere Lakaien, tritt der Katze auf den Schwanz und schleudert ritterlichst einen alten, suppliziert habenden und abgewiesenen Bauern auf die Seite, Herr Giselher befiehlt den Dienern bei Leibesstrafe, die Anordnungen zur Jagd ja untadelhaft zu treffen, und so poltern die jungen Barone in den Saal. Die Hunde, welche ihnen heulend entgegenspringen, werden mit der Karbatsche unter den Tisch getrieben, und Herr Siegwart von der Neige, der den Lieblingshund mit gnädigem Fuße zur Ruhe verwiesen, bekommt von dem entzückten Papa nicht einmal den gewohnten zornigen Blick dafür. Herr Theoderich, der außer der Bibel und dem Stammbaum auch einiges im Konversationslexikon gelesen hat und also die Fremdwörter am richtigsten aussprechen kann, muß den Prospektus vorlesen, und der Alte vergißt bei seinen Freudentränen Ablösungsordnung und Adelsbeschwerung.

[1] Ewige Ruhe gib ihr, Herr!

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 60, April 1840]

Wie sittig-bescheiden-herablassend ritt die Gnädige nicht herein in die moderne Welt auf ihrem weißen Papierzelter, wie kühn sahen ihre beiden Ritter nicht in die Welt hinaus, jeder Zoll ein Baron, jeder Blutstropfen die Frucht von vierundsechzig ebenbürtigen Beilagern, jeder Blick eine Herausforderung! Zuerst Herr von *Alvensleben*, der sein ritterliches Streitroß auf der dürren Heide französischer Romane und Memoiren herumgetummelt hat, um nun auch einen Tjost gegen bürgerliche Rangen wagen zu können. Auf dem Schilde trägt er die Devise: „Ein wohlerworbenes Recht kann nie ein Unrecht werden" und schreit mit starker Stimme in die Welt hinaus: „der Adel hat vor Zeiten die Gnade gehabt, sich verdient zu machen, jetzt ruht er auf seinen Lorbeeren, oder zu deutsch, liegt auf der Bärenhaut, und der Adel hat die Fürsten *und somit auch die Völker* kräftiglich geschützt, und ich werde schon Sorge tragen, daß diese Großtaten nicht vergessen werden, und meine Geliebte, die Adelszeitung – requiescat in pace[1] – ist die schönste Dame in der Welt, und wer das leugnet, der –"

Da fällt der adelige Held vom Pferde, und an seiner Stelle zockelte Herr Friedrich Baron de la *Motte Fouqué* in die Schranken. Der alte „lichtbraune" Rosinante, dem wegen langen Stallebens die Eisen abgefallen waren, der in seinen besten Tagen nie fett gewesene Hippogryph, dem die romantischen Sprünge unter den Nordlandsrecken längst vergangen waren, fing plötzlich an zu stampfen; Herr von Fouqué vergaß den jährlichen poetischen Kommentar zum „Berliner politischen Wochenblatt", ließ den Panzer scheuren und das alte blinde Roß hervorführen und ging in einsamer Heldengröße auf den Kreuzzug der Ideen der Zeit; damit aber der ehrliebende Bürgerstand nicht glaube, gegen ihn richte sich die geknickte Lanze des alten Recken, wirft er ihm ein Vorwort hin. Solch herablassende Güte verdient Besprechung.

Das Vorwort belehrt uns, daß die Weltgeschichte nicht, wie Hegel höchst irrig meint, da ist, um den Begriff der Freiheit zu realisieren, sondern allein, um zu beweisen, daß es drei Stände geben muß, von denen der Adel fechten, der Bürger denken, der Bauer pflügen soll. Nun sollen das aber keine Kastenunterschiede sein, sondern die Stände sollen sich gegenseitig flicken und erfrischen, nicht durch Mesalliancen, sondern durch Standeserhöhungen. Es ist freilich schwer zu begreifen, daß der „quellenklare See" des Adels, der aus den reinen Quellen zusammenrann, die von den Höhen

[1] sie ruhe in Frieden

der Raubschlösser sprudelten, daß dieser See noch eine Erquickung nötig haben soll. Aber der edle Baron erlaubt, daß Leute, welche nicht nur allein Bürger, sondern auch „Reitersknechte" *und vielleicht sogar Schneidergesellen* gewesen sind, den Adel erfrischen sollen. Wie aber die übrigen Stände vom Adel erfrischt werden sollen, das sagt Herr Fouqué nicht. Wahrscheinlich durch die aus dem Adel degradierten Subjekte; oder, da Herr Fouqué so gütig ist zu gestehen, daß der Adel eigentlich innerlich nicht besser ist als die Kanaille, so wird für den Adeligen die Erhebung in den Bürgerstand oder gar in den Stand der Bauern von derselben Ehre sein, als das Adelsdiplom für den Bürgerlichen? In dem Staate des Herrn Fouqué ist ferner dafür gesorgt, daß die Philosophie nicht zu sehr überhandnimmt; Kant wäre mit seinen Gedanken über den ewigen Frieden dort auf den Scheiterhaufen gekommen, denn beim ewigen Frieden könnten die Adeligen gar nicht fechten, sondern höchstens etwa die Handwerksburschen.

Man sieht, Herr Fouqué verdiente für seine gründlichen Studien der Geschichte und Staatswissenschaft die Erhebung in den denkenden, d.h. in den Bürgerstand; er ist vortrefflich eingeübt, bei Hunnen und Avaren, bei Baschkiren und Mohikanern, ja sogar bei den Antediluvianern nicht nur ein verehrliches Publikum, sondern auch einen hohen Adel aufzuspüren. Er hat auch die nagelneue Entdeckung gemacht, daß im Mittelalter, als der Bauer leibeigen war, der Bauernstand Liebes und Gutes in bezug auf die beiden andern gab und empfing. Seine Sprache ist unvergleichlich, er schleudert mit „wurzeltief eingreifenden Dimensionen" um sich und „weiß Gold aus den *an sich* (Hegel – Saul unter den Propheten) dunkelsten Erscheinungen zu ziehen".

Et lux perpetua luceat eis[1] –

sie haben's wahrlich nötig.

Sie hat noch so manchen schönen Gedanken gehabt, die selige Adelszeitung, zum Exempel den über den Grundbesitz des Adels und noch hundert andre, die zu preisen ein Ding der Unmöglichkeit wäre, aber ihr schönster Gedanke war doch, in ihrer ersten Nummer unter den Ankündigungen gleich eine *Mesalliance* anzuzeigen. Ob sie mit gleicher Humanität Herrn von Rothschild unter den deutschen Adel rechnen wolle, hat sie nicht gesagt. Gott tröste die beklagenswerten Eltern und erhebe die Selige in den himmlischen Grafenstand,

[1] Und das ewige Licht leuchte ihnen

Und laß sie ruhig schlafen,
Bis über den jüngsten Tag! –

Wir aber wollen ihr ein Requiem singen und eine Leichenrede halten, wie es eines braven Bürgers Pflicht ist.

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum.[1]

Hört ihr sie nicht, die Posaune, die die Grabsteine umbläst und die Erde freudig wogen macht, daß die Gräber sich auftun? Der jüngste Tag ist angebrochen, der Tag, dem keine Nacht[2] mehr folgen wird; der Geist, der ewige König, ist auf seinen Thron gestiegen, und zu seinen Füßen versammeln sich die Völker der Erde, Rechenschaft zu geben von ihrem Dichten und Trachten; es geht ein neues Leben durch die Welt, daß die alten Völkerstämme ihre laubigen Zweige freudig wiegen im Hauche des Morgens und abschütteln alle alten Blätter zum Spiel des Windes, der sie zusammenweht zu einem großen Scheiterhaufen, den Gott selbst mit seinen Blitzen entflammt. Das Gericht ist ausgegangen über die Geschlechter der Erde, das Gericht, das die Kinder der Vergangenheit gern niederschlagen möchten wie einen Erbschaftsprozeß; aber unerbittlich droht der ewige Richter mit seinen durchdringenden Blicken; das Pfund, mit dem sie nicht gewuchert haben, wird von ihnen genommen, und sie werden hinausgestoßen in die Finsternis, wo kein Strahl des Geistes sie erquickt.

Friedrich Oswald

[1] Die Posaune verbreitet einen wunderbaren Klang über die Gräber jeder Region, ruft alle vor den Thron. – [2] im „Telegraph für Deutschland": Macht

[Über Anastasius Grün]

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 61, April 1840]

* Bei der Kammerherrn-Bewerbung Anastasius Grüns wird man unwillkürlich an die Verse erinnert, die er vor zwei Jahren in der „Eleganten" abdrucken ließ. Das Gedicht war überschrieben: „Apostasie", und schloß:

Will's Gott, solang ich gesund, erspäht
Ihr mich bei *diesem* Panier.
Wahr's Gott! Wenn ihr je mich drüben säht,
Krank oder tot bin ich schier!
Denkt mein wie eines Toten dann; –
Es mag oft bitter sein,
Vorbeizugehn als Lebend'ger
Am eignen Leichenstein.[51]

Das klingt fast wie Vorgefühl.

F. O.

Landschaften

Von Friedrich Oswald

[„Telegraph für Deutschland“
Nr. 122, Juli 1840]

Hellas hatte das Glück, seinen landschaftlichen Charakter in der Religion seiner Bewohner zum Bewußtsein gebracht zu sehen. Hellas ist ein Land des Pantheismus; alle seine Landschaften sind – oder waren es wenigstens – in den Rahmen der Harmonie gefaßt. Und doch drängt sich jeder Baum, jede Quelle, jeder Berg zu sehr in den Vordergrund, und doch ist sein Himmel viel zu blau, seine Sonne viel zu strahlend, sein Meer viel zu großartig, als daß sie sich mit der lakonischen Vergeistigung eines Shelleyschen Spirit of nature[1], eines allumfassenden Pan begnügen sollten; jedes einzelne macht auch in seiner schönen Abrundung Ansprüche auf einen besondern Gott, jeder Fluß will seine Nymphen, jeder Hain seine Dryaden haben – und so ward die Religion der Hellenen. Andere Gegenden waren nicht so glücklich; sie dienten keinem Volke zur Grundlage seines Glaubens und müssen ein poetisches Gemüt abwarten, das den religiösen Genius, der in ihnen schlummert, heraufbeschwört. Steht ihr auf dem Drachenfels oder auf dem Rochusberg bei Bingen und schaut ihr hin über das rebenduftende Rheintal, die fernen blauen Berge mit dem Horizont verschmolzen, das Grün der Felder und Weinberge, vom Golde der Sonne übergossen, das Blau des Himmels widerstrahlend aus dem Strom – da senkt sich der Himmel mit seinem Licht auf die Erde und spiegelt sich in ihr, der Geist versenkt sich in die Materie, das Wort wird Fleisch und wohnt unter uns – das ist verkörpertes Christentum. Im graden Gegensatz dazu steht die norddeutsche Heide; da ist nichts als dürre Halme und demütiges Heidekraut, das im Bewußtsein seiner Schwäche nicht von der Erde aufzukriechen wagt; hier und da ein ehemals trotzender, jetzt vom

[1] Naturgeistes

Blitz zersplitterter Baum; und je heiterer der Himmel ist, desto schärfer scheidet er sich in seiner selbstgenügsamen Herrlichkeit von der armen verfluchten Erde, die im Sack und in der Asche vor ihm liegt, desto zornesheißer blickt sein Sonnenauge auf den kahlen, unfruchtbaren Sand – hier ist die jüdische Weltanschauung repräsentiert.

Die Heide ist genug gescholten worden, die ganze Literatur* hat ihr einen Fluch zugewälzt und sie nur, wie in Platens „Oedipus", zur Staffage der Satire angewandt, aber man hat es auch verschmäht, ihre seltenen Reize, ihre versteckten poetischen Beziehungen aufzusuchen. Man muß eigentlich in einer schönen Gegend, auf Bergeshöhen und waldigen Felsenkronen, aufgewachsen sein, um das Abschreckende, Trostlose der norddeutschen Sahara recht zu empfinden, aber auch, um den verborgenen, wie die libysche Mirage nicht immer sichtbaren Schönheiten dieses Gebietes mit Lust nachzuspüren. Die eigentliche Prosa Deutschlands steckt nur in den Kartoffelsteppen der rechten[1] Elbseite. Aber die Heimat der Sachsen, des tatenreichsten deutschen Stammes, ist auch in ihrer Öde poetisch. In einer Sturmnacht, wenn die Wolken gespenstisch um den Mond flattern, wenn die Hunde sich von fern einander zubellen, dann jagt auf schnaubenden Rossen hinein in die endlose Heide, dann sprengt mit verhängten Zügeln über die verwitterten Granitblöcke und die Grabhügel der Hünen; in der Ferne blitzt das Wasser der Moore im Widerscheine des Mondes, Irrlichter gaukeln darüber hin, unheimlich tönt das Geheul des Sturmes über die weite Fläche; der Boden wird unsicher unter euch und ihr fühlt, daß ihr in den Bereich der deutschen Volkssage gekommen seid. Erst seit ich die norddeutsche Heide kenne, hab' ich die Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen" recht verstanden. Fast allen diesen Märchen sieht man es an, daß sie hier entstanden sind, wo mit dem Anbruch der Nacht das Menschliche verschwindet und die grausigen, formlosen Geschöpfe der Volksphantasie über einen Boden hinhuschen, dessen Öde am hellen Mittag schon unheimlich ist. Sie sind die Versinnlichung der Gefühle, die den isolierten Bewohner der Heide erfassen, wenn er in einer solchen wilden Nacht durch sein Heimatland geht oder vom hohen Turme die öde Fläche schaut. Da treten die Eindrücke, die ihm von den Sturmnächten der Heide aus seiner Kindheit geblieben sind, wieder vor ihn und gestalten sich zu jenen Märchen. Das Geheimnis von der Entstehung des Volksmärchens

* Im dritten Bande des „*Blasedow*"[52] nimmt sich der Alte der Heide an.

[1] Im „Telegraph für Deutschland": linken

belauscht ihr am Rhein und in Schwaben nicht, während hier jede Blitznacht – *helle* Blitznacht, sagt Laube – davon mit Donnerzungen redet.

Der Sommerfaden meiner Apologie der Heide würde, vom Winde getragen, sich wohl noch länger fortspinnen, wenn er sich nicht eben um einen unglücklichen, mit hannoverschen Landesfarben angemalten Wegweiser verwickelt hätte. Ich habe lang' über die Bedeutung dieser Farben nachgedacht. Die königlich preußischen zeigen zwar das nicht an, was Thiersch in seinem schlechten Preußenliede darin finden will; immerhin aber erinnern sie in ihrer Prosa an die kalte, herzlose Bürokratie und alles das, was dem Rheinländer vom Preußentum noch nicht recht einleuchten will; der schroffe Abstand zwischen Schwarz und Weiß kann ein Analogon bieten für das Verhältnis zwischen König und Untertanen in der absoluten Monarchie; und da sie eigentlich nach Newton gar keine Farben sind, so können sie andeuten, daß die loyale Gesinnung in der absoluten Monarchie die ist, welche sich zu gar keiner Farbe hält. Die muntre rote und weiße Fahne der Hanseaten paßte doch wenigstens vor Zeiten; der französische Esprit schillert in der Trikolore, deren Farben sich auch das phlegmatische Holland aneignete, wahrscheinlich um sich selbst zu persiflieren; am schönsten und deutungsvollsten bleibt freilich immer die unglückliche deutsche Trikolore. Aber die hannoverschen Farben! Denkt euch einen Stutzer, der mit seinen weißen Inexpressibles eine Stunde lang über Stock und Stein, durch Chausseegräben und frischgepflügte Felder gejagt ist, denkt euch Lots Salzsäule – ein Exempel für das ehemals hannoversche Nunquam retrorsum[1], zur Warnung für viele –, denkt euch dieses ehrwürdige Denkmal von der ungezogenen Beduinenjugend mit Lehm beworfen, und ihr habt einen hannoverschen Wappenpfahl. Oder bedeutet das Weiß vielleicht das unschuldige Staatsgrundgesetz und das Gelb den Kot, mit dem es von gewissen feilen Federn bespritzt wird?

Wenn ich den religiösen Charakter der Gegenden festhalte, so sind die *holländischen* Landschaften wesentlich calvinistisch. Die totale Prosa, die Unmöglichkeit einer Vergeistigung, die auf einer holländischen Fernsicht lastet, der graue Himmel, der nun einmal einzig zu ihr paßt, alles das erweckt denselben Eindruck, den die unfehlbaren Beschlüsse der Dordrechter Synode[53] in uns zurücklassen. Die Windmühlen, das einzig Bewegte in der Landschaft, erinnern an die Erwählten der Prädestination, die sich einzig und allein vom Hauche der göttlichen Fügung antreiben lassen; alles andere liegt im „Geistlichen Tod". Und der Rhein, wie der strömende,

[1] Niemals zurück (Beischrift des springenden hannoverschen Wappenrosses)

lebendige Geist des Christentums, verliert in dieser dürren Orthodoxie seine befruchtende Kraft und muß ganz und gar versanden. So erscheinen, vom Rheine aus gesehen, seine holländischen Ufer; andre Teile des Landes sollen schöner sein, ich kenne sie nicht. – Rotterdam, mit seinen schattigen Kais, mit seinen Grachten und Schiffen, ist für Kleinstädter aus dem Innern Deutschlands eine Oase; hier begreift man, wie die Phantasie eines Freiligrath mit den scheidenden Fregatten zu fernen, üppigeren Gestaden ziehen konnte. Dann wieder die verdammten seeländischen Inseln, nichts als Schilf und Dämme, Windmühlen und glockenspielende Kirchturmspitzen, zwischen denen sich das Dampfboot stundenlang hindurchwindet!

Aber nun, welch seliges Gefühl, wenn wir hinausfliegen aus den philiströsen Dämmen, aus der enggeschnürten, calvinistischen Orthodoxie in das Gebiet des freiwogenden Geistes! Helvoetsluys verschwindet, die Waalufer versinken rechts und links in den höher aufjubelnden Wellen, das sandige Gelb des Wassers verwandelt sich in Grün, und nun vergessen, was dahinten ist und mit frohem Herzen hinaus in die dunkelgrüne, durchsichtige Flut!

Und nun vergiß der Schmerzen,
Die man dir angetan,
Und geh' mit ganzem Herzen
Die große freie Bahn.
Der Himmel beugt sich nieder
Wird eines mit dem Meer –
Du willst zerrissen wieder
Fahren dazwischen her?

Der Himmel beugt sich nieder,
Umfängt die schöne Welt,
Selig der schönen Glieder,
Die er umschlungen hält,
Als wollte sie ihn küssen,
So hüpfte die Welle auf,
Und du, du willst zerrissen
Vollenden deinen Lauf?

Sieh' wie der Gott der Liebe
Sich in die Welt versenkt,
Und daß er ihr verbliebe,
Sich ihr im Menschen schenkt!
Trägst du nicht allerwegen

Den Gott im Busen dein?
So lass' ihn frei sich regen,
Und seiner würdig sein!

Dann hänge dich in die Taue des Bugspriets und schau in die Wogen, wie sie vom Kiele zerteilt, den weißen Schaum weit hinausspritzen über dein Haupt, dann sieh über die ferne, grüne Fläche, wo die schäumenden Wellenhäupter in ewiger Unruhe auftauchen, wo die Sonnenstrahlen aus tausend tanzenden Spiegeln in dein Auge zurückfallen, wo das Grün des Meeres mit dem spiegelnden Himmelblau und Sonnengold zu einer wunderbaren Farbe verschmilzt, da entschwinden dir alle die kleinlichen Sorgen, alle Erinnerungen an die Feinde des Lichts und ihre hinterlistigen Ausfälle, und du gehst auf im stolzen Bewußtsein des freien, unendlichen Geistes! Ich habe nur einen Eindruck, den ich diesem vergleichen konnte; als sich zum erstenmal die Gottesidee des letzten Philosophen vor mir auftat, dieser riesenhafteste Gedanke des neunzehnten Jahrhunderts, da erfaßten mich dieselben seligen Schauer, da wehte es mich an wie frische Meerluft, die vom reinsten Himmel herniederhaucht; die Tiefen der Spekulation lagen vor mir wie die unergründliche Meerflut, von der das zum Boden strebende Auge sich nicht abwenden kann; in Gott leben, weben und sind wir! Das kommt uns auf dem Meere zum Bewußtsein; wir fühlen, daß alles um uns und wir selbst von Gott durchhaucht sind; die ganze Natur ist uns so verwandt, die Wellen winken uns so vertraut zu, der Himmel breitet sich so liebeselig um die Erde, und das Licht der Sonne hat einen so unbeschreiblichen Glanz, daß man meint, es mit Händen greifen zu können.

Die Sonne sinkt im Nordwest; links von ihr erhebt sich ein leuchtender Streif aus dem Meere, die Küste von Kent, das südliche Ufer der Themse. Auf der See liegen schon die Nebel der Dämmerung, nur im Westen ist, wie über den Himmel, auch übers Wasser, der Purpur des Abends ausgegossen; der östliche Himmel prangt in tiefem Blau, aus dem die Venus schon hell heraustritt; im Südwesten zieht sich lang am Horizonte Margate hin, in dessen Fenstern das Abendrot sich spiegelt, ein langer goldener Streif in zauberischem Lichte; und nun schwingt die Mützen und begrüßt das freie England mit freudigem Rufe und vollem Glase. Gute Nacht, auf fröhliches Erwachen in London!

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 123, August 1840]

Ihr, die ihr über die Prosa der Eisenbahnen klagt, ohne je eine gesehen zu haben, laßt euch fahren auf der, die von London nach Liverpool geht.

Wenn es irgendein Land gibt, das gemacht ist, auf der Eisenbahn durchflogen zu werden, so ist es England. Keine blendenden Schönheiten, keine kolossalen Felsmassen, aber ein Land voll sanfter Hügelwellen, das bei der englischen, nie ganz klaren Sonnenbeleuchtung einen wunderbaren Reiz hat. Man staunt über die mannigfachen Gruppierungen der einfachen Staffage; aus ein paar Hügeln, Feld, Bäumen, weidendem Vieh macht die Natur tausend anmutige Landschaften. Eigentümlich schön erscheinen die Bäume, mit denen alle Felder, einzeln und in Gruppen, besetzt sind, so daß die ganze Gegend etwas Parkähnliches erhält. Dann wieder ein Tunnel, der den Wagenzug für einige Minuten im Dunkel hält, und der in einen Hohlweg ausläuft, aus dem man plötzlich wieder in die lachenden, sonnigen Felder versetzt wird. Auf einmal führt der Weg auf einem Viadukt quer durch ein langes Tal; tief unten liegen die Städte und Dörfer, die Wälder und Wiesen, zwischen denen der Fluß sich hindurchschlängelt; rechts und links Berge, die im Hintergrunde verschwimmen, und über dem reizenden Tale eine zauberhafte Beleuchtung, halb Nebel, halb Sonnenschein – doch kaum hat man das wunderbare Gebiet überschaut, so ist man ihm in einen kahlen Hohlweg entrückt und hat Zeit, das magische Bild in der Phantasie neuzuschaffen. Und so geht es fort, bis die Nacht hereinbricht und der Schlummer die schauensmatten Augen schließt. O, es liegt eine reiche Poesie in den Provinzen Britanniens! Oft meint man, noch in den golden days of merry England[1] zu sein und Shakespeare mit der Büchse hinterm Hag schleichen zu sehen, wie er noch nach fremdem Wilde jagte, oder man wundert sich, daß auf dieser grünen Au nicht eine seiner göttlichen Komödien wirklich sich abwickelt. Denn wo die Szene auch liegen mag, in Italien, in Frankreich oder Navarra, immer ist's im Grunde doch merry England, wohin seine barocken Rüpel, seine superklugen Schulmeister, seine liebenswürdig-bizarren Frauen gehören, überall merkt man dem Ganzen an, daß nur der englische Himmel dazu paßt. Nur einige Komödien, wie der „Sommernachtstraum", haben das Südlich-Klimatische so vollkommen wie „Romeo und Julie", auch in den Charakteren.

Und nun zurück zu unserem Vaterlande! Das malerische und romantische Westfalen ist ganz ärgerlich geworden über seinen Sohn Freiligrath, der es über den freilich weit malerischeren und romantischeren Rhein ganz und gar vergessen hat; trösten wir es mit einigen schmeichelnden Worten, damit seine Geduld nicht eher bricht, als das zweite Heft erscheint[54]. Westfalen ist von Bergketten gegen Deutschland hin umgeben und nur

[1] goldenen Tagen des lustigen, gemütlichen Englands

gegen Holland offen, gleichsam als sei es von Deutschland ausgestoßen. Und doch sind seine Kinder echte Sachsen, treue, gute Deutsche. Nun, jene Berge bieten herrliche Punkte dar; im Süden die Ruhr- und Lennetäler, im Osten das Wesertal, im Norden eine Bergkette von Minden nach Osnabrück – überall die reichsten Aussichten, nur in der Mitte des Landes eine langweilige Sandfläche, die man durch Gras und Korn immer hindurchscheinen sieht. Und dann die alten schönen Städte, vor allen Münster mit seinen gotischen Kirchen, mit den Arkaden seines Marktes, mit Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Der letztere, den ich das Vergnügen hatte, dort kennenzulernen, war so gütig, mich auf die Gedichte jener Dame aufmerksam zu machen[55], und ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einen Teil der Schuld abzutragen, die das deutsche Publikum sich gegen diese Poesien aufgeladen hat. Es hat sich bei ihnen wiederum bewährt, daß die gepriesene deutsche Gründlichkeit es sich nur zu leicht mit der Würdigung von Gedichten macht; man blättert sie durch, untersucht, ob die Reime rein, die Verse fließend sind, ob der Inhalt leicht zu verstehen und an schlagenden, wenigstens blendenden Bildern reich ist, und das Urteil ist fertig. Aber Dichtungen wie diese, wo eine Innigkeit des Gefühls, eine Zartheit und Originalität der Naturbilder, wie sie nur Shelley haben mag, eine kühne, Byronsche Phantasie im Gewande einer freilich etwas steif drapierten Form, einer von Provinzialismen nicht freien Sprache auftreten, gehen spurlos vorüber; wer hätte aber auch Lust, sie etwas langsamer zu lesen als gewöhnlich – und da man doch nur Gedichte zur Hand nimmt, wenn die Stunde der Siesta kommt, so könnte die Schönheit derselben wohl gar dem Schlafe Abbruch tun! Dazu ist die Dichterin eine gläubige Katholikin, und wie kann sich ein Protestant dafür interessieren! Aber wenn der Pietismus den Mann, den Magister, den Oberhelfer Albert Knapp lächerlich macht, so steht der kindliche Glaube dem Fräulein von Droste gut. Es ist eine mißliche Sache um die religiöse Freisinnigkeit der Frauen. Die George Sands, die Mistreß Shelleys sind selten; nur zu leicht zernagt der Zweifel das weibliche Gemüt und erhebt den Verstand zu einer Macht, die er bei keinem Weibe haben darf. Wenn aber die Ideen, mit denen wir Kinder des Neuen stehen und fallen, Wahrheit sind, dann ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo das weibliche Herz ebenso warm für die Gedankenblüten des modernen Geistes schlägt wie jetzt für den frommen Glauben der Väter – und erst dann wird der Sieg des Neuen vor der Tür sein, wenn die junge Generation es mit der Muttermilch in sich aufnimmt.

[Korrespondenz-Nachrichten aus Bremen]

Theater · Buchdruckerfest

[„Morgenblatt für gebildete Leser"
Nr. 181 vom 30. Juli 1840]

Bremen, Juli

Soviel ich weiß, hat kein namhaftes Journal einen stehenden Korrespondenten in Bremen, und man könnte aus diesem Consensus gentium[1] leicht schließen, daß von hier aus nichts zu schreiben wäre, dem ist aber nicht so; haben wir doch ein Theater, bei dem noch vor kurzem rasch nacheinander Agnese Schebest, Caroline Bauer, Tichatscheck und Mad. Schröder-Devrient gastierten, und dessen Repertoire es an Gediegenheit mit manchen andern und berühmteren aufnehmen könnte. Wurden doch bereits Gutzkows „Richard Savage" und Blums „Schwärmerei nach der Mode" hier gegeben. Das erste dieser beiden Stücke ist nun schon zum Überfluß besprochen worden; ich halte dafür, daß eine jüngsthin in den „Hallischen Jahrbüchern" enthaltene Besprechung[56] desselben nach Abzug der häufigen Animositäten sehr viel Wahres enthält, und namentlich darin den Grundfehler trifft, daß das Verhältnis zwischen Mutter und Kind, als ein unfreies, niemals die Basis eines Dramas abgeben kann. Gutzkow hat diesen Fehler vielleicht schon von vornherein eingesehen, aber er hatte recht, wenn er sich dadurch von der Ausführung nicht abhalten ließ; denn wollte er sich mit einem einzigen Stücke die Bahn zum Theater brechen, so mußte er dem eingerissenen Theaterschlendrian einige Konzessionen machen, die er späterhin, wenn ihm sein Plan gelang, immerhin wieder zurücknehmen konnte. Er mußte seinem Stücke ein originelles Fundament geben, auch wenn dasselbe vor der poetischen Kritik nicht bestehen konnte, auch wenn seine Szenen ins Melodramatische, Effektsuchende überschlugen.

[1] dieser allgemeinen Übereinstimmung

Man mag „Richard Savage" tadeln, man mag ihn verwerfen, aber man gebe auch zu, daß Gutzkow sein dramatisches Talent dadurch bewiesen hat. – Von Blums „Schwärmerei nach der Mode" würde ich gar nicht sprechen, wenn dieses Stück nicht in vielen Journalen als „zeitgemäß" ausposaunt worden wäre. Es ist aber ganz und gar nichts Zeitgemäßes darin, weder in den Charakteren, noch in der Handlung, noch im Dialog. Es ist wahr, Blum hat sich ein Verdienst dadurch erworben, daß er den Mut hatte, den Pietismus auf die Bühne zu bringen; aber auf so leichte Weise wird man mit diesem verrenkten Fuße des Christentums nicht fertig. Man höre doch endlich auf, hinter dem Pietismus Betrug, Habsucht oder raffinierte Sinnlichkeit zu suchen; von solchen Potenzierungen und Extremen, wie sie in Königsberg sich zeigten, von solchen Mißbräuchen, wie sie Stephan aus Dresden sich erlaubte, wendet sich der eigentliche Pietismus entschieden ab. Als Stephan mit seiner unglücklichen Gesellschaft hier war, um sich nach New Orleans einzuschiffen, und noch keiner den geringsten moralischen Verdacht hatte, habe ich selbst gesehen, mit welchem Mißtrauen die hiesigen Pietisten sich gegen ihn benahmen. Wer über diese Richtung schreiben will, der gehe einmal unter die „Quäker", wie man sie hier nennt, und sehe, mit welcher Liebe sich diese Menschen entgegenkommen, wie rasch die Freundschaft geschlossen ist zwischen zwei wildfremden Menschen, die weiter nichts voneinander wissen, als daß sie „gläubig" sind, mit welcher Sicherheit, Konsequenz und Entschiedenheit sie ihren Weg gehen, mit welchem feinen psychologischen Takte sie alle ihre kleinen Fehler aufzufinden wissen, und ich bin überzeugt, er schreibt keine „Schwärmerei nach der Mode" mehr. Gegen die Vorwürfe dieses Schauspiels hat der Pietismus ebensosehr recht, wie er gegen den freien Gedanken unseres Jahrhunderts unrecht hat. – Deshalb nahm der hiesige Pietismus auch nur insofern Notiz von dem Stücke, als er fragte, ob „lästerliche Reden" darin vorkämen.

Das Gutenbergsfest ist hier, in der ultima Thule der deutschen Kultur auch gefeiert worden, und zwar auf eine erfreulichere Weise als in den beiden andern Hansestädten. Die Buchdrucker hatten schon seit mehreren Jahren sich wöchentlich etwas von ihrem Lohne zurückgelegt, um das Fest würdig zu begehen; schon früh wurde ein Komitee gebildet, indessen fand die Durchführung auch hier von Staats wegen Schwierigkeiten. Kleine, meist an Persönlichkeiten geknüpfte Kabalen wurden gesponnen, wie es in solchen kleinen Staaten nicht anders möglich ist; eine Zeitlang hörte man gar nichts über die ganze Sache, und es hatte den Anschein, als werde höchstens ein „Fest der Handwerker" zutage gefördert werden. Erst am Vor-

abende wurde das Interesse allgemeiner, das Programm erschien, Professor Wilhelm Ernst Weber, bekannt durch seine vortrefflichen Übersetzungen alter Klassiker und seine Kommentare zu deutschen Dichtern, lenkte durch seine in der Aula gehaltene Rede die Aufmerksamkeit auf das morgende Fest, und die Kaufherren waren unschlüssig, ob nicht morgen den Comptoirarbeitern ein halber Feiertag zu bewilligen sei. Der festliche Tag kam; alle Schiffe auf der Weser hatten ihre Flaggen aufgesteckt, und am untern Ende der Stadt lagen zwei Schiffe, deren Maste an den Spitzen durch ein langes, mit unzähligen Flaggen besetztes Band zu einer ungeheuern Ehrenpforte verbunden waren. Auf einem dieser Schiffe lag auch die einzige disponible Kanone, die den ganzen Tag hindurch donnerte. Das Komitee begab sich mit den sämtlichen Buchdruckern in feierlichem Zuge zur Kirche und von da zu dem neuerbauten Dampfschiffe „Gutenberg", dem schönsten Steamer, der je auf der Weser gefahren, mit schneeweißem, goldverziertem Rumpf. Für diese seine erste Fahrt war er festlich mit Kränzen und Flaggen verziert; der Zug ging an Bord, fuhr unter Musik und Gesang die Weser hinauf und hielt an der Brücke, wo ein Choral gesungen und von einem Buchdrucker eine Rede gehalten wurde. Während die sämtlichen Teilnehmer des Festes an Bord ein von dem Eigner des Schiffes, Herrn Lange von Vegesack, veranstaltetes Frühstück einnahmen, fuhr der „Gutenberg" mit einer Schnelligkeit, die dem Erbauer Ehre machte, durch die Flaggenpforte nach Lankenau, einem Vergnügungsorte unterhalb der Stadt, während Tausende von der Brücke und dem Quai ihm ein Hurra nachriefen. Durch den feierlichen Zug und diese Weserfahrt erhielt die Feier erst den Charakter eines Volksfestes, noch mehr aber durch die, anfangs beschränkte, später indes freigegebene Austeilung der Karten zu einem für diesen Abend in Beschlag genommenen und erleuchteten öffentlichen Garten, wohin sich das Komitee nach eingenommenem Festmahl begab. Hier wurde das Fest bei Musik und Lichterglanz mit Haut-Sauternes, St. Julien und Champagner beschlossen.

Literatur

[„Morgenblatt für gebildete Leser"
Nr. 182 vom 31. Juli 1840]

Bremen, Juli

Im übrigen ist das hiesige Leben ziemlich einförmig und kleinstädtisch; die haute volée, d.h. die Familien der Patrizier und Geldaristokraten, sind

den Sommer über auf ihren Landgütern, die Damen der mittlern Stände können sich auch in der schönen Jahreszeit nicht von ihren Teekränzchen, wo Karten gespielt und die Zunge geübt wird, losreißen, und die Kaufleute besuchen Tag für Tag das Museum, die Börsenhalle oder die Union, um über Kaffee- und Tabakspreise und den Stand der Unterhandlungen mit dem Zollverband zu sprechen; das Theater wird wenig besucht. – Eine Teilnahme an der fortlaufenden Literatur des Gesamtvaterlandes findet hier nicht statt; man ist so ziemlich der Ansicht, daß mit Goethe und Schiller die Schlußsteine in das Gewölbe der deutschen Literatur gelegt seien, und läßt allenfalls die Romantiker noch für später angebrachte Verzierungen gelten. Man ist in einem Lesezirkel abonniert, teils der Mode halber, teils um bei einem Journal bequemer Sieste halten zu können; aber Interesse erregt nur der Skandal und alles, was etwa über Bremen in den Blättern gesagt wird. Bei vielen der Gebildeten mag diese Apathie freilich in dem Mangel an Muße begründet sein, denn besonders der Kaufmann ist hier gezwungen, sein Geschäft stets im Kopfe zu behalten, und den etwaigen Rest der Zeit nimmt die Etikette unter der meist sehr zahlreichen Verwandtschaft, Besuche etc. in Anspruch. Dagegen existiert hier eine abgeschlossene Literatur, die sich teils in Broschüren, meist auf theologische Streitigkeiten sich beziehend, teils in der Journalistik zur Genüge ausbreitet. Die „Bremer Zeitung", ein mit Takt redigiertes, referierendes Blatt, erfreute sich eines bedeutenden Rufes in weitem Umkreise, der indes seit den unfreiwilligen Verwickelungen in die politischen Verhältnisse des Nachbarstaates abgenommen hat. Ihre westeuropäischen Artikel werden mit Geist geschrieben, wenn sie auch nicht entschieden freisinnig sind. Ein Beiblatt zu ihr, das „Bremische Conversationsblatt", versuchte Bremen in der deutschen Tagesliteratur zu vertreten, und brachte geistreiche Artikel von Professor *Weber* und *Dr. Stahr* in Oldenburg; die Gedichte lieferte Nicolaus *Delius*, ein talentvoller junger Philologe, der sich auch als Dichter allmählich eine ehrenvolle Stellung erringen dürfte. Bedeutende auswärtige Mitarbeiter waren aber schwer zu erwerben, und so mußte das Blatt aus Mangel an Beiträgen eingehen. Eine andere Zeitschrift, der „Patriot", dessen Bestreben dahin ging, sich als würdigeres Organ für die Besprechung lokaler Interessen hinzustellen, und zugleich in ästhetischer Beziehung Gediegeneres zu leisten als die kleinen Lokalblätter, starb an der schwankenden Stellung zwischen einem Lokal- und belletristischen Blatte. Zäheren Lebens können sich die kleineren Lokalblätter rühmen, die mit Skandal, Streitigkeiten zwischen Schauspielern, Stadtgeklatsch und dergleichen gefüttert werden. Das „Unterhaltungsblatt" besonders ist durch seine zahlreichen Mitarbeiter

(fast jeder Comptoirist kann sich rühmen, ein paar Zeilen fürs Unterhaltungsblatt geschrieben zu haben) zu einer seltenen Allwissenheit gediehen. Wenn im Theater ein Nagel aus der Bank hervorsteht, wenn in der Union eine Broschüre nicht angeschafft ist, wenn ein betrunkener Zigarrenmacher auf der Straße die Nacht verjubelt hat, wenn ein Rinnstein nicht gehörig gefegt ist – wer zuerst aufmerksam darauf wird, ist das Unterhaltungsblatt. Wenn ein Offizier der Bürgerwehr kraft seines Amtes auf Fußwegen reiten zu dürfen geglaubt hat, so kann er gewiß sein, daß in der nächsten Nummer dieses Blattes die Anfrage steht, ob Offiziere der Bürgerwehr auf Fußwegen reiten dürfen. Man könnte dieses vortreffliche Blatt die Vorsehung von Bremen nennen. Sein Hauptmitarbeiter aber ist Crischan Tripsteert, der pseudonyme Verfasser plattdeutscher Gedichte. Es wäre besser für die plattdeutsche Sprache, daß sie nach Wienbargs Forderung abgeschafft würde, als daß sie sich von Crischan Tripsteert zu seinen Gedichten muß mißbrauchen lassen. Die übrigen Lokalblätter sind zu ordinär, um auch nur ihren Namen vor das größere Publikum zu bringen. Ganz abgeschlossen steht der „Bremer Kirchenbote" da, ein pietistisch-asketisches Blatt, von drei Predigern redigiert, wofür zuweilen Krummacher, der bekannte Parabeldichter[1], Beiträge liefert. Das Blatt eifert so sehr, daß die Zensur häufig einschreiten muß, was bei dem Anklang, den seine Tendenz höhern Orts findet, gewiß nur im Notfalle geschieht. Es polemisiert fortwährend gegen Hegel, den „Vater des modernen Pantheismus", und „seinen Schüler, den eiskalten Strauß", wie gegen jeden Rationalisten, der sich zehn Meilen in der Runde blicken läßt.[57] Nächstens etwas über Bremerhaven und über die sozialen Zustände Bremens.

F. O.

[1] Friedrich Adolf Krummacher

[Korrespondenz-Nachrichten aus Bremen]

Eine Fahrt nach Bremerhaven[58]

[„Morgenblatt für gebildete Leser"
Nr. 196 vom 17. August 1841]

Bremen, Juli

Um sechs Uhr morgens sollte der „Roland" abfahren. Ich stand an den Räderkasten angelehnt und sah unter der Menschenschar, die sich an Bord des Dampfschiffs drängte, nach Bekannten umher. Denn heute war eine sonntägliche Lustfahrt nach Bremerhaven veranstaltet, und zwar zu herabgesetzten Preisen, wobei denn jeder die Gelegenheit benutzte, der See ein wenig näher zu kommen und einige große Schiffe zu sehen. Es war mir merkwürdig, daß die Gewinnsucht, die sonst fortwährend auf eine Geldaristokratie hinarbeitet, hier auch einmal der Demokratie einige Konzessionen machte. Die Preiserniedrigung machte den Unbemitteltern die Teilnahme möglich, und dazu war der Unterschied zwischen erster und zweiter Kajüte aufgehoben, was in Bremen, wo die „höheren Stände" nichts mehr scheuen als gemischte Gesellschaft, sehr viel sagen will. So wurde denn das Dampfschiff auch sehr voll. Echte „Bremer Borger", die in ihrem Leben nicht aus dem Gebiet der freien Hansestadt herausgekommen waren und nun ihrer Familie den Hafen zeigen wollten, bildeten den Kern der Gesellschaft; Küper, Auswanderer, Handwerksgesellen waren ebenfalls in Masse da; hier und dort stand ein Mann der Börse, der, zur guten Gesellschaft gehörend, sich von der Menge absonderte, und überall sah man die Bauern auf dem Schachbrett einer Handelsstadt, die immer vorgeschoben werden, die Comptoiristen, welche sich wieder in Commis, erste Lehrlinge und Jüngste scheiden. Der Commis dünkt sich schon eine wichtige Person; er hat nur einen Schritt bis zur Selbständigkeit; er ist das Faktotum seiner Firma, er kennt die Verhältnisse seines Hauses durch und durch, er ist mit dem Stande des Marktes vertraut, und auf der Börse drängen sich die Makler um ihn. Der erste Lehrling hält sich nicht viel geringer; er steht zwar

mit dem Prinzipal nicht auf demselben Fuße wie der Commis, doch weiß er einen Makler und namentlich einen Küper oder Kahnschiffer schon ganz vortrefflich abzufertigen, und trägt in Abwesenheit des Prinzipals und Commis das Bewußtsein zur Schau, daß er jetzt die Firma vertritt und der Kredit eines ganzen Hauses von seinem Benehmen abhängt. Der Jüngste dagegen ist ein unglückliches Geschöpf; er vertritt das Handlungshaus höchstens gegen den Arbeiter, der die Güter verpackt, oder den Briefträger, in dessen Rayon das Comptoir liegt. Er muß nicht nur sämtliche Handlungsbriefe und Wechsel kopieren, Rechnungen austragen und bezahlen, sondern überhaupt völlig den Laufburschen machen, die Briefe zur Post bringen, Pakete schnüren, Kisten zeichnen und die Briefe von der Post holen. Man kann jeden Mittag das Postlokal gedrängt voll von diesen „Jüngsten“ sehen, welche die Hamburger Post abwarten. Und was das schlimmste ist, jedes Versehen, das auf dem Comptoir vorfällt, muß sich der Jüngste geduldig zuschieben lassen; denn es gehört mit zu seinem Beruf, der Sündenbock eines ganzen Comptoirs zu sein. Diese drei Klassen sondern sich auch in Gesellschaft streng voneinander: die Jüngsten, deren Kinderschuhe meist noch nicht ganz vertreten sind, gefallen sich in lautem Lachen und viel Lärmen um nichts; die ersten Lehrlinge sprechen eifrig über den jüngsten großen Einkauf, den ein Zuckerhändler gemacht hat, und jeder hat seine Vermutungen darüber; die Commis lächeln über Witze, die nicht ans Tageslicht kommen, und wissen bezeichnende Dinge von den anwesenden Damen zu sagen.

[„Morgenblatt für gebildete Leser“
Nr. 197 vom 18. August 1841]

Bremen, Juli

Das Dampfschiff fuhr ab. Obwohl die Bremer ein solches Schauspiel alle Tage sehen können, so mußte die bremische Neugier sich dennoch in einer ungeheuern Menschenmasse betätigen, die von jedem Ufervorsprung unserer Abfahrt zusah. – Das Wetter war eben nicht günstig; es war zwar derselbe alte, eherne Himmel, von dem Homer erzählt, aber die uns zugewandte Seite, welche die ewigen Götter nicht alle Tage putzen lassen, war mit bedeutendem Rost überlaufen. Mehr als einmal löschte ein Regentropfen zischend meine Zigarre aus. Die Dandys, welche ihre Mackintoshröcke bisher über dem Arm trugen, sahen sich veranlaßt, sie anzuziehen, und die Damen spannten die Regenschirme auf. – Die Ausfahrt aus Bremen ist, von der Weser gesehen, sehr hübsch: links die Neustadt mit ihrem langen, baumbepflanzten „Deich“, rechts die Anlagen des Walls, die sich hier

bis an die Weser erstrecken und von einer kolossalen Windmühle gekrönt werden. Dann aber kommt die bremische Wüste, rechts und links Weidengebüsch, sumpfige Wiesen, Kartoffelpflanzungen und eine Masse Braunkohlfelder. Braunkohl ist das Lieblingsgericht der Bremer.

Auf dem Räderkasten stand, trotz des starken Regens und des scharfen Windes, ein langer Assekuranzmaklergehülfe und unterhielt sich in plattdeutscher Sprache mit dem Kapitän, der ruhig seinen Kaffee trank. Dann eilte er wieder hinunter zu einer Gesellschaft von Kaufleuten zweiten Ranges, um ihnen Bericht über die wichtigen Äußerungen des Kapitäns abzustatten. Die Commis und ersten Lehrlinge rissen sich fast um diese angesehene Persönlichkeit, aber er kehrte sich nicht an sie, denn heute sprach er nur mit etablierten Häusern. Jetzt stürmte er eilig vom Räderkasten herunter und brachte die Nachricht: „In einer Viertelstunde sind wir in Vegesack." „Vegesack!" wiederholten erfreut alle Zuhörer; denn Vegesack ist die Oase der bremischen Wüste, in Vegesack gibt's Berge von sechzig Fuß Höhe, und der Bremer spricht wohl von der „Vegesacker Schweiz". Vegesack liegt nun auch ganz hübsch, oder wie man hier sagt, „niedlich", oder „süß", wobei man denn an die letzte, mit Vorteil verkaufte Partie gelben Havannazucker denkt. Der Flecken selbst bietet der Weser eine anmutige Fronte dar; ehe man hinkommt, sieht man eine Menge Schiffsrümpfe in der Weser liegen, teils ausgediente, teils hier neugebaute. Die Lesum fließt hier in die Weser und bildet mit ihren Hügeln ebenfalls ganz „niedliche" Ufer, die sogar romantisch sein sollen, wie mich der Schulmeister von Grohn, einem Dorfe bei Vegesack, auf Ehre versicherte. Gleich hinter Vegesack versucht das Sandmeer wirklich, bedeutende Wellen zu schlagen und senkt sich ziemlich steil in die Weser hinein. Hier liegen die Villen der Bremer Aristokraten, deren Anlagen das Weserufer eine kleine Strecke hin wirklich sehr verschönern. Dann freilich kommt wieder die alte Langeweile. – Ich ging unter das Verdeck und fand in einem kleinen Nebenzimmer der Kajüte eine Schar „erster Lehrlinge", welche alle Segel aufspannte, um drei hübsche Schneiderstöchter gebührend zu unterhalten; vor der Türe drängte sich eine Schar „Jüngster", die dem Geschwätz der ersten Lehrlinge gespannt zuhörten; hinter ihnen stand der garde d'honneur[1] der Damen, ein alter Hausfreund, den das Unwesen zu einem ärgerlichen Brummen veranlaßte. Mich langweilte das Gespräch, und so ging ich wieder hinauf und stellte mich auf den Räderkasten. Nichts ist schöner, als so über einer Menge Menschen zu stehen, dem Gedränge zuzuschauen und das Gewirr

[1] Tugendwächter

von Worten zu hören, das ohne Zusammenhang von unten heraufschallt. Man fühlt den frischen Hauch des Windes frischer dort oben, und der Regen, den man freilich auch frischer zu genießen hat, ist wenigstens besser als die Tropfen, die einem ein Philister mit seinem Schirme in die Krawatte gießt.

[„Morgenblatt für gebildete Leser"
Nr. 198 vom 19. August 1841]

Bremen, Juli

Endlich, nach verschiedenen uninteressanten hannöverschen und oldenburgischen Dörfern, wieder eine erfreuliche Abwechselung, der Freihafen Bracke, dessen Häuser und Bäume einen effektvollen Hintergrund zu den auf der Weser liegenden Schiffen bilden. Bis hieher kommen schon größere Seeschiffe, und von hier abwärts hat die Weser, wenn nicht durch Inseln zerrissen, schon eine ansehnliche Breite. – Nach kurzem Aufenthalt fuhr das Dampfschiff weiter, und in anderthalb Stunden waren wir nach beinahe sechsstündiger Fahrt am Ziele. Als das Fort von Bremerhaven vor uns auftauchte, zitierte ein Buchhändler von meiner Bekanntschaft Schiller, der Assekuranzmakler zitierte die „Shipping and Mercantile Gazette", ein Kaufmann zitierte die letzte Nummer der Einfuhrliste. Mit einem prächtigen Bogen fuhr das Dampfboot in die Geest, einen kleinen Fluß, der sich bei Bremerhaven in die Weser ergießt. Aber die Passagiere drängten sich, trotz der Ermahnungen des Kapitäns, nach dem Vorderteil des Schiffes, die Ebbe hatte den niedrigsten Stand erreicht und mit einem Ruck war „Roland", der Repräsentant der bremischen Unabhängigkeit, auf den Sand geraten. Die Passagiere zerstreuten sich, die Maschine arbeitete rückwärts und „Roland" kam glücklich von der Sandbank.

Bremerhaven ist ein junger Ort. 1827 kaufte Bremen von Hannover einen kleinen Strich Landes und ließ den Hafen mit ungeheuren Kosten dort erbauen. Allmählich zog eine ganze bremische Kolonie hinüber, und noch immer nimmt der Ort an Bevölkerung zu. Darum ist hier alles bremisch, von der Bauart der Häuser bis zu der plattdeutschen Sprache der Einwohner, und der Bremer vom alten Schlage, der sich vielleicht über die außerordentliche Steuer geärgert hat, mit deren Ertrag das Stückchen Land gekauft wurde, kann doch jetzt seine Freude nicht verhehlen, wenn er sieht, wie hier alles so schön, so zweckmäßig, so bremisch ist. – Von der Anfahrt der Dampfschiffe aus hat man gleich den besten Überblick über das Ganze. Ein schöner, breiter Quai, in dessen Mitte das kolossale Hafenhaus in mißlungenem antiken Stil hervorragt; der Hafen in seiner ganzen Länge, mit

allen seinen Schiffen; links und jenseits desselben das von hannöverschen Soldaten besetzte kleine Fort, dessen Backsteinmauern nur zu deutlich zeigen, daß es bloß pro forma dasteht. Es ist darum auch ganz konsequent, daß man niemand ins Innere des Forts läßt, eine Erlaubnis, die bei jeder preußischen Festung leicht zu erlangen ist. – Wir gingen im Regen den Quai entlang. Hier und da bot eine Seitenstraße einen Blick in das Innere des Orts; alles rechtwinklig, die Straßen schnurgerade, die Häuser häufig noch im Bau begriffen. Diese moderne Anlage des Orts sticht allein gegen Bremen ab. Die Straßen waren bei dem schlechten Wetter und dem noch nicht beendigten Gottesdienst so still wie in Bremen.

[„Morgenblatt für gebildete Leser“
Nr. 199 vom 20. August 1841]

Bremen, Juli

Ich ging auf eine große Fregatte, deren Verdeck voll Auswanderer stand, die dem Aufwinden der „Jölle“ zusahen. Jölle heißt hier jeder Nachen, der einen Kiel hat und sich dadurch zum Dienst auf der See eignet. Die Leute waren noch fröhlich; sie hatten noch nicht die letzten Schollen des heimischen Bodens betreten. Aber ich habe gesehen, wie nahe es ihnen geht, wenn sie wirklich die deutsche Erde für immer verlassen, wenn das Schiff, mit allen Passagieren an Bord, langsam aus dem Hafen auf die Reede legt und von da in die offene See hineinsegelt. Es sind fast lauter treue, deutsche Gesichter, ohne Falsch, mit kräftigen Armen, und man braucht nur einen Augenblick unter ihnen zu verweilen, nur die Herzlichkeit zu sehen, mit der sie sich begegnen, um zu erkennen, daß es wahrlich nicht die Schlechtesten sind, die ihr Vaterland verlassen, um sich im Lande der Dollars und der Urwälder anzusiedeln. Der Spruch: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, scheint wie für die Deutschen gemacht, und doch ist es nicht so; wer sich redlich nähren will, geht, wenigstens sehr häufig, nach Amerika. Und es ist bei weitem nicht immer Nahrungslosigkeit, geschweige denn Habsucht, was diese Leute in die Ferne treibt; es ist die schwankende Stellung des deutschen Bauern zwischen Leibeigenschaft und Unabhängigkeit, es ist die Erbuntertänigkeit und das Schalten und Walten der Patrimonialgerichte[59], was dem Landmann sein Essen versäuert und den Schlaf unruhig macht, bis er sich entschließt, sein Vaterland zu verlassen. – Es waren Sachsen, die mit diesem Schiffe hinübergingen. Wir stiegen die Treppe hinab, um das Innere des Schiffes zu betrachten. Die Kajüte war außerordentlich elegant und komfortabel eingerichtet; ein kleines, viereckiges

Zimmer, alles elegant, wie in einem Salon der Aristokratie, Mahagoni mit Gold verziert. Vor der Kajüte waren in kleinen, niedlichen Zimmerchen die Schlafstätten der Passagiere; daneben schlug aus einer offenen Türe der Schinkenduft der Speisekammer uns entgegen. Wir mußten wieder auf Verdeck, um eine andere Treppe hinab ins Zwischendeck zu gelangen. „Da unten aber ist's fürchterlich" [60], zitierten alle meine Begleiter, als wir wieder hinaufstiegen. Da unten lag die Kanaille, die nicht Geld genug hat, um neunzig Taler an eine Überfahrt in der Kajüte zu wenden, das Volk, vor dem man den Hut nicht zieht, dessen Sitten man hier als gemein, dort als ungebildet bezeichnet, die Plebs, die nichts hat, die aber das Beste ist, was ein König in seinem Reiche haben kann, und die namentlich in Amerika das deutsche Prinzip allein aufrechthält. Die Deutschen in den Städten sind es, die den Amerikanern ihre jämmerliche Verachtung gegen unsere Nationalität beigebracht haben. Der deutsche Kaufmann macht sich eine Ehre daraus, seine Deutschheit wegzuwerfen und ein kompletter Yankeeaffe zu werden. Dieses Zwittergeschöpf ist glücklich, wenn man ihm den Deutschen nicht mehr anmerkt, spricht englisch auch mit seinen Landsleuten, und wenn er wieder nach Deutschland kommt, spielt er erst recht den Yankee. Man hört oft in den Straßen Bremens englisch sprechen, aber man würde sich sehr irren, wenn man jeden, der englisch spricht, für einen Briten oder Yankee halten wollte; wenn diese nach Deutschland kommen, so sprechen sie immer deutsch, um unsere schwere Sprache zu lernen; jene Leute sind immer in Amerika gewesene Deutsche. Der deutsche Bauer allein ist es, vielleicht noch der Handwerker in den Seestädten, der mit eiserner Festigkeit an seiner volksmäßigen Sitte und Sprache klebt, der, durch die Urwälder, die Alleghanygebirge und die großen Ströme von den Yankees geschieden, mitten in den Vereinigten Staaten ein neues, freies Deutschland erbaut; in Kentucky, Ohio und im Westen von Pennsylvania sind nur die Städte englisch, während auf dem Lande alles deutsch spricht. Und der Deutsche hat in seinem neuen Vaterlande neue Tugenden gelernt, ohne die alten zu verlieren. Der deutsche Korporationsgeist hat sich hier zu einem ausgebildeten Geiste der politischen, freien Genossenschaft entwickelt, er drängt die Regierung tagtäglich um Einführung der deutschen Sprache als Gerichtssprache in den deutschen Counties[1], er schafft eine deutsche Zeitung nach der andern, die alle einem besonnenen, ruhigen Streben nach Entwicklung der vorliegenden Freiheitselemente huldigen, und was das beste Zeichen seiner Macht ist, er hat die durch alle Staaten verbreitete Partei der „Native

[1] Landbezirken

Americans"[61] hervorgerufen, welche die Einwanderung hindern und dem Eingewanderten die Erlangung des Bürgerrechts erschweren wollen.

„Dort unten aber ist's fürchterlich." Um das ganze Zwischendeck läuft eine Reihe Betten herum, mehrere nebeneinander und je zwei übereinander. Eine drückende Luft herrscht hier, wo Männer, Weiber und Kinder wie die Pflastersteine auf der Straße aneinander gepackt liegen, Kranke neben Gesunden, alles zusammen. Man stolpert jeden Augenblick über einen Haufen Kleider, Geräte u. dgl.; hier schreien kleine Kinder, dort hebt sich ein Kopf aus einem Bette. Es ist ein trauriger Anblick; und wie mag es erst sein, wenn ein anhaltender Sturm alles übereinanderwirft und die Wellen übers Verdeck jagt, so daß die Luke, die allein noch frische Luft hereinläßt, nicht geöffnet werden kann! Und auf den bremischen Schiffen ist alles noch am menschlichsten eingerichtet. Wie es den meisten ergeht, die über Havre gehen, ist bekannt. Wir besuchten nach diesem noch ein anderes, amerikanisches Schiff; es wurde gerade gekocht, und als eine deutsche Frau, die dabeistand, die schlechten Speisen und die noch schlechtere Zubereitung sah, sagte sie unter bittern Tränen: wenn sie das gewußt hätte, wäre sie lieber zu Hause geblieben.

[„Morgenblatt für gebildete Leser"
Nr. 200 vom 21. August 1841]

Bremen, Juli

Wir gingen in den Gasthof zurück. Die Primadonna unseres Theaters saß mit ihrem Gemahl, dem ultimo uomo[1] desselben, und mehreren andern Schauspielern in einem Winkel; die übrige Gesellschaft war sehr unbedeutend, und so griff ich nach einigen Drucksachen, die auf dem Tische lagen, und von denen ein Jahresbericht über den bremischen Handel das Interessanteste war. Ich ergriff ihn und las folgende Stellen: „Kaffee im Sommer und Herbst gefragt, bis gegen den Winter flauere *Zustände* aufkamen. Zucker genoß fortwährender Abnahme, jedoch kam die eigentliche *Idee* dafür erst mit den größern Zufuhren." Was soll ein armer Literat dazu sagen, wenn er sieht, wie die Ausdrucksweise nicht nur der modernen Belletristik, sondern auch der Philosophie den Stil der Mäkler durchdringt! Zustände und Ideen in einem Handelsbericht – wer hätte das erwartet! Ich schlug um und fand die Bezeichnung: „Superfein mittel gut ordinär reeller Domingo-Kaffee." Ich fragte den anwesenden Commis eines der ersten Bremer Reeder, was diese superfeine Bezeichnung sagen wolle. Er

[1] letzten Mann

antwortete: „Sehen Sie diese Probe an, die ich eben von einer für uns angekommenen Ladung gezogen habe; darauf wird jene Benennung ungefähr passen.“ Da fand ich denn, daß superfein mittel gut ordinär reeller Domingo-Kaffee ein Kaffee von der Insel Haiti ist, von blaßgraugrüner Farbe, und wovon das Pfund aus fünfzehn Lot guten, zehn Lot schwarzen Bohnen und sieben Lot Staub, Steinchen und anderem Unrat besteht. Ich ließ mich so noch in mehrere Mysterien des Hermes einweihen und vertrieb mir damit die Zeit bis gegen Mittag, wo wir ein sehr mittelmäßiges Mahl einnahmen und durch die Glocke dann wieder aufs Dampfboot gerufen wurden. Der Regen ließ endlich nach, und kaum hatte das Schiff aus der Geest „gelegt“, so brachen die Wolken auseinander und die Sonnenstrahlen fielen licht und wärmend auf unsere noch immer feuchten Kleider. Zu allgemeiner Verwunderung aber fuhr das Schiff nicht stromaufwärts, sondern die Reede hinab, wo ein stolzer Dreimaster eben geankert hatte. Wir waren kaum in die Mitte der Strömung gekommen, als die Wellen größer wurden und das Schiff merklich zu schwanken anfing. Wer, der jemals auf der See war, fühlt sein Herz nicht höher schlagen, wenn er dieses Zeichen von der Nähe des Meeres spürt! Man glaubt einen Augenblick, es gehe wieder hinaus in die freie rauschende See, zu dem tiefklaren Grün der Wogen, mitten hinein in das wunderbare Licht, das Sonne, Himmelblau und Meer vereint erzeugen; man beginnt unwillkürlich wieder, die Bewegung des Schiffs balancierend mitzumachen. Die Damen waren indes anderer Meinung, sahen sich erschrocken an und wurden bleich, während das Dampfboot „in a gallant style“, wie die Engländer sagen, einen Halbkreis um das neu angekommene Schiff beschrieb und den Kapitän desselben aufnahm. Der Assekuranzmäklergehülfe erklärte eben einigen Herrn, die sich vergebens am Bug nach dem Namen des Schiffs umgesehen hatten, daß dieses laut seiner Flaggennummer die „Maria“, Kapitän Ruyter, und laut der Lloydsliste unter dem und dem Tage von Trinidad de Cuba gesegelt sei, als der Kapitän die Treppe des Dampfboots heraufstieg. Unser Assekuranzmäkler ging ihm entgegen, schüttelte ihm mit Protektormiene die Hand und erkundigte sich nach seiner Überfahrt, nach der Ladung, und verführte überhaupt einen langen plattdeutschen Diskurs mit ihm, während ich den Schmeicheleien zuhörte, die der Buchhändler an die halb naiven, halb koketten Schneiderstöchter verschwendete.

Die Sonne ging in voller Glorie unter. Eine glühende Kugel hing sie in einem Netze von Wolkenstreifen, dessen Fäden schon zu brennen schienen, so daß man jeden Augenblick hätte erwarten sollen: jetzt, jetzt hat sie das Netz durchgebrannt und fällt zischend in den Strom! Aber ruhig sank sie

hinter eine Baumgruppe, die Mosis feurigem Dornbusche glich. Wahrlich, hier wie dort spricht Gott mit lauter Stimme! Doch das heisere Gekrächz eines Bremer Oppositionsmannes bemühte sich, ihn zu überschreien; der kluge Mann plagte sich, seinem Nachbar zu beweisen, wie es weit klüger gewesen wäre, statt den Bremerhaven zu bauen, das Fahrwasser der Weser auch für größere Schiffe auszutiefen. Leider geht hier die Opposition nur zu oft mehr aus einem Neide gegen die Macht der Patrizier hervor, als aus dem Bewußtsein, daß die Aristokratie dem vernünftigen Staate widerstrebe; und dabei ist sie so beschränkt, daß ebenso schwer mit ihr über die bremischen Angelegenheiten zu sprechen ist, wie mit den strengen Anhängern des Senats. – Beide Parteien überzeugen einen immer mehr, daß so kleine Staaten, wie Bremen, sich überlebt haben und selbst in einem mächtigen Staatenverbande ein nach außen hin gedrücktes und nach innen phlegmatisch-alterschwaches Leben führen müssen. – Jetzt waren wir dicht an Bremen. Der lange Ansgariuskirchturm, an den sich unsere „kirchlichen Wirren"[1] knüpften, stieg aus Moor und Heide auf, und bald waren wir an den hohen Warenlagern, welche die rechte Weserseite einfassen.

Geschrieben im Juli 1840.

[1] Siehe vorl. Band, S. 94–95, 99–101 u. 132–135

Ein Abend

Von Friedrich Oswald

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 125, August 1840]

To-morrow comes![1]
Shelley.

1

Im Garten sitz' ich – eben ist gesunken
Des alten Tages Sonne in die Fluten
Und, die von ihr beherrscht, verborgen ruhten,
Sprüh'n lustig jetzt, der Abendröte Funken.
Die Blumen steh'n und schau'n sich an so trübe,
Daß ihnen schwand der Sonne heit'res Leuchten,
Die Vögel aber auf den unerreichten
Baumgipfeln singen froh ihr Lied der Liebe.
Die Schiffe ruhen auf des Stromes Rücken,
Die sonst den weiten Ozean durchfahren,
Und fernherüber dröhnt das Holz der Brücken,
Drauf heimwärts ziehn der Menschen müde Scharen.
Der kühle Trank braust auf im hellen Becher,
Und vor mir liegen Calderons Komödien;
Und so berausch' ich mich, ein rechter Zecher,
Am Wein und den gewaltigen Tragödien.

2

Bleich wird das Abendrot im Westen schon –
Geduld, ein Morgen kommt, ein Freiheitsmorgen,
Die Sonne steigt, und ewig glüht ihr Thron,

[1] Ein Morgen kommt! (Shelley, Queen Mab)

Fern bleibt die Nacht mit ihren trüben Sorgen.
Da sprießen neu die Blumen, nicht in Beeten,
Nicht da allein, wo wir den Samen säeten,
Die ganze Erde wird ein lichter Garten.
Und alle Pflanzen wechseln ihre Länder,
Die Friedenspalme schmückt des Nordens Ränder,
Der Liebe Rose kränzt die Frosterstarrten.
Die feste Eiche wandert nach dem Süden,
Despoten trifft als Keule dort ihr Ast,
Und wer dem Lande wiedergab den Frieden,
Der sieht von ihrem Laub sein Haupt umfaßt.
Die Aloe sproßt in aller Welt empor –
Ihr ist der strenge Geist des Volkes ähnlich,
So stachelvoll, so plump und unansehnlich,
Bis plötzlich, laut erkrachend, bricht hervor
Durch jedes Hemmnis eine lichte Blüte,
Die Freiheitsflamme, die verborgen glühte,
Den Duft verhauchend, der zu Gott mag dringen
Eh' als der Weihrauch, den ihm Heuchler bringen.
Und einsam steh'n im Haine und vergessen,
Jetzt ohne Deutung, einzig die Zypressen.

3

Die Vögel, die dann auf den grünen Zweigen
Mit lautem Sang das Morgenrot verkünden,
Die schon erkennen, wenn die Wolken neigen
Ihr feuchtes Haupt zu niedern Tälergründen,
Daß bald die Sonne wird den Thron besteigen,
Das sind die Männer aus dem Dichterreigen;
Ihr Wort wird fortgetragen an den Winden,
Die, frei, sich gern mit freiem Wort verbünden.
Die Sänger stehn nicht auf der Schlösser Warten –
Die Adelsschlösser sanken längst, zertrümmert –
Von stolzen Eichen, die im Sturm nicht knarrten,
Sehn sie zur Sonne kühn und unbekümmert;
Ob sie der Strahl des Lichts, des langerharrten,
Auch blende, wenn er rein die Welt umschimmert,
Und ich bin einer auch der freien Sänger;
Die Eiche *Börne* ist's, an deren Ästen

Ich aufgeklommen, wenn im Tal die Dränger
Um Deutschland enger ihre Ketten preßten.
Ja, einer bin ich von den kecken Vögeln,
Die in dem Äthermeer der Freiheit segeln;
Und wär' ich Sperling nur in ihren Zügen –
Ich wäre Sperling lieber unter ihnen,
Als Nachtigall, sollt' ich im Käfig liegen,
Und mit dem Liede einem Fürsten dienen.

4

Dann trägt das Schiff, das durch die Wogen schäumt,
Nicht Waren mehr, um einz'le zu bereichern,
Nicht dient's dem gier'gen Kaufmann mehr zu Speichern,
Es bringt die Saat, der Menschenglück entkeimt;
Es ist ein Roß, das jugendfroh sich bäumt,
Sein Reiter bringt den Heuchlern Tod und Schleichern,
's ist einer von den mut'gen Gramverscheuchern,
's ist ein Gedanke, der von Freiheit träumt.
Die Flagge trägt nicht mehr des Königs Wappen,
Dem sich das Schiffsvolk beugt mit Furcht und Zittern –
Sie trägt die Wolk', um die nach Ungewittern,
Wenn sie der Blitz zerriß mit seinen Schlägen,
Sich sühnend will der Friedensbogen legen.

5

Dann wölbt die Liebe Brücken, unsichtbare,
Von Herz zu Herzen; ob durch ihren Bogen
Herniederbraust der rasche Strom der Jahre,
Der Strom der Leidenschaften, schaumumflogen,
Die Brücke wanket nicht, die demantharte,
Und d'rüber weht der Freiheit Lichtstandarte
Und d'rüber geht der Mensch; wohin er sendet
Den Blick, wohin sein Fuß ihn möge tragen,
Er sieht ein gastlich Dach gen Himmel ragen,
Erquickung wird ihm gerne stets gespendet;
Wo er sich legt, das Auge schlafgeblendet,
Da fühlt er heimisch sich und sonder Zagen.
Zum Äther aber wölbet neue Brücken,

Ein rein'rer Glaube, d'rauf die Menschen dreister
Zum Himmel geh'n, demütig-stolz zu blicken
Ins Aug' dem ew'gen Urbild aller Geister.
Aus seinem Schoße sind sie ausgegangen,
Zu seinem Schoße kehren sie hinwieder,
Sich fühlend als der Geisteskette Glieder,
Die ewig die Materie umfangen.

6

Ein neuer Wein wird dann die Becher füllen,
Der Freiheit Wein, zu üppiger Berauschung;
Er wird die Sinne nicht in Nebel hüllen,
Gibt neuen Sinn in glücklicher Vertauschung,
Daß du vermagst, die Melodie der Sphären
Dir aufzufangen mit des Ohres Lauschung,
Daß in den Adern sich dein Blut verklären,
Zu Äther wird, der die Unendlichkeiten
Durchströmt, daß deine Blicke durch den hehren
Uralten Raum, wie kecke Krieger schreiten,
Und Sterne sich erobern in der Höh';
Dazwischen, wie Irrlichterscheine, gleiten
Vorbei die Bilder aus vergangenem Weh'.

7

Und dann ersteht, ein Calderon, ein neuer,
Ein Perlenfischer in dem Meer der Dichtung,
Von Bildern flammt sein Lied, die Opferfeuer
Von duft'ger Zedernblöcke hoher Schichtung;
Es rauscht sein Sang, es rauscht die gold'ne Leier
Von des Tyrannen blutiger Vernichtung:
Die Menschheit horcht dem stolzen Siegesliede,
Und alle Welt durchhaucht der milde Friede.
Auch jener singt, wie einst den Sieg erstritten
Die Menschheit über der Tyrannen Heere
Auf der *Mantibler Brücke*[1*], wo sie mitten
Durch alle Lanzen eindrang in das hehre
Gelobte Freiheitsland mit kühnen Schritten;

[1*] La puente de Mantible

Wie da sie ward *der Arzt der eignen Ehre*[1*],
Sie, die so lang', gleich dem *standhaften Fürsten*[2*],
In Ketten mußte nach Erlösung dürsten.
Tochter der Luft[3*], stieg da die Freiheit nieder
Zur Erde fröhlich aus des Äthers Raum,
Sang ihre wundervollen Zauberlieder,
Da ward *das Leben*[4*] rings ein süßer *Traum.*
Da glänzte klar der Freude Becher wieder
Und ungetrübt von wilder Gärung Schaum;
Die Sonne scheucht die Wolken wie die Sorgen
Und bringt, stets froh, *April- und Maienmorgen*[5*].

8

Doch wann wird jene neue Sonn' erstehen,
Wann wird die alte Zeit zusammenkrachen?
Wir sah'n die alte Sonne untergehen,
Wie lang wird uns die finst're Nacht umdachen?
Durch Wolkenschleier lugt der trübe Mond,
Der Nebel lagert auf den Tälergründen;
Im Nebel ruht, was auf der Erde wohnt,
Wir, die wir wachen, tappen wie die Blinden.
Geduld! die Wolken, die den Mond umringen,
Scheucht vor sich her die Sonne schon im Steigen,
Die Nebel, die sich durch die Täler schlingen,
Sind morgenhauch-geweckte Geisterreigen.
Im Osten tanzt der Morgenstern empor,
Blutrote Strahlen durch die Nebel schießen –
Seht ihr nicht Blumen schon den Kelch erschließen,
Schmettert nicht schon der Vöglein froher Chor?
Der halbe Himmel strahlt im lichten Scheine,
Schneegipfel werden Rosenedelsteine;
Die gold'nen Wolken, die dort aufgeschossen,
Die Häupter sind's von edlen Sonnenrossen;
Schaut dorthin, wo die dicht'sten Strahlen fließen,
Die junge Sonne jubelnd zu begrüßen!

[1*] el médico de su honra – [2*] el principe constante – [3*] la hija del aire – [4*] la vida es sueño – [5*] Mañanas de Abril y Mayo

[Zwei Predigten von F. W. Krummacher]

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 149, September 1840]

*Die zwei Predigten liegen vor uns, welche die sonst so frommen Bremenser veranlaßten, dem Elberfelder Eiferer, *F. W. Krummacher*, das fernere Hospitieren in der Kirche St. Ansgarii zu untersagen.[62] Wenn man von den gewöhnlichen Predigten, wo Gott nur der *Weltenvater* oder das *höchste Wesen* genannt wird, einen meist sehr wässerigen Eindruck hat, so ist der Text dieser Krummacherschen Reden Lauge, Beize, ja Scheidewasser. Schon der Originalität wegen, so von der Kanzel herab, wie es hier geschieht, mit den Gemeinden zu verkehren, wird man die Reden mit Interesse lesen; sie zeigen, daß Krummacher ein geistvoller, mit Witz und Phantasie gesegneter Zelote ist. Ob diese geharnischte Sprache aus einem wirklichen Felsenglauben an das Christentum fließt, kann man bezweifeln. Wir glauben, daß Krummacher kein Heuchler ist, sich aber in diese Predigtweise nur aus Geschmack festrannte und sie um so weniger lassen kann, als allerdings der gewöhnliche Ton der evangelischen Liebessäusler und der Damenprediger ein sehr abgeschmackter ist. Soviel aber ist gewiß, daß Krummacher die Bedeutung der Kanzel sehr verkennt, wenn er sie zum Inquisitionsstuhle erhebt. Was kann eine Gemeinde aus einer solchen Predigt mit nach Hause nehmen? Nichts, als jenen *geistlichen Hochmut*, der am Pietismus so widerwärtig ist. Wer von seiner Gemeinde nur *Glauben* verlangt, dies starre Gebot nur mit Synonymen umschreibt und den übrigen Teil des Predigtvortrags zur Tagespolemik benutzt, wird sehr viel Eigendünkel, Hochmut und orthodoxe Verstocktheit, aber sehr wenig Christentum verbreiten. Krummacher scheint diese Aufgabe, die christliche Einfalt zum Hochmut zu emanzipieren, methodisch zu betreiben. Die Wendung, daß Geist, Witz, Phantasie, Dichtertalent, Kunst, Wissenschaft, alles vor Gott nichts wäre, ist ihm stereotyp.

Er sagt:

„Im Himmel ist ein Festtag, nicht wenn ein Dichter geboren wird, sondern ein Irrender geweckt wird."

Er schildert dem Ärmsten in seiner Gemeinde eine *Bedeutung*, die er haben könne, daß dieser unfehlbar sich höher und weiser bedünken muß als Kant, Hegel, Strauß etc., die Krummacher fortwährend in seinen Predigten anathematisiert. Sollte Krummachers eigenstes Wesen nicht auch aus einem – zurückgetretenen Ehrgeize, aus der Sucht nach Auszeichnung entstehen? Es gibt viele Köpfe, die das Höchste erstrebten, es nicht durch Fleiß, Talent und Gediegenheit erreichen konnten und dann hoffen, durch eine beispiellose *Glaubensvirtuosität* es bis zur ewigen Krone zu bringen. Wenigstens möchte man sehr geneigt sein, die fortwährende Polemik Krummachers gegen alles, *was in der Welt berühmt ist*, sich so und nicht anders zu erklären. – Recht schmerzlich ist es, in den erwähnten Predigten wenig *auflösende Elemente*, Rührung, Gemüt, echten Schmerz zu finden. Einem so starren, eifernden Wesen kann der Ton der Liebe nicht geläufig sein. Indessen finden sich doch Stellen, die mit dem wunderlichen Wesen dieses Mannes wieder aussöhnen. Wie wenig Predigten haben wir, in denen sich eine so schöne Stelle, wie die folgende, finden wird:

„Ja, Freunde, die Welt ist da noch nicht zu Ende, wo am fernen Seegestade der Sturm heult, oder wo droben der trauernde Mond geht und die stillen Sterne wehmütig zur Erde niederschauen. Es geht darüber hinaus eine andere, weitere, lichtere Region. O da ist's besser sein als hier. Da trägt man keine Rosen mehr zu Grabe; da droht der Liebe keine Trennung mehr; da ruht kein Galletropfen mehr im Freudenbecher. Eine solche Welt ist da, so wahr sich der Herr Jesus *sichtbar* (?) in sie hinüberschwang."

Bei Immermanns Tod

[„Morgenblatt für gebildete Leser“
Nr. 243 vom 10. Oktober 1840]

Wir saßen in des Lagers schönstem Zelt,
Zu span'schem Weine singend deutsche Lieder;
Schon sank die Nacht, und heller ward das Feld,
Und unsre überwachten Augen müder;
Da fiel der Morgensonne erster Schein
In's Zelt auf unsre leeren Xeresflaschen:
Wir müssen früh zur Stelle wieder sein,
Wohlauf, besteigt die Rosse nun, die raschen!

Wir jagten heim. Welch seliges Gefühl
Nach der vertobten Nacht am frischen Morgen!
Noch klingt Gesang im Ohr und Saitenspiel,
Noch ferne sind des Tages Müh und Sorgen;
Das Dunkel schwand, das heil'ge Licht umschwebt
So Fluß wie Baum und taugetränkte Fluren;
Zum reinen Blau des Himmels fröhlich hebt
Das Auge sich und folgt der Sonne Spuren.

Wir sind daheim. Die Rosse liefen gut;
Ich steh' an trüber Werkeltages Schwelle;
Die Zeitung her, auf daß ich frischen Mut
Mir trinke aus des Völkerlebens Quelle! –
Was Russen, Briten, ew'ge Türkennot!
Wo find' ich, was in Deutschland ist geschehen?
Ha dort – ihr Augen, wacht ihr wirklich? tot?
Mein Immermann, auch du willst von uns gehen?

Du trotzig Herz, erfüllt von edlem Zorn,
Mußt grade jetzt du gehn zum ew'gen Schweigen,
Nun wir erkannt die Rose, trotz dem Dorn,
Und uns in Demut deinem Geiste neigen?
Nun du, wie Schiller, kaum dein Volk mit Lust
Gesehn an deinem Dichtermunde hangen,
Und nun die Liebe deiner stolzen Brust
Mit neuen Strahlen herrlich aufgegangen?

Stets warst du in der deutschen Dichtung Hain
Ein Klausner, fern von der Genossen Toben
Hast du in deiner Einsamkeit am Rhein
Manch zart Gebilde deinem Volk gewoben.
Dich stört' der Menschen Schwatzen nimmermehr
In deines Gartens blumenreichem Hage;
Von dir verklang bei ihnen bald die Mär,
Und lebend wardst du fast zu einer Sage.

Denn jene Menge, die nicht fassen kann,
Was da vermag den Dichter zu erregen,
Was kümmert sie der ernste, stumme Mann,
Der fern bleibt ihren abgetretnen Wegen?
Du aber, der du nun gestorben bist,
Du wolltest einsam mit dir selber ringen,
In deiner eignen Brust den herben Zwist,
Mit dem du aufgewachsen, zu bezwingen.

So hast du sinnend denn die lange Nacht,
Die unsre deutsche Dichtung hielt in Banden,
Im Kampfe mit dir selber durchgewacht,
Bis sonnenhell der Morgen auferstanden.
Und als ob deinem moosbewachsnen Haus
Des Juli wilde Donner nun verklangen,
Da sandtest du die Epigonen aus,
Ein Grablied dem Geschlechte, das vergangen.

Du aber sahst das kommende Geschlecht,
Dem in der Brust der Jugend Feuer lodert,
Das dir mit lautem Ruf dein Dichterrecht

Und deinen vollen Lorbeerkranz gefodert.
Du sahst uns deinem Haus voll Ehrfurcht nahn,
Du sahst uns sitzen still zu deinen Füßen,
Wie wir in dein begeistert Auge sahn,
Und hörten deiner Dichtung rauschend Fließen.

Und jetzt, nun du zum Volk zurückgeführt,
Das dich vergaß, mit Jubelruf und Freuden,
Mit den verdienten Kränzen reich geziert,
Mein Immermann, jetzt mußt du von uns scheiden?
Fahr wohl! Gar wenig deinesgleichen nur
Gehn dichtend unter uns auf deutscher Erden!
Ich aber ging an's Tagewerk und schwur,
So stark und fest und deutsch, wie du, zu werden.

Friedrich Oswald

[Korrespondenz-Nachrichten aus Bremen]

Rationalismus und Pietismus

[„Morgenblatt für gebildete Leser"
Nr. 249 vom 17. Oktober 1840]

Bremen, September

Endlich einmal wieder ein Stoff, der über das Geklatsch der Teegesellschaften hinausgeht, der das ganze Publikum unseres Freistaates aufregt, so daß jeder für oder gegen Partei nimmt, und der auch dem Ernsteren zu denken gibt. Das Gewitter am Himmel der Zeit hat auch in Bremen eingeschlagen, der Kampf um freiere oder beschränktere Auffassung des Christentums hat auch hier, in der Hauptstadt des norddeutschen Buchstabenglaubens, sich entzündet, die Stimmen, die sich jüngst in Hamburg, Kassel und Magdeburg erhoben, haben in Bremen ein Echo gefunden. – Der Verlauf der Sache ist kurz folgender: Pastor *F. W. Krummacher*, der Papst der Wuppertaler Calvinisten, der Sankt Michael der Prädestinationslehre, besuchte seine Eltern hier und predigte zweimal für seinen Vater[1] in der St. Ansgariuskirche.[2] Die erste Predigt behandelte sein Lieblingsschauspiel, das jüngste Gericht, die zweite eine anathematisierende Stelle des Galaterbriefes[62]; beide waren mit der flammenden Beredsamkeit, mit der poetischen, wenn auch nicht immer gewählten Bilderpracht geschrieben, die man an diesem reichbegabten Kanzelredner kennt; beide aber, und namentlich die letzte, sprühen von Verfluchungen Andersdenkender, wie sie von einem so schroffen Mystiker nicht anders erwartet werden können. Die Kanzel wurde der Präsidentenstuhl eines Inquisitionsgerichts, von dem der ewige Fluch auf alle theologischen Richtungen gewälzt wurde, die der Inquisitor kannte und nicht kannte; jeder, der den krassen Mystizismus nicht für das absolute Christentum hält, wurde dem Teufel übergeben. Und dabei wußte sich Krummacher mit einer Sophistik, die seltsam naiv

[1] Friedrich Adolf Krummacher – [2] vgl. auch vorl. Band, S. 94–95 und 132–135

herauskam, immer hinter den Apostel Paulus zurückzuziehen. „Ich bin es ja nicht, der da flucht, nein! Kinder, besinnt euch doch, es ist ja der Apostel Paulus, der da verdammt!" – Das Schlimmste bei der Sache war, daß der Apostel griechisch schrieb, und die Gelehrten sich über die bestimmte Bedeutung einiger seiner Ausdrücke noch nicht haben verständigen können. Zu diesen dubiosen Wörtern gehört denn auch das an dieser Stelle gebrauchte Anathema, dem Krummacher hier ohne weiteres die schärfste Bedeutung, als einer Anwünschung der ewigen Verdammnis, beigelegt hatte. Pastor Paniel, der Hauptvertreter des Rationalismus auf jener Kanzel, hatte das Unglück, dieses Wort in milderem Sinne zu fassen, und überhaupt ein Feind der Krummacherschen Anschauungsweise zu sein; er hielt darum Kontroverspredigten[63]. Man mag über seine Gesinnungen denken wie man will, so wird sich doch gegen sein Benehmen kein gegründeter Tadel beibringen lassen. Krummacher wird nicht leugnen können, daß er bei der Abfassung seiner Predigten nicht nur an die rationalistische Mehrzahl der Gemeine, sondern auch speziell an Paniel gedacht hat; er wird nicht leugnen können, daß es unrecht ist, als *Gast*prediger eine Gemeine gegen ihre angestellten Seelsorger einnehmen zu wollen; er wird zugeben müssen, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört. Was sollte hier alles Schelten auf Voltaire und Rousseau, vor denen sich in Bremen auch der ärgste Rationalist wie vor dem Teufel fürchtet, was alles Verfluchen der spekulativen Theologie, über die sein ganzes Auditorium mit zwei oder drei Ausnahmen ebensowenig urteilsfähig war wie er, was sollte das anders, als die sehr bestimmte, ja persönliche Tendenz der Predigten bemänteln? – Paniels Kontroverspredigten wurden nun im Geiste des Paulusschen Rationalismus gehalten, und leiden trotz ihrer belobten gründlichen Disponierung und ihres rhetorischen Pathos an allen Fehlern dieser Richtung. Da ist alles unbestimmt und phrasenhaft; der hie und da angebrachte poetische Schwung gleicht dem Arbeiten einer Spinnmaschine, die Behandlung des Textes einem homöopathischen Aufguß; Krummacher hat in drei Sätzen mehr Originalität, als sein Gegner in allen drei Predigten. – Eine Stunde von Bremen lebt ein pietistischer Landpastor[1], der seinen Bauern so sehr überlegen ist, daß er angefangen hat, sich für einen großen Theologen und Sprachkundigen zu halten. Er gab gegen Paniel einen Traktat heraus[64], in dem er den ganzen Apparat eines philologischen Theologen aus dem vorigen Jahrhundert spielen ließ. In einer anonymen Schrift[65] wurde dem guten Landpfarrer sein wissenschaftlicher Star auf sehr empfindliche Weise

[1] Johann Nikolaus Tiele

gestochen. Mit ebensoviel Geist als Gelehrsamkeit wies der Anonymus[1], in dem man einen, in meinem vorigen Bericht[2] mehrfach erwähnten, verdienten Gelehrten unserer Stadt entdecken will, dem weisen „Gottes Wort vom Lande" alle die Verkehrtheiten nach, die er sich mühsam aus längst antiquierten Handbüchern zusammengesucht hatte. Krummacher ließ eine „Theologische Replik" gegen Paniels Kontroverspredigten ergehen, worin er seine ganze Persönlichkeit unverhohlen angriff, und zwar auf eine Weise, die den seinem Gegner gemachten Vorwurf des Schmähens paralysiert. So geschickt diese Replik die schwachen Seiten des Rationalismus und namentlich des Gegners zu fassen weiß, so ungeschickt benimmt sich Krummacher bei dem versuchten Umsturz der Panielschen Exegese. Das Tüchtigste, was vom pietistischen Standpunkt aus in dieser Streitsache geschrieben wurde, war die Broschüre des benachbarten Predigers Schlichthorst [66], worin auf ruhige, leidenschaftslose Weise der Rationalismus, und gerade der des Pastors Paniel, auf seine Basis, die Kantsche Philosophie zurückgeführt, und ihm die Frage gestellt wurde: Warum seid ihr nicht so ehrlich zu gestehen, daß nicht die Bibel der Grund eures Glaubens ist, sondern die Exegese derselben im Sinne der Kantschen Philosophie, wie sie Paulus aufbrachte? – Eine neue Schrift von Paniel wird dieser Tage die Presse verlassen.[67] Wie diese auch ausfalle, er hat den alten Sauerteig aufgerüttelt, er hat die Bremer, die an alles glaubten, nur nicht an sich selbst, an ihre eigene Vernunft gewiesen, und der Pietismus, der es bisher für eine Schickung Gottes ansah, daß seine Gegner in so viele Parteien unter sich selbst zerfielen, spüre nun auch einmal, daß wir alle zusammenhalten, wo es den Kampf gegen die Finsternis gilt.

Schiffahrtsprojekt · Theater · Manöver

[„Morgenblatt für gebildete Leser"
Nr. 250 vom 19. Oktober 1840]

Bremen, September

Man geht hier jetzt mit einem Plane um, dessen Ausführung von den wichtigsten Folgen, und nicht allein für Bremen, sein würde. Ein hiesiger geachteter junger Kaufmann ist vor kurzem von London zurückgekehrt, wo er sich über die Einrichtung des Dampfschiffes „Archimedes", das bekanntlich auf eine neuerfundene Art, durch eine archimedische Schraube

[1] Wilhelm Ernst Weber – [2] siehe vorl. Band, S. 75–79

in Bewegung gesetzt wird, genau unterrichtet hat. Er machte die Probefahrt dieses Schiffes, das es an Schnelligkeit den auf die gewöhnliche Art eingerichteten Dampfbooten bedeutend zuvortut, um ganz Großbritannien und Irland mit, und geht jetzt damit um, die neue Erfindung bei einem projektierten Dampfschiffe anzuwenden, das eine rasche und beständige Kommunikation zwischen New York und Bremen vermitteln soll. Das leere Schiff, das sogenannte Kasko, will unser erster Schiffsbaumeister für seine eigene Rechnung bauen, wogegen die Kosten der Maschine etc. durch Aktien aufgebracht werden sollen. Die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens fühlt jeder; obgleich einzelne unserer Segelschiffe in der unbegreiflich kurzen Zeit von 25 Tagen die Strecke von Baltimore bis hieher machen, so hängt diese Schnelligkeit doch stets vom Winde ab, der eine solche Reise auch auf das Dreifache verlängern kann, und ein Dampfboot, das für den Fall des günstigen Windes auch zum Segeln eingerichtet ist, würde ohne Zweifel von einem Hafen der Vereinigten Staaten bis Bremen nur 11 bis 18 Tage brauchen. Ist dann einmal der Anfang einer Dampfpaketfahrt zwischen Deutschland und dem amerikanischen Kontinente gemacht, so wird die neue Einrichtung ohne Zweifel bald ausgebildet und von den größten Folgen für die Verbindung beider Länder werden. Die Zeit wird nicht lange mehr auf sich warten lassen, wo man aus jedem Teile Deutschlands in vierzehn Tagen New York erreichen, von dort aus in vierzehn Tagen die Sehenswürdigkeiten der Vereinigten Staaten beschauen und in vierzehn Tagen wieder zu Hause sein kann. Ein paar Eisenbahnen, ein paar Dampfschiffe, und die Sache ist fertig; seit Kant die Kategorien Raum und Zeit von der Anschauung des denkenden Geistes abgelöst hat, strebt die Menschheit mit Gewalt dahin, sich auch materiell von diesen Beschränkungen zu emanzipieren.

Auf unserm Theater herrschte kürzlich ein nie gekanntes Leben. Unsere Bühne steht gewöhnlich ganz außer der Gesellschaft, die Abonnenten bezahlen ihren Beitrag und gehen dann und wann hin, wenn sie nichts Besseres zu tun haben. Jetzt kam Seydelmann, und Schauspieler und Publikum gerieten in einen Eifer, dessen wir in Bremen nicht gewohnt sind. Mag noch soviel über den Verfall des rezitierenden Schauspiels durch die Übermacht der Oper geklagt werden, mögen selbst Schiller und Goethe leere Häuser finden, während sich zu dem Gedudel eines Donizetti und Mercadante alles drängt; solange das rezitierende Schauspiel in seinem tüchtigsten Vertreter noch einen solchen Triumph erringen kann, solange ist unsere Bühne von ihrer Erschlaffung noch heilbar. Wir sahen Seydelmann, außer in einigen Kotzebueschen und Raupachschen Stücken, namentlich als Shylock,

Mephistopheles und Philipp (Don Carlos). Es hieße Wasser ins Meer tragen, wollte ich mich über seine bekannte Auffassung dieser Rollen des breitern auslassen.

Ein Miniaturbild des Lagers bei Heilbronn bieten uns die auf dem angrenzenden Teile des oldenburgischen Gebiets eben ausgeführten Manövers der oldenburgisch-hanseatischen Brigade. Bei der fingierten Einnahme eines Fleckens sollen unsere Truppen sich so tapfer gehalten haben, daß das starke Geschützfeuer sämtliche Fensterscheiben zersprengte. Die Bremer sind froh, daß sie wieder einen neuen Vergnügungsort haben, und ziehen in Scharen hinaus, sich den Spaß anzusehen, während ihre Söhne und Brüder die Wachen beziehen und bei Wein und Gesang dort die lustigsten Nächte ihres Lebens zubringen.

F. O.

Sankt Helena

Fragment

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 191, November 1840]

Du stolzer Fels in Meereseinsamkeit,
Du harte Gruft des größten Felsenherzen,
Das hier gedacht der selbstgeschaff'nen Zeit,
Das hier verschied an des Prometheus Schmerzen;
Wie stehst du da im schwarzen Priesterkleid,
Du, eine jener ausgeglühten Kerzen,
Die Gott, als er die Welt gesetzt zusammen,
Entbrannt, um Licht zu seinem Werk zu flammen.

Wohl möchten sie zu dir den Heros senden,
Der, als ein neu Jahrhundert ward geboren,
Mit seinen Blitzen mußt' Erleuchtung spenden,
Mit seinem Donner füllen alle Ohren,
Bis, ungehört, sich in des Weltraums Wänden
Des Kindes erster Wehschrei sich verloren;
Dann warf die Zeit, in ihrem bittern Scherzen,
Ihn zu den andern ausgeglühten Kerzen.

Friedrich Oswald

Siegfrieds Heimat

Von Friedrich Oswald

[„Telegraph für Deutschland“
Nr. 197, Dezember 1840]

Do wuohs in Niderlanden eins richen Küneges kint,
Sin vater hiez Siegmunt, sin muoter Siglint,
In einer bürge riche, diu witen was bekant,
Niden bi dem Rine, diu was ze *Santen* genant.
Der Nibelunge Not, [I] 20

Nicht allein oberhalb Köln sollte der Rhein besucht werden, und namentlich die deutsche Jugend sollte sich nicht dem reisenden John Bull gleichstellen, der sich von Rotterdam bis Köln in der Kajüte des Dampfschiffes langweilt, und erst dann aufs Verdeck steigt, weil hier sein Panorama des Rheins von Köln bis Mainz oder sein Guide for travellers on the Rhine[1] beginnt. Die deutsche Jugend sollte sich einen wenig besuchten Ort zum Wallfahrtsorte wählen, ich meine die Heimat Hürnensiegfrieds, *Xanten.*

Römerstadt, wie Köln, blieb es im Mittelalter klein und äußerlich unbedeutend, während Köln groß wurde und einem kurfürstlichen Erzbistume den Namen gab. Aber Xantens Kathedrale blickt in herrlicher Vollendung weithin in die Prosa der holländischen Sandfläche, und Kölns kolossalerer Dom blieb Torso; aber Xanten hat Siegfried und Köln nur den heiligen Hanno, und was ist das Hannolied gegen die Nibelungen!

Ich kam vom Rheine her. Durch enge, verfallene Tore trat ich in die Stadt; schmutzige, enge Gassen führten mich auf den freundlichen Markt, und von dort schritt ich auf ein überbautes Tor in der Mauer zu, die den ehemaligen Klosterhof mit der Kirche umgrenzte. Über dem Tore, rechts und links, unter den beiden Türmchen, standen zwei Basreliefs, unverkennbar zwei Siegfriede, leicht von dem Schutzpatron der Stadt, dem über jeder

[1] Führer für Rheinreisende

Haustüre abgebildeten heiligen Viktor, zu unterscheiden. Der Held steht da, im enganschließenden Schuppenpanzer, den Speer in der Hand, auf dem Bilde rechts dem Lindwurm den Speer in den Rachen rennend, links den „starken Zwerg" Alberich niedertretend. Es war mir auffallend, diese Bildwerke in Wilhelm Grimms deutscher Heldensage, wo doch sonst alles gesammelt ist, was sich auf den Gegenstand bezieht, nicht erwähnt zu finden. Auch sonst erinnere ich mich nicht, von ihnen gelesen zu haben, und doch gehören sie mit zu den wichtigsten Zeugnissen für die örtliche Anknüpfung der Sage im Mittelalter.

Ich durchschritt den hallenden, gotisch gewölbten Torweg und stand vor der Kirche. Die griechische Baukunst ist helles, heiteres Bewußtsein, die maurische Trauer, die gotische heilige Ekstase; die griechische Architektur ist lichter, sonniger Tag, die maurische sterndurchflimmerte Dämmerung, die gotische Morgenröte. Hier vor dieser Kirche empfand ich, wie niemals, die Gewalt des gotischen Baustils. Nicht zwischen modernen Gebäuden, wie der Kölner Dom, oder gar verbaut mit Häusern, die sich Schwalbennestern gleich daran gehängt haben, wie die Kirchen in den norddeutschen Städten, erregt eine gotische Kathedrale den bewältigendsten Eindruck; sondern nur zwischen waldigen Bergen, wie die Kirche von Altenberg im Bergischen, oder wenigstens getrennt von allem Fremdartigen, Modernen, zwischen Klostermauern und alten Gebäuden, wie der Dom von Xanten. Da erst empfindet man es tief, was ein Jahrhundert vollbringen kann, wenn es sich mit aller seiner Macht auf ein Einziges, Großes wirft. Und stände erst der Kölner Dom so frei und dem Blick von allen Seiten, in allen seinen riesigen Dimensionen so offen, wie die Kirche von Xanten, wahrlich, das neunzehnte Jahrhundert müßte sterben vor Scham, daß es mit all seiner Superklugheit dieses Gebäude nicht vollenden kann. Denn wir kennen die religiöse Tat nicht mehr, und darum wundern wir uns auch über eine Mistreß Fry, die im Mittelalter zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehört hätte.

Ich trat in die Kirche; es wurde gerade das Hochamt gehalten. Die Orgeltöne brausten vom Chor herunter, eine jubelnde Schar herzenerobernder Krieger, und jagten durch das hallende Schiff, bis sie sich in den entfernteren Gängen der Kirche verliefen. Und laß auch du dein Herz von ihnen bezwingen, Sohn des neunzehnten Jahrhunderts – diese Klänge haben Stärkere und Wildere gebändigt denn du! Sie haben die alten deutschen Götter aus ihren Hainen vertrieben, sie haben die Helden einer großen Zeit über das stürmische Meer, durch die Wüste und ihre nie besiegten Kinder nach Jerusalem geführt, sie sind die Schatten tatendürstender, heißblütiger Jahr-

hunderte! Dann aber, wenn die Posaunen das Wunder der Transsubstantiation verkünden, wenn der Priester die blitzende Monstranz erhebt und alles Bewußtsein der Gemeine trunken ist vom Wein der Andacht, dann stürze hinaus, rette dich, rette dein Denken aus diesem Meere des Gefühls, das durch die Kirche wogt, und bete draußen zu dem Gott, des Haus nicht von Menschenhänden gemacht ist, der die Welt durchhaucht und im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will.

Erschüttert ging ich weg und ließ mich zu einem Gasthof, dem einzigen des Städtchens, zeigen. Als ich in die Wirtsstube trat, merkte ich, daß ich in Hollands Nachbarschaft sei. Eine seltsam gemischte Ausstellung von Gemälden und Kupferstichen an den Wänden, ins Glas geschnittenen Landschaften an den Fenstern, Goldfischen, Pfauenfedern und tropischen Blattgerippen vor dem Spiegel zeigte recht deutlich den Stolz des Wirtes, Dinge zu besitzen, die andere nicht haben. Diese Raritätensucht, die in entschiedener Geschmacklosigkeit sich mit den Produkten der Kunst und Natur, gleichviel ob schön oder häßlich, umgibt und die sich am wohlsten in einem Zimmer befindet, das von solchen Unsinnigkeiten strotzt, das ist die Erbsünde des Holländers. Welch ein Schauder ergriff mich aber erst, als der gute Mann mich in seine sogenannte Gemäldesammlung führte! Ein kleines Zimmer, die Wände ringsum dicht bedeckt von Gemälden geringen Wertes, obwohl er behauptete, Schadow habe ein Porträt, welches freilich viel hübscher war als die übrigen, für einen Hans Holbein erklärt. Einige Altarbilder von Jan van Calcar (einem benachbarten Städtchen) hatten lebhaftes Kolorit und würden dem Kenner interessant gewesen sein. Aber wie war dieses Zimmer noch sonst dekoriert! Palmenblätter, Korallenzweige und dergleichen ragten aus jeder Ecke hervor, ausgestopfte Eidechsen waren überall angebracht, auf dem Ofen standen ein paar von bunten Seemuscheln zusammengesetzte Figuren, wie man sie namentlich in Holland häufig findet; in einer Ecke stand die Büste des Kölners Wallraf und unter ihr hing der mumienhaft ausgedörrte Leichnam einer Katze, die mit einem Vorderfuß einem gemalten Christus am Kreuz grade ins Gesicht trat. Sollte einer meiner Leser einmal nach Xanten in dies einzige Hotel verschlagen werden, so frage er den gefälligen Wirt nach seiner schönen antiken Gemme; er besitzt eine wunderschöne, in einen Opal geschnittene Diana, die mehr wert ist als seine ganze Gemäldesammlung.

In Xanten muß man nicht versäumen, die Sammlung von Altertümern des Herrn Notar Houben[1] zu sehen. Hier ist fast alles vereinigt, was auf

[1] Im „Telegraph für Deutschland“: Huber

dem Boden der Castra vetera[68] ausgegraben und aufgefunden wurde. Die Sammlung ist interessant, doch enthält sie nichts von besonderem Kunstwert, wie das von einer Militärstation, wie Castra vetera war, auch zu erwarten ist. Die wenigen schönen Gemmen, die hier gefunden wurden, sind ganz zerstreut in der Stadt; das einzige größere Denkmal der Skulptur ist eine etwa drei Fuß lange Sphinx im Besitze des erwähnten Gastwirts; sie ist von gewöhnlichem Sandstein, schlecht erhalten, übrigens auch nie schön gewesen.

Ich ging vor die Stadt und bestieg einen Sandberg, die einzige natürliche Erhöhung in weitem Kreise. Das ist der Berg, wo nach der Sage Siegfrieds Burg gestanden hat. Am Eingange eines Fichtenwaldes setzte ich mich nieder und sah auf die Stadt herab. Von allen Seiten durch Dämme umgeben, lag sie in einem Kessel, über dessen Rand sich nur die Kirche majestätisch erhob. Rechts der Rhein, der mit breiten, blinkenden Armen eine grüne Insel umschließt, links die Clevischen Berge in blauer Ferne.

Was ist es, das uns in der Sage von Siegfried so mächtig ergreift? Nicht der Verlauf der Geschichte an sich, nicht der schmählichste Verrat, dem der jugendliche Held unterliegt; es ist die tiefe Bedeutsamkeit, die in seine Person gelegt ist. Siegfried ist der Repräsentant der deutschen Jugend. Wir alle, die wir ein von den Beschränkungen des Lebens noch ungebändigtes Herz im Busen tragen, wissen, was das sagen will. Wir fühlen alle denselben Tatendurst, denselben Trotz gegen das Herkommen in uns, der Siegfrieden aus der Burg seines Vaters trieb; das ewige Überlegen, die philiströse Furcht vor der frischen Tat ist uns von ganzer Seele zuwider, wir wollen hinaus in die freie Welt, wir wollen die Schranken der Bedächtigkeit umrennen und ringen um die Krone des Lebens, die Tat. Für Riesen und Drachen haben die Philister auch gesorgt, namentlich auf dem Gebiete von Kirche und Staat. Aber das Zeitalter ist nicht mehr; man steckt uns in Gefängnisse, Schulen genannt, wo wir, statt selber um uns zu schlagen, das Zeitwort: schlagen so recht zum Spott durch alle Modi und Tempora griechisch durchkonjugieren müssen, und wenn man uns aus der Disziplin losläßt, so fallen wir der Göttin des Jahrhunderts, der Polizei, in die Arme. Polizei beim Denken, Polizei beim Sprechen, Polizei beim Gehen, Reiten und Fahren, Pässe, Aufenthaltskarten und Douanenscheine – es schlage der Teufel Riesen und Drachen tot! Nur den Schein der Tat haben sie uns gelassen, das Rapier statt des Schwertes; und was soll alle Fechterkunst mit dem Rapier,wenn wir sie nicht mit dem Schwerte anwenden dürfen? Und wenn einmal die Schranken durchbrochen werden, wenn die Philisterei und der Indifferentismus einmal überritten wird, wenn der Tatendrang sich

Luft macht – seht ihr dort jenseits des Rheines den Turm von Wesel? Die Zitadelle jener Stadt, die eine Burg der deutschen Freiheit genannt wird, sie ist ein Grab der deutschen Jugend geworden, und sie muß der Wiege des größten deutschen Jünglings grade gegenüberliegen! Wer hat dort gesessen? Studenten, welche nicht umsonst wollten fechten gelernt haben, vulgo Duellanten und Demagogen. Jetzt, nach der Amnestie Friedrich Wilhelms IV., darf man es sagen, daß diese Amnestie ein Akt nicht nur der Gnade, sondern auch der Gerechtigkeit war. Alle Prämissen und namentlich die Notwendigkeit zugegeben, daß der Staat gegen diese Verbindungen einschreiten mußte; so werden doch alle, die das Wohl des Staates nicht im blinden Gehorsam, in der strikten Subordination sehen, darin mit mir übereinstimmen, daß durch die Behandlung der Beteiligten eine Restitution derselben in Ehren und Würden bedingt war. Die demagogischen Verbindungen unter der Restauration und nach den Julitagen[69] waren ebenso erklärlich, wie sie jetzt unmöglich sind. Wer hatte denn damals jede freie Regung unterdrückt, wer hatte das Pochen des jugendlichen Herzens unter „provisorische" Kuratel gestellt? Und wie sind jene Unglücklichen behandelt worden? Kann man es leugnen, daß dieser Rechtsfall grade dazu gemacht ist, um alle Nachteile und Fehler der schriftlichen und geheimen Rechtspflege ins hellste Licht zu stellen, um den Widerspruch zu beweisen, daß besoldete *Staatsdiener*, anstatt unabhängiger Geschwornen, über Anklagen auf Vergehen gegen den Staat zu richten haben; kann man es leugnen, daß die ganze Verurteilung in Bausch und Bogen, „im Rummel", wie die Kaufleute sagen, geschehen ist?

Doch ich will hinuntergehen an den Rhein und lauschen, was die abendrotumstrahlten Wellen der Muttererde Siegfrieds erzählen von seinem Grabe zu Worms und vom versenkten Horte. Vielleicht daß eine gütige Fee Morgana mir das Schloß Siegfrieds neu erstehen läßt oder mir vorspiegelt, was seinen Söhnen im neunzehnten Jahrhundert für Heldentaten vorbehalten sind.

[Die Erfindung der Buchdruckerkunst][70]

Wird denn allein des Dichters Stimme singen
Von blut'gem Ehrgeiz und von stolzen Thronen,
Wenn die Drommeten Fama's um ihn klingen,
Die Lippen schwellend, wo die Götter wohnen?
Ward euch so fremd die Scham? Des Preisens Gabe,
Des Ruhmes Strahl mit seinem hellen Lichte
Verschwendet ihr an Männern, welchen ewig
Fluch spendet und Verwünschung die Geschichte?
Erwacht, erwacht! die Wolken überfliege
Der Sang, der scheugeword'ne,
Mit nie geseh'ner Kraft in hehrem Siege!
Und wollt ihr, daß die Welt euch würdig halte
Des Lorbeers, der um eure Stirne blüht,
So sorgt, daß euer Lied
Würdig der Welt und kräftig sich entfalte!

In alter Zeit ward nimmermehr verschwendet
Der Opferduft des Lobes;
An dem Altar wohltätiger Erfindung,
Wohltät'gen Geistes ward er stets gespendet.
Einst kam Saturn, und mit dem mächt'gen Pfluge
Zerteilte er der Erde Mutterbusen,
Da sah der Mensch sich breiten
Lebend'ge Saat rings über dürren Boden,
Zum Himmel steigen seines Dankes Oden,
Sie nennen ihn den Gott der goldnen Zeiten.
Warst du nicht auch ein Gott, der dem Gedanken,
Dem Wort du einen Leib einst hast gegeben,
In Zeichen fesseltest der Rede Leben,
Das sonst entfloh, gehemmt von keinen Schranken?

Verschlungen immer wieder
Hätt' ohne dich sich selbst die Zeit, ins Grab
Ew'gen Vergessens sinkend, tot, hernieder.
Du kamst, und der Gedanke
Sah rasch erweitert seine enge Sphäre,
Die ihn umgrenzt in seiner langen Kindheit.
Ihn trug sein Fittich in die ferne Welt,
Wo mit zukünft'ger Zeit die tatenschwere
Vergangenheit gewalt'ge Zwiesprach hält.
Erleuchter du der Blindheit!
Erfreue dich, Unsterblicher, der Ehre,
Des hohen Ruhmgesanges nun allein,
Die dir gebühren, dem erhabnen Geiste!
Und die Natur, als hätte die Erfindung
Allein genügt, zu zeigen ihre Macht,
Sie hat geruht seitdem, und, geizig, nicht
Ein gleiches Wunder mehr der Welt gebracht.

Endlich erhebt sie sich, ein neues Zeichen
Sich zu erschaffen, und der eis'ge Rhein
Sah Gutenberg erstehn. „Vergebliche Mühen!
Was hilft es euch, daß Leben ihr verleiht
Eurem Gedanken, schreibend,
Wenn er erstirbt, starr in der Dunkelheit
Lethargischen Vergessens ferner bleibend?
Kann ein Gefäß die breiten Wogen alle
Des Ozeans, des tosenden, enthalten?
So können nicht in einem Buch allein
Des Menschengeistes Gaben sich entfalten!
Was fehlt? die Kunst des Flugs? Doch wenn Natur
Nach einem Bilde unzählbare Wesen
Erschuf, wohlan, ihr nach, meine Erfindung!
Daß tausendfach im Echo eine Wahrheit
Erschalle in gewaltiger Verkündung,
Empor sich schwingend mit dem Flug der Klarheit!"

Er sprach's – da ward der Druck, und sieh, Europa
Erstaunt, bewegt, erhebt sich alsobald
Mit lautem Brausen, wie vom Sturmeswinde

Emporgefacht, erschallt
Das grimme Feuer, dessen Flammen schliefen
Verschlossen in der Erde finstern Tiefen. –
O schlimme Burg, dem Irrtum aufgemauert
Durch schnöde Rohheit und Tyrannenwüten!
Es platzte der Vulkan, die Felsen glühten,
Da bebten deine Gründe, schreckdurchschauert!
Wer ist das Ungetüm, des bösen Geistes
Unreine Mißgeburt, die ohn' Erröten
Auf dem verfallnen Kapitol den Thron,
Den scheußlichen, sich gründet, und zu töten,
Ja, zu verschlingen drohet alles schon?

Wohl lebt es noch, doch seiner Macht Gebäude
Bricht langsam ein; einst aber stürzt der Wipfel,
Und weithin breiten rings sich die Ruinen.
Also beherrscht den hohen Bergesgipfel
Ein starker Turm auf hoher Felsenzinne;
Des Krieges Söhne haben aufgeschlagen
Die feste Wohnung drinne,
Dort herrschen sie mit der geraubten Macht,
Laut brüllend stürzen sie von da zur Schlacht;
Verlassen bleibt er stehen,
Der Turm, einsam im Wald, und ungesehen.
Noch schaut er, auch gebrechlich, wie vor Zeiten,
Mit droh'ndem Antlitz rings nach allen Seiten.
Einst aber kommt die Zeit, da fällt er nieder,
Er fällt, die Felder ächzen,
Trümmerbedeckt; bis dahin bleibt er freilich
Popanz und Vogelscheuche aller Leute,
Der doch ihr Schreck, ihr Ärgernis war neulich.

Das war der erste Lorbeer, der die Schläfe
Bekränzte der Vernunft; doch kühn erhebt
Sich der Verstand, nach sicherm Wissen dürstend,
Und er umarmt die Welt in ihrem Fluge.
Kopernikus schwingt sich zum Sternenzuge,
Den, undurchdringlich, deckte sonst ein Schleier;
Dort schaut er, wie in ungemeßner Ferne

Der leuchtendste der Sterne,
Der uns den Tag bringt, ruht in ew'ger Feier.
Unter der Sohle fühlet Galileo
Der Erde Kugel rollen, und zum Lohne
Gibt ihm Italien einen Kerker, blind;
Und dennoch schifft indes die Erde ohne
Aufhören durch des Raumes Meer geschwind,
Und mit ihr schiffen, Blitzen gleich, die Sterne,
Die schimmernden, im Flug; da ward geschleudert
In ihre Mitte Newtons rascher Geist;
Er folgt, und er versteht sie,
Bestimmend die Geleise
Des Triebs, der sie gescheucht in ihre Kreise.

Was hilft es dir, den Himmel zu erobern,
Zu finden das Gesetz, das ewig regt
Den Luftkreis und das Meer? Den Strahl zu teilen
Des unantastbar'n Lichts, und in die Erde
Dich zu vergraben, und des Goldes Wiege
Und des Kristalles zu ertappen? Kehre
Zum Menschen, Geist! – Er tat's, und warf die schwere
Erbitterung in seine lauten Klagen.
„Wie ist der Sinn mit Blindheit doch geschlagen,
Wie klirrt die wilde Kette,
Die Tyrannei in ihrer Wut geschmiedet,
An diesem Pol und jenem um die Wette,
Und bannt ans Totenbette
Den Menschen, wenn der Knechtschaft er ermüdet!
So sei's nicht mehr!" – Das hörten die Despoten,
Da fühlten sie das Feuer und das Schwert
In der verruchten Hand, zwei sichre Boten.

„Unsinnige! die hohen Scheiterhaufen,
Die schrecklich dorther droh'n mich zu verschlingen,
Die mit der Wahrheit wollen um mich streiten,
Leuchttürme sind's ja, die zu ihr mich leiten,
Und Fackeln, Licht für ihren Sieg zu bringen!
In Liebe sie verlangend
Betet sie an mein Herz, begeistrungstrunken,

Mein Geist schaut sie, ihr folgen meine Schritte,
Nicht vor dem Feu'r, nicht vor dem Schwerte bangend,
Und dennoch sollen wanken meine Tritte?
Kann ich zurück denn setzen
Vielleicht den Fuß? des Tajo Wogen kehren
Niemals zurück zu ihrer ersten Quelle,
Wenn einmal sie zum Meer hinabgeflossen;
Vergebens stellen Berge sich entgegen,
Sie halten ihn in seinem Lauf nicht an;
Ihr jagt auf raschen Wegen
Das Schicksal brausend in den Ozean.

Da kam der Tag, der große,
An dem ein Sterblicher sich aus der Schande,
Der allwärts gleichen, sich erhob im Grimme,
Und mit allmächt'ger Stimme
Vor aller Welt es rief: Frei ist der Mensch!
Und enge Grenzen schlugen nicht in Bande
Den heil'gen Ruf; auf seine Schwingen nahm
Das Echo ihn, das Gutenberg erfunden,
Und trug ihn wundersam,
Daß er in einem Augenblick, beflügelt,
Die Berge übersprang, die weiten Meere,
Und in den Winden herrschte, ungezügelt.
Nicht übertönt' ihn der Tyrannen Schrei,
Und kräftig scholl und laut nach allen Seiten
Das Jauchzen der Vernunft: der Mensch ist frei!

Ja, frei, ja frei! o süßes Wort, die Brust
Schwillt, höher klopfend, wenn du ihr erklungen,
Mein Geist, von dir durchdrungen,
Erfüllt von deiner heiligen Begeist'rung,
Schwingt sich empor zu himmlisch heitern Wegen,
Und reißt mich mit in feur'gen Fittichschlägen.
Wo bleibt ihr, die ihr höret
Auf meinen Sang, ihr Sterblichen? Von oben
Seh ich das ehrne Kerkertor des Schicksals
Sich öffnen, und den dichten Schlei'r der Zeiten
Zerreißen – offen liegt vor mir die Zukunft!

Ich sah es klar, nicht ist von nun die Erde
Mehr der Planet, der arme, wo die Ehrsucht,
Der Krieg geherrscht mit grimmiger Gebärde.

Die sind auf ewig beide nun entflohen,
Wie Pest und Sturm, die Peiniger, sich schickten
Zur Flucht weg vorr der Zone, der bedrückten,
Wenn von dem Pol her eis'ge Winde drohen.
Die Menschen fühlten ihre Gleichheit alle,
Mit ungezähmter Kraft die tapfern Mannen
Erkämpften sie mit lautem Jubelschalle.
Jetzt sind nicht Sklaven mehr und nicht Tyrannen;
Liebe und Friede in der Welt sich breiten,
Liebe und Friede atmet rings die Erde,
„Liebe und Friede!" schallt's durch alle Weiten.
Und droben streckt auf seinem goldnen Throne
Gott seinen Szepter über sie zum Segen,
Und spendet Luft und Freude rings hernieder,
Daß sie auf allen Wegen
In Strömen rinnen, so wie vormals wieder.

Seht ihr sie nicht? seht ihr sie nicht, die Säule,
Die große, jenes Denkmal, hehr und prächtig,
Wie hell aufblitzend es die Augen blendet?
So sind nicht jene Pyramiden mächtig,
Der Sklaven Werk, die scheu vor dessen Keule
Gebebt, dem Unterdrückung Ruhm gespendet!
Vor ihm, unabgewendet
Dampft ew'ger Weihrauch schon,
Den Gutenberg der Erdkreis dankbar weihet;
Für seine große Wohltat kleiner Lohn!
Ruhm dem, der die unsinn'ge Macht zerschlug
Der pochenden Gewalt, und des Verstandes,
Der Seele Kraft erhob zu raschem Flug!
Ruhm dem, den im Triumph die Wahrheit trug,
Und ewig fruchtbar machte seine Hände!
Dem Weltwohltäter Hymnen ohne Ende!

Bremen.

Friedrich Engels

Nach: „Gutenbergs-Album". Braunschweig 1840.

Nachtfahrt

Gedicht von Friedrich Oswald

[„Deutscher Courier"
Nr. 1 vom 3. Januar 1841]

Ich fuhr bei dunkler Nacht allein im Wagen
In einem deutschen Land, das ihr kennet,
Wo rings, zu Boden von der Macht geschlagen,
Manch Mannesherz im heißen Zorn entbrennet;

Im Zorne, daß die Freiheit, die errungen
Mit saurer Müh', in ruhelosem Wachen,
Vertrieben ward, und nun von feilen Zungen
Verspottet wird, verhöhnt mit Schimpf und Lachen.

Ein dichter Nebel deckte Heid' und Fluren,
Nur selten, daß des Windes Stöße trafen
Die Pappeln, die aus ihrem Schlummer fuhren
Erschreckt, um eilig wieder einzuschlafen.

Doch hell die Luft; Damokles' Schwerte gleichend,
Hängt über jener Stadt, dahin ich eile,
Des Mondes scharfe Sichel – fernhinreichend
Ist Königszorn, und trifft in kurzer Weile!

Und um des Wagens Räder springend bellen
Die Hunde auf zu mir; sind sie erbittert,
Verwandt der Hauptstadt feilen Schreibgesellen,
Weil meinen freien Geist sie ausgewittert?

Was kümmern die mich? tief gedrückt ins Kissen,
Leb' ich in Zukunftsträumen, freien, dreisten:

Laßt Euch nicht irremachen, denn wir wissen,
Wenn nah der Morgen, drückt der Alp am meisten!

Und ja, der Morgen ist herbeigekommen,
Sein Stern flammt vor ihm her, den Weg bereitend,
Der Freiheit Glocken wecken alle Frommen,
Nun nicht mehr Sturm, nein, heitern Frieden läutend!

Des Geistes Baum mit Wurzelarmen preßte
Den Rest der abgestorb'nen Zeit zu Trümmern,
Und über alle Welt streu'n seine Äste
Die Blüten aus, die ewig golden schimmern!

So schlief ich ein; und morgens drauf erwachend,
Sah' ich die Erde selig, lichtumfangen,
Und vor mir *Stüves* Stadt, umglänzt und lachend,
Der Freiheit Stadt, im Morgenlichte prangen.

Ernst Moritz Arndt

Von F. Oswald[71]

["Telegraph für Deutschland"
Nr. 2, Januar 1841]

Wie der treue Eckart der Sage, steht der alte Arndt am Rhein und warnt die deutsche Jugend, die nun schon manches Jahr hinüberschaut nach dem französischen Venusberge und den verführerischen, glühenden Mädchen, den Ideen, die von seiner Zinne winken. Aber die wilden Jünglinge achten des alten Recken nicht und stürmen hinüber – und nicht alle bleiben entnervt liegen wie der neue Tannhäuser Heine[72].

Das ist Arndts Stellung zur deutschen Jugend von heute. So hoch ihn alle schätzen, so genügt ihnen sein Ideal des deutschen Lebens nicht; sie wollen freieres Walten, vollere, strotzende Lebenskraft, glühendes, stürmisches Pulsieren in den welthistorischen Adern, die Deutschlands Herzblut leiten. Und darum die Sympathie für Frankreich, aber freilich nicht jene Sympathie der Unterwerfung, von der die Franzosen fabeln, sondern jene höhere und freiere, deren Natur von Börne im „Franzosenfresser" der deutschtümlichen Einseitigkeit gegenüber so schön entwickelt ist.

Arndt hat es gefühlt, daß die Gegenwart ihm entfremdet ist, daß sie nicht ihn um seines Gedankens, sondern seinen Gedanken um seiner starken, männlichen Persönlichkeit willen achtet. Und darum mußte es ihm, dem von Talent und Gesinnung, wie von der Zeitentwicklung einer Reihe von Jahren getragenen Manne zur Pflicht werden, seinem Volke ein Denkmal seines Bildungsganges, seiner Denkart und seiner Zeit zu hinterlassen, wie er in seinen vielbesprochenen „Erinnerungen aus dem äußern Leben" getan hat.

Vorläufig von der Tendenz abstrahiert, ist das Arndtsche Buch auch ästhetisch allerdings eine der interessantesten Erscheinungen. Diese gedrungene, markige Sprache ist in unserer Literatur lange nicht gehört worden und verdiente, auf manchen von der jungen Generation einen dauernden

Eindruck zu machen. Lieber straff als schlaff! Es gibt ja Autoren, die das Wesen des modernen Stils darin sehen, daß jede hervortretende Muskel, jede angespannte Sehne der Rede hübsch mit weichem Fleisch umhüllt wird, selbst auf die Gefahr hin, weibisch zu erscheinen. Nein, da ist mir doch der männliche Knochenbau des Arndtschen Stils lieber als die schwammige Manier gewisser „moderner" Stilisten! Um so mehr, als Arndt die Absonderlichkeiten seiner Genossen von 1813 möglichst vermieden hat und sich nur im absoluten Gebrauche des Superlativs (wie in den südromanischen Sprachen) dem Affektierten nähert. Eine so horrende Sprachmengerei, wie sie jetzt wieder in Aufnahme gekommen ist, darf man bei Arndt auch nicht suchen; er zeigt im Gegenteil, wie wenig fremde Zweige wir auf unseren Sprachstamm zu pfropfen brauchen, ohne in Not zu kommen. Wahrhaftig, unser Gedankenwagen fährt auf den meisten Wegen besser mit deutschen als mit französischen oder griechischen Rossen, und mit dem Gespötte über die Extreme der puristischen Richtung ist es nicht abgetan.

Treten wir dem Buche näher. Das mit echt dichterischer Hand entworfene Idyll des Jugendlebens nimmt den größten Teil des Buches ein. Der mag Gott immer danken, der seine ersten Jahre so verlebt hat wie Arndt! Nicht im Staube einer großen Stadt, wo die Freuden des Einzelnen von den Interessen des Ganzen erdrückt werden, nicht in Kleinkinderbewahranstalten und philanthropischen Gefängnissen, wo die sprossende Kraft verdumpft, nein, unter freiem Himmel in Feld und Wald bildete die Natur den stählernen Mann, den das verweichlichte Geschlecht wie einen Nordlandsrecken anstaunt. Die große plastische Kraft, mit der Arndt diesen Abschnitt seines Lebens schildert, drängt einem fast die Ansicht auf, als seien alle idyllischen *Dichtungen* überflüssig, solange unsere Autoren noch solche Idyllen *erleben* wie Arndt. Am befremdlichsten wird unserem Jahrhundert jene Selbsterziehung des Jünglings Arndt erscheinen, die germanische Keuschheit mit spartanischer Strenge vereinigt. Diese Strenge aber, wo sie so naiv, so frei von Jahnscher Renommisterei ihr hoc tibi proderit olim[1] für sich hinsummt, kann unserer ofenhockernden Jugend nicht genug empfohlen werden. Eine Jugend, die das kalte Wasser scheut wie ein toller Hund, die bei dem geringsten Frost drei-, vierfache Kleidung anlegt, die sich eine Ehre daraus macht, wegen Körperschwäche vom Militärdienste freizukommen, ist wahrlich eine schöne Stütze des Vaterlandes! Von der Keuschheit vollends zu reden, gilt sie für ein Verbrechen in einer Zeit, wo

[1] dies wird dir einst nützen

man gewohnt ist, in jeder Stadt zuerst nach dem „Tor, wo die letzten Häuser stehen“ [73], sich zu erkundigen. Ich bin wahrlich kein abstrakter Moralist, alles asketische Unwesen ist mir verhaßt, ich werde nie mit der gefallenen Liebe rechten; aber es schmerzt mich, daß der sittliche Ernst zu verschwinden droht und die Sinnlichkeit sich selbst als das Höchste zu setzen sucht. Die praktische Emanzipation des Fleisches wird immer neben einem Arndt erröten müssen.

Mit dem Jahre 1800 tritt Arndt in den ihm zugeteilten Beruf. Napoleons Heere überschwemmen Europa, und mit der Macht des Franzosenkaisers wächst Arndts Haß gegen ihn; der Greifswalder Professor protestiert im Namen Deutschlands gegen die Unterdrückung und muß fliehen. Endlich erhebt sich die deutsche Nation und Arndt kehrt zurück. Dieser Teil des Buchs wäre ausführlicher zu wünschen; vor der Nationalbewaffnung und ihren Taten tritt Arndt bescheiden zurück. Statt uns erraten zu lassen, daß er nicht untätig war, hätte er uns seinen Anteil an der Zeitentwicklung ausführlicher darstellen, hätte er die Geschichte jener Tage vom subjektiven Standpunkte aus erzählen sollen. Die späteren Schicksale werden noch weit kürzer behandelt. Bemerkenswert ist hier einerseits die immer bestimmtere Hinneigung zur Orthodoxie im Religiösen, andererseits die mysteriöse, fast untertänige und die Rute küssende Art, mit der Arndt von seiner Suspension spricht. Wen aber dies befremdete, der wird durch die jüngst in öffentlichen Blättern erlassenen Erklärungen Arndts, in denen er seine Restitution als einen Akt der *Gerechtigkeit*, nicht als ein Gnadengeschenk ansieht, sich überzeugt haben, daß er noch seine alte Festigkeit und Entschiedenheit besitzt.

Eine besondere Wichtigkeit aber erhält das Arndtsche Buch durch die gleichzeitige Herausgabe einer Masse von Denkwürdigkeiten über den Befreiungskrieg. So wird uns die ruhmvolle Zeit, wo die deutsche Nation seit Jahrhunderten wieder zum ersten Male sich erhebt und auswärtiger Unterdrückung in ihrer ganzen Kraft und Größe sich gegenüberstellte, auf lebendige Weise wieder nahegebracht. Und wir Deutschen können uns nicht genug an jene Kämpfe erinnern, damit wir unser schläfriges Volksbewußtsein wach erhalten; freilich nicht in dem Sinne einer Partei, die nun alles getan zu haben glaubt, und auf den Lorbeeren von 1813 ruhend, sich im Spiegel der Geschichte selbstgefällig beschaut, sondern eher im entgegengesetzten. Denn nicht die Abschüttelung der Fremdherrschaft, deren emporgeschrobene, allein auf den Atlasschultern Napoleons ruhende Unnatur über kurz oder lang von selbst zusammenkrachen mußte, nicht die errungene „Freiheit“ war das größte Resultat des Kampfes, sondern dies

lag in der Tat selbst und in einem von den wenigsten Zeitgenossen klar empfundenen Momente derselben. Daß wir uns über den Verlust der nationalen Heiligtümer besannen, daß wir uns bewaffneten, ohne die allergnädigste Erlaubnis der Fürsten abzuwarten, ja die Machthaber *zwangen*, an unsere Spitze zu treten*, kurz, daß wir einen Augenblick als Quelle der Staatsmacht, als souveränes Volk auftraten, das war der höchste Gewinn jener Jahre, und darum mußten nach dem Kriege die Männer, die dies am klarsten gefühlt, am entschiedensten danach gehandelt hatten, den Regierungen gefährlich erscheinen. – Aber wie bald schlummerte die bewegende Kraft wieder ein! Der Fluch der Zersplitterung absorbierte den dem Ganzen so nötigen Schwung für die Teile, zerspaltete das allgemeine Deutsche in eine Menge provinzieller Interessen und machte es unmöglich, für Deutschland eine Grundlage des Staatslebens zu gewinnen, wie sie Spanien sich in der Verfassung von 1812 geschaffen hat[74]. Im Gegenteil, der sanfte Frühlingsregen von allgemeinen Versprechungen, der uns aus „höheren Regionen" überraschte, war schon zuviel für unsere von der Unterdrückung niedergebeugten Herzen, und wir Narren bedachten nicht, daß es Versprechungen gibt, deren Bruch vom Standpunkte der Nation aus niemals, von dem der Persönlichkeit aus aber sehr leicht zu entschuldigen sein soll. (?) Dann kamen die Kongresse[75] und gaben den Deutschen Zeit, ihren Freiheitsrausch auszuschlafen und sich, erwachend, in dem alten Verhältnis von Allerhöchst und Alleruntertänigst wiederzufinden. Wem die alte Strebenslust noch nicht vergangen war, wer sich noch nicht entwöhnen konnte, auf die Nation zu wirken, den jagten alle Gewalten der Zeit in die Sackgasse der Deutschtümelei. Nur wenige ausgezeichnete Geister schlugen sich durch das Labyrinth und fanden den Pfad, der zur wahren Freiheit führt.

Die Deutschtümler wollten die Tatsachen des Befreiungskrieges ergänzen und das materiell unabhängig gewordene Deutschland auch von der geistigen Hegemonie des Fremden befreien. Aber eben darum war sie Negation, und das Positive, mit dem sie sich brüstete, lag in einer Unklarheit begraben, aus der es nie ganz erstand; was davon ans Tageslicht der Vernunft kam, war meist widersinnig genug. Ihre ganze Weltanschauung war philosophisch bodenlos, weil nach ihr die ganze Welt um der Deutschen willen geschaffen war und die Deutschen selbst die höchste Entwicklungsstufe längst gehabt hatten. Die Deutschtümelei war Negation, Abstraktion im Hegelschen Sinne. Sie bildete abstrakte Deutsche durch Abstreifung

* Vgl. über diesen Punkt Karl Bade: „Napoleon im Jahre 1813". Altona 1840

alles dessen, was nicht auf vierundsechzig Ahnen rein deutsch und aus volkstümlicher Wurzel entsprossen war. Selbst ihr scheinbar Positives war negativ, denn die Hinführung Deutschlands zu ihren Idealen konnte nur durch Negation eines Jahrhunderts und seiner Entwickelung geschehen, und so wollte sie die Nation ins deutsche Mittelalter oder gar in die Reinheit des Urdeutschtums aus dem Teutoburger Walde zurückdrängen. Das Extrem dieser Richtung bildete Jahn. Diese Einseitigkeit machte denn die Deutschen zum auserwählten Volk Israel und mißkannte alle die zahllosen weltgeschichtlichen Keime, die außerdeutschem Boden entsproßt waren. Namentlich gegen die Franzosen, deren Invasion zurückgedrängt war, und deren Hegemonie in Äußerlichkeiten darin ihren Grund hat, daß sie die *Form* der europäischen Bildung, die Zivilisation, jedenfalls von allen Völkern am leichtesten beherrschen, gegen die Franzosen wandte sich der bilderstürmende Grimm am meisten. Die großen, ewigen Resultate der Revolution wurden als „welscher Tand" oder gar „welscher Lug und Trug" verabscheut; an die Verwandtschaft dieser ungeheuren Volkstat mit der Volkserhebung von 1813 dachte niemand; was Napoleon gebracht hatte: Emanzipation der Israeliten, Geschwornengerichte, gesundes Privatrecht statt des Pandektenwesens, wurde allein um des Urhebers willen verdammt. Der Franzosenhaß wurde Pflicht; der Fluch der Undeutschheit fiel auf jede Anschauungsweise, die sich einen höheren Gesichtspunkt zu erobern wußte. So war auch der Patriotismus wesentlich negativ und ließ das Vaterland ohne Unterstützung im Kampfe der Zeit, während er sich abmühte, für längst eingedeutschte Fremdwörter urdeutsche, schwülstige Ausdrücke zu erfinden. Wäre diese Richtung konkret deutsch gewesen, hätte sie den durch zweitausendjährige Geschichte entwickelten Deutschen genommen, wie sie ihn fand, hätte sie das richtigste Moment unserer Bestimmung, die Zunge zu sein an der Waagschale der europäischen Geschichte, über die Entwickelung der Nachbarvölker zu wachen, hätte sie das nicht übersehen, sie würde alle ihre Fehler vermieden haben. – Es darf auf der andern Seite aber auch nicht verschwiegen werden, daß die Deutschtümelei eine notwendige Bildungsstufe unseres Volksgeistes war und mit der ihr folgenden den Gegensatz bildete, auf dessen Schultern die moderne Weltanschauung steht.

[„Telegraph für Deutschland"
Nr.3, Januar 1841]

Dieser Gegensatz gegen die Deutschtümelei war der kosmopolitische Liberalismus der süddeutschen Stände, der auf die Negation der National-

unterschiede und die Bildung einer großen, freien, alliierten Menschheit hinarbeitete. Er entsprach dem religiösen Rationalismus, mit dem er aus der gleichen Quelle, der Philanthropie des vorigen Jahrhunderts, geflossen war, während die Deutschtümelei konsequent zur theologischen Orthodoxie hinführte, wohin fast alle ihre Anhänger (Arndt, Steffens, Menzel) mit der Zeit gelangt sind. Die Einseitigkeiten der kosmopolitischen Freisinnigkeit sind von ihren Gegnern oft – freilich selbst von einseitigen Standpunkten – aufgedeckt worden, daß ich mich in bezug auf diese Richtung kurz fassen kann. Die Julirevolution schien sie anfangs zu begünstigen, doch wurde dieses Ereignis von allen Parteien ausgebeutet. Die faktische Vernichtung der Deutschtümelei oder vielmehr ihrer Zeugungskraft datiert von der Julirevolution und war in ihr gegeben. Aber ebenso auch der Sturz des Weltbürgertums; denn die übergreifende Bedeutung der großen Woche[19] war eben die Restitution der französischen Nationalität in ihrer Stellung als Großmacht, wodurch denn die andern Nationalitäten gezwungen waren, sich gleichfalls in sich selbst fest zusammenzuziehen.

Schon vor dieser jüngsten Welterschütterung arbeiteten zwei Männer im stillen an der Entwickelung des deutschen Geistes, welche vorzugsweise die moderne genannt wird, zwei Männer, die sich im Leben selbst beinahe ignoriert und deren gegenseitige Ergänzung erst nach ihrem Tode erkannt werden sollte, *Börne* und *Hegel*. Börne ist oft und mit dem größten Unrecht zum Kosmopoliten gestempelt worden, aber er war deutscher als seine Feinde. Die „Hallischen Jahrbücher" knüpften neulich eine Besprechung der „politischen Praxis" an Herrn von Florencourt[76]; aber dieser ist wahrlich nicht ihr Vertreter. Er steht auf dem Punkte, wo sich die Extreme der Deutschtümelei und des Kosmopolitismus berühren, wie dies in der Burschenschaft geschah, und ist von den späteren Fortbildungen des Nationalgeistes nur oberflächlich berührt worden. Der Mann der politischen Praxis ist Börne, und daß er diesen Beruf vollkommen ausfüllte, das ist seine historische Stellung. Er riß der Deutschtümelei ihren prahlerischen Flitterstaat vom Leibe und deckte unbarmherzig auch die Scham des Kosmopolitismus auf, der nur kraftlose frommere Wünsche hatte. Er trat an die Deutschen mit den Worten des Cid: Lengua sin manos, cuemo osas fablar?[1][77] Die Herrlichkeit der Tat ist von keinem so geschildert wie von Börne. Alles ist Leben, alles Kraft an ihm. Nur von *seinen* Schriften kann man sagen, daß sie *Taten* für die Freiheit sind. Man komme mir hier nicht mit „Verstandesbestimmungen", mit „endlichen Kategorien"! Die Art, wie

[1] Zunge ohne Hände, was erkühnst du dich zu sprechen?

Börne die Stellung der europäischen Nationalitäten und ihre Bestimmung auffaßte, ist nicht spekulativ. Aber das Verhältnis Deutschlands und Frankreichs hat Börne zuerst in seiner Wahrheit entwickelt, und damit der Idee einen größeren Dienst getan als die Hegelianer, die währenddessen Hegels „Enzyklopädie" auswendig lernten und damit dem Jahrhundert genug getan zu haben glaubten. Eben jene Darstellung beweist auch, wie hoch Börne über der Fläche des Kosmopolitismus steht. Die verstandesmäßige Einseitigkeit war Börnen so notwendig, wie Hegeln der übergroße Schematismus; aber statt dies zu begreifen, kommen wir nicht über die derben und oft schiefen Axiome der „Pariser Briefe" hinaus.

Neben Börne und ihm gegenüber stellte Hegel, der Mann des Gedankens, sein bereits fertiges System vor die Nation hin. Die Autorität gab sich nicht die Mühe, sich durch die abstrusen Formen des Systems und den ehernen Stil Hegels durchzuarbeiten; wie konnte sie auch wissen, daß diese Philosophie sich aus dem ruhigen Hafen der Theorie auf das stürmische Meer der Begebenheiten wagen werde, daß sie das Schwert schon zücke, um geradezu auf die Praxis des Bestehenden loszuziehen? War ja doch Hegel selbst ein so solider, orthodoxer Mann, dessen Polemik gerade gegen die von der Staatsmacht abgelehnten Richtungen, gegen den Rationalismus und den kosmopolitischen Liberalismus ging! Aber die Herren, die am Ruder saßen, sahen nicht ein, daß diese Richtungen nur bekämpft wurden, um der höheren Platz zu machen, daß die neue Lehre erst in der Anerkennung der Nation wurzeln müsse, ehe sie ihre lebendigen Konsequenzen frei entfalten können. Wenn Börne Hegeln angriff, so hatte er von seinem Standpunkte aus vollkommen recht, aber wenn die Autorität Hegeln protegierte, wenn sie seine Lehre fast zur preußischen Staatsphilosophie erhob, gab sie sich eine Blöße, die sie jetzt augenscheinlich bereut. Oder sollte Altenstein, der, freilich noch aus einer liberaleren Zeit herstammend, einen höheren Standpunkt behauptete, hier so sehr freie Hand gehabt haben, daß alles auf seine Rechnung kam? Dem sei, wie ihm wolle, als nach Hegels Tode seine Doktrin von dem frischen Hauche des Lebens angeweht wurde, entkeimten der „preußischen Staatsphilosophie" Schößlinge, von denen keine Partei sich hatte träumen lassen. Strauß auf theologischem, Gans und Ruge auf politischem Felde werden epochemachend bleiben. Erst jetzt zerteilen sich die matten Nebelflecke der Spekulation in die leuchtenden Ideensterne, die der Bewegung des Jahrhunderts vorleuchten sollen. Man mag der ästhetischen Kritik Ruges immerhin vorwerfen, daß sie nüchtern und im Schematismus der Doktrin befangen ist; es bleibt sein Verdienst, die politische Seite des Hegelschen Systems in ihrer Übereinstimmung mit dem Zeitgeiste

dargestellt und in die Achtung der Nation restituiert zu haben. Gans hatte dies nur indirekt getan, indem er die Geschichtsphilosophie bis auf die Gegenwart fortführte; Ruge hat die Freisinnigkeit des Hegelianismus offen ausgesprochen, Köppen hat sich ihm zur Seite gestellt; beide haben keine Feindschaft gescheut, haben ihren Weg verfolgt, selbst auf die Gefahr einer Spaltung der Schule hin, und darum alle Ehre ihrem Mute! Die begeisterte, unerschütterliche Zuversicht auf die Idee, wie sie dem Neu-Hegelianismus eigen, ist die einzige Burg, wohin sich die Freigesinnten sicher zurückziehen können, wenn die von oben unterstützte Reaktion ihnen einen augenblicklichen Vorteil abgewinnt.

Das sind die jüngsten Entwicklungsmomente des deutschen politischen Geistes, und die Aufgabe unsrer Zeit ist es, die Durchdringung Hegels und Börnes zu vollenden. Im Jung-Hegelianismus ist schon ein gutes Stück Börne, und manchen Artikel der „Hallischen Jahrbücher" würde Börne wenig Anstand nehmen zu unterschreiben. Aber teils ist die Vereinigung des Gedankens mit der Tat noch nicht bewußt genug, teils ist sie noch nicht in die Nation gedrungen. Noch immer wird von mancher Seite her Börne als der strikte Gegensatz Hegels angesehen, aber ebensowenig wie Hegels praktische Bedeutung für die Gegenwart (nicht seine philosophische für die Ewigkeit) nach der reinen Theorie seines Systems beurteilt werden darf, ebensowenig paßt auf Börne ein flaches Absprechen über seine nie geleugneten Einseitigkeiten und Extravaganzen.

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 4, Januar 1841]

Ich glaube hiermit die Stellung der Deutschtümelei zur Gegenwart hinreichend bezeichnet zu haben, um zu einer detaillierteren Besprechung ihrer einzelnen Seiten, wie sie Arndt in seinem Buche auseinandergelegt, übergehen zu können. Die weite Kluft, die Arndten von der jetzigen Generation trennt, spricht sich am klarsten darin aus, daß ihm gerade dasjenige im Staatsleben gleichgültig ist, wofür wir Blut und Leben lassen. Arndt erklärt sich für einen entschiedenen Monarchisten; gut. Ob aber konstitutionell der absolutistisch, darauf kommt er gar nicht zu sprechen. Der Differenzpunkt ist hier: Arndt und seine ganze Genossenschaft setzt das Wohl des Staats darin, daß Fürst und Volk mit aufrichtiger Liebe einander zugetan sind und sich im Streben nach dem allgemeinen Wohl entgegenkommen. Für uns dagegen steht es fest, daß das Verhältnis zwischen Regierenden und Regierten erst *rechtlich* geordnet sein muß, ehe es gemütlich werden und bleiben kann. Erst Recht, dann Billigkeit! Welcher Fürst wäre so

schlecht, daß er nicht sein Volk liebte und – ich spreche hier von Deutschland – von seinem Volke nicht schon darum geliebt würde, weil er sein Fürst ist? Welcher Fürst aber darf sich rühmen, seit 1815 sein Volk wesentlich weitergebracht zu haben? Ist es nicht alles unser eignes Werk, was wir besitzen, ist es nicht unser trotz Kontrolle und Aufsicht? Es läßt sich schön reden von der Liebe des Fürsten und des Volkes, und seit der große Dichter von „Heil Dir im Siegerkranz“ [78] sang: „Liebe des freien Mann's sichert die steilen Höh'n, wo Fürsten steh'n“, seitdem ist unendlicher Unsinn darüber geschwatzt worden. Man könnte die uns jetzt von einer Seite her drohende Regierungsart eine zeitgemäße Reaktion nennen. Patrimonialgerichte[59] zur Bildung eines hohen Adels, Zünfte zur Wiedererweckung eines „ehrsamen“ Bürgerstandes, Begünstigung aller sogenannten historischen Keime, welche eigentlich alte abgehauene Strünke sind. – Aber nicht nur in bezug auf diesen Punkt hat sich die Deutschtümelei von der entschiedenen Reaktion um die Freiheit ihres Gedankens prellen lassen, auch ihre Verfassungsideen sind Einflüsterungen der Herren vom „Berliner politischen Wochenblatt“. Es tat einem wehe zu sehen, wie selbst der gediegene, ruhige Arndt sich von der sophistischen Goldflitter: „organischer Staat“ hat blenden lassen. Die Phrasen von historischer Entwickelung, Benutzung der gegebenen Momente, Organismus und so weiter müssen ihrer Zeit einen Zauber gehabt haben, von dem wir uns keine Vorstellung machen können, weil wir einsehen, daß es meist schöne Worte sind, die es mit ihrer eignen Bedeutung nicht ernstlich meinen. Man gehe geradezu auf die Gespenster los! Was versteht ihr unter einem organischen Staat? Einen solchen, dessen Institutionen sich mit und aus der Nation im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, nicht aber aus der Theorie heraus konstruiert sind. Sehr schön; nun kommt die Anwendung auf Deutschland! Dieser Organismus soll darin bestehen, daß die Staatsgenossen sich in Adel, Bürger und Bauern scheiden, benebst allem, was daran hängt. Das soll alles in dem Wort Organismus in nuce verborgen liegen. Ist das nicht eine elende, eine schmähliche Sophisterei? Selbstentwickelung der Nation, sieht das nicht gerade aus wie Freiheit? Ihr greift zu mit beiden Händen und erhascht – den ganzen Druck des Mittelalters und des ancien régime. Zum Glück kommt diese Taschenspielerei nicht auf Arndts Rechnung. Nicht die Anhänger der Ständeteilung, wir, ihre Gegner, wir wollen organisches Staatsleben. Es handelt sich vorläufig gar nicht um die „Konstruktion aus der Theorie“; aber es handelt sich um das, womit man uns blenden will, um die Selbstentwickelung der Nation. Wir allein meinen es ernstlich und aufrichtig mit ihr; aber jene Herren wissen nicht, daß aller Organismus unorganisch wird,

sobald er stirbt; sie setzen die toten Kadaver der Vergangenheit mit ihren galvanischen Drähten in Bewegung und wollen uns aufbinden, das sei kein Mechanismus, sondern Leben. Sie wollen die Selbstentwickelung der Nation fördern und schmieden ihr den Klotz des Absolutismus ans Bein, damit sie rascher vorankommt. Sie wollen nicht wissen, daß das, was sie Theorie, Ideologie oder Gott weiß wie nennen, längst in Blut und Saft des Volks übergegangen und zum Teil schon ins Leben getreten ist; daß damit nicht wir, sondern *sie* in Utopien der Theorie herumirren. Denn das, was vor einem halben Jahrhundert allerdings noch Theorie war, hat sich seit der Revolution als selbständiges Moment im Staatsorganismus ausgebildet. Und, was die Hauptsache ist, steht die Entwickelung der Menschheit nicht über der der Nation?

Und die Ständewirtschaft? Die Scheidewand zwischen Bürgern und Bauern ist gar nicht da, es ist selbst der historischen Schule kein Ernst damit; diese Scheidewand wird nur pro forma hingestellt, um uns die Absonderung des Adels plausibler zu machen. Um den Adel dreht sich alles, mit dem Adel fällt das Ständewesen. Mit dem Stande des Adels aber sieht es noch schlimmer aus als mit seinem Bestande. Ein erblicher, ein Majoratsstand ist denn doch wohl nach modernen Begriffen das Allerunsinnigste. Im Mittelalter freilich! Da waren ja auch in den Reichsstädten (wie in Bremen z. B. noch) die Zünfte und ihre Privilegien erblich, da gab es reines Bäckerblut und Zinngießerblut. Freilich, was ist der Adelsstolz gegen das Bewußtsein: Meine Ahnen waren Bierbrauer bis ins zwanzigste Glied! Ein Schlächter- oder nach bremischem poetischerem Namen Knochenhauerblut haben wir noch im Adel, dessen von Herrn Fouqué festgesetzter kriegerischer Beruf ja ein fortwährendes Schlachten und Knochenhauen ist. Es ist eine lächerliche Arroganz des Adels, sich für einen Stand zu halten, da nach den Gesetzen aller Staaten ihm gar kein Beruf, weder der kriegerische noch der des großen Grundbesitzes ausschließlich zukommt. Jeder Schrift über den Adel könnte der Vers des Troubadours Wilhelm von Poitiers als Motto vorstehen: „dies Lied soll um ein Nichts sich drehn“ [79]. Und weil der Adel seine innere Nichtigkeit empfindet, kann kein Adliger den Schmerz darüber verbergen, von dem sehr geistreichen Baron von Sternberg an bis zu dem sehr geistlosen C. L. F. W. G. von Alvensleben. Jene Toleranz, die dem Adel das Vergnügen lassen will, sich für etwas Apartes zu halten, falls er nur sonst keine Privilegien in Anspruch nimmt, ist sehr schlecht angebracht. Denn solange der Adel noch etwas Apartes vorstellt, solange will und muß er Vorrechte haben. Wir bleiben bei unserer Forderung: Keine Stände, wohl aber eine große, einige, gleichberechtigte Nation von Staatsbürgern!

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 5, Januar 1841]

Eine andere Forderung Arndts für seinen Staat sind die Majorate, überhaupt eine den Grundbesitz auf fixe Verhältnisse feststellende Agrargesetzgebung. Auch dieser Punkt verdient, abgesehen von seiner allgemeinen Wichtigkeit, schon darum Beachtung, weil die erwähnte zeitgemäße Reaktion auch in dieser Hinsicht die Dinge wieder auf den Fuß vor 1789 zu setzen droht. Sind doch neuerdings viele geadelt worden unter der Bedingung, ein den Wohlstand der Familie garantierendes Majorat zu stiften! – Arndt ist entschieden gegen die unbeschränkte Freiheit und Teilbarkeit des Grundbesitzes; er sieht als ihre unvermeidliche Folge eine Teilung des Landes in Parzellen, von denen keine ihren Mann ernähren kann. Aber er sieht nicht, daß gerade die volle Freigebung des Grundeigentums die Mittel besitzt, alles das im ganzen und großen wieder auszugleichen, was sie im einzelnen allerdings hier und da aus dem Gleise bringen mag. Während die verwickelte Gesetzgebung der meisten deutschen Staaten und die ebenso verwickelten Vorschläge Arndts Inkonvenienzen in den Agrarverhältnissen nie unmöglich machen, sondern höchstens erschweren, hemmen sie zugleich bei dem Eintritt von Mißverhältnissen die freiwillige Rückkehr zur gehörigen Ordnung, machen ein außergewöhnliches Eingreifen des Staats notwendig und hemmen den Fortschritt dieser Gesetzgebung durch hundert kleinliche, aber nie zu umgehende Privatrücksichten. Dagegen kann die Freiheit des Grundes kein Extrem, weder die Ausbildung des großen Landbesitzes zur Aristokratie noch die Zersplitterung der Äcker in allzu kleine, nutzlos werdende Stückchen aufkommen lassen. Neigt sich die eine Waagschale zu tief, so konzentriert sich der Inhalt der andern alsbald zur Ausgleichung. Und fliegt der Grundbesitz auch aus einer Hand in die andere – ich will lieber das wogende Weltmeer mit seiner großartigen Freiheit als den engen Landsee mit seiner ruhigen Fläche, deren Miniaturwellen alle drei Schritte von einer Landzunge, von einer Baumwurzel, von einem Steine gebrochen werden. Nicht nur, daß die Erlaubnis der Majoratsstiftung eine Einwilligung des Staats in die Bildung einer Aristokratie ist, nein, diese Fesselung des Grundbesitzes arbeitet, wie alle unveräußerliche Erblichkeit, geradezu auf eine Revolution hin. Wenn der beste Teil des Landes an einzelne Familien geschmiedet und den übrigen Staatsbürgern unzugänglich gemacht wird, ist das nicht eine direkte Herausforderung des Volkes? Beruht nicht die Majoratsbefugnis auf einer Ansicht vom Eigentum, die unserer Erkenntnis längst nicht mehr entspricht? Als ob eine Generation das Recht hätte, über das Eigentum aller künftigen Geschlechter, welches

sie augenblicklich genießt und verwaltet, unbeschränkt zu verfügen, als ob die Freiheit des Eigentums nicht zerstört würde durch ein Schalten mit demselben, welches alle Nachkommen dieser Freiheit beraubt! Als ob eine solche Fesselung des Menschen an die Scholle wirklich ewigen Bestand haben könnte! Die Aufmerksamkeit übrigens, die Arndt dem Grundeigentum widmet, ist eine wohlverdiente, und die Wichtigkeit des Gegenstandes wäre einer ausführlichen Besprechung von der Höhe der Zeit wohl wert. Die bisherigen Theorien leiden alle an der Erbkrankheit der deutschen Gelehrten, die ihre Selbständigkeit darein setzen, jeder ein apartes System für sich zu haben.

Verdienten die retrograden Seiten der Deutschtümelei schon eine genauere Prüfung, teils um des verehrten Mannes willen, der sie als seine Überzeugung verficht, teils um der Begünstigung willen, welche sie neuerdings in Preußen erfahren haben, so muß eine andere Richtung derselben darum um so entschiedener zurückgewiesen werden, weil sie augenblicklich unter uns wieder überhandzunehmen droht – der Franzosenhaß. Ich will mit Arndt und den übrigen Männern von 1813 nicht rechten, aber das servile Gewäsch, das die Gesinnungslosigkeit jetzt in allen Zeitungen gegen die Franzosen verführt, ist mir durch und durch zuwider. Es gehört ein hoher Grad von Untertänigkeit dazu, um durch den Julitraktat[80] überzeugt zu werden, daß die orientalische Frage eine Lebensfrage Deutschlands ist und Mehemed Ali unser Volkstum gefährdet. Von diesem Standpunkte aus hat denn Frankreich freilich durch die Unterstützung des Ägypters dasselbe Verbrechen an der deutschen Nationalität begangen, dessen es sich im Anfange dieses Jahrhunderts schuldig machte. Es ist traurig, daß man nun schon seit einem halben Jahre kein Zeitungsblatt mehr in die Hand nehmen kann, ohne der franzosenfressenden Wut zu begegnen, die neu erwacht ist. Und wozu? Um den Russen Gebietszuwachs und den Engländern Handelsmacht genug zu geben, daß sie uns Deutsche ganz einklemmen und zerdrücken können! Das stabile Prinzip Englands und das System Rußlands, das sind die Erbfeinde des europäischen Fortschritts, nicht aber Frankreich und seine Bewegung. Aber weil zwei deutsche Fürsten dem Traktat beizutreten für gut fanden, ist die Sache plötzlich eine deutsche, Frankreich der alte gottlose, „welsche" Erbfeind, und die ganz natürlichen Rüstungen des allerdings beleidigten Frankreichs sind ein Frevel an der deutschen Nation. Das alberne Geschrei einiger französischer Journalisten nach der Rheingrenze wird weitläuftiger Erwiderungen wert gehalten, die leider von den Franzosen gar nicht gelesen werden, und Beckers

Lied: „Sie sollen ihn nicht haben" wird par force zum Volksliede gemacht. Ich gönne Beckern den Erfolg seines Liedes, ich will den poetischen Inhalt desselben gar nicht untersuchen, ich freue mich sogar, vom linken Rheinufer so deutsche Gesinnung zu vernehmen, aber ich finde es mit den in diesen Blättern bereits darüber erschienenen Artikeln, die mir eben zu Gesichte kommen, lächerlich, daß man das bescheidene Gedicht zur Nationalhymne erheben will. „Sie sollen ihn nicht haben!" Also wieder negativ? Könnt ihr mit einem negierenden Volksliede zufrieden sein? Kann deutsches Volkstum nur in der Polemik gegen das Ausland eine Stütze finden? Der Text der Marseillaise ist trotz aller Begeisterung nicht viel wert, aber wieviel edler ist hier das Übergreifen über die Nationalität hinaus zur Menschheit. Und – nachdem Burgund und Lothringen uns entrissen, nachdem wir Flandern französisch, Holland und Belgien unabhängig werden ließen, nachdem Frankreich mit dem Elsaß schon bis an den Rhein vorgedrungen und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der ehemals deutschen linken Rheinseite noch unser ist, jetzt schämen wir uns nicht, großzutun und zu schreiben: das letzte Stück sollt ihr wenigstens nicht haben. O über die Deutschen! Und wenn die Franzosen den Rhein hätten, so würden wir doch mit dem lächerlichsten Stolze rufen: Sie sollen sie nicht haben, die freie deutsche Weser und so fort bis zur Elbe und Oder, bis Deutschland zwischen Franzosen und Russen geteilt wäre, und uns nur zu singen bliebe: Sie sollen ihn nicht haben, den freien Strom der deutschen Theorie, solang er ruhig wallend ins Meer der Unendlichkeit fließt, solange noch ein unpraktischer Gedankenfisch auf seinem Grund die Flosse hebt! Statt daß wir Buße tun sollten im Sack und in der Asche für die Sünden, durch die wir alle jene schönen Länder verloren haben, für die Uneinigkeit und den Verrat an der Idee, für den Provinzial-Patriotismus, der vom Ganzen um des lokalen Vorteils willen abfällt, und für die nationale Bewußtlosigkeit. Allerdings ist es eine fixe Idee bei den Franzosen, daß der Rhein ihr Eigentum sei, aber die einzige des deutschen Volkes würdige Antwort auf diese anmaßende Forderung ist das Arndtsche: „Heraus mit dem Elsaß und Lothringen!"

Denn ich bin – vielleicht im Gegensatz zu vielen, deren Standpunkt ich sonst teile – allerdings der Ansicht, daß die Wiedereroberung der deutschsprechenden linken Rheinseite eine nationale Ehrensache, die Germanisierung des abtrünning gewordenen Hollands und Belgiens eine politische Notwendigkeit für uns ist. Sollen w i r in jenen Ländern die deutsche Nationalität vollends unterdrücken lassen, während im Osten sich das Slawentum immer mächtiger erhebt? Sollen wir die Freundschaft Frankreichs mit

der Deutschheit unserer schönsten Provinzen erkaufen; sollen wir einen kaum hundertjährigen Besitz, der sich nicht einmal das Eroberte assimilieren konnte; sollen wir die Verträge von 1815 [81] für ein Urteil des Weltgeistes in letzter Instanz halten?

Aber auf der andern Seite sind wir der Elsasser nicht wert, solange wir ihnen nicht das geben können, was sie jetzt besitzen, ein freies, öffentliches Leben in einem großen Staate. Es kommt ohne Zweifel noch einmal zum Kampfe zwischen uns und Frankreich, und da wird sich's zeigen, wer des linken Rheinufers würdig ist. Bis dahin können wir die Frage ruhig der Entwickelung unserer Volkstümlichkeit und des Weltgeistes anheimstellen, bis dahin wollen wir auf ein klares, gegenseitiges Verständnis der europäischen Nationen hinarbeiten und nach der innern Einheit streben, die unser erstes Bedürfnis und die Basis unserer zukünftigen Freiheit ist. Solange die Zersplitterung unseres Vaterlandes besteht, solange sind wir politisch Null, solange sind öffentliches Leben, ausgebildeter Konstitutionalismus, Preßfreiheit, und was wir noch mehr verlangen, alles fromme Wünsche, deren Ausführung immer halb bleiben wird; darnach also strebt und nicht nach Exstirpation der Franzosen!

Aber dennoch hat die deutschtümliche Negation ihre Aufgabe noch immer nicht ganz vollbracht: es ist noch genug über die Alpen, den Rhein und die Weichsel heimzuschicken. Den Russen wollen wir die Pentarchie [24] lassen; den Italienern ihren Papismus und was daran klebt, ihren Bellini, Donizetti und selbst Rossini, wenn sie mit diesem großtun wollen gegen Mozart und Beethoven; den Franzosen ihre arroganten Urteile über uns, ihre Vaudevilles und Opern, ihren Scribe und Adam. Wir wollen heimjagen, woher sie gekommen sind, alle die verrückten ausländischen Gebräuche und Moden, alle die überflüssigen Fremdwörter; wir wollen aufhören, die Narren der Fremden zu sein, und zusammenhalten zu einem einigen, unteilbaren, starken – und so Gott will, *freien* deutschen Volk.

[Korrespondenz-Nachrichten aus Bremen]

Kirchlicher Streit[1]

[„Morgenblatt für gebildete Leser“
Nr. 13 vom 15. Januar 1841]

Bremen, Januar

Mit dem alten Jahre lassen sich die Akten unseres kirchlichen Streites so ziemlich schließen. Wenigstens haben die jetzt noch zu erwartenden Streitschriften nicht mehr auf die Teilnahme im Publikum zu rechnen, deren sich die frühern erfreuten; es wird nicht mehr vorkommen, daß mehrere Auflagen in einer Woche vergriffen werden. Und auf einen solchen Anteil des Volks kommt es bei dergleichen Streitigkeiten doch hauptsächlich an; ein rein wissenschaftliches Interesse darf eine Frage nicht ansprechen, die nur auf dem Boden von wissenschaftlich längst abgefertigten Richtungen Geltung hat. – Pastor Paniel rechtfertigte das verzögerte Erscheinen seiner Schrift gegen Krummachers „Theologische Replik“ [67] durch den Umfang derselben. Mit zehn Bogen rückt er seinem Gegner zu Leibe. In der Vorrede erklärt er, auf etwaige fernere Angriffe durch eine Geschichte des Pietismus antworten und darin beweisen zu wollen, daß diese Richtung ihre Quelle im Heidentum habe. Das müßte freilich eine Quelle à la Arethusa sein, die lange unter der Erde fortgelaufen, ehe sie auf christlichem Boden zum Vorschein gekommen. Im übrigen übt er gegen seinen Angreifer das Recht der Retorsion, indem er ihm, abgesehen von den Vorwürfen, die dem Pietismus gewöhnlich gemacht werden, fast jedes feindselige Wort gewissenhaft zurückgibt. Auf diese Weise reduziert sich der ganze Kampf am Ende auf eine Wortklauberei; halbwahre Behauptungen fliegen wie Spielbälle herüber und hinüber, und es käme in letzter Instanz nur auf eine Begriffsbestimmung an, die denn doch wohl vor dem

[1] Vgl. vorl. Band, S. 94–95 und 99–101

Streite hätte aufgestellt werden müssen. In diese Lage wird sich aber der Rationalismus der Orthodoxie gegenüber immer versetzt finden. Er hat dies seiner schwankenden Stellung zu danken, in der er bald als neue Entwicklung des christlichen Geistes, bald als dessen ursprüngliche Form gelten will, und in beiden Fällen die biblischen Schlagwörter der Orthodoxie – nur mit veränderter Bedeutung – zu den seinigen macht. Er ist nicht ehrlich gegen sich selbst und gegen die Bibel; die Begriffe Offenbarung, Erlösung, Inspiration haben in seinem Munde eine höchst unbestimmte und schielende Fassung. – Die verstandesmäßige Trockenheit des Rationalismus hat in Paniel eine seltene Höhe erreicht. Mit einer abschreckenden, mehr Wolfschen als Kantischen Logik setzt er seinen höchsten Ruhm darein, alle Gliederungen seines Werks recht grell hervorspringen zu lassen. Seine Ausführungen sind nicht das lebendige Fleisch, mit dem er das logische Gerippe umkleidet, sie sind in weichlicher Sentimentalität getränkte Lappen, die er an den vorragenden Ecken des Kirchengerüstes zum Trocknen aufhängt. Dann jene wäßrigen Exkurse, an denen man trotz der orthodoxesten Stichwörter den Rationalisten überall erkennt, liebt Paniel ebenfalls sehr; nur weiß er sie nicht mit der Verstandesdürre zu verschmelzen und sieht sich oft genötigt, den schönsten Phrasenstrom durch ein Erstens, Zweitens und Drittens zu unterbrechen. Es ist aber nichts widerwärtiger, als diese ohnehin geschmacklose Weichlichkeit, wenn sie systematisch auftritt. Das Interessanteste des ganzen Buchs sind die Auszüge aus Krummacherschen Schriften, aus denen die krasse Denkart dieses Mannes in ihrer ganzen Schärfe hervorleuchtet. – Die Entschiedenheit, mit der der Rationalismus hier auftrat, veranlaßte die Prediger der Gegenpartei zu einer Gesamterklärung, die in einer Broschüre niedergelegt und von zweiundzwanzig Predigern unterzeichnet wurde.[82] Sie enthält die Grundsätze der Orthodoxie in zusammenhängender Darstellung und mit halbversteckter Bezugnahme auf die Tatsachen des schwebenden Streites. Eine beabsichtigte Erklärung der sieben rationalistischen Prediger unterblieb. Man würde indes sehr irren, wollte man nach dem Verhältnis der Predigerzahl auch das Verhältnis der Parteien im Publikum schätzen.

[„Morgenblatt für gebildete Leser"
Nr. 14 vom 16. Januar 1841]

Bremen, Januar

Die große Mehrzahl der pietistischen Prediger wird durch die Pfarrer des Gebietes gebildet, denen teils ein temporäres Überwiegen ihrer Partei,

teils ein gelinder Nepotismus ihre Stellen verschafft hat. Im Gegenteil halten im Publikum die Rationalisten der Zahl nach den Pietisten wenigstens die Waage, und es fehlte ihnen nur ein energischer Vertreter, um ihnen das Bewußtsein ihrer Stellung zu geben. In dieser Hinsicht ist Paniel von unberechenbarem Werte für seine Anhänger; er besitzt Mut, Entschiedenheit und in mancher Hinsicht auch Gelehrsamkeit genug, und es fehlt ihm nur an rhetorischem und Schriftstellertalent, um Bedeutendes zu wirken. Seitdem sind mehrere, meist anonyme Schriftchen erschienen, die aber alle ohne Einfluß auf die Stimmung des Publikums blieben; vor wenigen Tagen kam ein Bogen „Unpietistische Reime" heraus, der seinem Verfasser indes keine besondere Ehre macht, und nur der Merkwürdigkeit wegen erwähnt werden muß. Vom Hauptstimmführer der bremischen Pietisten, dem talentvollen Prediger F. L. Mallet, ist eine Schrift in Aussicht gestellt: „Dr. Paniel und die Bibel"[66]; doch wird auch diese kaum auf Beachtung von seiten der Gegenpartei rechnen dürfen, und so kann man den Kampf für beendigt annehmen, und die Tatsachen als abgeschlossen unter einem allgemeinen Gesichtspunkte zusammenfassen. – Man muß gestehen, daß der Pietismus sich diesmal mit mehr Geschicklichkeit benommen hat als sein Gegner. Er hatte übrigens auch manches voraus gegen den Rationalismus, eine zweitausendjährige Autorität und eine, wenn auch einseitige, wissenschaftliche Ausbildung durch die neuern orthodoxen und halborthodoxen Theologen, während der Rationalismus in seiner schönsten Entwicklung zwischen zwei Feuer genommen, von Tholuck und Hegel zugleich angegriffen wurde. Der Rationalismus ist nie klar gewesen über seine Stellung zur Bibel; die unglückliche Halbheit, die anfangs entschieden offenbarungsgläubig erschien, aber bei weitern Konsequenzen die Göttlichkeit der Bibel so restringierte, daß fast nichts davon übrigblieb, dieses Schwanken setzt den Rationalismus jedesmal in Nachteil, sobald es sich um biblische Begründung von Lehrsätzen handelt. Warum die Vernunft preisen und doch keine Autonomie proklamieren? Denn wo von beiden Seiten die Bibel als gemeinsame Basis anerkannt wird, da hat der Pietismus immer recht. Aber außerdem war auf seiten des Pietismus diesmal auch das Talent. Ein Krummacher wird im einzelnen manche Geschmacklosigkeit vorbringen, nie aber sich ganze Seiten lang in so nichtssagenden Redensarten umdrehen können, wie Paniel tut. Das Beste, was von rationalistischer Seite geschrieben wurde, waren „Die Verfluchungen", als deren Verfasser sich *W. E. Weber* bekannte. G. Schwab sagte einmal von Strauß, er zeichne sich vor dem großen Haufen der Gegner des Positiven durch einen empfänglichen Sinn für das Schöne in jeder Gestaltung aus. Durch dieselbe

Bezeichnung möchte ich Weber aus dem rationalistischen Vulgus hervorheben. Er hat durch eine seltene Kenntnis der griechischen und deutschen Klassiker seinen Horizont erweitert, und kann man auch seinen Behauptungen, namentlich den dogmatischen, nicht immer beistimmen, so muß die freie Gesinnung und die edle, kräftige Diktion doch stets Anerkennung finden. Einer kürzlich erschienenen Gegenschrift gehen alle diese Eigenschaften ab. Eine eben hier ankommende Schrift: „Paulus in Bremen“ [83], ist nicht ohne Witz geschrieben und enthält pikante Seitenhiebe auf politische und soziale Zustände Bremens, schließt aber ebensowenig etwas ab, als die bereits erwähnten. – Für Bremen speziell war dieser Streit von großer Bedeutung. Die Parteien standen sich gedankenlos gegenüber, ohne daß es weiter als zu kleinlichen Häckeleien kam. Der Pietismus ging seinen eigenen Zwecken nach, während der Rationalismus sich um ihn nicht kümmerte und eben deshalb manche schiefe Vorstellung von ihm hatte. Im Ministerium, das heißt der gesetzlichen Versammlung aller reformierten und unierten Prediger der Stadt, war bisher der Rationalismus nur durch zwei und noch dazu sehr schüchterne Mitglieder vertreten; Paniel trat gleich nach seiner Ankunft entschiedener auf, und man hörte schon von Mißhelligkeiten im Ministerium. Jetzt, seitdem durch Krummacher der Streit angefacht wurde, weiß jede Partei, woran sie ist. Der Pietismus wußte längst, daß sein Autoritätsprinzip mit der Basis des Rationalismus, der Vernunft, nicht in Übereinstimmung zu bringen war, und sah in dieser Richtung schon bei ihrem Emporkeimen mit Recht einen Abfall von dem altorthodoxen Christentum. Jetzt hat auch der Rationalist eingesehen, daß seine Überzeugung nicht durch eine andere Exegese vom Pietismus getrennt ist, sondern in geradem Gegensatze zu ihm steht. Jetzt erst, nun die Parteien sich gegenseitig erkennen, kann die Vereinigung auf einem höhern Standpunkte geschehen, und im Hinblick darauf die Zukunft ruhig abgewartet werden.

Verhältnis zur Literatur · Musik

[„Morgenblatt für gebildete Leser“
Nr. 15 vom 18. Januar 1841]

Bremen, Januar

Es scheint, als sollten die Hansestädte jetzt mit Gewalt in den Strom der Literatur gerissen werden. Seit Beurmanns „Skizzen“ häufen sich die Besprechungen über diesen allerdings interessanten Stoff. Beurmann selbst

hat in „Deutschland und die Deutschen" den drei freien Seestädten bedeutenden Raum gewidmet. Der „Freihafen" brachte Soltwedels „Hanseatische Briefe". Hamburg steht schon seit längerer Zeit in mancher Beziehung zur deutschen Literatur; Lübeck liegt etwas zu sehr abseiten und hat auch materiell seine Blütezeit längst hinter sich; doch will A. Soltwedel jetzt dort auch ein Journal begründen. Bremen sieht die Literatur mit argwöhnischen Blicken an, weil es kein ganz reines Gewissen gegen sie hat und gewöhnlich nicht aufs Sanfteste von ihr berührt wird. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß Bremen durch seine Lage und seine politischen Verhältnisse zu einem Mittelpunkte für die Bildung des nordwestlichen Deutschlands mehr als jede andere Stadt sich eignet. Gelänge es nur, zwei oder drei tüchtige Literaten hierher zu ziehen, so könnte hier ein Journal begründet werden, das den größten Einfluß auf die Kulturentwicklung Norddeutschlands hätte. Die Buchhändler Bremens haben Unternehmungsgeist genug, und ich habe es von mehreren schon aussprechen hören, daß sie gern die nötigen Fonds hergeben und den wahrscheinlichen Schaden der ersten Jahrgänge tragen wollten.

Die beste Seite Bremens ist die Musik. Es wird in wenig Städten Deutschlands so viel und so gut musiziert wie hier. Eine verhältnismäßig sehr große Anzahl von Gesangvereinen hat sich gebildet, und die häufigen Konzerte sind immer stark besucht. Dabei hat sich der musikalische Geschmack fast ganz rein erhalten; die deutschen Klassiker, Händel, Mozart, Beethoven, von den neuern Mendelssohn-Bartholdy und die besten Liederkomponisten behaupten entschieden das Übergewicht. Die neufranzösische und neuitalienische Schule haben fast nur unter den jungen Comptoiristen ein Publikum. Es wäre nur zu wünschen, daß Sebastian Bach, Gluck und Haydn weniger zurückgesetzt würden. Dabei werden neuere Erscheinungen keineswegs abgewiesen, im Gegenteil möchten wenig Orte sein, wo die Produktionen junger deutscher Komponisten so bereitwillig aufgeführt würden wie hier. Auch fanden sich hier immer Namen, die in der musikalischen Welt vorteilhaft bekannt sind. Der talentvolle Liederkomponist Stegmayer dirigierte mehrere Jahre das Orchester unsers Theaters; an seine Stelle ist Koßmaly getreten, der sich teils durch Kompositionen, teils durch Artikel, die er meistens in Schumanns „Neuer Zeitschrift für Musik" abdrucken läßt, manche Freunde verschafft haben wird. Riem, der die Singakademie und die meisten Konzerte dirigiert, ist ebenfalls ein anerkannter Komponist. Riem ist ein liebenswürdiger Greis mit jugendlicher, hinreißender Begeisterung im Herzen; niemand versteht wie er, Sänger und Instrumentalisten zu lebendigem Vortrag zu entflammen.

Plattdeutsch

[„Morgenblatt für gebildete Leser"
Nr. 16 vom 19. Januar 1841]

Bremen, Januar

Was dem Fremden hier zuerst auffällt, ist der Gebrauch der plattdeutschen Sprache, selbst in den angesehensten Familien. Sowie der Bremer herzlich und vertraulich wird, spricht er plattdeutsch, ja er klebt so sehr an diesem Dialekt, daß er ihn über den Ozean trägt. Auf der Lonja[1] von Havanna wird ebensoviel Bremer Plattdeutsch gesprochen wie Spanisch. Ich kenne Leute, die in New York und Veracruz von den dort sehr zahlreichen Bremern den Dialekt ihrer Vaterstadt vollkommen erlernt haben. Es sind aber auch noch nicht dreihundert Jahre, daß das Hochdeutsche zur offiziellen Sprache erklärt wurde; die Grundgesetze der Stadt, *Tafel* und *neue Eintracht*[84], sind in niederdeutscher Sprache abgefaßt, und die ersten Laute, die der Säugling hier nachsprechen lernt, sind plattdeutsch. Selten beginnt ein Kind vor dem vierten oder fünften Jahre hochdeutsch zu sprechen. Die Bauern des Gebiets lernen es nie und zwingen dadurch die Gerichte sehr häufig, plattdeutsch zu verhandeln und hochdeutsch zu protokollieren. Übrigens wird das Niedersächsische hier noch immer ganz rein gesprochen und hat sich ganz und gar von der Vermischung mit hochdeutschen Formen freigehalten, welche den hessischen und rheinischen Dialekt entstellt. Der nordhannöversche Dialekt hat einzelne Archaismen vor dem Bremer voraus, leidet aber desto mehr an mannigfaltigen lokalen Färbungen; der westfälische hat sich in einer entsetzlichen Breite der Diphthonge verloren, während westlich von der Weser der Übergang ins Friesische beginnt. Man kann die Bremer Mundart getrost als die unvermischteste Fortentwicklung der alten niedersächsischen Schriftsprache ansehen; die Volkssprache hat sogar noch soviel Bewußtsein, daß sie hochdeutsche Wörter nach den Lautgesetzen des Niedersächsischen fortwährend umwandelt und in sich aufnimmt, eine Fähigkeit, deren sich nur wenig niedersächsische Volksmundarten noch jetzt zu erfreuen haben. Die Sprache des „Reineke Vos"[85] hat vor dem gegenwärtigen Dialekt fast nur vollere, jetzt kontrahierte Formen voraus, während die Wortstämme, bis auf wenige Ausnahmen, noch immer ihr Leben behauptet haben. Die Sprachforscher haben darum auch ganz recht getan, wenn sie das „Bremische Wörter-

[1] Börse

buch" in lexikalischer Hinsicht als Durchschnittssumme der jetzigen niedersächsischen Volksidiome ansahen, und eine Grammatik des bremischen Dialekts, mit Rücksichtnahme auf die Mundarten zwischen Weser und Elbe, würde eine sehr verdienstliche Arbeit sein. Mehrere hiesige Gelehrte haben Interesse für das Plattdeutsche gezeigt, und es wäre sehr zu wünschen, daß einer von ihnen sich dieser Arbeit unterzöge.

Der Kaiserzug[86]

[„Telegraph für Deutschland“
Nr. 23, Februar 1841]

Paris ist leer, in dunkeln Riesenwogen
Wälzt sich das Volk hinaus zum Strand der Seine;
Die Sonne Frankreichs glänzt, doch florumzogen,
Und in das stolze Lächeln fließt die Träne.

Das heit're Volk, es sieht so ernst und stille,
Nicht denkt es mehr an neue Lorbeerreiser;
Dort naht, umgrünt von ew'gen Lorbeers Fülle,
Europas Geißel, Frankreichs Gott, der Kaiser!

Geführet und gefolgt von Veteranen,
Ergrauten Schlachtentrümmern, zieht die Leiche
Im Donner der Kanonen und von Fahnen
Umrauschet gen Paris. Die üpp'ge, reiche,

Gedankenvolle Stadt wirft sich zu Füßen
Noch einmal ihrem Abgott andachttrunken;
Und müßte sie es schmerzlicher noch büßen,
Wie einst – es gilt! es zuckt der Rachefunken.

Musik des Todes und Musik der Kriege
Erbraust und stürmt, die stillsten Herzen schlagen;
So zog er ein im Glanze seiner Siege
Von Austerlitz und in Marengos Tagen.

Und bleich und stumm und stolz und groß, wie immer,
Wenn durch des Volkes Strudel er geritten,

So zieht, verklärt, wie nie, von Ruhmesschimmer
Die Kaiserleiche in des Volkes Mitten.

Wo ist die Garde? und wo ist Dombrowski,
Der unbesiegte General der Slaven?
Murat, der Reiterfürst, und Poniatowski?
Und wo ist Ney, der Bravste aller Braven?

Gelichtet ist die hohe Heldenwaldung,
Die Garde fiel in Waterloos Gewittern;
Die Letzten schreiten dort in ernster Haltung,
Nur Montholon seufzt hinter Eisengittern.

Dem Sarge folgt des Reiches Kraft und Blüte,
Das alte und das junge Frankreich einet
Sich hier, und selbst der Republik Elite
Weint an der Stätte, wo ganz Frankreich weinet.

Und wer sind jene, mit der Stirn der Siege,
Und doch des Schmerzes Beute unverhohlen;
Gramvoller als ihr Flor, sind ihre Züge,
Doch stolz ihr Gang – o still, es sind die Polen.

Den Kaiser grüßen Bogen, Säulen, Steine,
Denkmäler, ew'ge Bilder, und metall'ne
Gedanken, kühn und schroff geformt wie seine,
Sie feiern seine Hoheit, die zerfall'ne.

Zerfallen ist sein Haus, tot seine Krone;
Das Weltenreich, das er gesehn im Traume,
Es ist dahin. Wie Alexander ohne
Nachkommen schläft er unterm Lorbeerbaume.

Der Kaiser ruht, verstummt ist das Tedeum;
Die frommen Säulen, feierlich umschattet.
Die ganze Kirche ist sein Mausoleum!
Ein toter Gott liegt einsam hier bestattet.

Friedrich O.

Immermanns „Memorabilien“

Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1840

[„Telegraph für Deutschland“
Nr. 53, April 1841]

Die Nachricht vom Tode Immermanns war ein harter Schlag für uns Rheinländer, nicht allein wegen der poetischen, sondern auch wegen der persönlichen Bedeutung dieses Mannes, obwohl die letztere noch mehr als die erstere erst recht sich zu entwickeln begann. Er stand in einem eigenen Verhältnisse zu den jüngern literarischen Kräften, die neuerdings am Rheine und in Westfalen erstanden sind; denn in literarischer Hinsicht gehören Westfalen und der Niederrhein zusammen, so scharf sie in politischer sich bisher geschieden haben; wie denn auch das „Rheinische Jahrbuch“ für Autoren beider Provinzen einen gemeinsamen Mittelpunkt abgibt. Je mehr der Rhein bisher sich der Literatur ferngehalten hatte, desto mehr suchten jetzt rheinische Poeten sich als Vertreter ihrer Heimat hinzustellen und wirkten so zwar nicht nach einem Plane, aber doch auf *ein* Ziel hin. Ein solches Streben bleibt selten ohne das Zentrum einer starken Persönlichkeit, der sich die Jüngern unterordnen, ohne ihrer Selbständigkeit etwas zu vergeben, und dieses Zentrum schien für die rheinischen Dichter Immermann werden zu wollen. Er war, trotz mancher Vorurteile gegen die Rheinländer, doch allmählich unter ihnen naturalisiert, er hatte seine Versöhnung mit der literarischen Gegenwart, der die Jüngern alle angehörten, offen vollzogen, ein neuer, frischerer Geist war über ihn gekommen, und seine Produktionen fanden immer mehr Anerkennung. So wurde auch der Kreis junger Dichter, die sich um ihn zusammenfanden und aus der Nachbarschaft zu ihm herüberkamen, immer größer; wie oft klappte z.B. nicht Freiligrath, als er in Barmen noch Fakturen schrieb und Conti Correnti rechnete, Memorial und Hauptbuch zu, um einen oder ein paar Tage in Immermanns und der Düsseldorfer Maler Gesellschaft zuzubringen! So kam es, daß Immermann in den Träumen von einer rheinisch-westfälischen

Dichterschule, die hier und da auftauchten, einen wichtigen Platz einnahm; er war, ehe Freiligraths Ruhm reifte, der vermittelnde Übergang von der provinziellen zur gemeinsam deutschen Literatur. Wer ein Auge hat für solche Beziehungen und Verknüpfungen, dem ist dies Verhältnis längst kein Geheimnis mehr gewesen; vor einem Jahre deutete unter andern Reinhold Köstlin in der „Europa“ darauf hin, wie Immermann der Stellung entgegenreife, die Goethe in seinen spätern Jahren einnahm[87]. Der Tod hat alle diese Zukunftsträume und Hoffnungen zerrissen.

Wenige Wochen nach dem Tode Immermanns erschienen seine „Memorabilien“. War er, im kräftigsten Mannesalter, schon reif genug, um seine eigenen Denkwürdigkeiten zu schreiben? Sein Schicksal bejaht, sein Buch verneint es. Aber wir haben auch die „Memorabilien“ nicht als den Abschluß eines Greises, der seine Laufbahn dadurch für geschlossen erklärt, mit dem Leben anzusehen; Immermann rechnete vielmehr nur mit einer frühern, mit der exklusiv romantischen Periode seiner Tätigkeit ab, und so waltet freilich ein anderer Geist über diesem Buche als über den Werken jener Periode. Dazu waren die hier geschilderten Ereignisse durch den mächtigen Umschwung des letzten Dezenniums so fern gerückt, daß sie sogar ihm, ihrem Zeitgenossen, als historisch abgetan erschienen. Und dennoch glaub' ich behaupten zu dürfen, daß Immermann nach zehn Jahren die Gegenwart und ihre Stellung zu der Angel seines Werks, dem Befreiungskriege, höher, freier gefaßt hätte. Vorläufig gilt es jedoch, die „Memorabilien“ so zu betrachten, wie sie einmal sind.

Hatte der frühere Romantiker in den „Epigonen“ schon den höhern Standpunkt Goethescher Plastik und Ruhe angestrebt, ruhte der „Münchhausen“ bereits ganz auf der Basis moderner Dichtungsweise, so zeigt sein nachgelassenes Werk noch klarer, wie sehr Immermann die neuesten literarischen Entwickelungen zu würdigen wußte. Der Stil und mit ihm die Form der Anschauung sind ganz modern; nur der durchdachtere Gehalt, die strengere Gliederung, die scharfgeprägte Charaktereigentümlichkeit und die, wenn auch ziemlich verschleierte, antimoderne Gesinnung des Verfassers scheiden dieses Buch aus der Masse von Schilderungen, Charakteren, Denkwürdigkeiten, Besprechungen, Situationen, Zuständen usw., von denen heuer unsere nach gesunder poetischer Lebensluft schmachtende Literatur eingedunstet wird. Dabei hat Immermann Takt genug, um selten Gegenstände vor das Forum der Reflexion zu bringen, die ein anderes Tribunal ansprechen dürfen als das des baren Verstandes.

Der vorliegende erste Band findet seinen Stoff in „der Jugend vor fünfundzwanzig Jahren“ und den sie beherrschenden Einflüssen. Ein „Avis-

brief" leitet ihn ein, in dem der Charakter des Ganzen aufs treueste dargelegt ist. Auf der einen Seite moderner Stil, moderne Schlagwörter, ja moderne Prinzipien, auf der andern Eigentümlichkeiten des Autors, deren Bedeutung für einen weitern Kreis längst abgestorben ist. Immermann schreibt für moderne Deutsche, wie er mit ziemlich dürren Worten sagt, für solche, die den Extremen des Deutschtums und des Kosmopolitismus gleich fernstehen; die Nation faßt er ganz modern auf und stellt Prämissen hin, die konsequent auf Selbstherrschaft als Bestimmung des Volks führen würden; er spricht sich entschieden gegen den „Mangel an Selbstvertrauen, die Wut zu dienen und sich wegzuwerfen" [88] aus, an der die Deutschen kranken. Und doch steht daneben eine Vorliebe für das Preußentum, die Immermann nur auf sehr schwache Gründe stützen kann, eine so frostige, gleichgültige Erwähnung der konstitutionellen Bestrebungen in Deutschland, die nur zu deutlich zeigt, daß Immermann die Einheit des modernen geistigen Lebens noch keineswegs erfaßt hatte. Man sieht es deutlich, wie ihm der Begriff des Modernen gar nicht zusagen will, weil er sich gegen manche Faktoren desselben sträubt, und wie er diesen Begriff doch wieder nicht von der Hand weisen kann.

Mit „Knabenerinnerungen" beginnt das eigentliche Memoire. Immermann hält sein Versprechen, nur die Momente zu erzählen, wo „die Geschichte ihren Durchzug durch ihn gehalten" [89]. Mit dem Bewußtsein des Knaben wachsen die Weltbegebenheiten, steigert sich der kolossale Bau, von dessen Sturz er Zeuge sein sollte; anfangs in der Ferne tosend, brechen die Wogen der Geschichte in der Schlacht bei Jena den Damm Norddeutschlands, strömen über das selbstzufriedene Preußen hin, das „Après moi le déluge"[1] des großen Königs[90] nun auch speziell für seinen Staat bewahrheitend, und überfluten gleich zuerst Immermanns Vaterstadt, Magdeburg. Dieser Teil ist der beste des Buches; Immermann ist stärker in der Erzählung als in der Reflexion, und es ist ihm vortrefflich gelungen, die Spiegelung der Weltbegebenheiten in der einzelnen Brust aufzufassen. Dazu ist grade hier der Punkt, von dem an er sich dem Fortschritte, freilich nur vorläufig, unumwunden anschließt. Ihm ist, wie allen Freiwilligen von 1813, das Preußen vor 1806 das ancien régime dieses Staates, aber auch, was jetzt weniger zugegeben wird, Preußen nach 1806 das durch und durch wiedergeborne, die neue Ordnung der Dinge. Mit der Wiedergeburt Preußens ist es aber eine eigne Sache. Die erste Wiedergeburt durch den großen Friedrich ist bei Gelegenheit des vorigjährigen Jubiläums so gepriesen

---

[1] „Nach mir die Sintflut"

worden, daß man nicht begreift, wie ein zwanzigjähriges Interregnum schon wieder eine zweite nötig machen konnte.[91] Und dann will man behaupten, daß trotz der zweimaligen Feuertaufe der alte Adam neuerdings wieder starke Lebenszeichen von sich gegeben habe. In dem vorliegenden Abschnitte verschont uns Immermann jedoch mit Anpreisungen des Status quo, und so wird sich erst im Verlaufe dieser Zeilen näher herausstellen, wo Immermanns Weg sich von dem der Neuzeit trennt.

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 54, April 1841]

„Die Jugend wird, bis sie in das öffentliche Leben eintritt, erzogen durch die Familie, durch die Lehre, durch die Literatur. Als viertes Erziehungsmittel trat für die Generation, welche wir betrachten, noch der Despotismus hinzu. Die Familie hegt und pflegt sie, die Lehre isoliert sie, die Literatur führt sie wieder ins Weite; uns gab der Despotismus die Anfänge des Charakters."[92]

Nach diesem Schema ist der reflektive Teil des Buches eingerichtet, und man wird ihm schwerlich seinen Beifall versagen können, da es den großen Vorteil hat, den Entwicklungsgang des Bewußtseins in der Zeitfolge seiner Stufen aufzufassen. – Der Abschnitt über die Familie ist ganz ausgezeichnet, solange er bei der *alten* Familie stehenbleibt, und es ist nur zu bedauern, daß Immermann sich nicht mehr bemüht hat, Licht- und Schattenpartien zu einem Ganzen zu verbinden. Die Bemerkungen, die er hier gibt, sind alle im höchsten Grade treffend. Dagegen zeigt seine Auffassung der *neuern* Familie wieder, daß er die alte Befangenheit und Verstimmung gegen die Erscheinungen des letzten Jahrzehends noch immer nicht losgeworden war. Allerdings weicht das „altväterische Behagen", die Zufriedenheit mit dem heimischen Herde immer mehr einer Mißstimmung, einem Ungenügen an den Genüssen des Familienlebens; aber dagegen verliert sich auch die Philisterei der Hausväterlichkeit, der Glorienschein um die Schlafmütze immer mehr, und die Gründe der Mißstimmung, die Immermann fast alle ganz richtig und nur zu grell hervorhebt, sind eben Symptome einer noch ringenden, nicht abgeschlossenen Epoche. Das Zeitalter vor der Fremdherrschaft war abgeschlossen und trug als solches den Stempel der Ruhe – aber auch der Untätigkeit und schleppte sich mit dem Keim des Verfalls. Unser Autor hätte ganz kurz sagen können: die neuere Familie kann sich darum einer gewissen Unbehaglichkeit nicht erwehren, weil neue Ansprüche an sie gemacht werden, die sie mit ihren eignen Rechten noch nicht zu vereinigen weiß. Die Gesellschaft ist, wie Immermann zugibt, eine andere geworden, das öffentliche Leben ist als ganz neues Moment hinzugetreten,

Literatur, Politik, Wissenschaft, alles das dringt jetzt tiefer in die Familie ein, und diese hat ihre Mühe, alle die fremden Gäste unterzubringen. Da liegt's! Die Familie ist noch zu sehr nach dem alten Stil, um sich mit den Eindringlingen recht zu verständigen und auf guten Fuß zu setzen, und hier gibt es allerdings eine Regeneration der Familie; der leidige Prozeß muß nun einmal durchgemacht werden, und mir deucht, die alte Familie hätte ihn wohl nötig. Übrigens hat Immermann die moderne Familie grade in dem beweglichsten, modernen Einflüssen am meisten zugänglichen Teile Deutschlands, am Rhein, studiert, und hier ist denn das Mißbehagen eines Übergangsprozesses am deutlichsten zutage getreten. In den Provinzialstädten des innern Deutschlands lebt und webt die alte Familie noch fort unter dem Schatten des alleinseligmachenden Schlafrocks, steht die Gesellschaft noch auf dem Fuße von Anno 1799, und wird öffentliches Leben, Literatur, Wissenschaft mit aller Ruhe und Bedächtigkeit abgefertigt, ohne daß sich jemand in seinem Schlendrian stören ließe. – Zum Belege des über die alte Familie Beigebrachten gibt der Verfasser noch „pädagogische Anekdoten" und schließt dann mit dem „Oheim", einem Charakterbilde aus der alten Zeit, den erzählenden Teil des Buches ab. Die Erziehung, die der heranwachsenden Generation von der Familie wird, ist abgeschlossen; die Jugend wirft sich der Lehre und Literatur in die Arme. Hier beginnen die weniger gelungenen Partien des Buches. In betreff der Lehre wurde Immermann zu einer Zeit von ihr berührt, wo die Seele aller Wissenschaft, die Philosophie, und die Basis dessen, was der Jugend geboten wurde, die Kenntnis des Altertums, in einem windschnellen Umschwunge begriffen waren, und Immermann hatte nicht den Vorteil, diesen Umschwung bis zu seinem Ziele lernend mitmachen zu können. Als es zum Abschluß kam, war er der Schule längst entwachsen. Auch sagt er vorläufig wenig mehr, als daß die Lehre jener Jahre eng gewesen sei, und holt die eingreifendsten Hebel der Zeit in gesonderten Artikeln nach. Bei Gelegenheit Fichtes gibt er Philosophisches zum besten, was unsern Herrn vom Begriff seltsam genug vorkommen mag. Er läßt sich hier zu geistreichen Räsonnements über eine Sache verleiten, die zu durchschauen ein geistreiches und poetisches Auge nicht hinreicht. Wie werden unsere strikten Hegelianer schaudern, wenn sie lesen, wie hier die Geschichte der Philosophie auf drei Seiten dargestellt wird! Und es muß zugestanden werden, daß nicht leicht dilettantischer über Philosophie gesprochen werden kann, als es hier geschieht. Gleich der erste Satz, daß die Philosophie immer zwischen zwei Punkten oszilliere, entweder im Ding oder im Ich das Gewisse aufsuche, ist offenbar der Folge des Fichteschen Ich auf das Kantsche „Ding an sich" zu Gefallen geschrieben

worden und läßt sich zur Not auf Schelling, keinenfalls aber auf Hegel anwenden. – Sokrates wird die Inkarnation des Denkens genannt und ihm eben deshalb die Fähigkeit, ein System zu haben, abgesprochen; in ihm sei die reine Doktrin mit einem unbefangenen Eingehen in die Empirie vereinigt gewesen, und weil dieser Bund über den Begriff hinausging, habe er nur als Persönlichkeit, nicht als Lehre sich manifestieren können. Sind das nicht Sätze, die ein unter Hegelschen Einflüssen herangewachsenes Geschlecht in die größte Verwirrung bringen müssen? Hört da nicht alle Philosophie auf, wo die Übereinstimmung des Denkens und der Empirie „über den Begriff hinausgeht"? Welche Logik hält da stand, wo die Systemlosigkeit der „Inkarnation des Denkens" als notwendiges Attribut beigelegt wird?

Doch warum Immermann auf ein Gebiet verfolgen, das er selbst nur durchfliegen wollte? Genug, ebensowenig er mit den Philosophemen früherer Jahrhunderte fertig werden kann, ebensowenig weiß er Fichtes Philosophie mit seiner Persönlichkeit zu einigen. Dagegen schildert er den Charakter Fichtes, den Redner an die deutsche Nation, und den Turnwüterich Jahn wieder ganz vortrefflich. Diese Charakterbilder werfen mehr Licht auf die wirkenden Kräfte und Ideen, in deren Bereich die damalige Jugend stand, als lange Auseinandersetzungen. Auch da, wo die Literatur das Thema bildet, lesen wir die Darlegung des Verhältnisses, in das sich die „Jugend vor fünfundzwanzig Jahren" zu den großen Dichtern stellte, weit lieber als die schwach begründete Beweisführung, daß die deutsche Literatur vor allen ihren Schwestern einen modernen, nichtromantischen Ursprung hat. Es wird immer gezwungen erscheinen, wenn man Corneille aus romantisch-mittelalterlicher Wurzel aufsprießen läßt und von Shakespeare mehr als den rohen Stoff, den er vorfand, dem Mittelalter zuweisen will. Spricht hier vielleicht das nicht ganz reine Gewissen des ehemaligen Romantikers, das den Vorwurf eines fortwährenden Kryptoromantizismus zurückweisen will?

Auch der Abschnitt über den Despotismus, nämlich den napoleonischen, wird nicht gefallen. Die Heinesche Napoleonsanbetung ist dem Volksbewußtsein fremd, aber dennoch wird es niemandem zusagen, daß Immermann, der hier die Unparteilichkeit des Historikers in Anspruch nimmt, als beleidigter Preuße spricht. Er hat es wohl gefühlt, daß hier ein Hinausgehen über den national-deutschen und besonders den preußischen Standpunkt nötig sei; darum hält er sich im Stil möglichst vorsichtig, paßt die Gesinnung dem Modernen so nah wie möglich an und wagt sich nur an Kleinigkeiten und Nebensachen. Allmählich wird er aber kühner, gesteht, daß es ihm nicht recht eingehen wolle, wie Napoleon zu den großen Männern

gerechnet werde, stellt ein vollständiges System des Despotismus auf und zeigt, daß Napoleon in diesem Handwerke ein ziemlicher Stümper und Böhnhase gewesen sei. Das ist aber nicht der rechte Weg, große Männer zu begreifen.

So stellt sich Immermann – abgesehen von einzelnen Gedanken, die seiner Überzeugung vorausgeeilt sind – allerdings in der Hauptsache dem modernen Bewußtsein fern. Aber dennoch läßt er sich nicht in eine jener Parteien einrangieren, in die man Deutschlands geistigen Status quo zu teilen pflegt. Die Richtung, der er am nächsten zu stehen scheint, die Deutschtümelei, weist er ausdrücklich ab. Der bekannte Immermannsche Dualismus äußerte sich in der Gesinnung als Preußentum einerseits, als Romantik andererseits. Das erstere verlief sich aber allmählich, besonders für den Beamten, in die nüchternste, maschinenmäßigste Prosa, die letztere in eine bodenlose Überschwenglichkeit. Solange Immermann auf diesem Punkte stehenblieb, konnte er sich keine rechte Anerkennung erringen und mußte mehr und mehr einsehen, daß diese Richtungen nicht nur polare Gegensätze waren, sondern auch das Herz der Nation immer gleichgültiger ließen.

Endlich wagte er einen poetischen Fortschritt und schrieb die „Epigonen“. Und kaum hatte das Werk den Laden des Verlegers verlassen, so gab es seinem Verfasser Gelegenheit einzusehen, daß nur seine bisherige Richtung einer allgemeineren Anerkennung seines Talentes von seiten der Nation und der jüngern Literatur entgegengestanden hatte. Die „Epigonen“ wurden fast überall gewürdigt und gaben Veranlassung zu Diatriben über den Charakter ihres Verfassers, wie sie Immermann bisher nicht gewohnt war. Die junge Literatur, wenn man anders diesen Namen für die Fragmente einer Sache noch brauchen darf, die niemals ein Ganzes war, diese erkannte zuerst die Bedeutung Immermanns und führte ihn erst recht bei der Nation ein. Er war durch die immer schärfer werdende Scheidung zwischen Preußentum und romantischer Poesie sowie durch die verhältnismäßig geringe Popularität, deren seine Schriften genossen, innerlich verstimmt gewesen und hatte seinen Werken immer mehr den Stempel schroffer Isolierung unwillkürlich aufgedrückt. Jetzt, als er einen Schritt vorwärts getan hatte, kam mit der Anerkennung auch ein anderer, freierer, heiterer Geist über ihn. Die alte jugendliche Begeisterung taute wieder auf und nahm im „Münchhausen“ einen Anlauf zur Versöhnung mit der praktisch-verständigen Seite des Charakters. Seine romantischen Sympathien, die ihm noch immer im Nacken saßen, beschwichtigte er durch „Ghismonda“ und „Tristan“; aber welch ein Unterschied gegen frühere romantische Dichtungen, namentlich welche Plastik gegen „Merlin“ herrscht darin!

[„Telegraph für Deutschland“
Nr. 55, April 1841]

Überhaupt war die Romantik für Immermann nur Form; vor der Träumerei der romantischen Schule bewahrte ihn die Nüchternheit des Preußentums; aber diese war es denn auch, die ihn gegen die Zeitentwicklung einigermaßen verstockte. Man weiß, daß Immermann in religiöser Hinsicht zwar sehr freisinnig, in politischer aber gar zu eifriger Anhänger der Regierung war. Durch seine Stellung zur jüngern Literatur wurde er allerdings den politischen Strebungen des Jahrhunderts nähergestellt und lernte sie von einer andern Seite kennen; wie indes die „Memorabilien“ zeigen, saß das Preußentum noch gar fest in ihm. Dennoch finden sich grade in diesem Buche so manche Äußerungen, die mit der Grundansicht Immermanns so sehr kontrastieren und so sehr auf moderner Basis beruhen, daß ein bedeutender Einfluß der modernen Ideen auf ihn gar nicht zu verkennen ist. Die „Memorabilien“ zeigen klar ein Bemühen ihres Verfassers, mit seiner Zeit gleichen Schritt zu halten, und wer weiß, ob der Strom der Geschichte nicht allmählich den konservativ-preußischen Damm unterwühlt hätte, hinter dem Immermann sich verschanzt hielt.

Und nun noch eine Bemerkung! Immermann sagt, der Charakter jener Epoche, die er in den „Memorabilien“ schildert, sei vorzugsweise jugendlich gewesen; jugendliche Motive seien in Bewegung gesetzt und Jugendstimmungen angeschlagen worden. Ist's mit unserer Epoche nicht ebenso? Die alte Generation in der Literatur ist ausgestorben, die Jugend hat sich des Worts bemächtigt. Von dem heranwachsenden Geschlecht hängt mehr als je unsere Zukunft ab, denn dieses wird über Gegensätze zu entscheiden haben, die sich immer höher hinaufgipfeln. Die Alten klagen zwar entsetzlich über die Jugend, und es ist wahr, sie ist sehr unfolgsam; laßt sie aber nur ihre eignen Wege gehen, sie wird sich schon zurechtfinden, und die sich verirren, sind selbst schuld daran. Denn wir haben einen Prüfstein für die Jugend an der neuen Philosophie; es gilt, sich durch sie hindurchzuarbeiten und doch die jugendliche Begeisterung nicht zu verlieren. Wer sich scheut vor dem dichten Walde, in dem der Palast der Idee steht, wer sich nicht durchhaut mit dem Schwerte und küssend die schlafende Königstochter weckt, der ist ihrer und ihres Reiches nicht wert, der mag hingehen, Landpastor, Kaufmann, Assessor, oder was er sonst will, werden, ein Weib nehmen, Kinder zeugen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, aber das Jahrhundert erkennt ihn nicht als seinen Sohn an. Ihr braucht darum keine Althegelianer zu werden, mit an und für sich, Totalität und Diesigkeit um euch zu werfen, aber ihr sollt die Arbeit des Gedankens nicht scheuen;

denn nur die Begeisterung ist echt, die wie der Adler die trüben Wolken der Spekulation, die dünne, verfeinerte Luft in den obern Regionen der Abstraktion nicht scheut, wenn es gilt, der Wahrheitssonne entgegenzufliegen. Und in diesem Sinne hat denn auch die Jugend von heute die Schule Hegels durchgemacht, und manches Samenkorn aus den dürren Fruchtkapseln des Systems ist herrlich aufgegangen in der jugendlichen Brust. Das aber gibt auch das größte Vertrauen auf die Gegenwart, daß ihr Schicksal nicht von der tatscheuen Bedächtigkeit, der gewohnheitsmäßigen Philisterei des Alters, sondern von dem edlen, ungebändigten Feuer der Jugend abhängt. Darum laßt uns für die Freiheit kämpfen, solange wir jung und voll glühender Kraft sind; wer weiß, ob wir's noch können, wenn das Alter uns beschleicht!

Friedrich Oswald

Lombardische Streifzüge[93]

Von Friedrich Oswald

I

Über die Alpen!

[„Athenäum" Nr. 48 vom 4. Dezember 1841]

Gottlob, daß wir Basel im Rücken haben! Solch eine trockene Stadt, voll Bratenröcke und Dreimaster, Philister und Patrizier und Methodisten, in der nichts frisch und kräftig ist als die Bäume um den ziegelroten Dom und die Farben an Holbeins Passion, die hier auf der Bibliothek unter andern Gemälden zu sehen ist; solch ein Nest mit allen Häßlichkeiten des Mittelalters ohne die Schönheiten desselben kann ein jugendliches Gemüt, dessen Phantasie mit den Schweizeralpen und Italien vollauf zu tun hat, nicht ansprechen. Ist der Übergang aus Deutschland in die Schweiz, aus dem milden, rebenumrankten badischen Markgraftum nach Basel vielleicht nur darum so entmutigend, damit der Eindruck der Alpen später desto tiefer sein möge? Auch die Gegend, die wir eben durchfahren, ist nicht die schönste. Rechts die letzten Vorsprünge des Jura, zwar grün und frisch, aber ohne Charakter, links der schmale Rhein, der auch vor Basel ein Grauen zu haben scheint, so langsam schleicht er zu Tal, und jenseits des Rheins noch ein Stückchen Deutschland. Allmählich entfernen wir uns vom grünen Strome, die Straße geht bergan, und der äußerste Grat des Jura, der sich zwischen Aar und Rhein vorschiebt, wird erstiegen. Da ändert sich die Szenerie mit einem Male. Vor uns liegt ein sonniges, heitres Tal, nein, drei, vier Täler. Aar, Reuß, Limmat, auf weite Strecken sichtbar, winden sich durch die Hügel und strömen zusammen, Dörfer und Städtchen umlagern ihre Ufer, und in der Ferne erhebt sich hinter den vorderen Hügelreihen eine Bergkette hinter der andern wie die Bänke eines riesigen Amphitheaters; durch die Nebel, die um die fernsten Zacken schweben, blitzt hier und da der Schnee, und über die Menge der Spitzen ragt der Pilatus empor, als säße er zu Gericht wie vor Zeiten der judäische Landpfleger, der ihm den Namen gab, – das sind die Alpen!

Rasch geht's bergab, und jetzt erst, mit der Nähe der Alpen, merkt man, daß man in der Schweiz ist. Schweizertracht und Schweizerbauart stellen

sich ein mit der Schweizernatur. Die Sprache klingt schöner, geistiger als der Baseler Dialekt, dem die Behäbigkeit des patrizischen Städterlebens eine materielle, schwerfällige Breite verliehen hat, die Physiognomien werden freier, offener, lebendiger, der Dreimaster weicht dem runden Hut, die langen, nachschleppenden Rockschöße der kurzen Sammetjacke. – Das Städtchen Brugg liegt bald hinter uns, und die Straße verfolgend, kreuzen wir die raschen, grünen Flüsse; eine Menge reizender, schnell wechselnder Prospekte mit den Augen überfliegend, verlassen wir Aar und Reuß mit der Habsburg, deren Trümmer von einem waldigen Gipfel herabschauen, und treten in das Limmattal ein, um es bis Zürich zu verfolgen.

In Zürich hatte ich einen Tag zu bleiben, und auf dem Wege nach dem gelobten Lande der deutschen Jugend ist ein Tag schon ein bedeutender Aufenthalt. Was hatte ich von Zürich zu erwarten? sollte die Zögerung sich belohnen? Ich gestehe, seit der Septembergeschichte, seit dem Siege der Pfäffikoner Zionswächter[94] konnte ich mir Zürich nie anders als ein zweites Basel vorstellen und dachte mit Grauen an den schon verloren gegebenen Tag; an den See dachte ich in meiner Unschuld gar nicht mehr, um so weniger, als die Regenschauer, die nach langem Sonnenschein mich endlich zwischen Basel und Zürich ereilt hatten, mir einen nassen Tag versprachen. Als ich aber beim Erwachen einen blauen Morgenhimmel über den sonnigen Bergen sah, sprang ich rasch auf und eilte hinaus. Aufs Geratewohl losschlendernd, kam ich an eine Art Terrasse, die mit Gartenanlagen umgeben und auf der Spitze mit alten Bäumen besetzt war. Eine beschriebne Holztafel belehrte mich, daß die Anlage öffentlich sei, und so stieg ich frisch hinauf. Da sah ich denn den See vor mir liegen, blitzend im Morgenschein, vom Frühnebel dampfend, eingeschlossen von dichtbewaldeten Bergen, und war im ersten Augenblick selbst noch befangen in einem gewissen naiven Erstaunen über das Dasein einer so überraschend schönen Gegend. Ein freundlicher Züricher, den ich anredete, sagte mir, dort oben auf dem Ütliberg sei eine so schöne Aussicht, daß die Züricher ihren Berg den kleinen Rigi genannt hätten, und nicht ganz mit Unrecht. Ich sah mir die Kuppe einmal darauf an, sie war die höchste der Albiskette, die sich an der südwestlichen Seite des Sees hinzieht, und überhaupt höher als die übrigen sichtbaren Berge. Ich ließ mir den Weg angeben und zog ohne viel Umstände hinan. Nach einem anderthalbstündigen Marsche war ich oben. Da lag hier der See in seiner ganzen Länge mit allem seinem bunten Farbenspiel von Grün und Blau, mit der Stadt und den unzähligen Häusern seiner hügeligen Ufer vor mir, dort an der andern Seite des Albis, ein Tal voll grüner Matten, in das sich von den Bergen die hellen Eichen-

und die dunklen Tannenwälder hinabzogen, ein grünes Meer mit Hügelwellen, in denen die Häuser wie Schiffe lagen, und gen Süden am Horizonte die blitzende Kette der Gletscher, von der Jungfrau bis zum Septimer und Julier hin; und oben vom blauen Himmel goß die Maisonne die Glorie ihrer Strahlen über die sonntäglich geschmückte Welt aus, daß See und Feld und Berg in die Wette funkelten und der Herrlichkeit kein Ende war.

Müde vom Schauen trat ich in das bretterne Haus, das auf dem Gipfel steht, und forderte einen Trunk. Ich erhielt ihn und zugleich das Fremdenbuch. Man weiß, was in dergleichen Büchern zu finden ist; jeder Philister hält sie für Verewigungsanstalten, darin er seinen obskuren Namen und einen seiner höchst trivialen Gedanken der Nachwelt überliefern kann, und je beschränkter einer ist, mit desto längeren Randglossen begleitet er seinen Namen. Kaufleute wollen beweisen, daß neben Kaffee, Tran oder Baumwolle auch die schöne Natur, die das alles und sogar das Gold erzeugt hat, noch ein Plätzchen in ihrem Herzen besitzt; Frauenzimmer lassen ihr übersprudelndes Gefühl, Studenten ihre Heiterkeit und Spottsucht darin aus, und weise Schulmeister geben der Natur ein schwülstiges Maturitätszeugnis. „Herrlicher Ütli, gefährlicher Nebenbuhler des Rigi!" begann ein Doktor der unfreien Künste seine ciceronianische Apostrophe. Ich schlug verdrießlich um und ließ alle die Deutschen, Franzosen und Engländer ungelesen. Da fand ich ein Sonett von Petrarca in italienischer Sprache, das deutsch etwa so lautet:*

Ich schwang mich auf im Geist zur Wohnung deren,
Die stets ich such' und finde nicht hienieden;
Die Blicke sanft, die einst so streng mich mieden,
So stand sie in des Himmels dritten Sphären.

Die Hand mir fassend, sprach sie leise: Deine Zähren
Versiegen hier, wo nie wir sind geschieden;
Ich bin's, die lange dir geraubt den Frieden,
Um hieher, vor der Zeit, dann heimzukehren.

O daß ein Menschensinn mein Glück verstände!
Dich nur erwart' ich, und den dir so lieben,
Den Leib, den ich dort unten ließ schon lange. –

Ach, warum schwieg sie, ließ mir los die Hände?
Denn wenig fehlte bei dem süßen Klange,
Daß ich nicht gleich im Himmel dort geblieben.[95]

* Sonetti di Petrarca, in morte, 261

Der es eingezeichnet hatte, hieß Joachim Triboni aus Genua und war durch diese Einzeichnung sogleich mein Freund geworden. Denn je hohler und unsinniger die übrigen Glossen waren, desto schärfer hob sich dies Sonett aus ihrem Hintergrunde hervor, desto mehr ergriff es mich. Wer da, wo die Natur all' ihre Pracht entfaltet, wo die in ihr schlummernde Idee wenn nicht zu erwachen, doch einen goldnen Traum zu träumen scheint, wer da nichts zu fühlen, nichts zu sagen hat als: Wie schön bist du, Natur, der hat nicht das Recht, sich über die gewöhnliche, flache, unklare Masse erhaben zu dünken. Dem tieferen Gemüte dagegen tauchen dann die individuellen Schmerzen und Leiden empor, aber nur, um in der Herrlichkeit der Natur aufzugehen und in milde Versöhnung sich aufzulösen. Und schöner als in jenem Sonett konnte diese Versöhnung kaum ausgesprochen werden. Aber noch ein andrer Umstand war es, der mich mit jenem Genueser befreundete. So hatte doch vor mir schon einer seinen Liebeskummer auf diese Höhe getragen; so stand ich nicht allein da mit einem Herzen, das vor einem Monat noch unendlich selig und nun zerrissen und öde war. Und welcher Schmerz hat mehr Recht, sich der schönen Natur gegenüber auszusprechen, als das edelste, das höchste aller persönlichen Leiden, das Leid der Liebe?

Noch einmal übersah ich mir die grünen Täler und stieg dann den Berg hinab, um die Stadt näher in Augenschein zu nehmen. Sie liegt amphitheatralisch um den engen Ausfluß des Sees und gewährt auch von diesem aus mit den sie umgebenden Dörfern und Landhäusern einen reizenden Anblick. Auch die Straßen zeichnen sich durch hübsche, neue Gebäude vorteilhaft aus. Daß dieser Stand der Dinge indes noch nicht lange existiere, belehrte mich die abendliche Unterhaltung mit einem alten Reisenden, der sich nicht genug verwundern konnte, wie sehr sich das alte Zürich seit sechs Jahren verschönert habe, und wie glänzend die vorige Regierung die äußere Würde der Republik in Beziehung auf öffentliche Gebäude hergestellt habe. Heutzutage, wo eine gewisse Partei nicht Kot genug auf den Leichnam dieser Regierung werfen kann, verdient es wohl erwähnt zu werden, daß diese bei Lebzeiten nicht nur den bis jetzt einzig dastehenden Mut hatte, einen *Strauß* zu berufen[96], sondern auch anderen Regierungspflichten ehrenvoll nachgekommen ist.

Am andern Morgen ging's fort nach Süden. Zuerst führt die Straße an der ganzen Länge des Sees vorbei bis Rapperschwyl und Schmärikon, ein herrlicher Weg durch Gärten, Landhäuser und malerisch gruppierte, rebenumschlungne Dörfer; jenseits des Sees der lange, dunkelgrüne Albisrücken mit seinen üppigen Vorhügeln, und gen Süden, wo die Berge sich vonein-

ander tun, die blendenden Zinken der Glarner Alpen. Mitten im See taucht ein Eiland auf – Ufnau, das Grab Ulrichs von Hutten. So kämpfen für die freie Idee und so ausruhen von Streit und Mühen – wem das beschieden wäre! umrauscht von den grünen Wellen des Sees, die wie fernes Waffengetöse und Schlachtgeschrei an das Grab des Helden schlagen, bewacht von den eisgepanzerten, ewig jugendlichen Riesen, den Alpen! Und dann ein Georg Herwegh, der als Vertreter der deutschen Jugend zu diesem Grabe wallfahrtet und seine Lieder, den schönsten Ausdruck der Gesinnung, die die junge Generation begeistert, darauf niederlegt – das wiegt Statuen und Denkmäler auf.

In Uznach, wohin der Weg sich wandte, nachdem er den See verlassen hatte, war Kirmes, und die Imperiale des Postwagens, die ich bisher allein eingenommen hatte, füllte sich mit Kirmesgästen, die allmählich alle die Folgen der verschwärmten Nacht empfanden und einschlummernd mich meinen Betrachtungen überließen. Ein wunderschönes Tal nahm uns jetzt auf; sanftgeschwungne Hügel, bekleidet mit grünen Matten und gekrönt mit Wäldern, umgaben uns; zum ersten Male sah ich hier in der Nähe das eigentümlich schattierte Grün der Schweizer Wälder, die aus Laub- und Nadelholz gemischt sind, und kann den tiefen Eindruck nicht beschreiben, den es auf mich machte. Die Mischung, die helle wie dunkle Schattierungen gleich stark hervorhebt, verleiht auch einförmigen Gegenden einen hohen Reiz, und war gerade hier auch die Gruppierung von Berg und Tal nicht originell, so überraschte es doch, ein Gebiet zu finden, wo fast alle Schönheit im Kolorit lag; dieses aber war auch dafür desto schöner. Erhabenheit und Strenge in der Natur lag noch genug vor mir bis zur Höhe des Alpenrückens; aber diese Milde und Anmut fand ich erst auf der italienischen Seite wieder.

Bald indes war ich wieder am Fuße größerer Berge, deren Spitzen, obwohl unter der Schneelinie, doch noch jetzt, im Mai, weiß waren. Durch bald enge, bald weitere Täler ging es den Kanal entlang, der den Züricher mit dem Wallenstädter See verbindet. Bald lag dieser vor mir. Hier ist schon ein ganz andrer Charakter der Gegend als am Züricher See; fast unnahbar liegt das Bassin zwischen steilen Felsen, die sich unmittelbar aus dem Wasser erheben und nur beim Aus- und Eingange eine schmale Öffnung lassen. Ein schlechtes Dampfboot nahm die Postreisenden auf, und bald verschwand Weesen, das Städtchen, wo wir eingestiegen waren, hinter den sich zusammenschiebenden Bergen. Alle Spuren menschlicher Tätigkeit waren hinter uns zurückgeblieben, einsam ruderte das Dampfboot hinein in die schöne Wildnis, immer tiefer hinein in dies stille Reich der Natur;

im hellen Sonnenscheine blitzten die grünen Wellenhäupter, die schneeigen Bergkuppen und die Wasserfälle, die hier und da von ihnen herabrauschten, zwischen dem weißgrauen Granit der Felsen lachte jezuweilen eine grüne Waldschlucht, ein Fleckchen Wiesengrund hervor, und der feine Nebelduft, der aus dem See emporstieg, verschwamm in der Ferne auf dem Gebirgshintergrunde zu weichen, violetten Schatten. Es war eine jener Gegenden, die den Menschengeist fast herausfordern, zu jener Individualisierung des Naturgeistes, wie wir sie in der Volkssage finden, wo die zerklüfteten Felsen mit ihren Schneekronen die Umrisse tiefgefurchter und silberlockiger Greisenantlitze gewinnen und aus den klaren Fluten das grünwallende Haar reizender Nixen emportaucht. Allmählich öffneten sich die drängenden Wände ein wenig und dichtbuschige Vorsprünge ragten in den See hinein, ein weißer Streif schimmerte durch den blauen Duft – es waren die Häuser von Wallenstädt, das am Ende des Sees liegt; wir landeten und wallten lustig weiter nach Chur zu, während über unsern Häuptern die Felskette hing, deren höchste Spitzen die sieben Kurfürsten[97] genannt werden. Die gestrengen Herren saßen so feierlich da in ihren versteinerten Hermelinmänteln, mit ihren von der Abendsonne vergoldeten Schneekronen, als wären sie zu Frankfurt im Römer zur Kaiserwahl versammelt, ungestört von dem Rufen und Drängen des Volks zu ihren Füßen im ganzen Heiligen Römischen Reich, dessen Verfassung mit der Zeit ebenso versteinert war wie hier seine sieben Repräsentanten. Solche Benennungen im Munde des Volks sind übrigens ein Beweis, wie durch und durch deutsch die Schweizer sind, so wenig sie selbst dies auch zugeben wollen. Ich komme vielleicht später einmal ausführlicher auf dies Thema zurück und verlasse es deshalb für jetzt.

Immer tiefer ging's jetzt in die Felsen hinein, immer seltner wurden die Stellen, wo des Menschen Hand der rauhen Natur ein milderes Ansehn abgewonnen hat; wie ein Schwalbennest hing das Schloß Sargans an einer scheitelrechten Klippe, bis endlich bei Ragatz wenigstens die Bäume Erde genug auf dem Gestein fanden, um es mit dichter Waldung bekleiden zu können. Auch hier liegt ein Schloß am Abhange, aber ein zerstörtes, wie denn überhaupt die Pässe von einem Flußtal zum andern mit solchen Spuren des Faustrechts ziemlich besetzt sind. Bei Ragatz tut sich das Tal weit auf, ehrfurchtsvoll treten die Berge zurück vor dem gewaltigen Genius des Stromjünglings, der sich kräftig Bahn brach durch die granitnen Riesen am Gotthard und Splügen und jetzt seinem großen Geschick jugendstolz und mutig entgegenrauscht; es ist der *Rhein*, den wir jetzt wieder begrüßen. In einem breiten Bette rollt er feierlich über Kies und Sand dahin, aber man

sieht es an dem weit verstreuten Gestein, wie wild er um sich schlägt, wenn er einmal der weichlichen Bequemlichkeit genug hat und sich zerstörungsmutig aufrafft. Sein Tal bildet von hier aus die Straße, die nach Chur und von dort zum Splügenpasse hinaufführt.

In Chur beginnt schon die Sprachmengerei, die den ganzen höchsten Rücken der Alpen beherrscht; Deutsch, Romanisch und Italienisch im lombardischen Dialekt wurde auf dem Posthofe durcheinander geschrien. Über das Romanische, die Sprache der Graubündner Bergbewohner, ist von den Sprachgelehrten viel hin und her gesprochen worden, und dennoch schwebt darüber noch ein geheimnisvolles Dunkel. Einige haben es den romanischen Hauptsprachen in bezug auf Selbständigkeit koordinieren, andere haben wieder französische Elemente darin finden wollen, ohne zu bedenken, wie diese dorthin dringen sollten. Will man einmal dies Idiom einiger Aufmerksamkeit würdigen, so ist der Vergleich mit den angrenzenden Dialekten doch wohl das, was am nächsten liegt. Dies hat man aber bisher unterlassen. Soviel ich von den der Sprache kundigen Leute bei flüchtiger Durchreise herausbekommen konnte, hat die Wortbildung des Idioms sehr nahe Verwandtschaft mit dem des angrenzenden lombardischen Dialekts und nur mundartliche Verschiedenheiten von demselben. Was man für französischen Einfluß gehalten hat, findet man südlich von den Alpen alles wieder.

Den nächsten Morgen ging's von Chur weiter rheinaufwärts, ein breites Tal entlang, von wilden Felsen umgeben. Nach einigen Stunden tauchte aus dem feinen Morgennebel ein senkrechter Abhang, von Burgtrümmern gekrönt, heraus und legte sich der Straße quer in den Weg. Das Tal war dadurch vor uns wie zugemauert, und nur durch eine enge Schlucht konnten wir vorwärts dringen. Ein schmaler, weißer Turm ragte vor uns auf; er war der von Tusis, oder wie die Lombarden sagen, Tosana, d.h. Mädchenstadt. Wunderschön liegt es in einem engen Kessel, dessen Wände von scheitelrechten Felsen gebildet werden, deren unzugänglichster jene Trümmer, die der Burg Hohenrhätien, trägt. Es gibt keine größere Abgeschiedenheit, als wozu die Natur dieses Dorf verurteilt hat, und doch sind die Menschen auch hier stärker gewesen als die Natur, sie haben, wie ihr zum Trotz, die Heerstraße mitten durch Tusis gelegt und führen täglich Engländer, Kaufleute, Touristen hier vorüber. – Hinter Tusis begann denn auch die Steigerung des Alpengürtels, den wir bis Abend überklimmen sollten. Ich ließ den Wagen im Stich und ging, gestärkt durch einen Schoppen Veltliner, der hier am besten zu haben ist, der Straße nach. Solch eine Straße gibt es auf der Welt nicht wieder. In überhängende Felsen

gehauen, windet sie sich durch die Schluchten, die der Rhein sich gebrochen hat, empor. Senkrecht umstarren die riesigen Granitwände den Pfad, den an manchen Stellen der Straße selbst die Mittagssonne nicht erreicht, und tief unten durch zerklüftetes Gestein tobt und donnert der wilde Bergstrom, Fichten entwurzelnd, Felsblöcke wälzend, wie ein wütiger Titan, dem ein Gott zwei Berge auf die Brust geschleudert hat. Hieher scheinen sich die letzten, trotzigen Berge, die sich der allbezwingenden Herrschaft der Menschen nicht beugen wollten, geflüchtet und zu ihrer Freiheit Wahrung in Reih' und Glied gestellt zu haben; schreckend und starr schaun sie den Wandrer an, und man meint ihre Stimme zu hören: Komm her, Mensch, wenn du es wagst, erklimm unsre Häupter und säe dein Korn in die Furchen unsrer Stirnen; aber droben wird dich das Gefühl deiner Kleinheit schwindelnd erfassen, der Boden weicht unter dir und zerschellend stürzest du von Zacke zu Zacke! Baue deine Straßen nur zwischen uns durch; alljährlich kommt unser Bundsgenosse, der Rhein, zorngeschwollen herab und reißt dein Werk über den Haufen!

Diese Opposition der Naturmacht gegen den Menschengeist ist nirgend so kolossal, man möchte fast sagen, so selbstbewußt wie hier. Das einsam Schauerliche des Weges und die Gefahr, die einst mit diesem Alpenübergange verknüpft war, haben ihm auch den Namen Via mala verschafft. Jetzt freilich ist das anders. Der Geist hat auch hier die Natur überwunden, und wie ein fesselnd Band zieht sich von Fels zu Fels, die sichre, bequeme und fast unzerstörbare Straße, die zu jeder Jahreszeit gangbar bleibt. Und doch überschleicht einen beim Anblick der dräuenden Felsen ein schauerlich ängstlich Gefühl; sie scheinen über Rache zu brüten und über Befreiung.

[„Athenäum" Nr. 49 vom 11. Dezember 1841]

Allmählich aber erweitert sich die Schlucht, die brausenden Katarakte werden seltner, das Bette des Rheins, der sich oft durch Engpässe drängen mußte, die nur nach Zollen zu messen waren, wird breiter, die steilen Wände werden schräger und treten mehr zurück, ein grünes Tal tut sich auf, und in der Mitte dieser ersten Terrasse des Splügen liegt Andeer, ein Örtchen, das den Graubündnern und Veltlinern als Badeort bekannt ist. Die Vegetation wird hier schon bedeutend kärglicher, was um so mehr ins Auge fällt, als von Tusis bis hieher Laub und Gras nicht zu sehen war, sondern bloß Tannen an den steilen Klippen sich anklammern konnten. Und doch tat es dem Auge so wohl, nach all den düstern, graubraunen Granitwänden wieder einmal ein grünes Wiesental, eine buschige Halde

zu sehen. Gleich hinter Andeer ging's einen jähen Abhang hinauf, an dem sich die Straße unter tausend Windungen emporschlängelte. Ich überließ diese dem Wagen und klomm über Felsgeröll, durch Busch und engverschlungne Ranken empor, bis wo die Straße sich der andern Seite des Berges zuwendete. Da lag das grüne Tal tief unter mir, durchwunden vom Rhein, dessen Donner schon wieder zu mir herüberscholl. Noch einen grüßenden Blick hinunter und dann vorwärts. Die Straße führte mich in einen Kessel zwischen himmelhohen, schrägen Felsen wieder in die verlassenste Einsamkeit von der Welt. Ich lehnte mich an die Mauerbrüstung und sah hinab in den Rhein, der unter dunkellaubigen Bäumen ein Bassin bildete. Die stille, grüne Fläche, über die sich die Zweige bogen und überall heimliche, versteckte Winkelchen umlaubten, die bemoosten Felswände, die hie und dort einfallenden Sonnenstrahlen, alles das hatte etwas eigentümlich Zauberisches. Das Murmeln des beruhigten Flusses klang fast verständlich wie das Geplauder jener schönen Schwanenjungfrauen, die von fern über die Berge fliegen und an einsamer, heimlicher Stelle die Schwanenhaut abstreifen, um unter den grünen Zweigen in der schneekalten Welle zu baden. Dazwischen scholl der Donner der Katarakte wie die zürnende Stimme des Flußgeistes, der sie wegen ihrer Unvorsichtigkeit auszankt, denn sie wissen ja, daß sie dem folgen müssen, der ihnen die Schwanenhaut raubt, und dort hinten kommt schon ein ganzer Postwagen voll Mädchenbeäugler, und überhaupt paßt es sich nicht für Frauenzimmer, und wenn sie auch romantische Schwanenjungfrauen sind, an offner Heerstraße zu baden. Aber die schönen Nixen lachen den ängstlichen Alten aus, denn sie wissen ja, daß niemand sie sieht als der, dem das träumende Leben der Natur erschlossen ist, und daß der ihnen nichts tut.

Immer kühler ward's zwischen den Bergen; nach einigem Steigen fand ich gegen Mittag den ersten Schnee, und plötzlich wehte mir, dem vom raschen Steigen und Laufen in glühender Sonne Erhitzten, eine merklich kalte Luft entgegen. Es war die Temperatur der zweiten Terrasse dieses Passes, auf der das Dorf Splügen liegt, der letzte Ort, wo deutsch gesprochen wird, zwischen hohen Bergen, aus deren grünen Wänden die dunkelbraunen Sennhütten hervorragen. In einem schon ganz italienisch eingerichteten Hause, das bis in die obern Stockwerke nur steinerne Fußböden und dicke, steinerne Mauern hatte, wurde zu Mittag gegessen und dann die Reise eine fast senkrechte Felswand hinauf fortgesetzt. In einer Waldschlucht, zwischen den letzten Bäumen, die ich diesseits der Alpen sah, lag eine Lawine, ein breiter Schneestrom, der sich von den steilern Gipfelwänden herabgewälzt hatte. Nicht lange dauerte es, so begannen die öden Schluchten, in

denen die Bergströme unter einer festen, gewölbten Schneedecke donnern, und die nackten Felsen kaum hier und da von Moos überkleidet sind. Immer höher, immer ausgebreiteter lagerte der Schnee. Ganz oben war für die Straße ein Weg ausgeschnitten, zu dessen beiden Seiten der Schnee in dreifacher, ja vierfacher Manneshöhe lag. Ich hieb mit den Fersen Stufen in die Schneewand und klomm hinan. Da lag ein weites schneeweißes Tal vor mir, aus dessen Mitte ein graues Dach emporragte – die österreichische Douane, das erste Gebäude auf der italienischen Alpenseite. Die Untersuchung unsrer Effekten an diesem Hause, bei der ich jedoch meinen Varinas den Augen der Grenzwächter glücklich entzog, gab mir Muße, mich etwas umzusehen. Von allen Seiten kahle, graue Felslagen, deren Gipfel mit Schnee bedeckt waren, ein Tal, in dem vor lauter Schnee kein Halm zu sehen war, geschweige ein Strauch oder gar ein Baum – kurz eine furchtbare, verlaßne Wüste, über der italische und deutsche Windeshauche sich kreuzen und stets graue Wolken zusammenjagen – eine Einöde, gräßlicher als die Sahara und prosaischer als die Lüneburger Heide, ein Gebiet, wo es jahraus, jahrein neun Monate schneit und drei Monate regnet – das war das erste, was ich von Italien zu sehen bekam. Aber nun ging's rasch bergab, der Schnee verschwand, und wo kaum gestern die weiße Winterdecke geschmolzen war, sproßten schon heute die gelben und blauen Krokus auf, das Gras begann wieder grün zu werden, die Büsche kamen wieder, dann die Bäume, zwischen denen die weißen Wasserfälle hinabbrausten, und tief unten in einem Tale voll violetter Schatten floß der schäumende Liro, dessen schneeiger Glanz aus den dunklen Kastanienalleen hell emporleuchtete, wärmer und wärmer ward die Luft, obwohl die Sonne schon hinter den Bergen versank, und in Campo Dolcino befanden wir uns, wenn nicht schon im echten Italien, doch unter echten Italienern. Haufenweise versammelten sich die Bewohner des Dörfchens um unsern Wagen und schwatzten in ihrem schnarrenden, nasalen Lombardisch über Pferde, Gefährt und Reisende; alles echtwelsche Gesichter voll kräftigen Ausdrucks und hervorgehoben von dichtem, schwarzem Haar und Bart. Und rasch ging's weiter, den Liro hinab, zwischen Wiesen und Wäldern, durch unzählige, ungeheure Granitblöcke, die wer weiß zu welcher Zeit von den Alpengipfeln hinabgeschleudert wurden, und die sich auf dem hellgrünen Wiesengrunde mit ihren scharfen, schwarzen Zacken und Kanten eigentümlich genug ausnehmen. Eine Reihe wunderschöner an die Felsen gelehnter Dörfer mit ihren schlanken, schneeweißen Kirchtürmen, namentlich S. Maria di Galivaggio, gehen unsren Blicken vorüber; endlich tut sich das Tal auf, und in einem Winkel erhebt sich der Turm von Chiavenna oder

nach deutschem Ausdruck Kläwen, einer der Hauptstädte des Veltlins. Chiavenna ist schon eine ganz italienische Stadt mit hohen Häusern und engen Straßen, auf denen man überall die lombardischen Leidenschaftsausbrüche: fiocul d'ona putana, porco della Madonna, usw. hört. Während ein italienisches Abendbrot und Veltliner Wein uns hier in Anspruch nahmen, sank die Sonne hinter die rhätischen Alpen; ein östreichischer Wagen mit einem italienischen Kondottiere und einem eskortierenden Karabinier nahm uns auf und fort ging's dem Comer See zu. Voll und klar stand der Mond am dunkelblauen Himmel, an dem hier und da ein Stern zu glänzen anfing, hochauf flammte die Abendröte, die Spitzen der Berge vergoldend; eine herrliche Südnacht stieg empor. So fuhr ich hin durch die grünen Rebengelände, die ihre Ranken über Lauben und in die Kronen der Maulbeerbäume schlangen, der warme Hauch Italiens schwoll mir mild und immer milder entgegen, der Zauber einer nie gekannten, langgeträumten Natur ergriff mich mit süßem Schauer, und im Geiste anschauend die Herrlichkeiten, die mein Auge sehen sollte, schlummerte ich beseligt ein.

Anti-Schelling

Schelling über Hegel[98]

Von Friedrich Oswald

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 207, Dezember 1841]

Wenn ihr jetzt hier in Berlin irgendeinen Menschen, der auch nur eine Ahnung von der Macht des Geistes über die Welt hat, nach dem Kampfplatze fraget, auf dem um die Herrschaft über die öffentliche Meinung Deutschlands in Politik und Religion, also über Deutschland selbst, gestritten wird, so wird er euch antworten, dieser Kampfplatz sei in der Universität, und zwar das Auditorium Nr. 6, wo Schelling seine Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung hält. Denn für den Augenblick sind alle einzelnen Gegensätze, die der Hegelschen Philosophie jene Herrschaft streitig machen, gegen die eine Opposition Schellings verdunkelt, verwischt und zurückgetreten; alle die Angreifer, die außerhalb der Philosophie stehen, Stahl, Hengstenberg, Neander, machen einem Streiter Platz, von dem man sich versieht, daß er den Unbesiegten auf seinem eignen Gebiet bekämpfen wird. Und der Kampf ist wirklich eigentümlich genug. Zwei alte Jugendfreunde, Stubengenossen im Tübinger Stift, treten sich nach vierzig Jahren als Gegner wieder unter die Augen; der eine tot seit zehn Jahren, aber lebendiger als je in seinen Schülern; der andere seit drei Dezennien, wie jene sagen, geistig tot, nun urplötzlich des Lebens volle Kraft und Geltung für sich ansprechend. Wer „unparteiisch" genug ist, sich beiden gleich fremd zu wissen, d.h. kein Hegelianer zu sein – denn zu Schelling kann nach den paar Worten, die er gesagt hat, sich bis jetzt wohl niemand bekennen –, wer also diesen vielberühmten Vorzug der „Unparteilichkeit" hat, der wird in der Todeserklärung Hegels, die durch Schellings Auftreten in Berlin ausgesprochen ist, die Rache der Götter sehen für die Todeserklärung Schellings, die Hegel seiner Zeit verkündete.

Ein bedeutendes, bunt gemischtes Auditorium hat sich eingefunden, um dieses Kampfes Zeuge zu sein. An der Spitze die Notabilitäten der

Universität, die Koryphäen der Wissenschaft, Männer, deren jeder eine eigentümliche Richtung hervorgerufen hat, ihnen sind die nächsten Plätze um das Katheder überlassen, und hinter ihnen, durcheinandergewürfelt, wie der Zufall sie zusammenführte, Repräsentanten aller Lebensstellungen, Nationen und Glaubensbekenntnisse. Mitten zwischen der übermütigen Jugend sitzt hier und da ein graubärtiger Stabsoffizier und neben ihm wohl gar ganz ungeniert ein Freiwilliger, der in anderer Gesellschaft sich vor Devotion gegen den hohen Vorgesetzten nicht zu lassen wüßte. Alte Doktoren und Geistliche, deren Matrikel bald ihr Jubiläum feiern kann, fühlen den langvergessenen Burschen wieder im Kopfe spuken und gehen ins Kolleg, Judentum und Islam wollen sehen, was es für eine Bewandtnis mit der christlichen Offenbarung hat; man hört deutsch, französisch, englisch, ungarisch, polnisch, russisch, neugriechisch und türkisch durcheinander sprechen –, da ertönt das Zeichen zum Schweigen, und Schelling besteigt das Katheder.

Ein Mann von mittlerer Statur, mit weißem Haar und hellblauem, heiterm Auge, dessen Ausdruck eher ins Muntere als ins Imponierende spielt, und, vereint mit einigem Embonpoint, mehr auf den gemütlichen Hausvater als auf den genialen Denker schließen läßt, ein hartes, aber kräftiges Organ, schwäbisch-bayrischer Dialekt mit beständigem „eppes" für etwas, das ist Schellings äußere Erscheinung.

Ich übergehe den Inhalt seiner ersten Vorlesungen[99], um sogleich zu seinen Äußerungen über Hegel zu kommen, und behalte mir nur vor, zur Erläuterung derselben das Nötige nachzuschicken. Ich gebe sie wieder, wie ich sie in der Vorlesung selbst nachgeschrieben habe.

„Die Identitätsphilosophie, wie ich sie aufstellte, war nur eine Seite der ganzen Philosophie, nämlich die negative. Dieses Negative mußte entweder durch die Darstellung des Positiven befriedigt werden oder, den positiven Gehalt der früheren Philosophien verschlingend, sich selbst als das Positive setzen und sich so zur absoluten Philosophie aufwerfen. Auch über dem Geschick des Menschen schwebt eine Vernunft, die ihn in der Einseitigkeit verharren läßt, bis er alle Möglichkeiten derselben erschöpft hat. So war es Hegel, der die negative Philosophie als die absolute aufstellte. – Ich nenne Herrn Hegels Namen zum ersten Male. So wie ich mich über Kant und Fichte frei ausgesprochen habe, die meine Lehrer gewesen sind, so werde ich es auch über Hegel tun, obgleich mir dies eben keine Freude macht. Aber um der Offenheit willen, die ich Ihnen, meine Herren, versprochen habe, will ich es tun. Es soll nicht scheinen, als hätte ich irgend etwas zu scheuen, als gäbe es Punkte, worüber ich mich nicht frei aussprechen dürfte. Ich gedenke der Zeit, wo Hegel mein Zuhörer, mein Lebensgenoß war, und ich muß sagen, daß, während die Identitätsphilosophie allgemein seicht und flach aufgefaßt wurde, er es war, der ihren Grundgedanken in die spätere

Zeit hinübergerettet und bis zuletzt fortwährend anerkannt hat, wie mir dies vor allem seine ‚Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie' bezeugten. Er, der den großen Stoff schon bewältigt vorfand, hielt sich hauptsächlich an die Methode, während wir andern vorzugsweise das Materielle behaupteten. Ich selbst, dem die gewonnenen negativen Resultate nicht genügten, hätte gern jeden befriedigenden Abschluß, auch von fremder Hand, entgegengenommen.

Übrigens handelt es sich hier darum, ob Hegels Stelle in der Geschichte der Philosophie, die Stelle, die ihm unter den großen Denkern anzuweisen ist, eben diese ist, daß er die Identitätsphilosophie zur absoluten, zur letzten zu erheben versuchte, was freilich nur mit bedeutenden Veränderungen geschehen konnte; und dies gedenke ich aus seinen eignen, aller Welt offenstehenden Schriften zu beweisen. Wollte man sagen, daß darin eben der Tadel für Hegel liege, so antworte ich, daß Hegel getan hat, was ihm zunächst lag. Die Identitätsphilosophie mußte mit sich selber ringen, über sich selbst hinausgehen, solange jene Wissenschaft des Positiven, die sich auch über die Existenz erstreckt, noch nicht da war. Darum mußte Hegel in jenem Bestreben die Identitätsphilosophie über ihre Schranke, die Potenz des Seins, das reine Seinkönnen, hinausführen und die Existenz ihr unterwürfig machen.

‚Hegel, der sich mit Schelling zur Anerkennung des Absoluten erhob, wich von diesem ab, indem er dasselbe nicht in der intellektuellen Anschauung vorausgesetzt, sondern auf wissenschaftlichem Wege gefunden wissen wollte.' Diese Worte bilden den Text, über den ich jetzt zu Ihnen reden werde. – In obiger Stelle liegt die Meinung zugrunde, die Identitätsphilosophie habe das Absolute nicht bloß der Sache, sondern auch der Existenz nach zum Resultate; da nun der Ausgangspunkt der Identitätsphilosophie die Indifferenz von Subjekt und Objekt ist, so wird auch deren Existenz, als durch die intellektuelle Anschauung erwiesen, angenommen. Auf diese Weise nimmt Hegel ganz arglos an, ich habe die *Existenz*, das *Sein* jener Indifferenz durch die intellektuelle Anschauung beweisen wollen und tadelt mich wegen des mangelhaften Beweises. Daß ich dies nicht wollte, zeigt die von mir so häufig ausgesprochene Verwahrung, die Identitätsphilosophie sei kein System der Existenz, und was die intellektuelle Anschauung betrifft, so kommt diese Bestimmung in derjenigen Darstellung der Identitätsphilosophie, die ich einzig und allein für die wissenschaftliche aus früherer Zeit anerkenne, gar nicht vor. Diese Darstellung befindet sich da, wo sie kein Mensch sucht, nämlich in der ‚Zeitschrift für spekulative Physik', zweiten Bandes zweites Heft. Sonst wohl kommt sie allerdings vor und ist ein Erbstück der Fichteschen Verlassenschaft. Fichte, mit dem ich nicht geradezu brechen wollte, gelangt durch sie zu seinem unmittelbaren Gewissen, dem Ich; ich knüpfte daran an, um auf diesem Wege zur Indifferenz zu gelangen. Indem nun das Ich in der intellektuellen Anschauung nicht mehr subjektiv betrachtet wird, tritt es in die Sphäre des Gedankens und ist so nicht mehr unmittelbar gewiß existierend. Sonach würde die intellektuelle Anschauung selbst nicht einmal die Existenz des Ich beweisen; und wenn Fichte sie zu diesem Zwecke braucht, so kann ich mich doch nicht auf sie berufen, um die Existenz des Absoluten daraus zu demonstrieren. So konnte mich Hegel nicht wegen der Mangelhaftigkeit eines Beweises tadeln, den ich nie führen wollte, sondern nur deswegen, daß

ich nicht ausdrücklich genug sagte, daß es mir überhaupt um die Existenz nicht zu tun sei. Denn wenn Hegel den Beweis des Seins der unendlichen Potenz verlangt, so geht er über die Vernunft hinaus; sollte die unendliche Potenz sein, so wäre die Philosophie nicht frei vom Sein; und hier ist denn die Frage aufzustellen, ob das Prius der Existenz zu denken ist? Hegel negiert es, denn er fängt seine Logik mit dem Sein an und geht sogleich auf ein Existentialsystem los. Wir aber bejahen es, indem wir mit der reinen Potenz des Seins als nur im Denken existierend beginnen. Hegel, der so viel von der Immanenz spricht, ist doch nur immanent in dem dem Denken *nicht* Immanenten, denn das Sein ist dies Nichtimmanente. Sich ins reine Denken zurückziehen, heißt insbesondere sich von allem Sein außer dem Gedanken zurückziehen. Die Behauptung Hegels, die Existenz des Absoluten sei in der Logik bewiesen, hat dann noch den Nachteil, daß man auf diese Weise das Unendliche zweimal hat, am Ende der Logik und dann noch einmal am Ende des ganzen Prozesses. Überhaupt sieht man nicht ein, warum die Logik bei der ‚Enzyklopädie' vorausgeschickt wird, anstatt daß sie den ganzen Zyklus belebend durchdringt."

[„Telegraph für Deutschland"
Nr. 208, Dezember 1841]

Soweit Schelling. Ich habe zum großen Teil und soviel es mir möglich war, seine eignen Worte angeführt und kann dreist behaupten, daß er die Unterschreibung dieser Auszüge nicht weigern dürfte. Zur Ergänzung füge ich aus den vorhergehenden Vorlesungen bei, daß er die Dinge nach zwei Seiten betrachtet, das quid von dem quod[1], das Wesen und den Begriff von der Existenz trennt; ersteres der reinen Vernunftwissenschaft oder negativen Philosophie, letzteres einer neuzugründenden Wissenschaft mit empirischen Elementen, der positiven Philosophie, zuweist. Von der letzteren verlautete bis jetzt noch nichts, die erstere trat vor vierzig Jahren in mangelhafter, von Schelling selbst preisgegebener Fassung auf und wird von ihm jetzt in ihrem wahren, adäquaten Ausdruck entwickelt. Ihre Basis ist die Vernunft, die reine Potenz des Erkennens, welche die reine Potenz des Seins, das unendliche Seinkönnen zu ihrem unmittelbaren Inhalt hat. Das notwendige Dritte hierzu ist nun die Potenz *über* das Sein, die sich nicht mehr entäußern könnende, und diese ist das Absolute, der Geist, das, was von der Notwendigkeit des Überganges in das Sein freigesprochen ist und in ewiger Freiheit gegen das Sein verharrt. Auch die „orphische" Einheit jener Potenzen kann das Absolute genannt werden, als das, außer dem nichts ist. Treten die Potenzen in Gegensatz zueinander, so ist diese ihre Ausschließlichkeit die Endlichkeit.

[1] Vgl. vorl. Band, S. 181

Diese wenigen Sätze genügen, denk' ich, zum Verständnis des Vorhergehenden und als Grundzüge des Neuschellingianismus, soweit diese hier und bis jetzt gegeben werden können. Es bleibt mir nun noch übrig, die von Schelling wohl absichtlich verschwiegenen Konsequenzen hieraus zu ziehen und für den großen Toten in die Schranken zu treten.

Wenn man das Schellingsche Todesurteil des Hegelschen Systems seiner Kurialsprache entkleidet, so kommt folgendes heraus: Hegel hat eigentlich gar kein eignes System gehabt, sondern vom Abfall meiner Gedanken kümmerlich sein Leben gefristet; während ich mit der partie brillante[1], der positiven Philosophie, mich beschäftigte, schwelgte er in der partie honteuse[2], der negativen, und übernahm, da ich keine Zeit hierzu hatte, ihre Vervollständigung und Ausarbeitung, unendlich beglückt dadurch, daß ich ihm dies noch anvertraute. Wollt Ihr ihn deshalb tadeln? „Er tat, was ihm zunächst lag." Er hat dennoch „eine Stelle unter den großen Denkern", denn „er war der einzige, der den Grundgedanken der Identitätsphilosophie anerkannte, während alle andern sie flach und seicht auffaßten". Aber dennoch sah es schlimm mit ihm aus, denn er wollte die halbe Philosophie zur ganzen machen.

Man erzählt ein bekanntes Wort, angeblich aus Hegels Munde, das aber nach obigen Äußerungen unzweifelhaft von Schelling herrührt: „Nur einer meiner Schüler verstand mich, und auch dieser verstand mich leider falsch."

Aber im Ernste, dürfen solche Schmähungen auf den Grabstein Hegels geschrieben werden, ohne daß wir, die wir ihm mehr verdanken, als er Schelling schuldig war, zur Ehre des Toten eine Herausforderung wagen, und sei der Gegner noch so furchtbar? Und Schmähungen sind dies doch, da mag Schelling sagen, was er will, da mag die Form scheinbar noch so wissenschaftlich sein. O, ich könnte den Herrn von Schelling und jeden beliebigen, wenn es verlangt würde, „auf rein wissenschaftliche Weise" so grundschlecht darstellen, daß er die Vorzüge der „wissenschaftlichen Methode" gewiß einsehen würde; aber was sollte mir das? Es wäre ohnehin frivol, wollte ich, der Jüngling, einen Greis meistern und vollends Schelling, der, mag er noch so entschieden von der Freiheit abgefallen sein, immer der Entdecker des Absoluten bleibt und, sobald er als Hegels Vorgänger auftritt, nur mit der tiefsten Ehrfurcht von uns allen genannt wird. Aber Schelling, der Nachfolger Hegels, hat nur auf einige Pietät Anspruch und wird von mir am allerwenigsten Ruhe und Kälte verlangen; denn ich bin für einen Toten eingetreten, und dem Kämpfenden steht etwas Leiden-

[1] glänzenden Seite – [2] düsteren Seite

schaft doch wohl an, wer mit kaltem Blut seine Klinge zieht, hat selten viel Begeisterung für die Sache, die er verficht.

Ich muß sagen, daß das hiesige Auftreten Schellings und namentlich diese Invektiven gegen Hegel wenig Zweifel mehr an dem übriglassen, was man bisher nicht glauben wollte, nämlich, daß das in der Vorrede zu Riedels bekannter jüngster Broschüre[100] gezeichnete Porträt ähnlich sei. Wenn diese Art, die ganze Entwickelung der Philosophie in diesem Jahrhundert, Hegel, Gans, Feuerbach, Strauß, Ruge und die „Deutschen Jahrbücher" zuerst von sich abhängig zu machen und sie dann nicht nur zu negieren, nein, sie mit einer Floskel, die nur *ihn* besser ins Licht stellen soll, als einen Luxus, den der Geist mit sich selber treibt, ein Kuriosum von Mißverständnis, eine Galerie von unnützen Verirrungen darzustellen – wenn das nicht alles übertrifft, was in jener Broschüre Schelling vorgeworfen wird, so hab' ich keine Ahnung von dem, was im gegenseitigen Verkehr Sitte ist. Freilich mochte es für Schelling schwer sein, einen Mittelweg zu finden, der weder ihn noch Hegeln kompromittierte, und der Egoismus wäre verzeihlich, der ihn, um sich zu halten, zur Aufopferung des Freundes veranlaßte. Aber es ist doch etwas zu stark, wenn Schelling dem Jahrhundert zumutet, vierzig Jahre voll Mühen und Arbeit, vierzig Jahre des Denkens, des Aufopferns der liebsten Interessen und der heiligsten Überlieferungen als vergeudete Zeit, verfehlte Richtung zurückzunehmen, bloß damit er nicht diese vierzig Jahre zu lange gelebt habe; es klingt wie mehr als Ironie, wenn er Hegeln eben dadurch eine Stelle unter den großen Denkern anweist, daß er ihn aus ihrer Zahl der Sache nach ausstreicht, ihn wie sein Geschöpf, seinen Diener behandelt; und endlich erscheint es doch einigermaßen wie Gedankengeiz, wie kleinlicher – wie nennt man doch die bekannte blaßgelbe Leidenschaft? –, wenn Schelling alles und jedes, was er bei Hegel anerkennt, als sein Eigentum, ja als Fleisch von seinem Fleisch, reklamiert. Es wäre doch sonderbar, wenn die alte Schellingsche Wahrheit nur in der schlechten Hegelschen Form sich hätte halten können, und dann fiele der Vorwurf des dunklen Ausdrucks, den Schelling seinem Angegriffenen vorgestern machte, doch notwendig auf ihn selbst zurück, was er freilich nach allgemeinem Urteil schon jetzt tut, trotz der versprochenen Deutlichkeit. Wer sich in solchen Perioden ergeht, wie Schelling es fortwährend tut, wer Ausdrücke wie Quidditativ und Quodditativ, orphische Einheit usw. gebraucht und selbst mit diesen noch so wenig auskommt, daß lateinische und griechische Sätze und Wörter jeden Augenblick aushelfen müssen, der begibt sich denn doch wohl des Rechtes, über Hegels Stil zu schelten.

Am meisten zu bedauern ist übrigens Schelling wegen des unglücklichen Mißverständnisses in Beziehung auf die Existenz. Der gute, naive Hegel mit seinem Glauben an die Existenz philosophischer Resultate, an die Berechtigung der Vernunft, in die Existenz zu treten, das Sein zu beherrschen! Aber merkwürdig wäre es doch, wenn er, der Schelling denn doch gehörig studiert und lange persönlichen Umgang mit ihm gepflogen hatte, wenn alle andern, die die Identitätsphilosophie zu durchdringen suchten, gar nichts gemerkt hätten von dem Hauptspaß, nämlich, daß das all nur Flausen sind, die nur in Schellings Kopf existierten und gar keine Ansprüche darauf machten, auf die Außenwelt einigen Einfluß zu haben. Irgendwo müßte das doch wohl geschrieben stehen, und einer hätt' es doch gewiß gefunden. Aber man kommt wirklich in Versuchung, daran zu zweifeln, ob dies von vornherein Schellings Ansichten gewesen, oder ob es spätere Zutat sei.

Und die neue Fassung der Identitätsphilosophie? Kant befreite das vernünftige Denken von Raum und Zeit, Schelling nimmt uns noch die Existenz. Was bleibt uns dann noch? Es ist hier nicht der Ort, gegen ihn zu beweisen, daß die Existenz allerdings in den Gedanken fällt, das Sein dem Geiste immanent ist und der Grundsatz aller modernen Philosophie, das cogito, ergo sum, nicht so im Sturm umgerannt werden kann; aber man wird mir die Fragen erlauben, ob eine Potenz, die selbst kein Sein hat, ein Sein erzeugen kann, ob eine Potenz, die sich nicht mehr entäußern kann, noch Potenz ist, und ob die Trichotomie der Potenzen der aus Hegels „Enzyklopädie" sich entwickelnden Dreieinigkeit von Idee, Natur und Geist nicht auf eine merkwürdige Weise entspricht?

Und was wird sich aus dem allen für die Philosophie der Offenbarung ergeben? Sie fällt natürlich in die positive Philosophie, in die empirische Seite. Schelling wird sich nicht anders helfen können als durch die Annahme des Faktums einer Offenbarung, das er vielleicht auf irgendeine Weise, nur nicht vernünftig, denn dazu hat er sich ja die Türe versperrt, begründet. Hegel hat es sich doch ein klein wenig saurer gemacht – oder sollte Schelling andere Auskunftsmittel in der Tasche haben? So läßt sich denn diese Philosophie ganz richtig die empirische nennen, ihre Theologie die positive, und ihre Jurisprudenz wird wohl die historische sein. Das wäre freilich einer Niederlage nicht unähnlich, denn das kannten wir alles schon, ehe Schelling nach Berlin kam.

Unsere Sache wird es sein, seinen Gedankengang zu verfolgen und des großen Meisters Grab vor Beschimpfungen zu schützen. Wir scheuen den Kampf nicht. Uns konnte nichts Wünschenswerteres geschehen, als für

eine Zeitlang ecclesia pressa[1] zu sein. Da scheiden sich die Gemüter. Was echt ist, bleibt im Feuer bewährt, was unecht ist, vermissen wir gern in unseren Reihen. Die Gegner müssen uns zugestehen, daß niemals die Jugend so zahlreich zu unsern Fahnen strömte, niemals der Gedanke, der uns beherrscht, sich so reich entfaltete, Mut, Gesinnung, Talent so sehr auf unserer Seite war als jetzt. So wollen wir denn getrost aufstehen gegen den neuen Feind; am Ende findet sich doch einer unter uns, der es bewährt, daß das Schwert der Begeisterung ebensogut ist wie das Schwert des Genies.

Schelling aber mag sehen, ob er eine Schule zusammenbekommt. Viele schließen sich jetzt bloß deshalb an ihn an, weil sie, wie er, gegen Hegel sind und jeden, der ihn angreift, und wär' es Leo oder Schubarth, mit Dank annehmen. Für diese ist aber Schelling, denk' ich, viel zu gut. Ob er außerdem Anhänger bekommt, wird sich zeigen. Ich glaub' es noch nicht, obgleich einige seiner Zuhörer Fortschritte machen und es schon bis zur *Indifferenz* gebracht haben.

---

[1] unterdrückte Kirche

Schelling

und die

Offenbarung.

Kritik

des neuesten Reaktionsversuchs

gegen die

freie Philosophie.

Leipzig,
Robert Binder.
1842.

Titelseite der Broschüre „Schelling und die Offenbarung“

Schelling und die Offenbarung

Kritik des neuesten Reaktionsversuchs gegen die freie Philosophie

Seit einem Jahrzehend hing an den Bergen Süddeutschlands eine Gewitterwolke, die sich immer dräuender und finstrer für die norddeutsche Philosophie zusammenzog. Schelling trat in München wieder auf; man vernahm, daß sein neues System sich dem Abschluß nähere und dem Übergewicht der Hegelschen Schule sich entgegenstellen werde. Er selbst sprach sich entschieden gegen diese Richtung aus, und den übrigen Gegnern derselben blieb immer noch der Rückhalt, wenn alle Gründe der siegenden Gewalt jener Lehre weichen mußten, auf Schelling als den Mann hinzuweisen, der sie in letzter Instanz vertilgen werde.

Erwünscht mußte es daher den Jüngern Hegels sein, als vor einem halben Jahre Schelling nach Berlin kam und sein nunmehr fertiges System dem öffentlichen Urteile preiszugeben versprach. So durfte man hoffen, das lästige, leere Gerede von ihm, dem großen Unbekannten, endlich nicht mehr hören zu müssen und einmal zu sehen, was denn daran sei. Ohnehin war bei dem kampflustigen Sinn, der die Hegelsche Schule immer auszeichnete, bei dem Selbstvertrauen, das sie besaß, die Gelegenheit ihr nur willkommen, sich mit einem berühmten Gegner messen zu können; längst war Schelling ja von Gans, Michelet und dem „Athenäum", seine jüngeren Schüler von den „Deutschen Jahrbüchern" herausgefordert.

So zog denn die Gewitterwolke herauf und entlud sich in Donner und Blitz, die von Schellings Katheder aus ganz Berlin aufzuregen begannen. Jetzt ist der Donner verhallt, der Blitz leuchtet nicht mehr; hat er sein Ziel getroffen, schlägt das Gerüste des Hegelschen Systems, dieser stolze Palast des Gedankens, in Flammen auf, eilen die Hegelianer zu retten, was noch zu retten ist? Bis jetzt hat das noch niemand gesehen.

Und doch hatte man von Schelling alles erwartet. Lagen nicht die „Positiven" auf den Knien und ächzten über die große Dürre im Lande des Herrn und flehten die Regenwolke heran, die am fernen Horizont hing?

War es nicht gerade wie damals in Israel, wo Elias beschworen wurde, die weiland Baalspfaffen zu vertreiben? Und als er nun kam, der große Teufelsbanner, wie verstummte da auf einmal all die laute, schamlose Denunziation, all das wüste Toben und Schreien, damit nur ja kein Wort verlorengehe von der neuen Offenbarung! Wie zogen sich die tapfern Helden von der „Evangelischen" und „Allgemeinen Berliner Kirchenzeitung", vom „Literarischen Anzeiger", von der Fichteschen Zeitschrift [101] bescheiden zurück, um dem Sankt Georg Platz zu machen, der den greulichen Lindwurm der Hegelei, dessen Odem Flammen der Gottlosigkeit und Rauch der Verfinsterung war, erlegen sollte! War nicht eine Stille im Lande, als sollte der heilige Geist herniederfahren, als wollte Gott selbst aus den Wolken reden?

Und als der philosophische Messias nun seinen hölzernen, sehr schlecht gepolsterten Thron im Auditorium maximum bestieg, als er Taten des Glaubens und Wunder der Offenbarung versprach, welch jubelnder Zuruf scholl Ihm aus dem Heerlager der Positiven entgegen! Wie waren alle Zungen voll von ihm, auf den die „Christlichen" ihre Hoffnung gesetzt hatten! Hieß es nicht, der kühne Recke werde allein, wie Roland, auf feindliches Gebiet gehen, im Herzen des feindlichen Landes seine Fahne aufpflanzen, die innerste Burg der Verruchtheit, die nie bewältigte Feste der Idee in die Luft sprengen, daß die Feinde ohne Basis, ohne Zentrum, in ihrem eignen Lande keinen Rat, keine sichere Stätte mehr finden könnten? Proklamierte man nicht schon den bis zu Ostern 1842 erwarteten Sturz des Hegelianismus, den Tod aller Atheisten und Unchristen?

Alles ist anders gekommen. Die Hegelsche Philosophie lebt nach wie vor auf dem Katheder, in der Literatur, in der Jugend; sie weiß, daß alle bis jetzt gegen sie geführten Streiche ihr nichts anhaben konnten, und geht ruhig ihren eignen innern Entwicklungsgang fort. Ihr Einfluß auf die Nation ist, wie schon die vermehrte Wut und Tätigkeit der Gegner beweist, in raschem Steigen, und Schelling hat fast alle seine Zuhörer unbefriedigt gelassen.

Das sind Tatsachen, gegen die etwas Stichhaltiges einzuwenden selbst den wenigen Anhängern der neuschellingschen Weisheit unmöglich sein wird. Als man merkte, daß die in bezug auf Schelling gefaßten Vorurteile sich nur zu sehr bestätigten, war man anfangs etwas verlegen, wie man die Pietät gegen den Altmeister der Wissenschaft mit jener offenen, entschiedenen Zurückweisung seiner Ansprüche, die man Hegeln schuldig war, vereinigen sollte. Er tat uns indes bald den Gefallen, uns aus diesem Dilemma zu befreien, indem er sich über Hegel in einer Weise aussprach, die uns von jeder Rücksicht gegen den angeblichen Nachfolger und Überwinder

desselben entband. Darum wird man auch mir es nicht verübeln können, wenn ich ein demokratisches Prinzip in meiner Beurteilung befolge und ohne Ansehen der Person rein auf die Sache und ihre Geschichte mich beschränke.

Als Hegel im Jahre 1831 sterbend seinen Jüngern das Vermächtnis seines Systems hinterließ, war ihre Zahl noch verhältnismäßig gering. Das System war nur in jener zwar strengen und starren, aber auch gediegenen Form vorhanden, die seitdem soviel getadelt worden ist, die aber nichts andres als eine Notwendigkeit war. Hegel selbst hatte, im stolzen Vertrauen auf die Kraft der Idee, wenig zur Popularisierung seiner Lehre getan. Die Schriften, die er veröffentlicht hatte, waren alle in einem streng-wissenschaftlichen, ja fast dornigen Stile geschrieben und konnten, wie die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, wo seine Schüler in derselben Weise schrieben, nur auf ein geringes, noch dazu präokkupiertes Publikum von Gelehrten rechnen. Die Sprache durfte sich der im Kampf mit dem Gedanken erworbenen Narben nicht schämen; es kam fürs erste darauf an, alles Vorstellungsmäßige, Phantastische, Gefühlige entschieden abzuweisen und den reinen Gedanken in seiner Selbstschöpfung zu erfassen. War diese sichere Operationsbasis erst gewonnen, so konnte man einer späteren Reaktion der ausgeschlossenen Elemente ruhig entgegensehen und selbst in das unphilosophische Bewußtsein herabsteigen, da der Rücken gedeckt blieb. Die Wirkung der Hegelschen Vorlesungen blieb immer auf einen kleinen Kreis beschränkt, und so bedeutend sie da auch gewesen ist, so konnte sie doch erst in späteren Jahren Früchte tragen.

Als aber Hegel gestorben war, begann seine Philosophie erst recht zu leben. Die Herausgabe seiner sämtlichen Werke, besonders der Vorlesungen, machte eine unermeßliche Wirkung. Neue Pforten taten sich auf zu dem verborgenen, wundervollen Schatze, der im verschwiegnen Bergesschoße lag, und dessen Herrlichkeit nur für wenige bisher geschimmert hatte. Klein war die Zahl derer gewesen, die den Mut hatten, auf eigne Faust sich in das Labyrinth der Zugänge zu wagen; jetzt war eine gerade, bequeme Bahn da, auf der das märchenhafte Kleinod erreicht werden konnte. Zugleich nahm die Lehre im Munde der Schüler Hegels eine menschlichere, anschaulichere Gestalt an, die Opposition von seiten der Philosophie selbst wurde immer schwächer und bedeutungsloser, und allmählich hörte man nur noch den theologischen und juristischen Schlendrian sich über die Impertinenz beklagen, mit der ein Unberufener sich in seine Fachgelehrsamkeit eindränge. Die Jugend bemächtigte sich des dargebotenen Neuen um so begieriger, als inzwischen in der Schule selbst ein

Fortschritt eingetreten war, der zu den bedeutungsvollsten, auf die Lebensfragen der Wissenschaft wie der Praxis sich beziehenden Diskussionen antrieb.

Die Schranken, in die Hegel selbst den gewaltigen, jugendlich aufbrausenden Konsequenzenstrom seiner Lehre eindämmte, waren teils von seiner Zeit, teils von seiner Persönlichkeit bedingt. Das System war in seinen Grundzügen vor 1810 fertig, die Weltanschauung Hegels mit 1820 abgeschlossen. Seine politische Ansicht, seine im Hinblick auf England entwickelte Staatslehre tragen unverkennbar das Gepräge der Restaurationszeit, wie ihm denn auch die Julirevolution in ihrer welthistorischen Notwendigkeit nicht klar wurde. So fiel er selbst seinem eignen Ausspruch anheim, daß jede Philosophie nur der Gedankeninhalt ihrer Zeit ist. Andrerseits wurden zwar seine persönlichen Meinungen durch das System geläutert, aber nicht ohne auf die Konsequenzen desselben zu influieren. So wäre die Religions- und Rechtsphilosophie unbedingt ganz anders ausgefallen, wenn er mehr von den positiven Elementen, die nach der Bildung seiner Zeit in ihm lagen, abstrahiert und dafür aus dem reinen Gedanken entwickelt hätte. Hierauf lassen sich alle Inkonsequenzen, alle Widersprüche in Hegel reduzieren. Alles, was in der Religionsphilosophie zu orthodox, im Staatsrecht zu pseudohistorisch erscheint, ist unter diesen Gesichtspunkt zu fassen. Die Prinzipien sind immer unabhängig und freisinnig, die Folgerungen – das leugnet kein Mensch – hier und da verhalten, ja illiberal. Hier trat nun ein Teil seiner Schüler auf, hielt sich an die Prinzipien und verwarf die Konsequenzen, wenn sie sich nicht rechtfertigen konnten. Die linke Seite bildete sich, Ruge schuf ihr in den „Hallischen Jahrbüchern" ein Organ, und über Nacht war der Abfall von der Herrschaft des Positiven erklärt. Aber noch wagte man nicht, alle Konsequenzen offen auszusprechen. Man glaubte, selbst nach Strauß noch innerhalb des Christentums zu stehen, ja, man pochte, den Juden gegenüber, auf die Christlichkeit; man war sich über Fragen wie die von der Persönlichkeit Gottes und der individuellen Unsterblichkeit selbst noch nicht klar genug, um ein rückhaltloses Urteil fällen zu können; ja man war im Zweifel, wenn man die unausbleiblichen Konsequenzen herannahen sah, ob die neue Lehre nicht esoterisches Eigentum der Schule und für die Nation ein Geheimnis bleiben müsse. Da trat Leo mit den „Hegelingen" auf und erwies seinen Gegnern dadurch den größesten Dienst; wie denn überhaupt alles, was auf den Untergang dieser Richtung berechnet war, zu ihrem Vorteil ausschlug und ihr aufs deutlichste bewies, daß sie mit dem Weltgeiste Hand in Hand geht. Leo hat den Hegelingen Klarheit über sich selbst verschafft,

hat in ihnen den stolzen Mut wieder erweckt, der die Wahrheit bis in ihre äußersten Folgerungen begleitet und sie offen und verständlich ausspricht, mag daraus kommen, was da wolle. Es ist ergötzlich, jetzt die damals gegen Leo erschienenen Verteidigungen zu lesen, wie die armen Hegelinge zappeln und sich gegen Leos Schlüsse verwahren und verklausulieren. Jetzt fällt es keinem von ihnen ein, die Anklagepunkte Leos abzuleugnen; so hoch ist ihre Frechheit seit drei Jahren gestiegen. Feuerbachs „Wesen des Christenthums", Strauß' „Dogmatik" [102] und die „Deutschen Jahrbücher" zeigen die Früchte, die Leos Denunziation getragen hat; ja die „Posaune" [103] weist die Konsequenzen, auf die es ankommt, schon bei Hegel nach. Dies Buch ist schon darum für die Stellung Hegels so wichtig, weil es zeigt, wie oft in Hegel der unabhängige, kühne Denker über den tausend Einflüssen unterworfenen Professor gesiegt hat. Es ist eine Ehrenrettung der Persönlichkeit des Mannes, dem man zumutete, nicht nur da, wo er genial war, über seine Zeit hinauszugehen, sondern auch da, wo er es nicht war. Hier ist der Beweis, daß er auch dies getan hat.

So hat es denn die „hegelingische Rotte" kein Hehl mehr, daß sie das Christentum nicht mehr als ihre Schranke ansehen kann und will. Alle Grundprinzipien des Christentums, ja sogar dessen, was man bisher überhaupt Religion nannte, sind gefallen vor der unerbittlichen Kritik der Vernunft; die absolute Idee macht Anspruch darauf, die Gründerin einer neuen Ära zu sein. Die große Umwälzung, von der die französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts nur die Vorläufer waren, hat ihre Vollendung im Reiche des Gedankens, ihre Selbstschöpfung vollbracht. Die Philosophie des Protestantismus, von Descartes an, ist geschlossen; eine neue Zeit ist angebrochen, und es ist die heiligste Pflicht aller, die der Selbstentwicklung des Geistes gefolgt sind, das ungeheure Resultat ins Bewußtsein der Nation überzuführen und zum Lebensprinzip Deutschlands zu erheben.

Während dieser innern Entwicklung der Hegelschen Philosophie blieb ihre äußere Stellung auch nicht unverändert. Der Minister Altenstein, durch dessen Vermittlung der neuen Lehre eine Wiege in Preußen bereitet war, starb; mit den folgenden Veränderungen hörte nicht nur alle Begünstigung jener Lehre auf, sondern man bestrebte sich auch, sie allmählich vom Staate auszuschließen. Es war dies die Folge der sowohl auf Seite des Staats als der Philosophie stärker hervorgehobenen Prinzipien; wie diese sich nicht scheute, das Notwendige auszusprechen, so war es auch ganz natürlich, daß jener seine Konsequenzen bestimmter geltend machte. Preußen ist ein christlich-monarchischer Staat, und seine welthistorische Stellung gibt ihm ein Recht auf Anerkennung seiner Prinzipien als faktisch

gültiger. Man mag sie teilen oder nicht, genug, sie sind da, und Preußen ist stark genug, sie nötigenfalls vertreten zu können. Zudem hat die Hegelsche Philosophie keine Ursache, sich darüber zu beklagen. Ihre frühere Stellung warf einen falschen Schein auf sie und zog ihr scheinbar eine Menge Anhänger zu, auf die in Zeiten des Kampfes nicht zu rechnen war. Ihre falschen Freunde, die Egoisten, die Oberflächlichen, die Halben, die Unfreien, sind jetzt glücklich zurückgetreten, und sie weiß jetzt, woran sie ist und auf wen sie zählen kann. Zudem kann es ihr nur lieb sein, wenn die Gegensätze sich scharf hervorheben, da ihr endlicher Sieg doch gewiß ist. So war es denn ganz natürlich, daß als Gegengewicht der bisher vorherrschenden Tendenzen Männer von der entgegengesetzten Richtung berufen wurden; der Kampf gegen jene wurde wieder angefacht, und als die historisch-positive Fraktion wieder einigen Mut bekommen hatte, wurde Schelling nach Berlin berufen, um dem Streite den Ausschlag zu geben und die Hegelsche Lehre auf ihrem eignen philosophischen Gebiet zu ächten.

Sein Auftreten in Berlin mußte allgemein Spannung erregen. Er hatte in der Geschichte der neueren Philosophie eine so bedeutende Rolle gespielt; trotz aller von ihm herrührenden Anregungen hatte er indes nie ein fertiges System gegeben und seinen Abschluß mit der Wissenschaft immer noch hinausgeschoben, bis er jetzt endlich diese große Abrechnung über seine ganze Lebenstätigkeit zu geben versprach. Er übernahm es auch wirklich, die Versöhnung von Glauben und Wissen, von Philosophie und Offenbarung zustande zu bringen und was er weiter in seiner ersten Vorlesung aussprach.[99] Ein andres, wichtiges Moment, das erhöhtes Interesse für ihn einflößte, war seine Stellung zu dem, den er zu besiegen gekommen war. Freunde und Stubengenossen schon auf der Universität, lebten beide Männer nachher in Jena so vertraut zusammen, daß es bis auf den heutigen Tag unentschieden bleiben muß, welchen Einfluß sie aufeinander hatten. Nur dies ist gewiß, daß Hegel es war, der es Schelling zum Bewußtsein brachte, wieweit er bereits, ohne zu wissen, über Fichte hinausgegangen war*. Nach ihrer Trennung indes begannen ihre bisher parallel laufenden Entwick-

* Wenn Schelling wirklich die „Geradsinnigkeit und Offenheit", mit der er sich brüstet, besitzt, wenn er seine Behauptungen über Hegel wirklich aufrichtig meint und Grund dazu hat, so beweise er das durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Hegel, den er besitzen soll, wie es heißt, oder dessen Veröffentlichung doch nur von ihm abhängt. Aber da liegt der wunde Fleck. Verlangt er also Glauben an seine Wahrhaftigkeit, so rücke er heraus mit diesem Beweise, der alle deshalb erhobenen Streitigkeiten lösen würde.

lungsbahnen bald auseinander zu gehen. Hegel, dessen tiefinnerliche, ruhelose Dialektik erst jetzt sich recht zu entfalten anfing, nachdem Schellings Einfluß zurückgetreten war, tat 1806 in der „Phänomenologie des Geistes" einen Riesenschritt über den naturphilosophischen Standpunkt hinaus und erklärte seine Unabhängigkeit von diesem; Schelling verzweifelte immer mehr daran, auf dem bisherigen Wege zu den erstrebten großen Resultaten zu gelangen, und versuchte bereits zu jener Zeit, sich des Absoluten auf unmittelbare Weise durch die erfahrungsmäßige Voraussetzung einer höheren Offenbarung zu bemächtigen. Während Hegels gedankenschaffende Kraft immer energischer, lebendiger, tätiger sich zeigte, versank Schelling, wie schon eine solche Annahme beweist, in eine träge Ermattung, die sich auch in seiner bald einschlummernden literarischen Tätigkeit äußerte. Er mag jetzt immerhin selbstzufrieden von seiner langen, verschwiegnen philosophischen Arbeit, von den geheimen Schätzen seines Pultes, von seinem dreißigjährigen Krieg mit dem Gedanken sprechen, es glaubt ihm das kein Mensch. Wer alle Anstrengung seines Geistes auf einen Punkt verwendet, wer die Jugendkraft noch in Anspruch nimmt, die einen *Fichte* überwand, der ein Heros der Wissenschaft, ein Genie ersten Ranges sein will – und nur ein solches würde Hegeln stürzen können, das muß jeder zugeben –, der sollte dreißig Jahre und mehr gebrauchen, um einige unbedeutende Resultate zutage zu fördern? Hätte Schelling es sich nicht so bequem mit dem Philosophieren gemacht, würden da nicht alle Stufen seines Gedankenganges der Welt in einzelnen Schriften vorliegen? Ohnehin hat er von jeher in dieser Beziehung wenig Selbstbeherrschung gezeigt und alles Neue, das er fand, gleich ohne viel Kritik in die Welt geschickt. Fühlte er sich noch immer als König der Wissenschaft, wie konnte er ohne die Anerkennung seines Volkes leben, wie konnte ihm die armselige Existenz eines abgesetzten Fürsten, eines Karl X., wie konnte ihm der längst verschlissene und verbleichte Purpur der Identitätsphilosophie genügen? Mußte er nicht alles daran wagen, sich in seine verlornen Rechte zu restituieren, den Thron, den ein „später Gekommener" ihm geraubt, wieder zu erobern? Statt dessen ließ er die Bahn des reinen Gedankens liegen, vergrub sich in mythologische und theosophische Phantastereien und hielt, wie es scheinen muß, sein System zur Verfügung des Königs von Preußen[1], denn auf dessen Ruf war das nie Vollendete sogleich fertig. So kam er denn her, mit der Versöhnung von Glauben und Wissen im Koffer, machte von sich reden und stieg endlich aufs Katheder. Und was war das Neue, das er brachte, das Unerhörte,

[1] Friedrich Wilhelm IV.

womit er Wunder wirken wollte? Die Philosophie der Offenbarung, die er „seit 1831 ganz in derselben Weise" in München vorgetragen hatte, und die Philosophie der Mythologie, die „aus noch früherer Zeit her sich datiert". Ganz alte Sachen, die seit zehn Jahren in München fruchtlos verkündigt waren, die nur einen Ringseis, einen Stahl zu kapern imstande waren. Das also nennt Schelling sein „System"! Da liegen die welterlösenden Kräfte, die Bannsprüche für die Gottlosigkeit, in dem Samen, der in München nicht aufkeimen wollte! Warum hat denn Schelling diese seit zehn Jahren fertigen Vorlesungen nicht drucken lassen? Bei all dem Selbstvertrauen und der Zuversicht des Erfolges muß doch noch etwas dahinterstecken, muß irgendein geheimer Zweifel ihn doch von diesem Schritte abhalten.

Indem er vor das Berliner Publikum trat, stellte er sich allerdings der Öffentlichkeit etwas näher als bisher in München. Was dort leicht esoterische Geheimlehre bleiben konnte, weil kein Mensch sich darum kümmerte, muß hier ohne Gnade ans Tageslicht. Keiner wird in den Himmel eingelassen, ehe er durch das Fegefeuer der Kritik gegangen ist. Was hier in der Universität heute Auffallendes gesagt wird, steht morgen in allen deutschen Zeitungen. So mußten Schelling alle Gründe, die ihn vom Druck seiner Vorlesungen abhielten, auch von der Übersiedelung nach Berlin zurückhalten. Ja noch mehr, denn das gedruckte Wort läßt kein Mißverständnis zu, während das einmal flüchtig gesprochene, eilig nachgeschriebene und vielleicht nur halb gehörte allerdings falschen Auffassungen ausgesetzt sein muß. Aber freilich war nun kein andrer Rat; er mußte nach Berlin, oder er erkannte durch die Tat seine Unfähigkeit an, den Hegelianismus zu besiegen. Auch zum Druck war es nun zu spät, denn er mußte etwas Neues, Ungedrucktes nach Berlin bringen, und daß er nicht noch andere Dinge „im Pulte" hat, zeigt sein Auftreten hier.

So trat er denn zuversichtlich, und gleich von vornherein seinen Zuhörern das Ungeheuerste versprechend, aufs Katheder und begann vor fast vierhundert Menschen aus allen Ständen und Nationen seine Vorträge. Aus ihnen werde ich nun, meine eignen mit andern möglichst treuen Heften verglichenen Notizen zugrunde legend, das mitteilen, was zur Rechtfertigung meines Urteils nötig ist.

Alle Philosophie hat es sich bisher zur Aufgabe gestellt, die Welt als vernünftig zu begreifen. Was vernünftig ist, das ist nun freilich auch notwendig, was notwendig ist, muß wirklich sein oder doch werden. Dies ist die Brücke zu den großen praktischen Resultaten der neueren Philosophie. Wenn nun Schelling diese Resultate nicht anerkennt, so war es konsequent,

die Vernünftigkeit der Welt auch zu leugnen. Dies geradezu auszusprechen, hat er indes nicht gewagt, sondern es vorgezogen, die Vernünftigkeit der Philosophie zu leugnen. So zieht er sich denn zwischen Vernunft und Unvernunft auf einem möglichst krummen Wege durch, nennt das Vernünftige a priori begreiflich, das Unvernünftige a posteriori begreiflich, und weist das erste der „reinen Vernunftwissenschaft oder negativen Philosophie", das zweite der neu zu begründenden „positiven Philosophie" zu.

Hier ist die erste, große Kluft zwischen Schelling und allen andern Philosophen; hier der erste Versuch, Autoritätsglauben, Gefühlsmystik, gnostische Phantasterei in die freie Wissenschaft des Denkens hineinzuschmuggeln. Die Einheit der Philosophie, die Ganzheit aller Weltanschauung wird zum unbefriedigendsten Dualismus zerrissen, der Widerspruch, der die welthistorische Bedeutung des Christentums ausmacht, zum Prinzip auch der Philosophie erhoben. Gleich von vornherein also müssen wir gegen diese Spaltung protestieren. Wie nichtig sie außerdem ist, wird sich zeigen, wenn wir den Gedankengang verfolgen, mit dem Schelling seine Unfähigkeit, das Universum als Vernünftiges und Ganzes zu begreifen, zu rechtfertigen sucht. Er geht von dem scholastischen Satze aus, daß an den Dingen das quid und das quod, das *Was* und das *Daß* zu unterscheiden sei. *Was* die Dinge seien, lehre die Vernunft, *daß* sie seien, beweise die Erfahrung. Wolle man diese Unterscheidung durch die Behauptung der Identität von Denken und Sein aufheben, so sei das ein Mißbrauch dieses Satzes. Das Resultat des logischen Denkprozesses sei nur der Gedanke der Welt, nicht die reale Welt. Die Vernunft sei schlechthin impotent, die Existenz von irgend etwas zu beweisen, und habe in dieser Beziehung das Zeugnis der Erfahrung für genügend anzunehmen. Nun habe sich die Philosophie aber auch mit Dingen beschäftig, die über alle Erfahrung hinausgingen, z.B. mit Gott; es frage sich also, ob die Vernunft für die Existenz derselben Beweise zu liefern imstande sei. Um diese Frage beantworten zu können, läßt sich Schelling auf eine lange Diskussion ein, die hier ganz überflüssig ist, da obige Prämissen keine Antwort zulassen als ein entschiedenes *Nein*. Dies ist denn auch das Resultat der Schellingschen Erörterung. So folgt denn hieraus nach Schelling notwendig, daß die Vernunft im reinen Denken sich nicht mit den wirklich existierenden Dingen, sondern mit den Dingen als möglichen zu beschäftigen habe, mit ihrem Wesen, nicht mit ihrem Sein; so daß wohl Gottes Wesen, aber nicht seine Existenz ihr Gegenstand sei. Für den wirklichen Gott müsse also eine andre als die rein vernünftige Sphäre gesucht werden, es müssen Dinge die

Voraussetzung der Existenz erhalten, die sich erst später, a posteriori, als möglich oder vernünftig und als in ihren Folgen erfahrungsmäßig, d.h. wirklich zu erweisen haben.

Hier ist der Gegensatz gegen Hegel bereits in seiner ganzen Schärfe ausgesprochen. Hegel, in jenem naiven Glauben an die Idee, über den Schelling so erhaben ist, behauptet, was vernünftig sei, das sei auch wirklich; Schelling sagt aber, was vernünftig ist, das ist möglich und stellt sich dadurch sicher, denn dieser Satz ist bei der bekannten Weitschichtigkeit der Möglichkeit unumstößlich. Zugleich aber beweist er schon hierdurch, wie sich später zeigen wird, seine Unklarheit in Beziehung auf alle rein logischen Kategorien. Ich könnte zwar gleich jetzt die Lücke in der obigen Schlachtordnung von Schlüssen aufzeigen, durch die der böse Feind der Abhängigkeit sich in die Reihe der freien Gedanken stahl, aber ich will es auf spätere Gelegenheit versparen, um mich nicht zu wiederholen, und sogleich zum Inhalt der reinen Vernunftwissenschaft übergehen, wie ihn Schelling zum großen Ergötzen aller Hegelianer seinen Zuhörern vorkonstruiert hat. Er ist folgender:

Die Vernunft ist die unendliche Potenz des Erkennens. Potenz ist dasselbe wie Vermögen (Kants Erkennungsvermögen). Sie scheint als solche ohne allen Inhalt, doch hat sie allerdings einen solchen, und zwar ohne Zutun, ohne Aktus von ihrer Seite, denn sonst hörte sie ja auf, Potenz zu sein, da Potenz und Aktus sich gegenüberstehen. Dieser, notwendigerweise also unmittelbare, angeborene Inhalt wird, da allem Erkennen ein Sein entspricht, nur die unendliche Potenz des Seins, entsprechend der unendlichen Potenz des Erkennens, sein können. Diese Potenz des Seins, dies unendliche Seinkönnen ist die Substanz, aus der wir unsre Begriffe abzuleiten haben. Die Beschäftigung mit ihr ist das reine, sich selbst immanente Denken. Dieses reine Seinkönnen ist nun nicht bloß eine Bereitschaft zu existieren, sondern der Begriff des Seins selbst, das seiner Natur nach ewig in den Begriff Übergehende, oder im Begriff, ins Sein überzugehen, Seiende, das vom Sein nicht Abzuhaltende und darum vom Denken ins Sein Übergehende. Dies ist die bewegliche Natur des Denkens, wonach es nicht beim bloßen Denken stehenbleiben kann, sondern ewig ins Sein übergehen muß. Doch ist dies kein Übergang ins reale Sein, sondern bloß ein logischer. So erscheint anstatt der reinen Potenz ein logisch Seiendes. Indem nun aber die unendliche Potenz als das Prius dessen sich verhält, was im Denken selbst durch Übergehen ins Sein entsteht, und der unendlichen Potenz nur alles wirkliche Sein entspricht, so besitzt die Vernunft die Potenz als ihr mit ihr verwachsener Inhalt, eine apriorische Stellung gegen

das Sein anzunehmen und so, ohne die Erfahrung zu Hülfe zu nehmen, zum Inhalt alles wirklichen Seins zu gelangen. Was in der Wirklichkeit vorkommt, hat sie als logisch notwendige Möglichkeit erkannt. Sie weiß nicht, ob die Welt existiert, sie weiß bloß, daß, wenn sie existiert, sie so und so beschaffen sein muß.

Daß die Vernunft Potenz ist, nötigt uns also, den Inhalt derselben auch für potenziell zu erklären. Gott also kann nicht unmittelbarer Inhalt der Vernunft sein, denn er ist etwas Wirkliches, nichts bloß Potentielles, Mögliches. In der Potenz des Seins entdecken wir nun zuerst die Möglichkeit, ins Sein überzugehen. Dies Sein nimmt ihr die Herrschaft über sich selbst. Vorher war sie des Seins mächtig, sie konnte übergehen und auch nicht; jetzt ist sie dem Sein verfallen, in seiner Gewalt. Dies ist entgeistetes Sein, begriffloses, denn Geist ist Macht über das Sein. In der Natur ist dies begrifflose Sein nicht mehr anzutreffen, es ist schon alles von der Form in Beschlag genommen, aber es ist leicht zu sehen, daß diesem ein blindes, schrankenloses Sein vorausging, als Materie zugrunde liegt. Nun aber ist die Potenz dies Freie, Unendliche, das ins Sein übergehen kann und auch nicht, so daß sich zwei kontradiktorische Gegensätze, Sein und Nichtsein, in ihr nicht ausschließen. Dies Auch-nicht-übergehen-Können ist, solange das erste in der Potenz bleibt, diesem gleich. Erst wenn das unmittelbar Seinkönnende wirklich übergeht, wird das andre von ihm ausgeschlossen. Die Indifferenz beider in der Potenz hört auf, denn jetzt setzt die erste Möglichkeit die zweite außer sich. Dieser zweiten wird das Können erst gegeben durch die Ausschließung der ersten. Wie in der unendlichen Potenz das Übergehen-Können und das Nichtübergehen-Können sich nicht ausschließen, so schließen sie auch das zwischen Sein und Nichtsein Freischwebende nicht aus. So haben wir drei Potenzen. In der ersten ein unmittelbares Verhältnis zum Sein, in der zweiten ein mittelbares, erst durch die Ausschließung von der ersten sein Könnendes. So haben wir also 1. das zum Sein sich Neigende, 2. das zum Nichtsein sich Neigende, 3. das zwischen Sein und Nichtsein Freischwebende. Vor dem Übergange ist das dritte von der unmittelbaren Potenz nicht unterschieden und wird so erst dann ein Sein werden, wenn es von den ersten beiden ausgeschlossen ist; es kann erst zustande kommen, wenn die beiden ersten ins Sein übergegangen sind. Hiermit sind alle Möglichkeiten geschlossen, und der innere Organismus der Vernunft ist in dieser Totalität der Potenzen erschöpft. Die erste Möglichkeit ist nur die, vor welcher nur die unendliche Potenz selbst sein kann. Es gibt etwas, das, wenn es den Ort der Möglichkeit verlassen hat, nur eines ist, aber bis es sich hierzu ent-

schieden hat, ist es instar omnium, das zunächst Bevorstehende, auch das Widerstehende, das dem andern, ihm zu folgen Bestimmten, Widerstand leistet. Indem es aus seiner Stelle weicht, überträgt es seine Macht einem andern, dieses zur Potenz erhebend. Diesem andern, zur Potenz Erhobenen, wird es sich selbst als relativ Nichtseiendes unterordnen. Zuerst tritt hervor das im transitiven Sinne Seinkönnende, das daher auch das Zufälligste, Unbegründetste ist, das seinen Grund nur im Folgenden, nicht im Vorhergehenden, finden kann. Indem es sich diesem Folgenden unterordnet, gegen es ein relativ Nichtseiendes wird, wird es hierdurch selbst erst begründet, wird erst etwas, da es allein nur das Verlorene wäre. Dies erste ist die prima materia alles Seins, selbst zum bestimmten Sein gelangend, indem es ein Höheres über sich setzt. Das zweite Seinkönnende wird erst durch die obige Ausschließung des ersten aus seiner Gelassenheit gesetzt und in seine Potenz erhoben; das an sich noch nicht Seinkönnende wird jetzt Seinkönnendes durch die Negation. Aus seinem ursprünglichen Nicht-unmittelbar-seinkönnen ist es gesetzt als das gelassene ruhige Wollen und wird so notwendig dahin wirken, dasjenige, wodurch es negiert wurde, selbst zu negieren und sich in sein gelassenes Sein zurückzuführen. Dies kann nur dadurch geschehen, daß das erste aus seiner absoluten Entäußerung in sein Seinkönnen zurückgebracht wird. So erhalten wir ein höheres Seinkönnen, ein in sein Können zurückgebrachtes Sein, das als ein Höheres ein seiner selbst mächtiges Sein ist. Da nach dem unmittelbaren Seinkönnen die unendliche Potenz nicht erschöpft ist, so muß das zweite, was in ihr liegt, das unmittelbar nur-nicht-sein-Können sein. Aber das unmittelbar Seinkönnende ist schon über das Können heraus; daher muß die zweite Potenz das unmittelbar Nicht-Nichtseinkönnen sein, das ganz reine Sein, denn nur das Seiende ist nicht das Seinkönnende. Das reine Sein kann allerdings, mag es auch noch so widersprechend scheinen, Potenz sein, denn es ist nicht das wirkliche Sein, es ist nicht wie dieses a potentia ad actum[1] übergegangen, sondern actus purus[2]. Unmittelbare Potenz ist es freilich nicht, *aber daraus folgt nicht, daß es überhaupt nicht Potenz sein könne.* Es muß negiert werden, damit es verwirklicht werde; so ist es nicht überall und durchaus Potenz, kann aber durch Negation Potenz werden. Solange das unmittelbar Seinkönnende bloß Potenz blieb, war es selbst im reinen Sein; sowie es sich über die Potenz erhebt, verdrängt es das reine Sein aus seinem Sein, um selbst Sein zu werden. Das Reinseiende als actus purus negiert, wird so Potenz. So hat es keine Freiheit des Willens, sondern es

[1] von der Potenz zum Aktus – [2] reiner Aktus

muß wirken, seine Negation wieder zu negieren. Auf diese Weise könnte es allerdings ab actu ad potentiam[1] übergehen und so außer sich verwirklicht werden. Das erste, das schrankenlose Sein, war das Nichtgewollte, die Hyle, mit der der Demiurg zu ringen hat. Es ist gesetzt, um sogleich durch die zweite Potenz verneint zu werden. An die Stelle des schrankenlosen Seins muß ein gefaßtes treten, es muß stufenweise ins Seinkönnen zurückgeführt werden und ist dann ein sich besitzendes und auf der höchsten Stufe selbstbewußtes Können. So liegt also zwischen der ersten und zweiten Möglichkeit eine Menge abgeleiteter Möglichkeiten und Mittelpotenzen. Diese sind schon die konkrete Welt. Ist nun die außer sich gesetzte Potenz ins Können ganz zurückgebracht, zur sich besitzenden Potenz, so wird auch die zweite vom Schauplatz abtreten, weil sie nur da ist, um die erste zu negieren und in dem Negationsakt der ersten sich selbst als Potenz auflöst. Je mehr sie das Entgegenstehende überwindet, vernichtet sie sich selbst. *Hier kann nun nicht stehengeblieben werden.* Soll im Sein das Vollendete sein, so muß an die Stelle des durch die zweite Potenz ganz überwundenen Seins ein drittes gesetzt werden, dem die zweite Potenz ihre Macht ganz überträgt. Dies kann weder reines Seinkönnen noch reines Seinsein, sondern nur das, was im Sein Seinkönnen und im Seinkönnen Sein ist, der Widerspruch von Potenz und Sein als Identität gesetzt, das zwischen beiden frei Schwebende, *der Geist*, eine unerschöpfliche Quelle von Sein, die ganz frei ist und nicht aufhört, im Sein Potenz zu bleiben. Diese kann nicht unmittelbar wirken, sondern nur durch die zweite verwirklicht werden. Da nun das zweite das Vermittelnde zwischen dem ersten und dritten ist, so ist das dritte gesetzt durch das vom zweiten überwundene erste. Dies dritte, im Sein unbesiegt Gebliebene, ist als Geist gesetzt das Seinkönnende und Vollendende, so daß mit seinem Eintritte in das Sein das vollendete Sein da ist. In dem sich selbst besitzenden Können, im Geist, ist der Schluß der Natur. Dieses letzte kann nun auch einer neuen, mit Bewußtsein bewirkten Bewegung sich hingeben und so über der Natur eine neue, intellektuelle Welt sich bilden. Auch diese Möglichkeit muß von der Wissenschaft erschöpft werden, die damit Natur- und Geistesphilosophie wird.

Durch diesen Prozeß ist alles dem Denken nicht Immanente, ins Sein Übergegangene ausgeschieden, und es bleibt die Potenz, die nicht mehr ins Sein überzugehen braucht, die das Sein nicht mehr außer sich hat, deren Seinkönnen ihr Sein ist; das Wesen, das dem Sein nicht mehr unterworfen ist, sondern sein Sein in seiner Wahrheit ist, das sogenannte höchste Wesen. So ist das höchste Gesetz des Denkens erfüllt, Potenz und Aktus sind in

[1] vom Aktus zur Potenz

einem Wesen zusammen, das Denken ist nun bei sich selber und somit *freies Denken*, nicht mehr einer unaufhaltsamen, notwendigen Bewegung unterworfen. Hier ist das am Anfang Gewollte erreicht, der sich selbst besitzende Begriff (denn Begriff und Potenz sind identisch), der, weil er der einzige seiner Art ist, einen besondern Namen hat, und weil er das von Anfang Gewollte ist, Idee heißt. Denn wer im Denken nicht aufs Resultat sehen will, wessen Philosophie sich ihres Zweckes nicht bewußt ist, *der gleicht jenem Maler, der drauflosmalte, mochte herauskommen, was da wollte.*

Soweit hat uns Schelling den Inhalt seiner negativen Philosophie mitgeteilt, und diese Umrisse reichen vollkommen hin, um den phantastischen, unlogischen Charakter seiner Denkweise zu erkennen. Er ist nicht mehr fähig, sich im reinen Denken auch nur eine kurze Zeit zu bewegen; jeden Augenblick laufen ihm die märchenhaftesten, bizarrsten Phantome über den Weg, daß die Rosse seines Gedankenwagens scheu sich bäumen und er selbst sein Ziel liegenläßt, um jenen Nebelgestalten nachzujagen. Daß die drei Potenzen, wenn man sie auf ihren nackten Gedankengehalt reduziert, nichts andres sind als die drei Momente des Hegelschen Entwicklungsganges durch die Negation, nur auseinandergezerrt, in ihrer Trennung fixiert und von der „ihres Zweckes bewußten Philosophie" diesem Zwecke gemäß zugerichtet, sieht man auf den ersten Blick. Es ist ein trauriges Schauspiel, wie Schelling den Gedanken aus seinem erhabenen, reinen Äther in das Gebiet der sinnlichen Vorstellung herabreißt, ihm die echte Goldkrone vom Haupte schlägt und ihn zum Spott der Straßenjungen mit einer goldpapiernen Krone, von dem Nebel und Dunst der ungewohnten, romantischen Atmosphäre berauscht, umhertaumeln läßt. Diese sogenannten Potenzen sind gar keine Gedanken mehr, es sind nebulose, phantastische Gestalten, an denen die Umrisse der drei göttlichen Hypostasen bereits deutlich durch den Wolkenschleier schimmern, der sie geheimnisvoll umhüllt. Ja, sie haben bereits ein gewisses Selbstbewußtsein, die eine „neigt sich" zum Sein, die andere zum Nichtsein, die dritte „schwebt frei" zwischen beiden. Sie „geben einander Raum", sie haben verschiedene „Stellen", sie „verdrängen" einander, sie „widerstehen", sie bekämpfen einander, sie „suchen sich zu negieren", sie „wirken" und „streben" usw. Diese seltsame Versinnlichung des Gedankens ist wieder aus einem Mißverständnisse der Hegelschen Logik entstanden. Jene gewaltige Dialektik, jene innere, treibende Kraft, die die einzelnen Gedankenbestimmungen, als wäre sie das böse Gewissen ihrer Unvollkommenheit und Einseitigkeit, zu immer neuer Entwicklung und Wiedergeburt forttreibt, bis sie endlich als absolute Idee in unvergänglicher, fleckenloser Herrlichkeit zum letzten

Male aus dem Grab der Negation erstehen, hat Schelling nicht anders fassen können denn als Selbstbewußtsein der einzelnen Kategorien, während sie doch das Selbstbewußtsein des Allgemeinen, des Denkens, der Idee ist. Er will die Sprache des Pathos zur absolut wissenschaftlichen erheben, ohne vorher uns den reinen Gedanken in der ihm allein passenden Sprache gezeigt zu haben. Auf der andern Seite ist er ebensowenig fähig, den Gedanken des Seins in seiner vollständigen Abstraktion zu erfassen, wie er schon dadurch zeigt, daß er die Bestimmungen Sein und Seiendes fortwährend als gleichbedeutend gebraucht. Das Sein ist ihm nur als Materie, als Hyle, als wüstes Chaos denkbar. Dazu haben wir jetzt schon mehrere solche Materien, ein „schrankenloses Sein", ein „gefaßtes Sein", ein „reines Sein", ein „logisches Sein", ein „wirkliches Sein", ein „gelassenes Sein", und wir werden später noch ein „unvordenkliches Sein" und ein „konträres Sein" hinzubekommen. Es ist spaßhaft anzusehen, wie diese verschiedenen Sein zusammenstoßen und einander verdrängen, wie die Potenz nur die Wahl hat, sich in diese wüste Masse zu verlieren oder ein leeres Phantom zu bleiben. Man sage mir nicht, das liege bloß an der bildlichen Ausdrucksweise; im Gegenteil ist dieses gnostisch-orientalische Traumdenken, das jede Gedankenbestimmung entweder als Persönlichkeit oder Materie erfaßt, die Grundlage des ganzen Prozesses. Man nehme die Anschauungsweise weg, und alles fällt zusammen. Schon die Grundkategorien, Potenz und Aktus, rühren aus einer verworrenen Zeit her, und Hegel hatte ganz recht, wenn er diese unklaren Bestimmungen aus der Logik herauswarf. Schelling vollends macht die Konfusion noch größer und gebraucht diesen Gegensatz abwechselnd, wie es ihm beliebt, für folgende Hegelsche Bestimmungen: Ansichsein und Fürsichsein, Idealität und Realität, Kraft und Äußerung, Möglichkeit und Wirklichkeit, und bei alledem ist die Potenz noch ein apartes, sinnlich-übersinnliches Wesen. Die hauptsächliche Bedeutung, die ihr Schelling beilegt, ist indes die der Möglichkeit, und so haben wir hier eine auf Möglichkeit begründete Philosophie. In dieser Beziehung nennt Schelling seine Vernunftwissenschaft mit Recht die „Nichtsausschließende", denn möglich ist am Ende alles. Es kommt aber darauf an, daß der Gedanke sich bewähre durch seine innere Kraft, sich zu verwirklichen. Die Deutschen werden für eine Philosophie danken, die sie auf einem holprigen Wege durch die unendlich langweilige Sahara der Möglichkeit schleppt, ohne ihnen etwas Reelles zu essen und zu trinken zu geben und ohne sie zu einem andern Ziel zu führen als dahin, wo nach ihrer Aussage die Welt für die Vernunft mit Brettern zugenagelt ist.

Doch geben wir uns die Mühe, den Weg durch das Nichts nachzugehen. Schelling sagt: Das Wesen ist für den Begriff, das Sein für das Erkennen. Vernunft ist unendliche Potenz des Erkennens, ihr Inhalt unendliche Potenz des Seins, wie oben ausgeführt. Jetzt aber fängt er mit einem Male an, die unendliche Potenz des Seins mit der Potenz des Erkennens wirklich zu erkennen. Kann er das? Nein, Erkennen ist Aktus, dem Aktus entspricht Aktus, „dem Erkennen entspricht ein Sein", also dem obigen aktuellen Erkennen das aktuelle, wirkliche Sein. So würde die Vernunft also doch wider Willen das wirkliche Sein erkennen müssen, und trotz aller Mühe, die hohe See der Möglichkeit zu halten, wären wir gleich an den verhaßten Strand der Wirklichkeit geschleudert.

Aber, wendet man ein, die Potenz des Seins wird ja erst nach ihrem Übergange, der freilich ein logischer ist, erkannt. Schelling selbst sagt ja, daß logisches Sein und Potenz des Seins, Begriff und Potenz identisch ist. Wenn also die Potenz des *Erkennens* wirklich zum Aktus übergeht, so darf die Potenz des *Seins* sich nicht mit einem vorgespiegelten Scheinübergange begnügen. Geht die Potenz des Seins nicht wirklich über, so bleibt die Potenz, kann von der Vernunft nicht erkannt werden, ist also nicht der „notwendige Inhalt der Vernunft", sondern gerade das absolut Unvernünftige.

Oder will Schelling die Tätigkeit, die die Vernunft ihrem Inhalte zuwendet, nicht Erkennen, sondern etwa Begreifen nennen? Dann müßte die Vernunft die unendliche Potenz des Begreifens sein, da sie in ihrer eigenen Wissenschaft gar nicht zum Erkennen käme.

Auf der einen Seite schließt Schelling die Existenz von der Vernunft aus, auf der andern Seite gibt er sie ihr mit dem Erkennen wieder. Erkennen ist ihm Einheit von Begriff und Existenz, von Logik und Empirie. Also Widersprüche, wohin wir uns wenden. Wie geht das zu?

Ist die Vernunft denn die unendliche *Potenz* des Erkennens? Ist das Auge die Potenz des Sehens? Das Auge, selbst das geschlossene, sieht immerfort, es sieht, wenn es sogar nichts zu sehen glaubt, immer noch die Finsternis. Nur das kranke Auge, das heilbar-blinde, ist Potenz des Sehens, ohne Aktus zu sein, nur die unentwickelte oder momentan verworrene Vernunft ist die bloße *Potenz* des Erkennens. Aber es scheint doch so plausibel, die Vernunft als Potenz zu fassen? Sie ist es auch und nicht bloß Möglichkeit, sondern absolute Kraft, Notwendigkeit des Erkennens. Diese aber muß sich äußern, muß erkennen. Die Trennung von Potenz und Aktus, von Kraft und Äußerung, gehört nur der Endlichkeit an, im Unendlichen ist die Potenz selbst ihr Aktus, die Kraft ihre eigene Äußerung. Denn das Unendliche duldet keinen Widerspruch in sich. Ist nun die Vernunft unendliche

Potenz, so ist sie dieser Unendlichkeit halber auch unendlicher Aktus. Sonst wäre die Potenz selbst endlich gefaßt. Das liegt auch schon im unbefangenen Bewußtsein. Vernunft, die in der Potenz des Erkennens stehenbleibt, heißt man Unvernunft. Nur die Vernunft gilt für Vernunft, die wirklich sich durch Erkennen bewährt, das Auge nur für ein rechtes Auge, das auch sieht. Hier zeigt sich also gleich der Gegensatz von Potenz und Aktus als ein lösbarer, nichtiger in letzter Instanz, und diese Lösung ist ein Triumph der Hegelschen Dialektik über die Beschränktheit Schellings, die über diesen Gegensatz nicht hinauskam; denn selbst da, wo in der Idee Potenz und Aktus zusammenfallen sollen, wird dies bloß behauptet, das Überfließen beider Bestimmungen ineinander aber nicht gezeigt.

Sagt aber Schelling: Die Vernunft ist Begreifen, und da Begriff Potenz ist, Potenz des Erkennens, die erst dann wirkliches Erkennen wird, wenn sie etwas Reelles zu erkennen findet; dagegen in der reinen Vernunftwissenschaft, wo sie sich mit der Potenz des Seins beschäftigt, bleibt sie innerhalb der Potenz des Erkennens stehen und begreift bloß – so wird doch kein Mensch, auch abgesehen von der obigen Erörterung über Potenz und Aktus – leugnen, daß es der Zweck der Potenz des Erkennens ist, wirklich zum Erkennen überzugehen, und sie ein Nichts ist, solange sie dies nicht tut. So zeigt sich, daß der Inhalt der reinen Vernunftwissenschaft ein hohler, leerer, unnützer ist, und die Vernunft, wenn sie ihren Zweck erfüllt und wirklich erkennt, Unvernunft wird. Wenn Schelling das zugibt, daß das Wesen der Vernunft die Unvernunft sei, so habe ich freilich nichts mehr zu sagen.

So hat sich Schelling gleich von vornherein mit seinen Potenzen, Übergängen und Entsprechenden so festgefahren, daß aus der Verwirrung von logischem und realem Sein, die er sich vom Halse halten will, nur durch Anerkennung eines andern Gedankenweges, als seines eignen, herauszukommen ist. Doch gehen wir weiter.

Auf diese Weise soll nun die Vernunft den Inhalt alles wirklichen Seins erfassen und eine apriorische Stellung dagegen einnehmen; sie soll nicht beweisen können, daß etwas existiere, sondern, wenn etwas existiere, es so und so beschaffen sein müsse, im Gegensatz zur Hegelschen Behauptung, daß mit dem Gedanken auch die reale Existenz gegeben sei. Diese Sätze sind wieder durchaus verworren. Es ist weder Hegel noch sonst jemand eingefallen, die Existenz irgendeines Dinges ohne empirische Prämissen beweisen zu wollen; er beweist bloß die Notwendigkeit des Existierenden. Schelling faßt die Vernunft hier ebenso abstrakt wie früher Potenz und Aktus und wird dadurch in die Konsequenz gejagt, ihr eine vorweltliche,

von aller andern Existenz getrennte Existenz anzuweisen. Die Konsequenz der neueren Philosophie, die Schelling in seiner früheren Philosophie wenigstens in den Prämissen hatte und die erst Feuerbach in ihrer ganzen Schärfe zum Bewußtsein gebracht hat, ist, daß die Vernunft schlechterdings nur als Geist und dieser nur in und mit der Natur existieren könne, nicht aber etwa abgesondert von ihr, Gott weiß wo, ein apartes Leben führt. Dies gibt auch Schelling zu, wenn er als Ziel der individuellen Unsterblichkeit nicht die Befreiung des Geistes von der Natur, sondern erst das rechte Gleichgewicht beider hinstellt; wenn er ferner von Christus sagt, er sei nicht *in das All zerflogen*, sondern als Mensch zur Rechten Gottes erhoben. (Also müßten die übrigen beiden göttlichen Persönlichkeiten doch wohl im All zerflogen sein?) Existiert nun aber die Vernunft, so ist ihre eigene Existenz der Beweis für die Existenz der Natur. So ist die Notwendigkeit da, daß die Potenz des Seins sogleich in den Aktus des Seins übergehen muß. Oder um an einen ganz alltäglichen, auch ohne Feuerbach und Hegel verständlichen Satz anzuknüpfen: Solange man von aller Existenz abstrahiert, kann überhaupt nicht die Rede von ihr sein. Knüpft man aber an etwas Existierendes an, so kann man von diesem aus allerdings zu andern Dingen fortschreiten, die, wenn alle Schlußfolgerungen richtig waren, ebenfalls existieren müssen. Ist die Existenz der Prämissen zugegeben, so ist die Existenz der Folgerung selbstverstanden. Nun ist die Basis aller Philosophie die Existenz der Vernunft; diese Existenz ist durch ihre Tätigkeit bewiesen (cogito, ergo sum); geht man also von ihr als existierend aus, so folgt die Existenz aller ihrer Konsequenzen von selbst. Daß die Existenz der Vernunft eine Voraussetzung sei, hat noch kein Philosoph geleugnet; will Schelling indes diese Voraussetzung nicht anerkennen, so bleibe er aus der Philosophie ganz heraus. So konnte Hegel allerdings die Existenz der Natur beweisen, d.h. ihre notwendige Konsequenz aus dem Dasein der Vernunft. Schelling aber, der in eine abstrakte und nichtige Immanenz des Denkens hinein will, vergißt, daß allen seinen Operationen die Existenz der Vernunft von selbst zugrunde liegt und stellt die lächerliche Forderung, daß die wirkliche Vernunft unwirkliche, bloß logische Resultate haben, ein wirklicher Apfelbaum nur logische, potentielle Äpfel hervorbringen soll. Einen solchen Apfelbaum pflegt man unfruchtbar zu nennen; Schelling würde sagen: Die unendliche Potenz eines Apfelbaums.

Wenn Hegels Kategorien also nicht nur die Vorbilder, nach denen die Dinge dieser Welt, sondern auch die zeugenden Kräfte, durch die sie geschaffen worden sind, genannt werden, so heißt dies nichts andres, als daß sie den Gedankeninhalt der Welt und ihre notwendige Folge aus dem

Dasein der Vernunft aussprechen. Schelling dagegen hält wirklich die Vernunft für etwas, das auch außerhalb des Weltorganismus existieren könne und stellt damit das wahre Reich derselben in die hohle, leere Abstraktion, in den „Äon vor Erschaffung der Welt", der aber glücklicherweise nie dagewesen ist und in dem die Vernunft sich noch weit weniger herumgetrieben oder gar selig gefühlt hat. Es zeigt sich aber hier, wie die Extreme sich berühren; Schelling kann den konkreten Gedanken nicht fassen und treibt ihn in die schwindelndste Abstraktion hinauf, die ihm sogleich wieder als sinnliches Bild erscheint, so daß gerade dies Durcheinander von Abstraktion und Vorstellung das Charakteristische der Schellingschen scholastisch-mystischen Denkweise ist.

Hierfür haben wir wieder neue Beweise, wenn wir uns zur Inhaltsentwicklung der „negativen Philosophie" wenden. Die Potenz des Seins dient zur Basis. Die Karikierung der Hegelschen Dialektik tritt aufs deutlichste hervor. Die Potenz kann übergehen, kann dies aber auch unterlassen, wie es ihr gefällt. So scheiden sich aus der neutralen Potenz in der Retorte der Vernunft die beiden chemischen Bestandteile: Sein und Nichtsein. Wäre es überhaupt möglich, die Potenzenwirtschaft auf die gesunde Vernunft zurückzuführen, so wäre hier der Ort, wo sich ein dialektisches Moment zeigt und Schelling zu ahnen scheint, daß das Wesen der Potenz die Notwendigkeit des Übergangs und die Potenz aus dem Aktus der Wirklichkeit erst abstrahiert sei. Aber nein, er verfängt sich immer tiefer in die einseitige Abstraktion. Er läßt die Potenz zur Probe einmal übergehen und findet den großen Gedanken, daß nach diesem Übergange sie die Chance verscherzt hat, auch *nicht* überzugehen. Zugleich entdeckt er in der Potenz ein drittes, die Möglichkeit, keins von beiden zu tun und zwischen beiden frei zu schweben. Diese drei Möglichkeiten oder Potenzen sollen allen vernünftigen Inhalt, alles mögliche Sein in sich schließen.

Die Möglichkeit, sein zu können, wird wirkliches Sein. Dadurch wird die zweite Möglichkeit, auch nicht sein zu können, negiert. Wird diese sich wiederherzustellen suchen? Wie kann sie das, denn es ist nicht bloß eine Negation im Hegelschen Sinne, der sie unterliegt, sie ist total vernichtet, auf ein Garnichts reduziert, ein so radikales Nichtsein, wie es nur in einer Philosophie der Möglichkeit vorkommen kann. Woher soll diese ekrasierte, verschlungene, aufgefressene Möglichkeit noch Kraft haben, sich zu restituieren? Denn nicht bloß die zweite Möglichkeit, sondern sogar die Urpotenz, das Subjekt, dessen bloßes Prädikat jene zweite Möglichkeit ist, wird negiert, und da müßte nicht diese, sondern jene, die Urpotenz, sich zu restituieren suchen. Das aber kann ihre Absicht gar nicht sein – um in

Schellings Beschauungsweise zu bleiben –, denn das mußte sie vorher wissen, daß sie, Aktus werdend, sich selbst als Potenz negieren werde. Eine solche Wiederherstellung kann überhaupt nur stattfinden, wo *Personen*, nicht Kategorien, sich negieren. Nur ein grenzenloses Mißverständnis, nur eine ungeheure Verballhornisierungswut konnte das Prinzip der Hegelschen Dialektik, das hier offenbar zugrunde liegt, auf eine so gedankenlose Weise entstellen. Wie undialektisch der ganze Prozeß ist, zeigt sich auch so: Wenn die beiden Seiten in der Potenz gleiche Kraft haben, so entscheidet sie sich doch wohl, ohne Anstoß von außen, gar nicht zum Übergange und bleibt. Dann freilich fände der ganze Prozeß nicht statt, und Schelling wüßte keinen Rat, woher er die Prototypen der Welt, des Geistes und der christlichen Dreieinigkeit holen sollte. So sieht man die Notwendigkeit des Ganzen nicht ein, es bleibt dunkel, weshalb die Potenz ihren schönen potentiellen Frieden fahrenläßt, sich dem Sein unterwirft usw., und der ganze Prozeß ruht von vornherein auf einer Willkürlichkeit. Wenn das im „notwendigen" Denken geschieht, was wird im „freien" erst kommen! Das ist's aber, dieser Übergang muß willkürlich bleiben, denn sonst erkennte Schelling ja die Notwendigkeit der Welt an, und diese paßt nicht in seinen Positivismus. Hier liegt aber wieder ein Beweis dafür, daß Potenz nur Potenz als Aktus, dagegen ohne Aktus ein hohles, leeres Unding ist, mit dem sich Schelling selbst nicht zufrieden geben kann. Denn an der leeren Potenz hat er keinen Inhalt; dieser tritt erst ein, wenn sie Aktus wird, und so muß er die Unwahrheit des Gegensatzes von Potenz und Aktus wider Willen anerkennen.

Kommen wir noch einmal auf die zweite Potenz zurück, aus der Schelling das wunderbarste Wesen macht. Wir haben oben gesehen, wie sie negiert, auf nichts reduziert wurde. Jetzt sagt Schelling weiter: Da die erste das Seinkönnende ist, so ist sie sein Gegenteil, alles, nur nicht das Seinkönnende, also das ganz reine Seiende, actus purus! Dieser muß nun aber auch schon in der Urpotenz gelegen haben, aber wie kommt er hinein? Wie wird jenes „dem Sein abgewandte, zum Nichtsein sich neigende" usw. auf einmal das ganz reine Sein, wie unterscheidet sich das „reine Sein" vom „schrankenlosen Sein", warum gibt es für das Nichtseinkönnende keine andre Möglichkeit, als das Seiende zu sein? Darauf erhalten wir keine Antwort. Statt dessen wird uns versichert, daß diese zweite Potenz die erste, schrankenlos gewordene, ins Können zurückführt, sich dadurch restituiert und zugleich – vernichtet. Das begreife einer! Ferner ist dieser Reduktionsprozeß in seinen Stufen fixiert in den Stufen der Natur. Daß dabei die Natur herauskommen soll, sieht keiner ein. Weshalb ist denn z.B. das

schrankenlose Sein die Hyle? Weil Schelling von vornherein an diese Hyle gedacht, auf sie losgearbeitet hat, sonst könnte dieses Sein auch alles andre zum sinnlichen oder geistigen Inhalt haben. Daß die Naturstufen als Potenzen zu fassen sind, ist auch nicht einzusehen. Auf diese Weise müßte das Toteste, Anorganische das am meisten Seiende, das Organische das mehr Seinkönnende sein; man kann dies aber nur als mystisches Bild ansehen, in dem aller Gedankeninhalt untergegangen ist.

Statt nun die dritte Potenz, den Geist – denn auf diesen sieht man Schelling schon wieder von weitem losarbeiten – als die höchste quantitative Stufe der durch die zweite überwundenen ersten, worin zugleich eine qualitative Änderung vorgeht, zu begreifen, weiß Schelling wieder nicht Rat, woher er sie holen soll. „Die Wissenschaft sieht sich nach einem dritten um." „Hier kann nun nicht stehengeblieben werden." „Es muß an die Stelle des durch die zweite Potenz überwundenen Seins ein drittes gesetzt werden." Das sind die Zauberfloskeln, mit denen er den *Geist* beschwört. Wie dieser durch generatio primitiva[1] hereingekommene Geist beschaffen sei, wird uns nun gelehrt. Denken wir an die Natur, so ist es allerdings einleuchtend, daß nach den gegebenen Prämissen der Geist als das sich selbst besitzende Seinkönnen (nicht bloßes Können) zu fassen sei, was freilich schon schlimm genug ist; abstrahieren wir aber von dieser erst zukünftigen und vielleicht gar nicht einmal kommenden Natur, bleiben wir bei den reinen Potenzen, so ist nicht mit aller Mühe einzusehen, daß die durch die zweite ins Seinkönnen zurückgebrachte erste etwas andres sein könne als die Urpotenz. Schelling hat bei Hegel wohl die Tiefe der durch die Negation und den Gegensatz hindurchgegangenen Vermittlung geahnt, aber nachmachen kann er's nicht. Bei ihm sind zwei einander gleichgültige Dinge, von denen eins das andere verdrängt, worauf das zweite seinen Platz wiedererobert und das erste auf seinen ursprünglichen Ort zurücktreibt. Daß dabei etwas andres herauskommen soll als der anfängliche Zustand, ist unmöglich. Zudem, wenn das erste stark genug ist, das zweite zu verdrängen, woher kommt dem zweiten auf einmal die Kraft, nach einer verunglückten Defensive die Offensive zu ergreifen und das erste zu verjagen? Von der unglücklichen Definition des Geistes will ich gar nicht sprechen; sie widerlegt sich selbst und den ganzen Prozeß, dessen Resultat sie ist.

So hätten wir uns denn glücklich durch diesen sogenannten Entwicklungsprozeß durchgearbeitet und könnten gleich zu andern Dingen über-

[1] Urzeugung

gehen, wenn uns nicht Schelling, nachdem der Geist das letzte war, der alles beschloß, eine andre, intellektuelle Welt in Aussicht stellte, als deren Schlußstein er uns die Idee nennt. Wie Schelling nun *nach* der konkreten Natur und dem lebendigen Geiste noch die abstrakte Idee (in dieser Stellung kann sie allerdings nur abstrakt sein) herausbekommen kann, ist allerdings unbegreiflich, und Schelling hätte dies rechtfertigen müssen, da er die Stellung der Hegelschen Idee gegen diese doch verwirft. Er kommt aber hierzu durch die Sucht, das Absolute platterdings am Ende der Philosophie haben zu wollen, und dadurch, daß er nicht begriff, wie Hegel dies auch wirklich geleistet hat. Das Absolute aber ist der sich selbst wissende Geist – und das wird auch wohl Schellings Idee sein; dieser aber soll nach Schelling am Ende der negativen Philosophie Postulat sein. Da ist aber wieder ein Widerspruch. Die Geschichte kann nicht in sie hineinfallen, da sie mit der Wirklichkeit nichts zu schaffen hat; auf der andern Seite ist sie Geistesphilosophie, und deren Krone ist doch die Philosophie der Weltgeschichte; auch soll die negative Wissenschaft „jene letzte Möglichkeit eines mit Bewußtsein vorgehenden Prozesses (der doch nur die Geschichte sein kann) erschöpfen". Wie sieht es nun damit aus? Soviel ist gewiß, daß, wenn Schelling eine Geschichtsphilosophie hätte, der sich wissende Geist ihm nicht als Postulat, sondern als Resultat erscheinen würde. Der sich wissende Geist ist aber noch lange nicht der Begriff des persönlichen Gottes, wie Schelling das von der Idee behauptet.

Nachdem Schelling dies absolviert hatte, behauptete er, diese eben dargestellte Wissenschaft in ihrem Zusammenhange zu geben, sei sein Bemühen vor vierzig Jahren gewesen. Die Identitätsphilosophie habe nur diese negative Philosophie sein wollen. Ihre langsame, allmähliche Erhebung über Fichte sei wenigstens teilweise absichtlich gewesen; „er habe alle schroffen Übergänge vermeiden, die Stetigkeit der philosophischen Entwicklung beibehalten wollen und sich sogar mit der Hoffnung geschmeichelt, vielleicht später einmal Fichte selbst auf seine Seite zu ziehen". Man müßte die obige Aussage Hegels und die geringe Selbstkenntnis Schellings nicht kennen. Das Subjekt, das in der Identitätsphilosophie allen positiven Inhalt in sich aufnahm, wird jetzt für die Potenz erklärt. Schon in ihr sollen die Stufen der Natur gegen die jedesmal höheren relativ Seiende, die höheren selbst Seinkönnende und gegen ihre höheren wieder relativ Seiende sein, so daß, was dort Subjekt und Objekt, hier Seinkönnendes und Seiendes heißt, bis zuletzt das nicht mehr relativ Seiende, das absolut „Überseiende", die Identität, nicht mehr die bloße Indifferenz, von Denken und Sein, von Potenz und Aktus, Subjekt und Objekt heraus-

kommt. Alles in ihr sei aber „in Voraussetzung der reinen Vernunftwissenschaft“ gesagt worden, und der schlimmste Mißverstand sei der gewesen, daß man das Ganze für einen nicht bloß logischen, sondern auch wirklichen Hergang genommen habe, daß man meinte, sie schlösse von einem an sich wahren Prinzip auf die Wahrheit alles Folgenden. Erst an ihrem Ziel bleibe das sich nicht mehr entäußern Könnende, das Sein in seinem vollen Glanze stehen und sehe Natur und Geist als seinen Thron unter sich, auf den es erhöht worden; jedoch sei dies bei aller Erhabenheit ein bloßes Gedankengebilde und nur durch völlige Umkehr in einen wirklichen Hergang zu verwandeln.

Wir wollen es einstweilen dahingestellt sein lassen, ob diese Darstellung der Identitätsphilosophie nicht den jetzigen Ansichten Schellings akkommodiert ist, ob er vor vierzig Jahren ebensowenig auf die Realität seiner Gedanken gab als jetzt, und ob es nicht besser gewesen wäre, statt vornehmen Schweigens den „größten Mißverstand“ mit zwei Worten, wie es leicht geschehen konnte, zu beseitigen; wir wollen gleich zur Beurteilung des Mannes übergehen, der Schellingen „aus seinem Ort verdrängte“, ohne daß dieser bisher „das ihn Negierende wieder negieren konnte“.

Hegel, sagt Schelling, hat, während fast alle die Identitätsphilosophie falsch und flach auffaßten, ihren Grundgedanken gerettet und bis zuletzt anerkannt, worüber seine „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie“ Zeugnis geben. Hegel fehlte darin, daß er die Identitätsphilosophie für die absolute Philosophie hielt und nicht anerkannte, daß es Dinge gibt, die über sie hinausgehen. Ihre Grenze war das Seinkönnen; er ging darüber hinaus und zog das Sein in ihren Bereich. Daß er sie zu einem Existentialsystem machen wollte, war sein Grundfehler. Er glaubte, die Identitätsphilosophie habe das Absolute nicht bloß der Sache, sondern auch der Existenz nach zum Gegenstand gehabt. Indem er die Existenz hineinzieht, fällt er aus der Entwicklung der reinen Vernunft heraus. So ist es konsequent, wenn er seine Wissenschaft mit dem reinen Sein beginnt und damit das Prius der Existenz leugnet. Dadurch kam es, daß er nur immanent war im Nichtimmanenten, denn das Sein ist das im Denken Nichtimmanente. Darauf nun behauptet er, in der Logik das Absolute bewiesen zu haben. So hätte er denn das Absolute zweimal, am Ende der Logik, wo es genau so bestimmt ist wie am Ende der Identitätsphilosophie, und am Ende des ganzen Prozesses. Hier zeigt sich also, daß die Logik nicht als erster Teil der Entwicklung vorausgeschickt werden soll, sondern eben den ganzen Prozeß zu durchdringen hat. Bei Hegel bestimmt sich die Logik als subjektive Wissenschaft, worin das Denken in und mit sich allein ist, vor und außer

aller Wirklichkeit. Und doch soll es die *wirkliche*, reale Idee zu seinem Endpunkt haben. Während die Identitätsphilosophie mit ihrem ersten Schritt in der Natur ist, wirft Hegel die Natur aus der Logik heraus und erklärt sie dadurch für unlogisch. Die abstrakten Begriffe der Hegelschen Logik gehören eben nicht an den Anfang der Philosophie, sie können erst dann eintreten, wenn das Bewußtsein die ganze Natur in sich aufgenommen hat, denn sie sind erst die Abstraktionen aus der Natur. So kann bei Hegel von objektiver Logik nicht die Rede sein, denn da, wo die Natur, das Objekt anfängt, hört gerade die Logik auf. So ist in der Logik die Idee im Werden, aber nur im Gedanken des Philosophen, ihr objektives Leben fängt erst da an, wo sie zum Bewußtsein gekommen ist. Sie ist aber als wirklich existierende schon am Ende der Logik – also kann mit ihr nun doch nicht weiter fortgefahren werden. Denn die Idee, als absolutes Subjekt-Objekt, als ideal-real, ist in sich vollendet und keines Fortschritts mehr fähig; wie kann sie also ins andre, in die Natur, noch übergehen. Hier zeigt es sich schon, daß in der reinen Vernunftwissenschaft von einer wirklich existierenden Natur nicht die Rede sein kann. Was die wirkliche Existenz betrifft, muß eben der positiven Philosophie vorbehalten bleiben.

Das Verkehrte dieser Darstellung beruht hauptsächlich auf dem naiven Glauben, daß Hegel nicht über den Schellingschen Standpunkt hinausgekommen sei und diesen noch dazu mißverstanden habe. Daß Schelling bei aller Mühe nicht aus der Existenz herauskommen kann, haben wir gesehen, und es bedürfte also eigentlich keiner Rechtfertigung, daß Hegel diesen Anspruch der abstrakten Idealität nicht machte. Könnte Schelling auch in der reinen Potenz verharren, so müßte ihm seine eigene Existenz beweisen, daß die Potenz übergegangen ist, also alle Konsequenzen des bloß logischen Seins jetzt in das Reale fallen und das „Absolute" somit existiert. Was will er nun weiter mit der positiven Philosophie? Folgt aus der logischen Welt das logische Absolute, so folgt doch aus der existierenden Welt das existierende Absolute. Daß Schelling sich hierbei aber nicht begnügen kann, sondern nun noch eine positive Glaubensphilosophie annimmt, zeigt, wie sehr die empirische, außerweltliche Existenz des Absoluten aller Vernunft widerspricht, und wie sehr Schelling selbst dies empfindet. Weil nun Schelling die Hegelsche Idee, die unendlich hoch über dem Absoluten der Identitätsphilosophie steht, weil sie das ist, was jenes zu sein nur behauptet, auf seinen niedrigen Standpunkt herabziehen will, kann er das Verhältnis der Idee zu Natur und Geist nicht fassen. Schelling stellt sich wieder die Idee als extramundanes Wesen, als persönlichen Gott vor, was Hegeln gar nicht eingefallen ist. Die Realität der Idee ist bei Hegel nichts

anderes als – Natur und Geist. Darum hat Hegel das Absolute auch nicht zweimal. Am Ende der Logik ist die Idee als ideal-real, aber eben darum ist sie ja sogleich Natur. Ist sie bloß als Idee ausgesprochen, so ist sie nur ideal, nur logisch existierend. Das ideal-reale, in sich vollendete Absolute ist eben nur die Einheit von Natur und Geist in der Idee. Schelling aber faßt das Absolute immer noch als absolutes Subjekt, denn, ob es vom Inhalt der Objektivität erfüllt ist, bleibt es doch noch Subjekt, ohne Objekt zu werden, d.h. ihm ist das Absolute nur in der Vorstellung des persönlichen Gottes real. Er lasse diesen doch aus dem Spiel und halte sich an die reine Gedankenbestimmung, in der es sich nicht um Persönlichkeit handelt. So ist das Absolute nicht real außer Natur und Geist. Wäre es das, so wären diese beiden ja überflüssig. Handelte es sich also in der Logik um die idealen Bestimmungen der Idee, als realer in Natur und Geist, so handelt es sich nun um diese Realität selbst, um den Nachweis dieser Bestimmungen in der Existenz, welcher die letzte Probe und zugleich die höchste Stufe der Philosophie ist. So ist aus der Logik allerdings ein Fortschritt nicht nur möglich, sondern notwendig, und eben dieser Fortschritt kehrt im selbstbewußten, unendlichen Geist zur Idee zurück. So zeigt sich die Nichtigkeit der Schellingschen Behauptungen: Hegel erkläre die Natur für unlogisch (wofür übrigens Schelling einmal die ganze Welt erklärt), seine Logik, die notwendige, selbsttätige Entwicklung des Gedankens sei „subjektive Wissenschaft, und die objektive Logik könne gar nicht stattfinden, da dies die Naturphilosophie sei und diese aus der Logik geworfen“. Als ob die Objektivität der Wissenschaft darin bestände, daß sie ein *äußerliches* Objekt als solches betrachtet! Nennt Schelling die Logik subjektiv, so ist kein Grund vorhanden, die Naturphilosophie auch für subjektiv zu erklären, denn dasselbe Subjekt, das hier denkt, denkt auch da, und auf den betrachteten Inhalt kommt es ja nicht an. Hegels objektive Logik aber entwickelt nicht, sie *läßt* die Gedanken sich *selbst* entwickeln, und das denkende Subjekt ist als bloßer Zuschauer rein zufällig.

Hierauf knüpft Schelling, zur Geistesphilosophie übergehend, an die Äußerungen an, in denen die Philosophie Hegels mit seinen persönlichen Neigungen und Vorurteilen im Kampfe liegt. Die religions-philosophische Seite des Hegelschen Systems gibt ihm Anlaß, Widersprüche zwischen Prämissen und Folgerung aufzuzeigen, die längst von der junghegelschen Schule aufgedeckt und anerkannt worden sind. So sagt er ganz richtig: So will diese Philosophie christlich sein, wozu sie doch nichts zwingt; bliebe sie auf dem ersten Stand der Vernunftwissenschaft stehen, so hätte sie ihre Wahrheit in sich selbst. – Er schließt seine Bemerkungen dann mit der

Anerkennung des Hegelschen Ausspruchs, daß die letzten Formen der Erringung des Absoluten Kunst, Religion und Philosophie seien. Nur müsse, und dies gilt ihm für den dialektischen Punkt dieses Ausspruchs, da Kunst und Religion über die reine Vernunftwissenschaft hinausgingen, diese Philosophie dies auch tun und eine zweite, eine von der bisherigen verschiedene sein. Aber wo sagt denn Hegel dies? Am Ende der „Phänomenologie", wo er die ganze Logik als zweite Philosophie vor sich hat. Die Phänomenologie war aber – hier tritt gerade das Gegenteil der Schellingschen Auffassung hervor – nicht reine Vernunftwissenschaft, sondern grade erst der Weg zu ihr, die Erhebung des Empirischen, des sinnlichen Bewußtseins auf den Standpunkt der reinen Vernunftwissenschaft. Nicht das logische, sondern das phänomenologische Bewußtsein findet diese drei als letzte „Möglichkeiten, sich der Existenz des absolut Überseienden zu versichern", vor sich. Das logische, freie Bewußtsein sieht ganz andre Dinge, um die wir uns vorläufig indes noch nicht zu bekümmern haben, es *hat* das Absolute schon in sich.

So wäre der schwere Schritt getan, der Abfall von der reinen Vernunft offen ausgesprochen. Schelling ist seit den Scholastikern der erste, der diesen Schritt wagt; denn Jacobi und seinesgleichen zählen nicht, weil sie nur einzelne Seiten ihrer Zeit, nie ihre Ganzheit vertraten. Zum ersten Male seit fünfhundert Jahren tritt ein Heros der Wissenschaft auf und erklärt diese für die Magd des Glaubens. Er hat es getan – die Folgen fallen auf ihn. Uns kann es nur freuen, daß der Mann, der ein Träger seiner Zeit war wie keiner, in dem sein Jahrhundert zum Selbstbewußtsein kam, daß dieser Mann auch von Schelling für die höchste Blüte der Vernunftwissenschaft erklärt wird. Wer an die Allmacht der Vernunft glaubt, nehme sich dies Zeugnis eines Feindes zu Herzen.

Schelling schildert die positive Philosophie folgendermaßen: Sie ist von der negativen ganz unabhängig und kann nicht mit dem Ende dieser als einem Existierenden anfangen, sondern muß die Existenz erst selbst erweisen. Das Ende der negativen ist in der positiven nicht Prinzip, sondern Aufgabe; der Anfang der positiven ist durch sich selber absolut. Die Einheit beider ist nie vorhanden gewesen und war weder durch Unterdrückung einer, noch durch Vermischung beider zu erlangen. Es läßt sich nachweisen, daß beide von jeher im Widerstreite miteinander waren. (Hier folgt der Versuch eines solchen Nachweises von Sokrates bis zu Kant, in welchem Empirismus und Apriorismus wieder scharf getrennt seien. Wir müssen diesen übergehen, da er ganz ohne alle Resultate bleibt.) Nun ist die positive Philosophie aber nicht reiner Empirismus, am wenigsten aber solcher, der

sich auf innere, mystisch-theosophische Erfahrung basiert, sondern sie hat ihr Prinzip in dem, was weder im bloßen Denken ist, noch in der Erfahrung vorkommt, also im absolut Transzendenten, was über alle Erfahrung und alles Denken hinausgeht und beiden zuvorkommt. Daher muß der Anfang nicht relatives Prius sein, wie im reinen Denken, wo die Potenz den Übergang vor sich hat, sondern absolutes Prius, so daß nicht vom Begriff zum Sein, sondern vom Sein zum Begriffe fortgeschritten wird. Dieser Übergang ist nicht notwendig, wie der erste, sondern Folge einer freien, das Sein überwindenden Tat, die a posteriori durch die Empirie erwiesen wird. Denn wenn es der negativen Philosophie, die auf logischer Konsequenz beruht, gleichgültig sein kann, ob es eine Welt gibt und ob diese mit ihrer Konstruktion übereinstimmt, so schreitet die positive durch *freies* Denken fort und muß so ihre Bestätigung in der Erfahrung haben, mit der sie gleichen Schritt zu halten hat. Ist die negative Philosophie reiner Apriorismus, so ist die positive apriorischer Empirismus. Weil in ihr ein freies, d.h. wollendes Denken vorausgesetzt wird, so sind ihre Beweise auch nur für die Wollenden und „Klugen"; man muß sie nicht nur verstehen, sondern ihre Kraft auch fühlen *wollen*. Befindet sich unter den Erfahrungsgegenständen etwa auch die Offenbarung, so gehört sie dieser ebenso zu wie der Natur und Menschheit, und hat daher für diese keine andere Autorität wie für alles übrige; wie z.B. für die Astronomie die Planetenbewegungen allerdings Autoritäten sind, mit denen die Berechnungen übereinzustimmen haben. Sagt man, die Philosophie wäre ohne die vorhergegangene Offenbarung nicht zu diesem Resultate gekommen, so hat dies allerdings in etwas seine Richtigkeit, aber jetzt kann die Philosophie es auch allein; wie es Leute gibt, die kleine Fixsterne, nachdem sie sie einmal durch das Teleskop erkannt haben, nachher auch mit bloßen Augen entdecken können und somit nicht mehr vom Teleskop abhängig sind. Die Philosophie muß das Christentum, das ebensogut Realität ist wie Natur und Geist, in sich aufnehmen, aber nicht allein eine Offenbarung, sondern die innere Notwendigkeit der bloß logischen Philosophie zwingt diese, über sich selbst hinauszugehen. Die negative bringt alles zur bloßen Erkennbarkeit und gibt es dann an die andern Wissenschaften ab, nur das eine letzte kann sie nicht dahin bringen, und doch ist dies das am meisten Erkennenswerte; dies also muß sie in einer neuen Philosophie wieder aufnehmen, die die Aufgabe hat, eben dies letzte als Existierendes zu erweisen. So wird die negative erst Philosophie in Beziehung auf die positive. Wäre die negative allein, so hätte sie kein reales Resultat, und die Vernunft wäre nichtig, in der positiven triumphiert sie; in ihr wird die in der negativen gebeugte Vernunft wieder aufgerichtet.

Ich brauche zur Erläuterung dieser Schellingschen Sätze wohl nichts zu sagen, sie erklären sich von selbst. Aber vergleichen wir sie mit den Versprechungen, die Schelling am Anfange gab, welch ein Abstand zeigt sich da! Die Philosophie sollte revolutioniert werden, eine Lehre sollte sich entwickeln, die der Negation der letzten Jahre ein Ende machen werde, die Versöhnung von Glauben und Wissen war im Anzuge, und was kommt endlich heraus? Eine Lehre, die weder in sich selbst, noch in etwas anderem, Erwiesenem, ihren Grund hat. Hier stützt sie sich auf ein von aller logischen Notwendigkeit befreites, d.h. willkürliches, nichtiges Denken, und dort auf das, dessen Realität eben in Frage gestellt, dessen Behauptungen eben bestritten werden, auf die Offenbarung. Eine naive Forderung, daß man, um sich vom Zweifel zu kurieren, eben den Zweifel wegwerfen soll! „Ja, wenn ihr nicht glaubt, so kann euch nicht geholfen werden!" Was wollte denn Schelling hier in Berlin? Er hätte statt seines positiven Schatzes eine Widerlegung von Strauß' „Leben Jesu", von Feuerbachs „Wesen des Christenthums" usw. mitbringen sollen, da hätte er noch Geschäfte machen können; aber so bleiben die Hegelianer lieber in der bekannten „Sackgasse" stecken, als daß sie sich ihm „auf Gnade und Ungnade übergeben"; und die positiven Theologen werden auch lieber wie bisher aus der Offenbarung heraus als in sie hinein arbeiten. Hierzu paßt denn auch das seit Neujahr täglich wiederholte Geständnis, er wolle keinen Beweis des Christentums, auch keine spekulative Dogmatik, sondern nur einen Beitrag zur Erklärung des Christentums geben. Mit der Notwendigkeit der negativen Philosophie, über sich selbst hinauszugehen, ist es auch nicht weit her, wie wir gesehen haben. Führt die Voraussetzung des Übergangs a potentia ad actum notwendig auf den nur von dieser Voraussetzung abhängigen logischen Gott, so führt der durch die Erfahrung bewiesene wirkliche Übergang auch auf den wirklichen Gott, und die positive Wissenschaft ist überflüssig.

Den Übergang zur positiven Philosophie nimmt Schelling vom ontologischen Beweise für das Dasein Gottes. Gott kann nicht zufällig existieren, also „*wenn er existiert*", existiert er notwendig. Dieser Zwischensatz in die Lücke des Schlusses ist ganz richtig. So kann Gott nur das an und *vor* sich selbst (nicht *für* sich; – Schelling ist so erbost auf Hegel, daß er selbst seine Ausdrücke als sprachwidrig tadeln und verbessern zu müssen glaubt) Seiende sein, d.h. er existiert vor sich selbst, vor seiner Gottheit. So ist er das geradezu vor allem Denken Blindseiende. Da es nun aber zweifelhaft ist, ob er existiert, so müssen wir vom Blindseienden ausgehen und sehen, ob wir vielleicht von da zum Begriffe Gottes gelangen können. Wenn also

in der negativen Philosophie das allem Sein zuvorkommende Denken, so ist in der positiven das allem Denken zuvorkommende Sein Prinzip. Dieses blinde Sein ist das notwendige Sein; Gott ist aber nicht dies, sondern das notwendig „Notwendigseiende"; das notwendige Sein ist allein das Seinkönnen des höchsten Wesens. Dies Blindseiende ist nun das, was keiner Begründung bedarf, weil es allem Denken zuvorkommt. So fängt die positive Philosophie mit dem ganz Begrifflosen an, um es a posteriori, als Gott, begreiflich und zum immanenten Inhalt der Vernunft zu machen. Diese ist hier erst frei und dem notwendigen Denken entkommen.

Dieses „Blindseiende" ist die Hyle, die ewige Materie früherer Philosophie. Daß diese sich zu Gott entwickelt, ist wenigstens neu. Bisher war sie immer das Gott entgegengesetzte, dualistische Prinzip. Doch sehen wir weiter den Inhalt der positiven Philosophie an.

Dieses Blindseiende, das auch das „unvordenkliche Sein" genannt werden kann, ist purus actus der Existenz und die Identität von Wesen und Sein (was von Gott als Aseität ausgesagt wird). Dies aber scheint nicht als Basis eines Prozesses dienen zu können, da ihm alle bewegende Kraft fehlt und diese nur in der Potenz liegt. Aber warum sollte dem actus purus die Möglichkeit abgeschnitten sein, hintennach auch Potenz werden zu können; die Konsequenz, daß das Seinseiende nicht auch post actum das Seinkönnende sei, ist nicht da. Dem unvordenklichen Sein kann sich – dem steht nichts entgegen – nach der Hand die Möglichkeit darstellen, ein zweites Sein aus sich hervorgehen zu lassen. Hierdurch wird das blinde Sein Potenz, denn es bekommt etwas, das es wollen kann, und wird so Herr seines eigenen blinden Seins. Entläßt es dies zweite Sein, so ist das erste blinde Sein nur potentia actus purus und somit sich selbst besitzendes Sein (doch ist dies alles erst Hypothese, die sich durch den Erfolg zu beweisen hat), es wird durch Unterscheidung von jenem erst seiner selbst bewußt als des seiner Natur nach notwendigen; das blinde Sein erscheint als zufällig, weil nicht vorhergesehen, und hat sich so durch Überwindung seines Gegenteils als notwendig zu erweisen. Dies ist der letzte Grund des ihm entgegentretenden Seins und somit der letzte Grund der Welt. Das Gesetz, daß alles klar werde und nichts verborgen bleibe, ist das höchste Gesetz alles Seins, zwar kein Gesetz, das über Gott steht, sondern ein solches, das ihn erst in Freiheit setzt, also schon selbst ein göttliches. Dieses große Weltgesetz, diese Weltdialektik will eben nicht, daß etwas Unentschiedenes sei. Nur sie kann die großen Rätsel lösen. Ja, Gott ist so gerecht, daß er jenes entgegengesetzte Prinzip anerkennt bis zum Ende und bis aller Widerspruch erschöpft ist. Alles unfreiwillige, unvordenkliche Sein ist

unfrei; der wahre Gott ist der lebendige, der etwas anderes als das Unvordenkliche werden kann. Sonst ist entweder mit Spinoza anzunehmen, daß alles aus der göttlichen Natur notwendig, ohne sein Zutun, emaniere (schlechter Pantheismus), oder daß der Begriff der Schöpfung ein für die Vernunft unfaßbarer sei (schaler Theismus, der den Pantheismus nicht überwinden kann). So wird das unvordenkliche Sein Potenz des entgegengesetzten, und da ihm die Potentialität etwas Unleidliches ist, so wird es notwendig wirken wollen, sich in den actus purus wiederherzustellen. So muß das zweite Sein vom ersten wieder negiert und in die Potenz zurückgeführt werden. So wird es nicht nur Herr der ersten Potenz, sondern auch der zweiten, sein Unvordenkliches in ein Seiendes zu verwandeln und dadurch von sich wegzubringen und so seine ganze Existenz aufzugeben. In dieser liegt auch sein bisher vom Sein verhülltes Wesen; das reine Sein, das durch den Widerstand eine Potenz in sich bekommen hat, ist nun selbständig als Wesen. So ist dem Herrn der ersten Möglichkeit auch die gegeben, sich als sich selbst zu zeigen, als vom notwendigen Sein frei, als *Geist* sich zu setzen; denn Geist ist, was frei ist, zu wirken und nicht zu wirken, was im Sein seiner mächtig ist und auch seiend bleibt, wenn es sich nicht äußert. Dies ist aber nicht das unmittelbar *Seinkönnende*, noch auch das *Seinmüssende*, sondern das *Seinkönnend-Seinmüssende*. Diese drei Momente erscheinen dem unvordenklichen Sein als eigentlich *seinsollende*, so daß außer diesen drei Momenten es nichts andres gibt und alles Zukünftige ausgeschlossen ist.

Der Gedankengang in der positiven Philosophie ist, wie wir sehen, sehr „frei". Schelling hat es hier kein Hehl, daß er bloße Hypothesen macht, die sich erst durch den Erfolg, d.h. durch Übereinstimmung mit der Offenbarung, als richtig zu erweisen haben. Eine Folge dieses freien, wollenden Denkens ist, daß er das „unvordenkliche Sein" gerade so sich benehmen läßt, als wäre es bereits das, was erst daraus entwickelt werden soll, nämlich Gott. Das unvordenkliche Sein kann ja noch gar nicht sehen, wollen, entlassen, zurückführen. Es ist nichts als eine kahle Abstraktion von der Materie, die gerade von allem Persönlichen, Selbstbewußten am weitesten entfernt ist. Es ist durch keine Entwicklung möglich, in diese starre Kategorie Selbstbewußtsein zu bringen, es sei denn, daß sie als Materie gefaßt werde und durch die Natur zum Geist sich entwickle, wie das „schrankenlose Sein" in der negativen, das von diesem nur durch die nichtige Bestimmung der Unvordenklichkeit unterschieden ist. Diese Unvordenklichkeit kann nur zum Materialismus und höchstens zum Pantheismus führen, aber nie zum Monotheismus. Das Wort Cuviers

bewährt sich auch hier: „Schelling setzt Metaphern an die Stelle der Beweisgründe und verändert, statt Begriffe zu entwickeln, Bilder und Allegorien nach Bedürfnis."[104] Zudem sind Entwicklungen, in denen jeder Fortschritt durch: es ist kein Grund vorhanden, daß dies nicht geschehe, die logische Konsequenz fehlt, warum dies nicht möglich sein sollte, usw., zurückgewiesen wird, wenigstens bis jetzt in der Philosophie nicht dagewesen. Auf diese Weise läßt sich auch die chinesische und otaheitische[1] Religion aus dem „unvordenklichen Sein" entwickeln, und auch sie bewährt sich dadurch, daß sie ein Faktum ist, so gut wie das Christentum. Was aber das neuentdeckte Weltgesetz, daß alles klar werde, betrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß *hier* wenigstens sehr wenig klar wird und sehr viel verborgen bleibt. Man sieht hier nur die Klarheit des Gedankens in den finstern Abgrund der Phantasterei versinken. Soll jenes Gesetz aber heißen, daß alles wegen seiner Existenz sich vor der Vernunft zu rechtfertigen habe, so ist dies wieder einer der Grundgedanken Hegels und noch dazu von Schelling selbst nicht angewandt. Den Schluß der obigen Darlegung mit seinem Können, Müssen, Sollen dahin zu bringen, daß alles klar werde, wird man wohl noch eine Zeitlang vergeblich sich bemühen. In welchem Verhältnis, fragt sich vor allem, stehen diese drei positiven Potenzen zu den drei negativen? Es wird nur das klar, daß sie jedenfalls zwar seinsollende, aber nicht seinkönnend-seinmüssende Möglichkeiten sind.

Dieser „eingreifendsten" Dialektik, behauptet Schelling, sei es allein möglich, von dem actu Notwendigexistierenden des Spinoza zum natura sua[2] Notwendigseienden zu gelangen. Denn nur dies habe er wollen können, da er nicht die Existenz des Göttlichen, sondern nur die Gottheit des Existierenden beweisen wolle (gerade dasselbe tut die junghegelsche Philosophie auch), nämlich die Gottheit des actu ewig, von selbst Seienden. Wer aber beweist uns denn, daß etwas von Ewigkeit existiert? Das actu von selbst Seiende kann nur auf die Ewigkeit der Materie führen, sobald man logisch schließt. Unlogische Schlüsse gelten aber nicht, ob die Offenbarung auch dazu Ja sagt.

„Wollte man einer *schwachen* Dialektik zufolge sagen: Gott nimmt die Potenz des entgegengesetzten Seins nur an, um die blinde Affirmation seiner Existenz in eine durch Negation vermittelte zu verwandeln, so fragt sich, *warum* er dies tut? Nicht seiner selbst willen, denn er kennt seine Macht, nur für andre kann er das von ihm verschiedene Sein zum Gegenstand des Wollens machen. In diesem Von-sich-wegsein liegt erst Gottes Wesen, seine Seligkeit, alle seine Gedanken sind nur außer ihm, in der

[1] Von Otaheiti, dem früheren Namen der Insel Tahiti – [2] seiner Natur nach

Schöpfung. So ist es freilich ein Prozeß der Suspension und Wiederherstellung, aber dazwischen liegt die ganze Welt."

Wie lächerlich macht sich hier der Hochmut, mit dem die karikierte, eingreifendste Dialektik auf ihr „schwaches" Urbild herabsieht! Sie hat dies nicht einmal soweit verstanden, daß sie es richtig darstellen kann. Selbst Hegel denkt nach Schelling in dieser vorstellungsmäßigen Weise; Schelling läßt ihn etwa so deduzieren: Hier ist Gott. Dieser schafft die Welt. Sie negiert ihn. Weshalb, weil sie böse ist? Gott bewahre, bloß weil sie da ist. Sie nimmt allen Raum für sich, und Gott, der nicht weiß, wohin, sieht sich genötigt, sie wieder zu negieren. Da müßte er sie freilich vernichten. Die Tiefe aber, nach der die Negation notwendig aus dem erst Ansichseienden hervorgeht, als Entfaltung des innersten Wesens, als die Erweckerin des Bewußtseins, bis sie in ihrer höchsten Tätigkeit sich aus sich selbst wieder negieren muß und das Entwickelte, Beisichbleibende, Freie als Produkt hervorgehen läßt, von der kann Schelling keine Ahnung haben, denn sein Gott ist frei, d. h. willkürlich handelnd.

Gott oder das unvordenkliche Sein hat nun die Welt oder das konträre Sein gesetzt. Diese besteht eben nur im göttlichen Willen und hängt von ihm ab. Sie behufs seiner Wiederherstellung mit einem Schlage zu vernichten, läßt seine Gerechtigkeit nicht zu, denn das Konträre hat nun gewissermaßen ein Recht, einen von Gott unabhängigen Willen. Darum wird es allmählich und nach einem die Stufen des Ganges bestimmenden Prinzip durch die beiden letzten Potenzen zurückgeführt. War also die erste Potenz die veranlassende Ursache der ganzen Bewegung und des konträren Seins, so war die zweite die ex actu gesetzte, die sich in der Überwindung der ersten verwirklichende, die, auf das konträre Sein wirkend, dies der dritten Potenz unterwarf, so daß das konträre Sein als konkretes Ding zwischen die drei Potenzen trat. Diese erweisen sich nun als: causa materialis, ex qua, causa efficiens, per quam, causa finalis, in quam (secundum quam) omnia fiunt[1].

Ist nun das unvordenkliche Sein Bedingung der Gottheit, so ist mit der Schöpfung Gott als solcher da, als Herr des Seins, in dessen Macht es steht, jene Möglichkeiten als wirklich zu setzen oder nicht. Er bleibt außerhalb des ganzen Prozesses und geht über jene Trias der Ursachen als causa causarum[2] hinaus. Um nun die Welt nicht als Emanation seines Wesens erscheinen zu lassen, stand es bei Gott, alle möglichen Stellungen der Potenzen gegen-

[1] materielle Ursache, aus der, bewirkende Ursache, durch die, letzte Ursache, nach der (gemäß der) alles geschieht – [2] Ursache der Ursachen

einander zu versuchen, d.h. die zukünftige Welt *wie in einem Gesicht an sich vorübergehen zu lassen*. Denn die bloße Allmacht und Allwissenheit vermittelt dies nicht allein, sondern die Werke sind als Visionen des Schöpfers vorhanden. Daher wurde jene Urpotenz, die erste Veranlassung des konträren Seins, immer besonders verherrlicht; sie ist die indische *Maja* (mit dem deutschen „*Macht*", Potenz, verwandt), die die Netze des bloß Erscheinenden ausspannt, um den Schöpfer zur wirklichen Schöpfung zu bewegen, sowie die Fortuna primigenia zu Präneste[105].

Ich setze kein Wort hinzu, um den mystischen Schmetterlingsstaub dieser Vision nicht zu verwischen.

Daß Gott nun wirklich schafft, läßt sich a priori nicht beweisen, es erklärt sich aus dem einzigen, bei Gott zulässigen Bedürfnis, erkannt zu sein, das grade den edelsten Naturen am meisten eigen ist. Der Gott der Schöpfung ist nicht der schlechthin Einfache, sondern der in einer Mehrheit Einfache, und da diese Mehrheit (jene Potenzen) eine in sich geschlossene ist, so ist der Schöpfer der *All-Eine*, und dies ist Monotheismus. Weil er allem zuvorkommt, so kann er nicht seinesgleichen haben, denn das potenzlose Sein *kann* überhaupt nicht (!). Gott, von dem bloß nebenbei gesagt wird, er sei der Einzige, ist nur der Gott der Theisten; der Monotheismus erfordert die Einzigkeit, ohne die Gott nicht Gott ist, während der Theismus bei der unendlichen Substanz stehenbleibt. Der Fortschritt von hier aus zu dem, der im Verhältnis zu den Dingen als Gott ist, ist der Pantheismus; in ihm sind die Dinge Bestimmungen Gottes. Erst der Monotheismus enthält Gott als wirklichen Gott, als lebendigen, wo die Einheit der Substanz in der Potenz verschwunden ist und eine übersubstantielle Einheit an ihre Stelle trat, so daß Gott der unüberwindliche Eine gegen drei ist. Obgleich mehrere, sind doch nicht mehrere *Götter*, sondern nur ein Gott, nicht *in der Gottheit* mehrere. So sind Monotheismus und Pantheismus Fortschritte gegen den Theismus, der der letzte Ausdruck des Absoluten in der negativen Philosophie ist. Im Monotheismus ist der Übergang zum Christentum, denn die Alleinheit hat ihren bestimmten Ausdruck in der Dreieinigkeit.

Man bemühe sich, diese Dreieinigkeit zu begreifen, wie man will, es bleiben immer drei gegen einen, einer gegen drei. Ist Gott die Einheit von dreien, so kann er dies nur als ein vierter sein, oder es bleiben drei Götter. Ist bloß die Gottheit ihre Einheit, so ist ebensogut die Menschheit die Einheit aller Menschen, und man hat, wie einen Gott, auch nur einen Menschen. Die vielen lassen sich aber ebensowenig wie die drei wegbringen, und es kommt nimmermehr aus drei Personen eine heraus. Der alte Widerspruch

der Dreieinigkeit liegt ganz offen da, und man erstaunt über die Kühnheit Schellings, zu behaupten, er sei gelöst. Daß die Dreiheit erst der wahre Ausdruck der Einheit sei, ist wieder aus Hegel entnommen, aber wie gewöhnlich zur baren Inhaltslosigkeit verflacht. Bei Hegel bleibt die Dreiheit eine Stufenfolge von Entwicklungsmomenten des Gottes, wenn man einen solchen einmal bei ihm statuieren will. Hier aber sollen die drei Momente als *Persönlichkeiten* nebeneinander stehen, und es ist originellerweise behauptet, die wahre Persönlichkeit *einer* Person sei, daß sie *drei* Personen sei.

Bis jetzt haben wir indes erst die eine Person, den Vater. Denn wenn ein zuvor Seiendes ein zu ihm Gehöriges von sich wegbringt, so daß dies sich notwendig selbst verwirklicht, so heißt das mit Recht Zeugen. Ist nun in diesem Verwirklichungsprozeß das konträre Sein (B) wirklich überwunden, so ist auch die zweite Potenz Herr desselben, wie die erste, und so die Gottheit des Sohnes gleich der des Vaters. So auch die dritte Potenz, die als das vom Sein freie Wesen erst nach Besiegung des B wieder ins Sein kommen kann; dann aber mit jenen gleiche Herrlichkeit und Persönlichkeit hat und als Geist erscheint. So sind am Ende drei Persönlichkeiten, aber nicht drei Götter, weil das Sein Eines, also auch die Herrlichkeit darüber nur Eine ist (als ob die beiden spartanischen Könige, weil ihre Herrschaft eine war, je nur ein König gewesen seien!). In den Potenzen, während sie in Spannung sind, sehen wir bloß die natürliche Seite des Prozesses („Spannung" scheint der Prozeß der negativen Philosophie zu sein) als die Entstehung der Welt; mit den Personen eröffnet sich erst die Welt des *Göttlichen* und die göttliche Bedeutung jenes Prozesses, daß das Sein, ursprünglich als Möglichkeit beim Vater, dem Sohne gegeben und von diesem dem Vater als Überwundenes zurückgegeben wird. Außer dem Sohne ist es auch dem Geiste gegeben von Vater und Sohn, und er hat nur das beiden gemeinschaftliche Sein. Durch die ganze Natur geht die Spannung der Potenzen, und jedes Ding hat ein gewisses Verhältnis derselben. Jedes Entstehende ist ein viertes zwischen den Potenzen, der Mensch aber, in dem sich die Spannung völlig löst, hat schon ein Verhältnis zu den *Persönlichkeiten* als solchen, denn in ihm drückt sich jener letzte Moment der Verwirklichung aus, in dem die Potenzen zu wirklichen Persönlichkeiten werden. Dieser Prozeß ist also für die Dinge Schöpfungs-, für die Persönlichkeiten theogonischer Prozeß.

So hat uns denn Schelling den persönlichen nicht nur, sondern auch den dreieinigen Gott, Vater, Sohn und Geist, welcher letztere freilich nur mit Mühe untergebracht wurde, sodann die willkürlich geschaffene, von Willkür abhängige, also hohle und nichtige Welt aus dem Abgrunde des

unvordenklichen Seins ans Tageslicht gezaubert und hat so die Basis des Christentums. Die Inkonsequenzen, Willkürlichkeiten, kecken Behauptungen, Lücken, Sprünge, Suppositionen, Verwirrungen, die sich Schelling hier zuschulden kommen läßt, einzeln aufzuzeigen, kann meine Absicht nicht sein; war es schon im notwendigen Denken so arg damit, so durfte man im freien auf eine noch größere Verwirrung von Scholastik und Mystik – das ist das Wesen des Neuschellingianismus – rechnen. Weder kann der Leser solche übermenschliche Geduld von mir, noch ich von ihm solches Interesse an der Sache verlangen. Zudem, was auf der Hand liegt, braucht nicht erst aufgedeckt zu werden. Nur im allgemeinen den Gedankengang zu verfolgen, nur aufzuweisen, wie zwischen Hegel und Schelling gerade das Umgekehrte von dem stattfindet, was Schelling behauptet, ist mein Zweck. Jetzt, auf christlichem Boden, können wir die Tatsachen noch mehr sprechen lassen. Zunächst erklärt Schelling seine Unfähigkeit, die Welt zu begreifen, insofern, als er das Böse nicht begreifen kann. Der Mensch habe in Gott bleiben können und auch nicht, daß er es nicht getan habe, sei freier Wille von seiner Seite gewesen. Er habe sich dadurch an Gottes Statt gesetzt und da, wo alles geordnet schien, alles nochmals aufs Spiel gesetzt. Die Welt sei, von Gott getrennt, der Äußerlichkeit preisgegeben worden, das Moment habe seine Stellung als solches verloren. Der Vater sei „gleichsam" aus seiner Stelle verdrängt (später wird das Gleichsam ausgelassen).

Noch immer sei aber die christliche Dreieinigkeit nicht da, der eigne, vom Vater unabhängige Wille des Sohns noch nicht ausgesprochen. Jetzt aber tritt am Ende der Schöpfung etwas Neues ein, das im Menschen sich selbst besitzende B. In seiner Wahl liegt es, mit Gott Eins zu sein oder nicht. Er will *nicht* und drängt dadurch die höhere Potenz in die Potentialität zurück, die nun erst, durch den Willen des Menschen vom Vater getrennt, ebensosehr des *Menschen Sohn* wie Gottes Sohn ist (dies die Bedeutung des neutestamentlichen Ausdrucks) und ein göttlich-außergöttliches Sein hat. Jetzt kann sie dem Sein in die Außergöttlichkeit folgen und es zu Gott zurückführen. Der Vater ist der Welt nun abgewandt und wirkt in ihr nicht mehr mit seinem Willen, sondern mit seinem Unwillen (dies die wahre Bedeutung des Zornes Gottes). So hat der Vater auch nicht die böse Welt vernichtet, sondern im Hinblick auf den Sohn erhalten, wie geschrieben steht. In ihm, d. h. im Hinblick auf ihn, sind alle Dinge gemacht. So haben wir hier zwei Zeiten, den Äon des Vaters, wo das Sein (die Welt) noch als Potenz im Vater lag und der Sohn noch nicht selbständig war, und den Äon des Sohns, die Zeit der Welt, deren Geschichte

die des Sohns ist. Diese Zeit hat wieder zwei Abschnitte; im ersten ist der Mensch ganz in der Gewalt des konträren Seins, des B, der kosmischen Potenzen. Hier ist der Sohn im Stande der Negation, des tiefsten Leidens, der Passivität, vom Sein (d.h. von der Welt) vorerst ausgeschlossen, unfrei, außer dem menschlichen Bewußtsein. Zur Eroberung des Seins kann sie nur auf natürliche Weise wirken. Dies ist die Zeit des alten Bundes, wo der Sohn nicht seinem Willen, sondern seiner Natur nach die Herrschaft des Seins anstrebt. Diese Bedeutung jener Zeit fehlte bisher in der Wissenschaft, dies hatte noch niemand. Es ist aufs bestimmteste im Alten Testament angedeutet, namentlich im 53. Kapitel des Jesaias, wo von einem *gegenwärtigen* Leiden des Messias die Rede ist. Erst mit der Erstarkung der zweiten Potenz, mit der errungenen Herrschaft über das Sein beginnt die zweite Zeit, wo sie frei und mit Willen handelt. Dies ist die Zeit ihres Erscheinens in Christo, die der Offenbarung. Dies ist der Schlüssel des Christentums, mit diesem Ariadnefaden ist es möglich, „sich durch das Labyrinth meiner Gedankenwege zu finden". – Durch die Empörung des Menschen werden die durch Überwindung des B in der Schöpfung entstandenen Persönlichkeiten wieder zu bloßen Möglichkeiten, in die Potentialität zurückgedrängt und vom Bewußtsein ausgeschlossen, außergöttlich gesetzt. Hier ist nun die Ursache eines neuen Prozesses, der im Bewußtsein des Menschen vor sich geht und von dem die Gottheit ausgeschlossen ist, denn in ihrer Spannung sind die Potenzen außergöttlich. Dieser Prozeß der Unterwerfung des Bewußtseins unter die Herrschaft der Potenzen ist im Heidentum als mythologische Entwicklung vor sich gegangen. Die tiefere geschichtliche Voraussetzung der Offenbarung ist die Mythologie. Wir haben nun in der Philosophie der Mythologie die einzelnen Potenzen im mythologischen Bewußtsein nachzuweisen und das Bewußtsein darüber in den griechischen Mysterien.

Es fragt sich, ob der hier von Schelling behauptete Einfluß des Menschen auf die Selbstentwicklung Gottes – denn nur so kann dies genannt werden – christlich ist? Der christliche Gott aber ist ein von Ewigkeit fertiger, dessen Ruhe selbst durch das temporäre Erdenleben des Sohns keine Veränderung erleidet. Überhaupt endigt die Schöpfung nach Schelling auf eine schmähliche Weise. Das Kartenhaus der „Mittelpotenzen, der relativ Seienden und Seinkönnenden", ist kaum aufgebaut, die drei Potenzen stehen auf dem Punkte, Persönlichkeiten zu werden – da macht der dumme Mensch einen leichtsinnigen Streich, und die ganze künstliche Architektonik stürzt übereinander, und die Potenzen bleiben Potenzen wie bisher. Es ist gerade wie in dem Märchen, wo ein Schatz, von hellglänzenden Geister-

gestalten umgeben, aus der Tiefe beschworen wird; schon am Rande des Abgrundes schwebt das Ersehnte empor – da wird ein unbesonnenes Wort gesprochen, die Gestalten zerrinnen, der Schatz sinkt hinab und für immer schließt ihn die Tiefe ein. Der Schellingsche Gott hätte seine Sache auch etwas klüger machen können, da hätte er sich viele Mühe und uns die Philosophie der Offenbarung erspart. Die Blüte der Schellingschen Mystik entwickelt sich aber hier in dem Leidenszustande des Sohns. Dieses dunkle, geheimnisvolle Verhältnis göttlicher Außergöttlichkeit, bewußter Bewußtlosigkeit, tätiger Untätigkeit, willenlosen Willens, diese Überstürzung sich drängender Widersprüche ist für Schelling allerdings eine unschätzbare Fundgrube von Konsequenzen, denn daraus läßt sich alles ableiten. Noch unklarer ist das Verhältnis dieser Potenz zum Bewußtsein des Menschen. Hier wirken alle Potenzen als kosmische, natürliche, aber wie? Was sind kosmische Potenzen? Kein einziger Schüler Schellings, er selbst nicht, kann hierauf eine vernünftige Antwort geben. Es ist dies eben wieder eine der verworrenen, mystischen Denkbestimmungen, zu denen er seine Zuflucht nehmen muß, um selbst „mit freiem, wollendem Denken" zur Offenbarung zu gelangen. „Die mythologischen Vorstellungen lassen sich nicht anders erklären denn als notwendiges Erzeugnis des in die Gewalt der kosmischen Potenzen geratenen Bewußtseins." Die kosmischen Potenzen sind aber die in ihrer Spannung befindlichen göttlichen Potenzen, das Göttliche als Nichtgöttliches. Hierdurch soll denn auch der Bezug der Mythologie auf die Natur erklärt, hierdurch vollkommen neue Tatsachen und eine Ausfüllung des vorgeschichtlichen Zeitraums der Menschheit, nämlich durch die „ungeheuren Erregungen des Gemüts bei Erzeugung der Göttervorstellungen", gewonnen sein.

Wir können uns die Darstellung der „Philosophie der Mythologie" ersparen, da sie nicht unmittelbar in die Philosophie der Offenbarung gehört und außerdem Schelling im nächsten Semester sie ausführlicher vortragen wird. Dieser Teil der Vorlesungen war übrigens bei weitem der beste und enthält manches, das, wenn es von der mystischen, entstellenden Anschauungsweise befreit wird, auch der nicht verwerfen dürfte, der diese Phasen des Bewußtseins vom freien, rein menschlichen Standpunkte betrachtet. Es fragt sich nur, inwiefern eben dies Schellings Eigentum ist und ob es überhaupt nicht von Stuhr herrührt. Das Verkehrte der Schellingschen Darstellung liegt hauptsächlich darin, daß er den mythologischen Prozeß nicht als freie Selbstentwicklung des Bewußtseins innerhalb der weltgeschichtlichen Notwendigkeit faßt, sondern immer übermenschliche Prinzipien und Kräfte wirken läßt, und zwar auf die verworrenste Weise,

so daß diese Potenzen zugleich die „Substanz des Bewußtseins" und doch wieder etwas mehr sind. Zu solchen Mitteln muß man sich freilich entschließen, wenn einmal absolut übermenschliche Einflüsse statuiert werden. So gebe ich Schelling seine Hauptresultate der Mythologie in Beziehung aufs Christentum gern zu, nur in andrer Weise, indem ich beide Erscheinungen nicht als dem Bewußtsein von außen her beigebracht, übernatürlich, sondern als innerste Produkte des Bewußtseins, als rein menschlich und natürlich fasse.

Wir kommen also jetzt endlich bei der durch die Mythologie vorbereiteten Offenbarung an. Diese ist das ganze Christentum. Darum hat die Philosophie derselben sich nicht um Dogmatik usw. zu bekümmern; sie will selbst keine Lehre aufstellen, sondern nur das historische Faktum des Christentums erklären. Wir werden indes sehen, wie allmählich die ganze Dogmatik herauskommt. Wir werden sehen, wie Schelling „das Christentum nur als Tatsache, wie das Heidentum auch" betrachtet. Die Tatsachen des Heidentums nahm er nicht, wie sie sich gaben, als wahr, z. B. Dionysos nicht als wirklichen Gott; die des Christentums dagegen sind ihm absolut, wenn Christus sich für den Messias erklärt, wenn Paulus dies oder jenes behauptet, so glaubt ihm Schelling unbedingt. Die mythologischen Tatsachen *erklärte* Schelling, wenigstens auf seine Weise, die des Christentums behauptet er. Und bei alledem schmeichelt er sich, „die Liebe der Jugend durch seine Geradheit und Offenheit erworben zu haben, und nicht nur die Liebe, sondern auch die Begeisterung".

Um nun die Offenbarung zu erklären, knüpft er an die Stelle Pauli im Philipperbriefe, Kap. 2, 6–8 an, die ich hier ausschreibe.

> „Christus, ob er wohl in göttlicher Gestalt war (*ἐν μορφῇ θεοῦ*[1]), hielt er es nicht für einen Raub (*ἅρπαγμα*[2]), Gott gleich sein, sondern [ent]äußerte (*ἐκένωσε*[3]) sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleichwie ein andrer Mensch, an Gebärden wie ein Mensch erfunden; er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz."

Ohne mich in die weitläuftigen exegetischen Untersuchungen einzulassen, mit denen Schelling seine philosophische Erklärung begleitete, will ich hier bloß die von Paulus erzählte Tatsache in Schellingscher Weise erzählen. Christus war in seinem Leidenszustande allmählich Herr des Bewußtseins geworden durch den mythologischen Prozeß. Unabhängig vom Vater, besaß er eine eigne Welt und konnte mit ihr schalten, wie er wollte. Er war der Gott der Welt, aber nicht der absolute Gott. Er konnte

---

[1] en morphē theoū – [2] harpagma – [3] ekenōse

in diesem außergöttlich-göttlichen Zustande beharren. Dies nennt Paulus: in göttlicher Gestalt, *ἐν μορφῇ θεοῦ*, sein. Aber er wollte dies nicht. Er wurde Mensch, entäußerte sich dieser seiner Herrlichkeit, um sie dem Vater zu übergeben und so die Welt mit Gott zu vereinigen. Hätte er dies nicht getan, so war für die Welt keine Möglichkeit mehr da, mit Gott sich zu vereinigen. Dies ist die wahre Bedeutung des Gehorsams Christi. In diesem Sinne ist auch die Versuchungsgeschichte zu erklären. Der Widersacher, das blinde kosmische Prinzip, ist so weit gebracht, daß er Christo sein Reich anbietet, wenn er ihn anbeten, d.h. selbst kosmische Potenz, *ἐν μορφῇ θεοῦ*, bleiben wolle. Christus aber schlägt diese Möglichkeit aus und unterwirft sein Sein dem Vater, indem er es zum kreatürlichen macht und Mensch wird.

„Gott behüte mich, daß ich philosophische Lehren als christlich deduziere, von denen das Christentum nichts weiß", schloß Schelling diese Deduktion. Über die Christlichkeit dieser Lehren zu streiten, wäre Luxus, denn wäre diese auch erwiesen, so wäre ja damit für Schelling noch nichts gewonnen. Meiner Ansicht nach widerstreiten sie aber der ganzen Grundanschauungsweise des Christentums. Es ist keine Kunst, aus einzelnen Bibelstellen das Abnormste zu beweisen, aber darauf kann es ja gar nicht ankommen. Das Christentum ist bald zweitausend Jahre alt und hat Zeit genug gehabt, zu sich selbst zu kommen. Der Inhalt desselben ist in der Kirche ausgesprochen, und es ist unmöglich, daß außer diesem noch verborgener positiver Gehalt von Bedeutung darin stecke, oder gar erst jetzt der wahre Sinn verstanden wäre. Ohnehin käme dieser jetzt zu spät. Doch abgesehen davon liegt auch noch Erbauliches genug in der obigen Erklärung. War es eine freie Tat von Christus, daß er sich dem Vater unterwarf? Unmöglich, es war Naturnotwendigkeit. Die Möglichkeit des Bösen ist in Christo doch nicht füglich zu statuieren, ohne seine Gottheit zu vernichten. Wer Böses tun kann, kann nie Gott werden. Wie kann man überhaupt Gott *werden*? Aber nun den Fall gesetzt, daß Christus die Welt für sich behalten hätte? Einen so widersinnigen, komischen Zustand kann man sich gar nicht vorstellen als den, der da herausgekommen wäre. Hier Christus mit seiner schönen Welt herrlich und in Freuden lebend, die Blüte des Hellenismus im Himmel und auf Erden, und dort einsam und kinderlos der alte Gott, der über den mißlungenen Streich gegen die Welt sich grämt. Das ist der Hauptfehler des Schellingschen Gottes, daß er mehr Glück als Verstand hat. Es ist noch alles gut gegangen, aber es hätte auch ganz anders ausfallen können. Überhaupt ist die Schellingsche Gotteslehre durch und durch anthropopathisch. Hätte der Teufel das Reich der Welt Christo

angeboten, ehe er Mensch wurde, so hatte er wenigstens Aussicht, ihn zu gewinnen, und wer weiß, was geschehen wäre; als aber Christus Mensch geworden war, hatte er dadurch seine Unterwerfung unter Gott bereits angetreten, und alle Hoffnung für den armen Teufel war vorbei. Außerdem – hatte Christus nicht bereits im mythologischen Prozesse sich die Herrschaft der Welt errungen, was konnte ihm der Teufel also noch bieten?

Hiermit ist die Hauptsache von dem gegeben, was Schelling zur Erklärung des Christentums gesagt hat. Das übrige sind teils Belegstellen und ihre Exegese, teils Ausführungen in das Detail der Konsequenzen. Von diesen will ich die wichtigeren mitteilen.

Nach der früher angeführten Lehre von der Sukzession der Potenzen in der Herrschaft über die Welt ist es erklärlich, wie jedesmal die herrschende Potenz Verkündigerin der folgenden ist. So prophezeit im Alten Testament der Vater den Sohn, im Neuen der Sohn den Geist. In den prophetischen Büchern kehrt sich dies um, und die dritte Potenz weissagt von der zweiten. Hier zeigt sich nun ein Fortrücken der Potenzen mit der Zeit, namentlich an dem „Malach Jehovah", dem „Engel des Herrn", der zwar nicht die zweite Person unmittelbar, aber doch die zweite Potenz, die Ursache des Erscheinens der zweiten Potenz im B, ist. Er ist in verschiedenen Zeiten ein verschiedener, so daß an der Art seiner Erscheinung das Alter der einzelnen Bücher zu erkennen ist und so aus diesem Fortrücken der Potenzen „erstaunenswerte" Resultate zu erreichen sind, die alles übertreffen, was die Kritik bisher getan. Diese Bestimmung ist „der Schlüssel des Alten Testaments, aus dem die Realität der alttestamentlichen Vorstellungen in ihrer relativen Wahrheit zu erweisen ist".

Das Alte Testament hat seinen Grund und seine Voraussetzung mit dem Heidentum gemein. Daher das Heidnische so mancher mosaischen Gebräuche. So ist die Beschneidung offenbar nur die mildere Form für die Entmannung, die im ältesten Heidentume eine so große Rolle spielt und die Besiegung des ältesten Gottes, des Uranos, durch die folgende Stufe mimisch-symbolisch darstellt. So die Speiseverbote, die Einrichtung der Stiftshütte, die an ägyptische Heiligtümer erinnert, wie die Bundeslade an die heilige Kiste der Phönizier und Ägypter.

Die Erscheinung Christi selbst ist nun keine zufällige, sondern eine vorherbestimmte. Das Römertum war die Auflösung der Mythologie, indem es, selbst kein neues Moment darbietend, alle religiösen Vorstellungen der Welt, bis zu den ältesten orientalischen Religionen hinauf, in sich aufnahm und dadurch zu erkennen gab, daß es zur Hervorbringung eines Neuen unfähig sei. Zugleich entstand aus der Leerheit dieser ausgelebten Formen

das Gefühl, daß etwas Neues kommen müsse. Die Welt war still und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Aus diesem äußerlichen römischen Weltreich, aus dieser Vernichtung der Nationalitäten ging das innere Gottesreich hervor. Als so die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn.

Christus, der μορφῇ θεοῦ[1], des außergöttlichen Seins als Göttlichen sich entäußernd, wurde Mensch, seine in ihm fortdauernde Göttlichkeit so aufs hellste und glänzendste betätigend. Das Armwerden Christi um unsertwillen gilt nicht von der Entäußerung seiner Gottheit, nicht von dem non-usus derselben, sondern von der Ablegung der μορφῇ θεοῦ, der göttlichen Gestalt. Das göttliche Wesen bleibt in ihm. Nur er konnte vermitteln, da er aus Gott und im menschlichen Bewußtsein war. In seiner Wirkung im Heidentum und Judentum war das die Menschheit hemmende und sie wo möglich aufhebende Prinzip nicht aufgehoben; nur die Symptome, nicht der Grund der Krankheit wurde durch die wiederkehrenden Opfer beseitigt. Der Unwille des Vaters konnte nur aufgehoben werden durch einen andern Willen, der stärker war als er, als der Tod, als jeder andre Wille. Keine physische, nur moralische Überwindung dieses Willens war statthaft, und zwar durch die größte freiwillige Unterwerfung des Vermittlers anstatt des Menschen. Die größte freiwillige Unterwerfung des Menschen war nie ganz freiwillig, dagegen die des Mittlers frei, ohne seinen Willen und seine Schuld frei gegen Gott. Daher der Prozeß durchs Heidentum, damit der Vermittler als Vertreter des Bewußtseins auftreten konnte. Der Entschluß hierzu war das größte Wunder göttlicher Gesinnung.

Die physische Seite der Menschwerdung kann freilich nicht bis ins kleinste klargemacht werden. Die materielle Möglichkeit hierzu hat er in sich. Materiell sein heißt, einer höhern Potenz zum Stoff dienen, ihr unterwürfig sein. Indem sich Christus so Gott unterwirft, wird er materiell gegen ihn. Aber nur kreaturisiert hat er das Recht, außer Gott zu sein. So muß er Mensch werden. Was im Anfang bei Gott war, was in göttlicher Gestalt das Bewußtsein im Heidentume beherrschte, wird in Bethlehem als Mensch vom Weibe geboren. Die Versöhnung war nur immer subjektiv gewesen, daher genügten auch schon subjektive Fakta. Hier aber galt es, den Unwillen des Vaters zu besiegen, und dies konnte nur ein objektives Faktum, die Menschwerdung.

Bei dieser tritt nun die dritte Potenz als vermittelnde Persönlichkeit ein. Christus ist aus, d. h. in Kraft des heiligen Geistes empfangen, ist aber nicht sein Sohn. Die demiurgische Funktion geht in die dritte Potenz über; ihre

[1] (morphē theoū) göttlichen Gestalt

erste Äußerung ist der materielle Mensch Jesus. Die zweite Potenz ist der Stoff, die dritte die Bildnerin desselben. Der vorliegende Vorgang ist außerordentlich, materiell unbegreiflich, aber einer höhern Auffassung wohl verständlich. Den Stoff der Menschwerdung nahm Christus von sich selbst. Diese erste Bildung, deren Beschaffenheit uns hier nicht weiter angeht, wurde in den organischen Prozeß der Mutter aufgenommen. Mehr zu fragen, wäre mehr als Mikrologie.

Wenn Gott irgendwo mit seinem Willen wirkt, so ist das ein Wunder. In der Natur ist alles willenlos. So auch Christus. Die demiurgische Funktion hat er natura sua, ohne seinen Willen, also kann er sie als Mensch nicht ablegen; sie wird hier zum Leiter seines Willens. Daß der Sohn mit seinem Willen in der Natur ist, hängt vom Willen des Vaters ab, und so tut der Sohn die Wunder aus Kraft des Vaters. Wer nach diesen Vorträgen das Neue Testament liest, wird manches darin finden, was er bisher nicht darin sah.

Der Tod Christi war schon vor der Menschwerdung beschlossen, von Christo und vom Vater gebilligt. Er war also nicht zufällig, sondern ein Opfer, das die göttliche Gesinnung heischte. Es kam darauf an, dem bösen Prinzip alle Macht zu nehmen, es in seiner Potenz zu überwinden. Dies konnte nur die vermittelnde Potenz, aber nicht, indem sie jenem als bloß natürliche sich entgegenstellte. Da Gott die Überwindung jenes Prinzips indes selbst wollte, so mußte sich die zweite Potenz diesem unterwerfen. Denn in Gottes Augen ist die zweite Potenz als natürliche nicht mehr wert als das Gott Negierende, wenn sie auch durch eigene Schuld nicht natürlich wurde, sondern durch Schuld des Menschen. Dieser letztere Umstand gibt ihr auch ein gewisses Recht, so außer Gott zu sein. Gott ist so gerecht, daß er das entgegengesetzte Prinzip nicht einseitig aufhebt, ja er ist so menschlich, daß er dies im Grunde bloß Zufällige, das ihm die Möglichkeit gab, als Gott zu sein, mehr liebt als das notwendige Moment, die Potenz aus sich selbst. Er ist so gut der Gott des konträren Prinzips wie der der zweiten Potenz. Dies ist seine Natur, die sogar über seinem Willen ist. Diese Alleinheit aller Prinzipien ist seine göttliche Majestät, und diese erlaubt nicht, daß jenes Prinzip einseitig gebrochen werde. Soll es aufgehoben werden, so ist es an der zweiten Potenz, diesem voranzugehen und sich in ihrem außergöttlichen Sein Gott gänzlich zu unterwerfen. Hier konnte die Menschwerdung noch nicht genügen. Christus war gleich nach dem Falle dem Menschen in die Gottentfremdung gefolgt und stellte sich zwischen die Welt und Gott. Auf die Seite des konträren Prinzips tretend, stellte er sich dem Vater gegenüber, trat mit ihm in Spannung, machte sich zum Mitschuldigen jenes Seins und mußte als der Unschuldig-

Schuldige, der sich für das gottentfremdete Sein Verbürgende, die Strafe erleiden. Diese seine Gleichstellung mit dem Konträren büßte er mit den auf sich genommenen Sünden der Welt im Tode. Dies ist der Grund seines Todes. Freilich sterben die anderen Menschen auch, aber er ist eines ganz andern Todes gestorben als sie. Dieser Tod ist ein Wunder, das wir zu glauben gar nicht wagen würden, wenn es nicht so gewiß wäre. Bei seinem Tode war die ganze Menschheit in ihren Repräsentanten gegenwärtig; Juden und Heiden wohnten ihm bei. Das Prinzip der Heiden mußte den Tod der Heiden sterben, den Kreuzestod; in diesem ist übrigens nichts Besondres zu suchen. Die *Ausspannung* am Kreuz war die Lösung der langen *Spannung*, in der sich Christus im Heidentum befunden hatte, wie geschrieben steht, er sei durch den Tod aus dem Gericht und der Angst (d.h. der Spannung) genommen worden. Dies ist das große Geheimnis, das auch heute noch den Juden (den Moralisten) ein Ärgernis und den Heiden (den bloß Rationalen) eine Torheit ist.

Die Auferstehung Christi ist von je als eine Garantie der persönlichen Unsterblichkeit betrachtet worden. Über diese Lehre ist, abgesehen von der Auferstehung Christi, folgendes zu bemerken. In diesem Leben herrscht die Natur über den Geist, und es setzt hiermit ein zweites voraus, indem dies durch die Herrschaft des Geistes über die Natur kompensiert wird, und ein drittes, letztes, worin beide Momente sich ausgleichen und in Harmonie stehen. Die Philosophie hatte bisher kein beruhigendes Ziel für die Unsterblichkeit, hier im Christentum ist es gegeben.

Die Auferstehung Christi selbst ist der Beweis für die Unwiderruflichkeit seiner Menschwerdung. In ihr wird das menschliche Sein von Gott wieder angenommen. Nicht die einzelne Tat des Menschen war Gott mißfällig, sondern der ganze Zustand, in dem er sich befand, so also auch der einzelne, noch ehe er gesündigt. Daher konnte kein menschlicher Wille, keine Tat wirklich gut sein, ehe der Vater versöhnt war. Durch Christi Auferstehung ist dieser Zustand von Gott anerkannt, ist der Welt die Freudigkeit wiedergegeben. So wurde die Rechtfertigung erst durch die Auferstehung vollendet, indem Christus *nicht in das All zerflogen ist*, sondern als Mensch zur Rechten Gottes sitzt. Die Auferstehung ist ein Blitz der innern Geschichte in die äußere. Wer sie wegnimmt, hat bloß die Äußerlichkeit ohne göttlichen Inhalt, ohne jenes Transzendente, das die Geschichte erst zur Geschichte macht, hat eine bloße Gedächtnissache und steht da wie der große Haufe zu den Tagesbegebenheiten, deren innere Triebräder ihm unbekannt sind. Außerdem kommt er noch in die Hölle, d.h. „der Moment des Sterbens dehnt sich ihm zur Ewigkeit aus".

Zuletzt kommt der heilige Geist und beschließt alles. Er kann nur erst ausgegossen werden, nachdem der Vater vollkommen versöhnt ist, und sein Kommen ist das Zeichen, daß dies geschehen ist.

Hier schob Schelling sein Urteil über die neueste Kritik seit Strauß ein. Sie hätte ihm nie eine Art von Polemik ablocken können, das er dadurch beweise, daß er diese Vorlesungen seit 1831 immer in derselben Weise, ohne Zusätze, gehalten habe. Die Philosophie der Mythologie datierte er noch weiter zurück. Dann sprach er von dem „gemeinen, eminent philisterhaften Verstande" dieser Leute, von ihrer „schülerhaften Behandlung unfertiger Sätze", von der „Impotenz ihrer Philosophie" usw. Gegen den Pietismus und das rein subjektive Christentum habe er dagegen nichts zu sagen, nur sei dies nicht das einzige und höchste.

Soll ich auch noch die Satanologie exzerpieren? Der Teufel ist nicht persönlich und nicht unpersönlich, er ist eine Potenz; die bösen Engel sind Potenzen, aber solche, die nicht sein sollen, indes durch den Fall des Menschen gesetzt sind; die guten Engel sind auch Potenzen, aber solche, die sein sollen und durch den Fall des Menschen nicht sind. Das ist vorläufig genug.

Die Kirche und ihre Geschichte entwickelt sich aus den drei Aposteln Petrus, Jakobus (nebst dessen Nachfolger Paulus) und Johannes. Neander ist derselben Ansicht. Die katholische Kirche ist die des Petrus, die konservative, jüdisch-formelle, die protestantische die des Paulus, die dritte, noch zu erwartende und wohl durch Schelling vorbereitete ist die des Johannes, der die Einfalt des Petrus und die dialektische Schärfe des Paulus in sich vereinigt. Petrus vertritt den Vater, Paulus den Sohn, Johannes den Geist. „Die der Herr liebt, denen gibt er das Geschäft des Vollendens. Hätte ich eine Kirche zu bauen, ich würde sie dem heiligen Johannes bauen. Einst aber wird allen drei Aposteln eine gemeinsame Kirche gebaut werden, und diese wird das wahre christliche Pantheon sein."

Dies ist der Hauptinhalt der Schellingschen Vorlesungen, soweit er aus der Vergleichung dreier Hefte zu erkennen war. Ich bin mir bewußt, mit der größten Lauterkeit und Aufrichtigkeit zu Werke gegangen zu sein. Da haben wir ja die ganze Dogmatik, die Dreieinigkeit, die Schöpfung aus Nichts, den Sündenfall, die Erbsünde und Impotenz zum Guten, die Versöhnung durch den Tod Christi, die Auferstehung, die Ausgießung des Geistes, Gemeinschaft der Heiligen, Auferstehung von den Toten und ein ewiges Leben. Schelling hebt so selbst die Trennung von Faktum und Dogma, die er statuierte, wieder auf. Betrachten wir die Sache aber genauer, ist dann dies Christentum noch das alte? Wer ohne Vorurteil daran-

geht, wird sagen müssen: Ja und nein. Die Unvereinbarkeit von Philosophie und Christentum ist so weit gekommen, daß selbst Schelling in einen noch schlimmern Widerspruch gerät als Hegel. Dieser hatte doch eine Philosophie, wenn auch ein nur scheinbares Christentum dabei herauskam; was Schelling gibt, ist aber weder Christentum noch Philosophie und darin, daß er es für beides ausgibt, besteht die „Geradsinnigkeit und Offenheit", besteht das Verdienst, „denen, die Brot von ihm forderten, wirkliches Brot gegeben zu haben, nicht aber einen Stein, dabei sagend, *das sei Brot*". Daß Schelling sich selbst gar nicht kennt, bewies die Rede, der diese Worte entnommen sind, wiederum. Auf wie schwachen Füßen das heutige Christentum steht, kommt einem bei einer solchen Doktrin wieder einmal recht zum Bewußtsein.

Wenn wir das Ganze derselben noch einmal überschauen, gewinnen wir außer den bereits angeführten noch folgende Resultate zur Bestimmung der neuschellingschen Denkweise. Die Verwirrung der Freiheit und Willkür steht in der schönsten Blüte. Gott ist immer als menschlich-willkürlich handelnd gefaßt. Dies ist allerdings notwendig, solange Gott als einzelner gefaßt wird, nur philosophisch ist es nicht. *Die* Freiheit nur ist die wahre, die die Notwendigkeit in sich enthält, ja, die nur die Wahrheit, die Vernünftigkeit der Notwendigkeit ist. Darum kann Hegels Gott nun und nimmermehr eine einzelne Person sein, weil alles Willkürliche aus ihm entfernt ist. Darum muß Schelling das „freie" Denken anwenden, wenn er von Gott spricht, denn das notwendige Denken der logischen Konsequenz schließt alle göttliche Person aus. Die Hegelsche Dialektik, diese gewaltige, nie ruhende Triebkraft des Gedankens, ist nichts anderes als das Bewußtsein der Menschheit im reinen Denken, das Bewußtsein des Allgemeinen, das Gottesbewußtsein Hegels. Wo, wie bei Hegel, sich alles von selbst macht, ist eine göttliche Persönlichkeit überflüssig.

Ferner zeigt sich jetzt noch ein neuer Widerspruch in der Spaltung der Philosophie. Ist die negative Philosophie ohne allen Bezug auf die Existenz, so ist „die Konsequenz nicht da", weshalb sie nicht auch Dinge enthalten sollte, die in der wirklichen Welt nicht vorkommen. Schelling gibt dies zu, wenn er von ihr sagt, sie kümmere sich nicht um die Welt, und wenn diese mit ihren Konstruktionen übereinstimme, so sei dies zufällig. Auf diese Weise ist die negative Philosophie aber eine ganz leere, hohle, die sich in der willkürlichsten Möglichkeit herumtreibt und der Phantasie ihre Tore angelweit öffnet. Auf der andern Seite aber, wenn sie nur das enthält, was in der Natur und dem Geiste wirklich ist, so schließt sie die Realität ja ein und die positive ist überflüssig. Dies zeigt sich auch

von der andern Seite. Natur und Geist sind bei Schelling das einzige Vernünftige. Gott ist nicht vernünftig. So zeigt sich auch hier, daß das Unendliche nur dann vernünftigerweise real existieren kann, wenn es als Endlichkeit, als Natur und Geist erscheint und eine jenseitige extramundane Existenz des Unendlichen ins Reich der Abstraktionen zu verweisen ist. Jene aparte positive Philosophie hängt, wie wir gesehen haben, allein vom Glauben ab und existiert nur für den Glauben. Gibt nun ein Jude oder Muhamedaner die Prämissen Schellings in der negativen Wissenschaft zu, so wird er sich notwendig auch eine jüdische oder muhamedanische positive Philosophie bilden. Ja, schon für den Katholizismus, für die anglikanische Kirche wird sie verschieden sein. Alle sind gleich berechtigt, denn „um das Dogma handelt es sich nicht, sondern um das Faktum". Und mit dem beliebten „freien" Denken läßt sich alles als absolut konstruieren. Namentlich im Muhamedanismus sind die Fakta weit besser konstruiert als im Christentum.

So wären wir denn mit Schellings Philosophie zu Ende und können nur bedauern, daß ein Mann wie er so in die Schlingen des Glaubens und der Unfreiheit gefallen ist. Als er noch jung war, da war er ein andrer. Da rangen sich aus seinem gärenden Haupte leuchtende Pallasgestalten empor, deren manche auch noch bei späteren Kämpfen vorauseilte; da segelte er frei und kühn ins offene Meer des Gedankens hinaus, um[1] die Atlantis, das Absolute zu entdecken, deren Abbild in träumerisch-schimmernder Fata Morgana er so oft aus fernem Meeresrande sich heben sah; da brach alles Feuer der Jugend in Flammen der Begeisterung aus ihm, ein gottestrunkener Prophet, weissagte er von einer neuen Zeit; hingerissen von dem Geiste, der über ihn kam, kannte er die Bedeutung seiner Worte oft selber nicht. Er riß die Türflügel des Philosophierens weit auf, daß der frische Hauch der Natur durch die Räume des abstrakten Gedankens wehte, daß der warme Frühlingsstrahl auf den Samen der Kategorien fiel und alle schlummernden Kräfte erweckte. Aber das Feuer brannte zusammen, der Mut entschwand, der gärende Most, noch eh' er klarer Wein geworden war, ging in sauren Essig über. Das kecke, fröhlich die Wellen durchtanzende Schiff kehrte um und fuhr in den seichten Hafen des Glaubens ein, fuhr den Kiel so fest in den Sand, daß er noch jetzt darinsteckt. Da liegt es jetzt, und keiner erkennt in dem alten, hinfälligen Wrack das alte Schiff wieder, das mit vollen Segeln und wehenden Flaggen hinausfuhr. Die Segel sind längst vermodert, die Masten zerknickt, durch die klaffenden Planken strömen die Wellen hinein, und täglich spült die Flut neuen Sand um den Kiel.

[1] In der Broschüre: und

Wenden wir uns ab von diesem Raub der Zeit. Es gibt schönere Dinge, die wir betrachten können. Man wird uns dies Wrack nicht zeigen wollen und sagen, das sei allein ein seehaltend Schiff, während in einem andern Hafen eine ganze Flotte stolzer Fregatten liegt, bereit ins hohe Meer zu stechen. Unser Heil, unsere Zukunft liegt anderswo. Hegel ist der Mann, der eine neue Ära des Bewußtseins erschloß, indem er die alte vollendete. Es ist eigentümlich, daß dieser gerade jetzt von zwei Seiten angefeindet wird, von seinem Vorgänger Schelling und seinem jüngsten Nachfolger Feuerbach. Wenn dieser letztere Hegeln vorwirft, er stecke noch tief im Alten, so sollte er bedenken, daß das Bewußtsein über das Alte gerade schon das Neue ist, daß ein Altes eben dadurch der Geschichte anheimfällt, daß es vollkommen zum Bewußtsein gebracht wird. So ist Hegel allerdings das Neue als Altes, das Alte als Neues. Und so ist Feuerbachs Kritik des Christentums eine notwendige Ergänzung zu der durch Hegel begründeten spekulativen Religionslehre. Diese hat in Strauß ihren Gipfel erreicht, das Dogma löst sich durch seine eigne Geschichte *objektiv* in den philosophischen Gedanken auf. Zu gleicher Zeit reduziert Feuerbach die religiösen Bestimmungen auf *subjektive* menschliche Verhältnisse und hebt dadurch die Resultate Strauß' nicht etwa auf, sondern macht erst recht die Probe darauf; wie denn auch beide zu demselben Resultate kommen, daß das Geheimnis der Theologie die Anthropologie sei.

Ein neuer Morgen ist angebrochen, ein weltgeschichtlicher Morgen, wie jener, da aus der Dämmerung des Orients das lichte, freie, hellenische Bewußtsein sich losrang. Die Sonne ist emporgestiegen, der von allen Bergesgipfeln Opferfeuer entgegenlachten, deren Kunft von allen Warten heller Hörnerklang verkündete, auf deren Licht die bange Menschheit harrte. Von langem Schlummer sind wir erwacht, der Alp, der auf unserer Brust lag, ist entflohen, wir reiben uns die Augen und sehen erstaunt um uns. Alles hat sich verändert. Die Welt, die uns so fremd war, die Natur, deren verborgene Mächte uns wie Gespenster schreckten, wie verwandt, wie heimisch sind sie uns nun! Die Welt, die uns als ein Gefängnis erschien, zeigt sich nun in ihrer wahren Gestalt, als ein herrlicher Königspalast, darin wir alle aus- und eingehen, Arme und Reiche, Hohe und Niedere. Die Natur schließt sich auf vor uns und ruft uns zu: Fliehet doch nicht vor mir, ich bin ja nicht verworfen, nicht abgefallen von der Wahrheit, kommt und sehet, es ist euer innerstes, eigenstes Wesen, das auch mir Lebensfülle und Jugendschönheit gibt! Der Himmel ist zur Erde herniedergekommen, seine Schätze liegen verstreut wie die Steine am Wege, wer nach ihnen verlangt, braucht sie nur aufzuheben. Alle Zerrissenheit, alle Angst, alle

Spaltung ist verschwunden. Die Welt ist wieder ein Ganzes, selbständig und frei; sie hat die Tore ihres dumpfen Klosters gesprengt, das Bußhemd abgeworfen und den freien, reinen Äther zur Wohnung erwählt. Sie braucht sich nicht mehr zu rechtfertigen vor dem Unverstand, der sie nicht erfassen konnte; ihre Pracht und Herrlichkeit, ihre Fülle, ihre Kraft, ihr Leben ist ihre Rechtfertigung. Wohl hatte einer recht, als er vor achtzehnhundert Jahren ahnte, daß die Welt, der Kosmos, ihn dereinst verdrängen werde, und seinen Jüngern gebot, der Welt abzusagen.

Und das liebste Kind der Natur, der Mensch, als freier Mann nach den langen Kämpfen des Jünglingsalters, nach der langen Entfremdung zur Mutter zurückkehrend, sie schirmend gegen alle Phantome der im Kampfe erschlagenen Feinde, hat auch die Trennung von sich selber, die Spaltung in der eignen Brust überwunden. Nach undenklich langem Ringen und Streben ist der lichte Tag des Selbstbewußtseins über ihm aufgegangen. Frei und stark, auf sich vertrauend und stolz, steht er da, denn er hat den Kampf der Kämpfe gekämpft, er hat sich selbst überwunden und die Krone der Freiheit sich aufs Haupt gedrückt. Es ist ihm alles offenbar geworden und nichts war stark genug, sich gegen ihn zu verschließen. Jetzt erst geht ihm das wahre Leben auf. Wohin er früher in dunkler Ahnung strebte, das erreicht er jetzt mit vollem, freiem Willen. Was außer ihm, in nebelnder Ferne zu liegen schien, findet er in sich als sein eigen Fleisch und Blut. Er achtet es nicht, daß er es teuer erkauft, mit seinem bestem Herzblut erkauft hat, denn die Krone war des Blutes wert; die lange Zeit des Werbens ist ihm nicht verloren, denn die hohe, herrliche Braut, die er in die Kammer führt, ist ihm dadurch nur desto teurer geworden; das Kleinod, das Heiligtum, das er gefunden hat nach langem Suchen, war manchen Irrweg wert. Und diese Krone, diese Braut, dies Heiligtum ist das *Selbstbewußtsein der Menschheit*, der neue Gral, um dessen Thron sich die Völker jauchzend versammeln und der alle, die sich ihm hingeben, zu Königen macht, daß alle Herrlichkeit und Macht, alles Reich und Gewalt, alle Schönheit und Fülle dieser Welt zu ihren Füßen liegen und zu ihrer Verherrlichung sich opfern muß. Das ist unser Beruf, daß wir dieses Grals Tempeleisen werden, für ihn das Schwert um die Lenden gürten und unser Leben fröhlich einsetzen in den letzten, heiligen Krieg, dem das tausendjährige Reich der Freiheit folgen wird. Und das ist die Macht der Idee, daß jeder, der sie erkannt hat, nicht aufhören kann, von ihrer Herrlichkeit zu reden und ihre Allgewalt zu verkündigen, daß er heiter und guten Muts alles andre wegwirft, wenn sie es heischt, daß er Leib und Leben, Gut und Blut opfert, wenn nur sie, nur sie durchgesetzt wird. Wer sie einmal

geschaut hat, wem sie einmal im stillen nächtlichen Kämmerlein in all ihrem Glanze erschienen ist, der kann nicht von ihr lassen, der muß ihr folgen, wohin sie ihn führt und wär' es in den Tod. Denn er weiß von ihrer Kraft, daß sie stärker ist als alles im Himmel und auf Erden, daß sie sich durchschlägt gegen alle Feinde, die sich ihr entgegensetzen. Und dieser Glaube an die Allmacht der Idee, an den Sieg der ewigen Wahrheit, diese feste Zuversicht, daß sie nimmermehr wanken und weichen kann und wenn die ganze Welt sich gegen sie empörte, das ist die wahre Religion eines jeden echten Philosophen, das ist die Basis der wahren positiven Philosophie, der Philosophie der Weltgeschichte. Diese ist die höchste Offenbarung, die des Menschen an den Menschen, in der alle Negation der Kritik positiv ist. Dieses Drängen und Stürmen der Völker und Heroen, über dem die Idee in ewigem Frieden schwebt und endlich herniedersteigt mitten in das Getreibe und seine innerste, lebendigste, selbstbewußte Seele wird, das ist die Quelle alles Heils und aller Erlösung; das ist das Reich, in dem jeder von uns an seinem Ort zu wirken und zu handeln hat. Die Idee, das Selbstbewußtsein der Menschheit ist jener wunderbare Phönix, der aus dem Kostbarsten, was es auf der Welt gibt, sich den Scheiterhaufen baut und verjüngt aus den Flammen, die eine alte Zeit vernichten, emporsteigt.

So laßt uns denn unser Teuerstes und Liebstes, alles was uns heilig und groß war, ehe wir frei wurden, diesem Phönix auf den Scheiterhaufen tragen! Laßt uns keine Liebe, keinen Gewinn, keinen Reichtum für zu hoch halten, als daß wir ihn nicht der Idee freudig opfern sollten – sie wird es uns alles vergelten tausendfach! Laßt uns kämpfen und bluten, dem Feinde unverzagt ins grimmige Auge schauen und ausharren bis ans Ende! Seht ihr, unsre Fahnen wehen von den Bergesgipfeln herab? Seht ihr die Schwerter unsrer Genossen blinken, die Helmbüsche flattern? Sie kommen, sie kommen, aus allen Tälern, von allen Höhen strömen sie uns zu, mit Gesang und Hörnerschall; der Tag der großen Entscheidung, der Völkerschlacht, naht heran, und der Sieg muß unser sein!

Geschrieben Ende 1841/Anfang 1842.
Erschienen als Broschüre
im März 1842.

Schelling,
der Philosoph in Christo,
oder
die Verklärung
der Weltweisheit zur Gottesweisheit.

Für gläubige Christen

denen der philosophische Sprachgebrauch unbekannt ist.

Berlin, 1842.
Verlag von A. Eyssenhardt.

Umschlagseite der Broschüre
„Schelling, der Philosoph in Christo“

Schelling, der Philosoph in Christo, oder die Verklärung der Weltweisheit zur Gottesweisheit

Für gläubige Christen, denen der philosophische Sprachgebrauch unbekannt ist

„Also auch wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen." (Luk. 15,7.)

Dieses Wort des Herrn mag einem wohl einfallen, wenn man von Schelling reden will; denn an ihm sind Wunder der göttlichen Gnade sichtbarlich geschehen, auf daß der Name des Herrn erhöhet werde. Denn er hat sich seiner erbarmt, wie er einst über Paulum sich erbarmte; welcher auch, ehe er bekehret war, hinging und zerstörete die Gemeinen und schnaubte mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn. Da er aber gen Damaskus fuhr, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht, und er fiel auf sein Angesicht; der Herr aber redete zu ihm und zog ihn zu sich, also daß er gläubig ward zu derselbigen Stunde, ließ sich taufen und predigte den Namen des Herrn allen Völkern und ward ein auserwähltes Rüstzeug vor dem Herrn. So auch hat die Gnade des Heilandes über Schelling ihre Hand gehalten, und als die Zeit gekommen war, ging ihm ein großes Licht auf. Denn wer hätte es jemals nach menschlicher Einsicht vorhersagen können, daß der Mann, der um den Anfang dieses Jahrhunderts mit seinem damaligen Freunde, dem berüchtigten *Hegel*, den Grund zu jener schnöden Weltweisheit legte, die jetzt nicht mehr im Finstern schleicht, sondern deren Pfeile am Mittag verderben – daß dieser Mann dermaleinst noch sein Kreuz auf sich nehmen und Christo nachfolgen werde? Aber so ist es gekommen. Der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, hatte auch ihn nach seiner Gnade auserwählet und harrete nur der rechten Stunde, um ihn zu sich zu ziehen. Und jetzt hat er es getan, hat ihn erleuchtet und zu einem seiner Streiter gegen den Unglauben und die Gottlosigkeit gemacht. Es ist kein Zweifel mehr; er selbst ruft es vom Katheder herab den Gläubigen zu: Kommet und sehet, und preiset die Gnade, die der Herr an mir getan hat! Ja, der Hüter in Israel schläft noch schlummert nicht, der alte

Gott lebt noch, allen Spöttern zum Trotz, und tut noch Zeichen und Wunder für alle, die da sehen wollen. Sie machen ein Getöse, die Gottlosen, und sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott, aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. Er hat über sie triumphiert, solange die Welt steht, und wird über sie triumphieren in alle Ewigkeit. Er hat mit starkem Arm sein Regiment gehalten und aller Orten sich Werkzeuge erweckt zur Verherrlichung seines Namens. Und jetzt wieder hat er glänzend triumphiert über die Philosophen, die ihm allezeit ein Greuel waren, indem er den besten und tüchtigsten, den eigentlichen Stifter ihrer Lehre, aus ihrer Mitte herausgehoben und zu seinem Knecht gemacht hat. Denn daß Schelling früher selbst recht jämmerlich tief in diesem sogenannten Pantheismus, in dieser Vergötterung der Welt und seiner selbst, dringesteckt hat, das ist aus seinen frühern Büchern sonnenklar. Er sah nur noch nicht recht alles in seinem Zusammenhange und wußte nicht recht, wohin dieser Weg führen werde. Möge er es dem Herrn danken, daß Er ihn von diesem Wege genommen hat und auf den schmalen Weg geführt, der zum Himmel geht, und dadurch an ihm seine Macht aufs hellste bewiesen, allen Feinden des Glaubens gegenüber. Jetzt können sie nicht mehr sagen: Wo ist euer Gott? Was tut er? Wo treibt er sich herum? Warum tut er keine Wunder mehr? Hier ist er ja, in ihre eigne Schar fährt sein Arm hernieder wie der Blitz und macht Feuer aus Wasser, weiß aus schwarz, Gerechte aus Ungerechten. Wer kann hier noch leugnen, daß das Gottes Finger ist?

Aber das ist nicht alles. Der Herr hat uns durch Schellings Berufung noch einen zweiten Triumph über die Gottlosen und Lästerer bereitet. Er hat gerade Schelling auserkoren, weil dieser, mit der Weisheit dieser Welt vertraut, am besten geeignet war, die stolzen hochmütigen Philosophen zu widerlegen, und hat diesen dadurch in seiner unermeßlichen Gnade und Liebe einen Weg eröffnet, wieder zu ihm zu kommen. Kann man mehr von ihm verlangen? Denen, die ihm fluchen, die gegen sein Dasein wüten, die seine tollsten, rasendsten, verstocktesten Feinde sind, denen bietet er, statt sie von der Erde zu vertilgen und in den tiefsten Schlund der Hölle zu stürzen, denen bietet er immer aufs neue die rettende Hand, um sie aus dem Abgrund des Verderbens, in dem sie liegen, heraufzuziehen an das Licht; ja, die Gnade des Herrn ist so weit die Himmel reichen von Aufgang zum Niedergang, und seine Barmherzigkeit will kein Ende nehmen. Wer könnte einer solchen Langmut und Liebe widerstehen? Aber ihre Herzen sind so verstockt und in Sünden verhärtet, daß sie auch jetzt noch die Hand zurückstoßen, die sie retten will; so verblendet sind sie von den Lüsten

dieser Welt und dem eignen Hochmutsteufel. Sie graben sich löchrige Brunnen und verschmähen den Quell des Lebens, der im Blute Christi fließt. Sie verstopfen ihre Ohren gegen das Heil, das von oben kommt, sie haben Lust an dem, was dem Herrn übel gefällt. Ihr Wesen haben sie kein Hehl und rühmen ihre Sünde, wie die zu Sodom, und verbergen sie nicht. Wehe ihrer Seele, denn damit bringen sie sich selbst in alles Unglück. (Jes. 3,9.) Aber dennoch hat der Herr nicht abgelassen, sie zu sich einzuladen, auf daß sie keine Entschuldigung haben. Er hat ihnen durch Schelling gezeigt, wie schwach und nichtig die menschliche Vernunft ist. Wenn sie sich jetzt nicht bekehren, so ist es allein ihre Schuld, und sie können nicht sagen, daß sie das Evangelium nicht gekannt haben.

Weil nun aber der Herr so Großes getan hat und der ganzen Christenheit ein so trostreiches Zeichen gegeben hat, daß er ihr nahe ist und sie nicht verlassen will in der Not und den Kämpfen dieser Welt, so muß es jedem Gläubigen am Herzen liegen, diese frohe Botschaft seinen Mitchristen zu verkündigen. Und weil nun Schelling sein Bekenntnis von Christo hier in Gestalt von Vorlesungen abgelegt hat, so ist dies einesteils nur wenigen bekannt geworden, andernteils aber auch in einer so schwierigen philosophischen Kunstsprache abgefaßt, daß es nur denen, die sich mit der Weltweisheit längere Zeit beschäftigt haben, verständlich ist; drittenteils ist aber auch vieles für die Philosophen und anderes für die Gläubigen berechnet, so daß der einfältige Christ Mühe haben würde, sich hier durchzufinden. Deshalb hat der Verfasser dieser Zeilen es für nicht ganz überflüssig gehalten, allen denen, so nicht Zeit noch Lust haben, sich in das unfruchtbare Studium der Weltweisheit einzulassen, dennoch aber wohl Lust hätten zu wissen, was denn eigentlich an dem berühmten Schelling sei, dieses mit kurzen, einfältigen Worten, und um im Weinberge des Herrn nicht müßig zu stehn, darzulegen. Der Herr möge seinen Segen dazu geben, daß es gedeihe zu Nutz und Frommen seines Reiches.

Es muß aber vorher noch bemerkt werden, daß Schelling, bei allen seinen Verdiensten um das wahre Christentum, dennoch seine alte, verkehrte Weisheit nicht ganz loswerden kann. Es sind noch mancherlei Ansichten, die glauben machen, er könne den Hochmut der eignen Vernunft dennoch nicht so ganz unterdrücken, und als scheue er sich noch etwas vor der Welt, seine gänzliche Umkehr mit aller Freudigkeit und Dank gegen Christum zu bekennen. Wir wollen ihm das nicht zu hoch anrechnen; wer die Gnade bei ihm so herrlich zum Durchbruch brachte, der wird auch diese Flecken von ihm abwaschen; wer das Werk begann, wird es auch vollführen. Der mutige Streiter für die Wahrheit aber, von dem wir

sprechen, möge dieses Pfahls im Fleisch gedenken, wenn der Hochmutsteufel über ihn kommt und ihn versuchet. Er möge allen Stolz auf seine ehemalige Philosophie, die doch nur gottlose Kinder geboren hat, von sich tun und nur stolz sein auf den, der ihn aus freier, unermeßlicher Gnade aus diesem Verderben gerettet hat.

Das erste, was Schelling hier auf dem Katheder tat, war, daß er geradezu und mit offner Stirne gegen die Philosophie losging und ihren Boden, die Vernunft, unter den Füßen wegzog. Mit den schlagendsten, aus ihren eignen Rüstkammern genommenen Gründen bewies er ihnen, daß die natürliche Vernunft nicht fähig sei, auch nur das Dasein eines Grashalms zu beweisen; daß sie mit allen ihren Demonstrationen, Gründen und Schlüssen keinen Hund vom Ofen lockt und gar nicht zum Göttlichen hinauf kann, weil sie in ihrer Plumpheit immer auf dem Erdboden liegenbleibt. Das haben wir nun zwar längst gewußt, aber so schön und deutlich war es den verstockten Philosophen noch nicht gesagt worden. Dies hat er in einem ganzen langen System der sogenannten negativen Philosophie getan, worin er ihnen sonnenklar vor die Augen führt, daß ihre Vernunft nur Mögliches erkennen kann, aber nichts Wirkliches, am allerwenigsten Gott und die Geheimnisse des Christentums. Diese Mühe, die er sich mit einem so unfruchtbaren Gegenstande, mit den Luftgebilden der Weltweisheit gegeben hat, ist um des Reiches Gottes willen sehr dankenswert. Denn solange diese Philosophen noch auf ihre Vernunft pochen konnten, war mit ihnen nichts anzufangen. Jetzt aber, da sie auch von ihrem Standpunkte aus überführt worden sind, daß ihre Vernunft ganz und gar untauglich zur Erkenntnis des Wahren ist und nur leere, hohle Hirngespinste zutage fördert, die gar nicht das Recht haben zu existieren, so gehört schon ein verstocktes und in Sünden grau gewordenes Haupt dazu, um in der heidnischen Lehre zu verharren, und es ist wohl möglich, daß unter dem Beistande der göttlichen Gnade sich einer oder der andre von seinem bösen Wandel bekehre. Es ist sehr richtig und muß immer wiederholt werden, daß die verfinsterte Vernunft des Menschen ganz und gar untüchtig ist und des Ruhmes mangelt, den sie vor Gott haben sollte, denn das ist das Hauptbollwerk der Ungläubigen, daß ihre Vernunft ihnen andre Dinge sagt als das Wort Gottes. Es ist aber ein Frevel gegen den Allerhöchsten, ihn, den Feind aller Sünde, mit der durch die Sünde befleckten und verblendeten Vernunft erkennen zu wollen, ja, diese allen Lüsten dieser Welt, allen Versuchungen des Satans hingegebene Vernunft über Gott selbst zu setzen, und das tun die Weltweisen doch, indem sie Gottes Wort mit dieser ihrer verworfenen Vernunft kritisieren, was ihnen nicht gefällt, herauswerfen

nicht allein die Heiligkeit der Bibel, sondern das Dasein Gottes selbst mit frevlerischen Händen antasten und leugnen, um sich selbst an seiner Statt zum Gott zu machen. Das sind die natürlichen Folgen davon, daß die Vernunft, wie weiland jene Metze in den Bluttagen der Französischen Revolution, auf den Thron Gottes erhoben wird und sich unterfängt, die Maßregeln des allmächtigen Herrn der Welt zu kritisieren. Hier ist es, wo geheilt werden muß, nicht an der Oberfläche, sondern an der Wurzel des Übels. Flickt man auch einen neuen Lappen auf ein altes Kleid?[1] Wie stimmt Christus mit Belial? Es ist nicht möglich, es ist eine Lästerung, wenn man den Erlösungstod des Herrn, die Auferstehung und Himmelfahrt mit der natürlichen Vernunft begreifen will. Darum gehe man mit *Schelling* kräftig zu Werke und werfe die Vernunft aus dem Christentum hinaus ins Heidentum, denn dahin gehört sie, da kann sie sich gegen Gott auflehnen und die Welt mit ihren Lüsten und Begierden, der wir abgesagt haben, für göttlich halten, alle Sünden und Laster, Greuel der Völlerei und Unzucht als Tugenden und Gottesdienst beschönigen, und den Selbstmord eines Cato, die Unkeuschheit einer Lais und Aspasia, den Verwandtenmord eines Brutus, den Stoizismus und die Christenverfolgungswut eines Markus Aurelius als Muster der Menschheit aufstellen. Dann steht sie dem Christentum doch offen entgegen und jeder weiß, woran er mit ihr ist. Aber es ist eine Hauptlist des Widersachers gewesen, sie ins Christentum hineinzuschmuggeln, wo sie dann saubre Hurkinder herausgeboren hat, als da sind: Pelagianismus, Sozinianismus[106], Rationalismus und spekulative Theologie. Gott aber, was töricht ist vor der Welt, das hat er erwählet, auf daß er die Weisen zuschanden mache (1 Kor. 1,27); darum vernimmt der natürliche Mensch nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Torheit und muß geistlich gerichtet sein (1 Kor. 2,14).

So ist es ein wahrhaft christliches Bestreben, wenn *Schelling* in der reinen Vernunftwissenschaft, welche eben die negative Philosophie ist, die Vernunft, statt ihr irgendeine Überhebung zu gestatten, recht tief erniedrigt und demütigt, daß sie zur Erkenntnis ihrer Schwäche und Sündlichkeit komme und sich bußfertig der Gnade zuwende, denn nur diese kann sie heiligen, erleuchten und wiedergebären, daß sie tüchtig werde zur Erkenntnis Gottes. Die Vernunft zu kreuzigen ist schwerer und deshalb mehr, denn das Fleisch zu kreuzigen. Dieses liegt doch unter dem Gewissen, welches auch schon den Heiden zur Zähmung ihrer Lüste und zum innern Richter über ihre Sünden gegeben ist; die Vernunft aber stellt sich über

[1] Vgl. vorl. Band, S. 442

dasselbe und verträgt sich sogar ganz gut mit ihm, und es ist nur dem Christen gegeben, sie unter das sanfte Joch des Glaubens zu beugen. Das aber fordert die Schrift von uns, und da gelten keine Einwendungen oder Ausflüchte: entweder gib deine Vernunft unter den Glauben gefangen oder geh hinüber zur Linken, zu den Böcken (nennen sich doch die ärgsten jener Selbstvergötterer wie zum Spott: die *linke* Seite), da bist du an deiner Stelle!

Hierdurch hat sich *Schelling* nun den Boden frei gemacht. All die Überbleibsel des Heidentums, die in unsrer Zeit wieder hervorgeholt werden und für neue Wahrheit gelten sollen, alle die verzerrten Ausgeburten der unkeuschen, lüsternen Vernunft sind beseitigt, und seine Zuhörer sind jetzt fähig, die Milch des Evangeliums in sich aufzunehmen. Das ist der rechte Weg. Die Heiden waren bei ihren weltlichen Wollüsten und Begierden zu fassen; aber unsre Philosophen stellen sich wenigstens heutzutage noch so, als wollten sie die christliche Moral noch anerkennen. Darum, wenn die Apostel bei den Heiden ein bußfertiges, reuiges, zerschlagenes und zerknirschtes Herz forderten, so muß von den hochmütigen Weltweisen dieser Zeit eine bußfertige, demütige, zerschlagene Vernunft gefordert werden, ehe sie fähig sind, die Gnade des Evangeliums zu genießen. So konnte *Schelling* denn auch erst jetzt seinen ehemaligen Genossen in der Gottlosigkeit, den verrufenen *Hegel*, recht beurteilen. Denn dieser *Hegel* hatte einen solchen Hochmut in der Vernunft, daß er sie geradezu für Gott erklärte, als er sah, daß er mit ihr zu einem andern wahren, über dem Menschen stehenden Gott nicht kommen konnte. Darum erklärte *Schelling* denn auch offen, er wolle mit diesem Menschen und seiner Lehre nichts mehr zu schaffen haben und kümmerte sich weiter auch nicht um ihn.

Nachdem nun die Vernunft sich gedemütigt hat und den Willen zeigt, das Heil anzunehmen, kann sie nun wieder erhöhet und vom Geist der Wahrheit erleuchtet werden. Dies geschieht in der positiven Philosophie, wo sie durch freies, d.h. erleuchtetes Denken mit Hülfe der göttlichen Offenbarung zu den Gnadengaben des Christentums zugelassen wird. Jetzt, nun ihr das Verständnis der höheren Welt aufgeschlossen ist, sieht sie auf einmal den ganzen wunderbaren Zusammenhang in der Geschichte des Reiches Gottes ein, und was ihr früher unbegreiflich war, ist jetzt klar und begreiflich, als wenn es gar nicht anders sein könnte. Denn die Augen, die der Herr erleuchtet, sind erst wahre Augen und sehend; wo aber die Finsternis herrscht und die Lüste und Begierden dieser Welt ihr Wesen treiben, da kann keiner etwas sehen. Diese Gnadenwirkung spricht *Schelling* darin aus, daß er sagt, diese Philosophie sei nur für die Wollenden

und Klugen und finde ihre Bewährung in der Offenbarung. Wer also an diese nicht glaubt, für den ist auch die Philosophie nicht. Mit andern Worten, diese Sache ist eigentlich keine rechte Philosophie, sondern dieser Name ist nur um der Weltweisen willen gewählt, wie geschrieben steht: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben (Matth. 10,16); im übrigen aber ist es ein rechtes und wirkliches Christentum, wie sich uns bald zeigen wird. *Schelling* hat die gute alte Zeit wieder heraufgeführt, wo die Vernunft sich unter den Glauben gefangen gibt und die Weltweisheit, indem sie sich als Magd der Theologie, der Gottesweisheit unterwirft, zur Gottesweisheit verklärt wird. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet (Matth. 23,12).

Auf diesem Wege des erleuchteten Denkens kommt der teure Mann, von dem wir reden, denn auch sogleich zur wahren Grundlehre alles Christentums, nämlich der Dreieinigkeit Gottes. Es kann dem gottesfürchtigen Leser nicht zugemutet werden, diesen Weg mitzumachen, denn er weiß und glaubet ja, daß dieser Weg nur zur Wahrheit führen kann; es ist dies nur für die Ungläubigen gesagt worden, um ihnen zu zeigen, wie sie zur Wahrheit kommen können und wie sehr ihre Vernunft gereinigt und geheiligt werden muß, um die Erlösung in Christo Jesu erkennen und fassen zu können. Darum wollen wir diese Dinge, die für die Erkenntnis des Heils bei den Gläubigen doch keinen Wert haben, übergehen. *Schelling* beschreibt nun nach der Schrift, wie Gott die Welt aus Nichts geschaffen und der Mensch, vom Satan in Gestalt der Schlange verführt, seinen ersten Wandel verloren habe und dem Fürsten der Finsternis verfallen sei. Dadurch habe er die ganze Welt von Gott losgerissen und in die Gewalt des Satans gebracht. Alle Kräfte, die früher durch die göttliche Einheit zusammengehalten waren, seien jetzt auseinandergefallen und in wilde Feindschaft geraten, so daß der Satan recht mit Lust in der Welt hausen könne. Man muß sich nur durch die philosophische Ausdrucksweise unserer Gottesgelehrten nicht verblenden lassen. Die Weltweisen in unsrer gottlosen Zeit verstehen die einfache, von Gott selbst eingegebene Sprache der Heiligen Schrift nicht mehr; es muß ihnen auf ihre Weise beigebracht werden, bis sie wieder reif werden zum Verständnis der Bibel, wie geschrieben stehet: Ich preise dich, Vater und Herr [des] Himmels und der Erde, daß du es den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbaret (Matth. 11,25). Darum sagt *Schelling* für die Engel, die ihr Fürstentum nicht behalten haben, sondern verließen ihre Behausung (Judä 6), für den Teufel und seine gottlosen Scharen: kosmische Potenzen, was soviel heißt wie Fürsten dieser Welt. Jetzt natürlich kann

Gott an der Welt keinen Gefallen mehr haben. Er stößt sie nach seiner Gerechtigkeit von sich, und wo er in ihr wirkt, tut er es in seinem Zorn und ohne seinen vollen freien Willen. Aber der ewige Erbarmer kann nicht von ihr lassen; das Wort, durch welches alle Dinge gemacht sind und ohne dasselbige ist nichts gemacht, das gemacht ist (Joh. 1,3), der eingeborne Sohn Gottes bleibt mit seiner unermeßlichen Liebe und Gnade bei der armen, verstoßenen Welt. Sein Leidensstand beginnt mit dem Sündenfall und nicht erst mit seiner Menschwerdung unter Herodes, denn mit dem Sündenfall ist er ganz aus der Menschheit verdrängt, in der er mehr noch als der Vater lebte. Ja, indem er sich zwischen den zürnenden Gott und die gefallene Welt, die jener vernichten wollte, hinstellte, auf ihre Seite trat, trennte er sich vom Vater und war so gewissermaßen mitschuldig und konnte auf die göttliche Herrlichkeit keinen Anspruch machen, solange der Vater nicht versöhnt war. Dies große Werk der Versöhnung, den Kampf mit dem Fürsten dieser Welt, begann er nun in dieser nicht göttlichen und nicht menschlichen Gestalt, in dieser Trennung vom Vater, die sein Leiden und seinen Schmerz ausmacht. Daß diese Deutung in der Heiligen Schrift begründet ist, zeigt das 53. Kapitel des Propheten Jesaias aufs deutlichste, wo von einem gegenwärtigen, nicht zukünftigen Leiden die Rede ist. Dieser große Streit beginnt nun im Judentum und im Heidentum. Wie der Herr sich das Judentum unterwirft, zeigt die Geschichte des Volkes Israel im Alten Testament, und die herrlichen Führungen, durch die der Herr sein Volk geleitet hat, sind den Christen wohlbekannt. Aber im Heidentum? War nicht gerade der Teufel der Gott der Heiden? Wir wollen versuchen, dies so klar wie möglich zu beantworten, ohne von den Aussprüchen der Heiligen Schrift abzuweichen.

Es hat wohl jeder bereits gehört, daß auch unter den Heiden, in den sibyllinischen Büchern und sonstwo Weissagungen auf Christum waren. Hier zeigt sich also schon, daß sie nicht ganz so gottverlassen waren, als man gewöhnlich meint, denn diese Weissagungen sind göttlichen Ursprungs. Nun aber ist es damit nicht getan. Warum sollte der Herr in seiner Barmherzigkeit sie so ganz in der Irre gehen und in die Krallen des Teufels fallen lassen? Läßt er doch regnen über Gute und Böse und die Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte! Ja, wenn die Heiden so ganz ohne Gottes Schutz und Leitung in der Gewalt des bösen Feindes gewesen wären, würden ihre Sünden da nicht größer und unerhörter sein, als sie wirklich waren? Würden dann nicht alle die schändlichen Wollüste und unnatürlichen Begierden, die fleischlichen und andern Sünden, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, Schalksauge, Unkeuschheit nicht so laut gen

Himmel geschrieen haben, daß Gott sie hätte ohne Zaudern vertilgen müssen? Ja, würden sie sich nicht selbst einander erschlagen und aufgefressen haben? Hieraus folgt schon, daß Gott sich auch der Heiden erbarmt und ihnen einiges Licht von oben gegeben haben muß; und dies besteht darin, daß sie allmählich und ohne daß sie es merkten durch alle Stufen des Götzendienstes zur Anbetung des wahren Christus geführt wurden, ohne aber daß sie wußten, ihr Gott und der der Christen sei derselbe, und der im Heidentum verborgen gewesen, sei nun im Christentum offenbaret worden. Diejenigen nun, welche dies nicht erkannten, als ihnen das Evangelium gepredigt war, beteten nun nicht mehr den verborgenen Christus an, weil sie den geoffenbarten verfolgten, sondern ihr Gott war nun der Feind Christi, der Teufel. Das ist ein großes Verdienst von *Schelling*, daß er der erste ist, der sich daran gibt, die Führungen Gottes unter den Heiden aufzusuchen und so der Liebe Christi zu den sündigen Menschen ein neues Lob bereitet.

Nachdem nun die Juden mit Bewußtsein und die Heiden ohne es zu wissen und in falscher Gestalt zur Erkenntnis des wahren Gottes gebracht, als die stolzen Paläste des Griechentums zerfallen waren und die eiserne Hand des römischen Kaisers auf der ganzen Welt lag, da war die Zeit erfüllet, und Gott sandte seinen Sohn, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Dies geschah folgendermaßen. Indem Christus sich das Heidentum unterworfen hatte, war er der Gott desselben, aber nicht der wahre Gott, das konnte er ohne den Vater nicht sein. So hatte er dem Teufel die Welt abgerungen und konnte mit ihr machen, was er wollte; er konnte sie für sich behalten und ihre Herrschaft in dieser *göttlichen Gestalt* allein führen; aber er tat dies aus freiem Gehorsam nicht, sondern übergab sie seinem Vater, indem er die göttliche Gestalt ablegte und Mensch wurde. Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern [ent]-äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an und ward gleichwie ein anderer Mensch und an Gebärden wie ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz (Phil. 2, 6–8). Es sind noch eine Menge Stellen in der Heiligen Schrift, die diese Auslegung für die richtige erklären und beweisen; auch kann man nach dieser Weise alles ganz einfältiglich und wörtlich nehmen, ohne viel Ausflüchte und Gelehrsamkeit nötig zu haben.

Das ist eben das Große an dem Gehorsam Christi, daß der Heiland die ganze Welt für sich besitzen und sich vom Vater lossagen konnte, und daß er dies nicht wollte, sondern seinem Vater die dem Teufel abgestrittene Welt zu Füßen legte und den Tod erlitt zur Versöhnung für viele.

Hier sehen wir auch, was die Versuchungsgeschichte Christi bedeutet. Hätte es nicht in Jesu freier Wahl gestanden, sich dem Vater zu unterwerfen oder nicht, so hätte der Teufel ihn gar nicht versuchen können, denn er mußte ja wissen, daß es doch vergeblich sein werde. Also ist die obige Auslegung *Schellings* gewiß richtig.

Daß also Christus wahrer Gott sei, haben wir gehört und jetzt geht unser Gewährsmann zur zweiten Natur desselben, der menschlichen, über. Auch er ist des festen Glaubens, daß Christus wahrlich und wahrhaftiger Mensch gewesen ist und nicht, wie viele Ketzer meinen, bloß eine Erscheinung oder der Geist Gottes, der sich auf einen bereits existierenden Menschen herabgelassen habe.

Indem Christus die Welt gegen Gott vertrat, sich für sie verbürgte, trat er außer Gott heraus und ihm gegenüber. Solange also die Welt nicht wieder mit Gott versöhnt war, war Christus nicht Gott, sondern in einem Mittelzustande, der durch die Besiegung des Heidentums zur göttlichen Gestalt wurde, aber selbst der wahre göttliche Zustand nicht war. Um in diesen sich wieder zu versetzen, mußte Christus seinem Vater die Welt übergeben, die er dem Teufel abgerungen hatte, mußte die göttliche Gestalt ablegen und sich selbst demütig dem Vater unterwerfen, um die Strafe für die Missetat der Welt auf sich zu nehmen. Diese Demut zeigte er, indem er Mensch wurde, vom Weibe geboren, und gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Alle Reinigung und Opfer hatten Gott nicht versöhnen können und waren bloß die Vorspiele des einen großen Opfers gewesen, in welchem nicht nur das Böse vertilgt, sondern auch der Zorn Gottes versöhnt wurde. Dieser konnte nur durch die größte, freiwilligste, demütigste Unterwerfung versöhnt werden, und das konnte nur der Sohn, nicht aber der Mensch, den die Furcht und Qual des Gewissens, der dräuende Zorn Gottes zur Unterwerfung zwang. Jetzt konnte Christus auch die Menschen vor Gott vertreten, da er durch die Anbetung, die sie ihm, ohne es zu wissen, zollten, ihr Herr, ihr Verteidiger geworden war. Um nun wirklich an des Menschen Statt die diesem zukommende Strafe zu tragen, ward er Mensch; der Entschluß zur Menschwerdung ist ein Wunder der göttlichen Gesinnung. So wurde der im Anfange bei Gott, ja Gott selbst, und nach dem Sündenfall in der „göttlichen Gestalt" war, jetzt in Bethlehem als Mensch geboren, und zwar aus dem heiligen Geist von der Maria, ohne Zutun einiges Mannes.

Wer hätte das zu hoffen gewagt, daß im Jahr 1842 ein Philosoph, ja, der Stifter der neuen Lästerschule, so erfreulich umkehren werde und sich so freudig zu den Hauptlehren des Christentums bekennen? Das, woran

der Zweifel sich immer zuerst machte, was die Halbchristen von jeher verstoßen haben, und das dennoch der Eckstein des christlichen Glaubens ist, die Geburt Christi aus der Maria ohne Zutun des Mannes, daß *Schelling* auch dies als seine Überzeugung ausgesprochen hat, ist eines der erfreulichsten Zeichen der Zeit, und der hochbegnadigte Mann, der den Mut dazu hatte, hat Anspruch auf den Dank eines jeden Gläubigen. Wer erkennt aber nicht hier die Hand des Herrn in dieser wunderbaren, herrlichen Fügung? Wer sieht nicht, daß er hier seiner Kirche ein Zeichen gibt, daß Er sie nicht verlassen hat und ihrer bei Tag und Nacht gedenkt?

Über den Tod des Herrn spricht sich *Schelling* auf eine ebenso wahrhaft christliche und erbauliche Weise aus. Er sei von Anbeginn der Welt im Rate der Wächter beschlossen gewesen und ein Opfer, das die göttliche Gesinnung geheischt habe. Gott sei auch gegen den Satan gerecht und habe ihm so sehr sein Recht angedeihen lassen, daß er seinen eigenen Sohn in den Tod dahingegeben, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, damit der Teufel nur ja nicht den mindesten Grund habe zu sagen, er sei durch die größere Macht Gottes auf ungerechte Weise gestürzt worden. Es ist die Majestät und Herrlichkeit des Herrn selbst, die auch den leisesten Schein eines solchen Fleckens nicht duldet. Darum mußte Christus Mensch werden und die Missetat der gottverlassenen Menschheit auf sich nehmen und am Kreuze den Tod leiden, auf daß durch eines Tod viele lebendig würden. Darum mußte der Herr in seiner Gnade und Barmherzigkeit sich dahingeben für uns, sich für die Sünder beim Vater verbürgen und unsere Schuld bezahlen, daß wir wieder Zutritt haben zum Thron der Gnade. Und zwar sind die anderen Menschen auch dem Tode samt und sonders verfallen, aber keiner ist so gestorben wie der Herr, hat einen solchen Erlösungstod erlitten wie Jesus Christus. Und so ist auch diese Krone des Glaubens, die Reinigung von den Sünden im Blute Christi, wieder einmal wunderbarlich aus den Krallen des alten Drachen, welcher jetzt in Gestalt der Weltweisheit und des leidigen Zeitgeistes umgeht, gerettet worden, und aufs neue hat der Herr die köstliche Verheißung bewährt, daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen sollen. Weiter sagt *Schelling* von Christo sehr schön: Dieser Tod ist ein so großes Wunder, daß wir gar nicht wagen würden, es zu glauben, wenn wir es nicht so gewiß wüßten. Bei seinem Tode war die ganze Menschheit vertreten: Juden und Heiden waren gegenwärtig, und sie waren die beiden Seiten des ganzen Menschengeschlechts. Das Prinzip der Heiden, wie Christus es durch seinen Kampf mit dem Satan im Heidentum geworden war, mußte den Tod der Heiden, den Kreuzestod, sterben. Die

Ausspannung am Kreuze ist nur die Lösung der langen Spannung, in der er sich unter den Heiden befunden hatte, d. h. die außergöttliche Stellung des Herrn löste sich auf, und er wurde durch den Tod wieder Eines mit Gott, wie geschrieben steht: Er ist aus der Angst und dem Gericht genommen, wer will seines Lebens Länge ausreden? Denn er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da er um die Missetat meines Volkes geplaget war (Jes. 53,8).

Von der Auferstehung des Herrn sagt aber *Schelling*, sie sei der Beweis, daß Christus seine Menschheit nicht zum Schein angenommen habe, sondern ernstlich und für immer Mensch geworden sei, und daß Gott die menschliche Gestalt und das menschliche Wesen wieder zu Gnaden angenommen habe, und zwar nicht allein die Menschheit in Christo, sondern überhaupt alle Menschheit, deren Vertreter Christus nur gewesen. Denn nicht die einzelne Sünde sei Gott so mißfällig, daß er die Menschheit darum habe verlassen müssen, sondern das Schlimmste sei der ganze, sündige, dem Bösen verkaufte Zustand des ganzen Menschengeschlechts, und daher hat Gott sein Mißfallen am Menschen, schon ehe er gesündigt, so daß es vor Gott schon gleichsam eine Sünde war, ein Mensch zu sein. Daher konnte kein guter, Gott wohlgefälliger Wille, daher keine einzige gute, vor Gott gerechte Tat auf der Welt sich finden, ehe Christus gestorben war, und daher können auch jetzt nur die Gläubigen gute Werke tun und guten Willen haben. Durch die Auferstehung des Herrn aber ist der menschliche Zustand wieder vor Gott gerechtfertigt und von Gott als entsündigter anerkannt, und so ist die Rechtfertigung durch die Auferstehung erst vollendet. So ist Christus nun gen Himmel aufgehoben worden und sitzet zur Rechten Gottes des Vaters, als wahrer Mensch und wahrer Gott, die Menschheit vor dem Vater vertretend.

Die Auferstehung ist uns ferner ein Beweis für die Unsterblichkeit unserer eigenen Seele und die Auferstehung des Fleisches. Auch dies erkennt *Schelling* an und setzt hinzu, daß, wenn in diesem Leben das Fleisch über den Geist herrsche, ein zweites folgen müsse, wo der Geist das Fleisch überwältigt habe und zuletzt eine Ausgleichung beider Seiten notwendig sei. Dies stimmt ganz mit der Lehre der Schrift, denn der letzte Zustand nach der Auferstehung und dem jüngsten Gericht, nach der Verklärung des Leibes, ist nichts anderes als das, was *Schelling* das Gleichgewicht zwischen Seele und Leib nennt. Für den Zustand der Unbußfertigen und Verdammten, die in Unglauben, Herzenshärtigkeit und Sünden dahingefahren sind, spricht *Schelling* auch eine Vermutung aus. Er hält den zweiten, ewigen Tod für ein ewiges Sterben, ohne je zum wirklichen

Tode kommen zu können. Darüber zu grübeln, möchte wohl unterlassen und es dem Herrn anheimgestellt werden können, wie er seine Verächter und Lästerer züchtigen und peinigen will.

Endlich aber legt der teure *Schelling* folgendes köstliche Zeugnis von der Auferstehung unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi ab: Diese Auferstehung ist ein Blitz der innern Geschichte in die äußere. Wer solche Tatsachen wegnimmt, dem bleibt die Geschichte des Reiches Gottes nur eine Reihe von äußerlichen, zufälligen Begebenheiten ohne allen göttlichen Inhalt, ohne das Transzendente (was über die Vernunft geht), welches erst eigentliche Geschichte ist. Ohne sie ist die Geschichte nur eine äußerliche Gedächtnissache, nie eine wahre, ganze Kenntnis der Begebenheiten. – Das ist ein schönes und christliches Wort, dagegen die Redereien der Weltweisen von Gott in der Geschichte und Entwickelung des Gattungsbewußtseins eitel Unflat und Lästerung sind. Denn wenn diese hochmütigen Jugendverführer ihren Gott in der Geschichte aller menschlichen Sünden und Verbrechen haben, wo bleibt der Gott außerhalb dieser Sünden. Diese Spötter wollen nicht einsehen, daß die ganze Weltgeschichte ein Vorüberdrängen von allerlei Ungerechtigkeit, Bosheit, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, Lästerung, Frevel, Zorn und Wut und Trunkenheit ist, die unfehlbar sich selbst in die Hölle stürzen würden und die ganze Welt mit, wenn man nicht überall Gottes rettende Hand sähe, die dem Übel wehrt und steuert; und diese schändliche Lasterbühne ist ihr Himmel, ihre ganze Unsterblichkeit, das haben sie selbst offen gesagt. Aber das sind die saubern Folgen davon, daß man alle göttlichen Wirkungen aus der Geschichte herauswirft. Gott rächt sich dadurch an ihnen, daß er ihnen sein wahres Wesen verschließt und sie sich einen Gott machen läßt, der noch weniger als ein tauber Götze von Holz und Stroh, der ein vages Luftgebilde, ein sogenannter Weltgeist und Geist der Geschichte ist. Was bei einer solchen Betrachtung der Geschichte, deren Hauptanstifter der bei allen guten Christen übel berufene *Hegel* ist, herauskommt, haben wir gesehen; halten wir also das Bild der Geschichte dagegen, welches ein Mann Gottes, wie *Schelling*, entwirft.

Unter den Zwölfen, sagt *Schelling*, welche den Herrn immer umgaben und von ihm zu Aposteln bestellt wurden, waren es vornehmlich drei, die er bei jeder Gelegenheit vor den andern begnadigte, Petrus, Jakobus und Johannes. In diesen Dreien sind die Vorbilder der ganzen christlichen Kirche gegeben, wenn wir für den früher für den Namen Christi getöteten Jakobus, den ungefähr zu derselben Zeit bekehrten Paulus als Nachfolger annehmen. Petrus, Paulus und Johannes sind die Herrscher über drei

verschiedene Zeiträume der christlichen Kirche, wie im Alten Testament Moses, Elias und Johannes der Täufer die drei Vertreter dreier Zeiträume waren. Moses war der Gesetzgeber, durch welchen der Herr den Grund legte; Elias der feurige Geist, der das träge, abgefallene Volk wieder zum Leben und zur Tätigkeit brachte; Johannes der Täufer der Vollender, der das Alte Testament ins Neue hinüberführt. So auch war für die neutestamentliche Kirche Petrus der Moses, der Grundleger, durch welchen das jüdische Wesen der damaligen Zeit in der christlichen Kirche vertreten wurde; Paulus der treibende, feurige Elias, der die Gläubigen nicht lau werden und einschlummern ließ und das Wesen des Heidentums, Bildung, Gelehrsamkeit und Weltweisheit – sofern sie sich unter den Glauben gefangen gab – vertrat; Johannes aber wird wiederum der Vollender, der auf die Zukunft Hinweisende sein, denn die der Herr liebt, denen gibt er das Geschäft des Vollendens. So schrieb denn auch Johannes, schon zu seinen Lebzeiten auf die Zukunft hinweisend, die Offenbarung. Die Kirche des Apostels Petrus ist nun die katholische, deren zeremonieller Gottesdienst, so wie ihre Lehre von den guten Werken dem jüdischen Gesetze entspricht; und es läßt sich nicht leugnen, daß das Wort des Herrn: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen, auf die von ihm gestiftete Kirche geht. Wie er den Herrn dreimal verleugnete, so läßt sich auch nachweisen, daß die römische Kirche den Herrn dreimal verleugnet hat. Zuerst, als sie selbst nach der weltlichen Herrschaft strebte, sodann, als sie der weltlichen Gewalt zu ihren Zwecken sich zu bedienen wußte, und endlich, als sie der weltlichen Gewalt sich als Mittel zu ihren Zwecken hergab. Die zweite Kirche des Apostels Paulus nun ist die protestantische, in welcher die Gelehrsamkeit und alle gottselige Weisheit, also das Wesen der aus dem Heidentum herübergekommenen Christen vorherrschend ist, und in welcher, statt des Feststehenden, Bleibenden der katholischen Kirche, nun das Treibende, Parteien machende Leben der in viele Sekten zerfallenden evangelischen Kirche eintritt. Wer weiß, ob das Dichten und Trachten dieser heidnischen Christen dem Reiche Gottes nicht am Ende förderlicher ist als das der jüdischen Christen!

Aber keine dieser beiden Parteien ist die wahre, letzte Kirche des Herrn, sondern dies wird erst die sein, die von Petri Grund durch Paulum zu Johannes durchdringt und so die letzten Zeiten vorbereitet. Diese letzte Kirche ist die Kirche der Liebe, wie Johannes der Bote der Liebe war, die Vollendung der Kirche, zu deren Zeiten der auf das Ende geweissagte große Abfall sein wird, und sodann das jüngste Gericht. Es sind allen

Aposteln viele Kirchen gebaut worden, aber verhältnismäßig sehr wenige dem heiligen Johannes. Hätte ich eine Kirche zu bauen, so würde ich sie ihm widmen; einst aber wird eine Kirche gebauet werden allen drei Aposteln, und diese wird die letzte, das wahre christliche Pantheon sein.

Dies sind die Worte, mit denen der erste wahrhaft christliche Philosoph seine Vorlesungen beschloß, und so wären wir ihm bis zum Ende gefolgt. Der Verfasser dieser Zeilen glaubt hinlänglich gezeigt zu haben, welch ein auserwähltes Rüstzeug der Herr seiner Kirche in diesem werten Manne erwecket hat. Das ist der Mann, welcher die Heiden der jetzigen Welt vertreiben wird, die da ihr Wesen treiben unter vielfältiger Gestalt, als Weltleute, als Junges Deutschland, als Philosophen und wie sie sich sonst nennen mögen. Wahrlich, wenn man in den Saal kam, in welchem *Schelling* seine Vorlesungen hielt, und hörte diese Leute über den Auserwählten unter den Weltweisen spötteln und witzeln, so mußte man des Apostels Pauli gedenken, als er zu Athen predigte. Es ist geradeso, als wiederholte sich die Geschichte, wie sie Apostelgesch. 17,16ff. erzählet ist, wo die Worte also lauten:

„Da aber Paulus zu Athen ihrer wartete, ergrimmete sein Geist in ihm, da er sah die Stadt so gar abgöttisch. Und er redete zwar zu den Juden und Gottesfürchtigen in der Schule, auch auf dem Markt alle Tage zu denen, so sich herzufanden. Etliche aber der Epikureer und Stoiker Philosophen zankten mit ihm. Und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wollte er neue Götter verkündigen. Das machte, er hatte das Evangelium von Jesu und von der Auferstehung ihnen verkündiget."

Wohl mochte auch *Schelling* hier zu Berlin ergrimmen, da er sahe die Stadt so gar abgöttisch. Denn wo wird mehr Abgötterei getrieben mit irdischen Dingen, mit dem Mammon und der Ehre dieser Welt, mit dem eignen lieben Ich, und der wahre Gott mehr beiseite gesetzt als gerade hier? Wo ist das Weltleben mit seiner Üppigkeit, seinem Luxus und seiner hohlen, eitlen Pracht, mit seinen glänzenden Lastern und übertünchten Sünden auf eine höhere Stufe gediehen als gerade hier? Haben eure Gelehrten, eure seichten und unchristlichen Schriftsteller euch nicht schmeicheln wollen, wenn sie eure Stadt so häufig mit Athen verglichen? O, welche bittere Wahrheit haben sie euch gesagt! Jawohl, Athen voll heidnischer, stolzer Bildung und Zivilisation, die euch eben die Augen verblendet gegen die einfache Wahrheit des Evangeliums, Athen voll Glanz und Schein und irdischer Herrlichkeit, voll Wohllebens und bequemen Schlendrians, der sich dehnt und gähnt auf weichen Lotterbettlein, und dem das Wort vom

Kreuz viel zu langweilig und die Buße viel zu anstrengend ist, Athen voll üppigen wilden Rausches und Sinnentaumels, in dem die laute Stimme des Gewissens überschrieen und übertäubt, die innere Unruhe und Pein mit glänzender Hülle bedeckt wird! Jawohl, Athen voll hochmütiger Weltweisen, die sich um Sein und Nichts und andre schale Dinge den Kopf zerbrechen und mit Gott und Welt längst fertig sind, die aber das Wort von der Demütigung und Armut im Geiste als eine Torheit und eine Kuriosität aus vergangenen Zeiten verlachen; Athen voll gründlicher Gelehrter, die alle Arten Infusionstierchen und alle Kapitel des römischen Rechts auswendig wissen und darüber das ewige Heil, welches ist der Seelen Seligkeit, vergessen! Da mag auch wohl ein *Schelling* ergrimmet sein wie einst Paulus, als er in eine solche Stadt trat. Und als er herkam, da sprachen die Weltweisen, wie vorzeiten die weiland Epikureer und Stoiker zu Athen: Was will dieser Lotterbube sagen? Sie sprachen schon schlecht von ihm, ehe er seinen Mund aufgetan hatte, sie schmähten ihn, ehe er noch ihre Stadt betreten hatte. Doch sehen wir, wie die Heilige Schrift uns weiter berichtet: „Sie nahmen ihn aber und führeten ihn auf den Richtplatz und sprachen: Können wir auch erfahren, was das für eine neue Lehre sei, die du lehrest? Denn du bringest etwas Neues vor unsre Ohren; so wollten wir gerne hören, was das sei? Die Athener aber alle, auch die Ausländer und Gäste, waren gerichtet auf nichts anderes, denn etwas Neues zu sagen und zu hören."

Nun, sind das nicht die Berliner, wie sie leiben und leben? Sind nicht auch sie nur gerichtet darauf, etwas Neues zu hören und zu sehen? Da gehet einmal hin in eure Kaffeehäuser und Konditoreien und sehet, wie die neuen Athener hinter den Zeitungen herlaufen, während die Bibel zu Hause bestaubt daliegt, und kein Mensch schlägt sie auf; hört, wenn sie zusammenkommen, ob ihr Gruß anders ist als: Was gibt's Neues? Nichts Neues? Immer etwas Neues, immer etwas noch nicht Dagewesenes, sonst langweilen sie sich zu Tode mit all ihrer Bildung, ihrer Pracht und ihren Genüssen. Wer gilt ihnen für liebenswürdig, interessant und beachtenswert? Der am erleuchtetsten ist vom heiligen Geist? Nein, der, der immer die meisten Neuigkeiten zu erzählen weiß. Was kümmert sie am meisten? Ob sich ein Sünder bekehrt hat, worüber sich doch die Engel Gottes freuen? Nein, was über Nacht für Skandalgeschichten vorgefallen sind, was in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" aus Berlin berichtet ist! Vor allen ist das Otterngezücht der Politiker und Kannegießer aber das schlimmste und am meisten auf Neuigkeiten versessene. Diese Heuchler mischen sich aufs vorlauteste in die Regierung, statt dem Könige zu lassen, was des Königs

ist, und kümmern sich um ihrer unsterblichen Seelen Heil keinen Augenblick; den Splitter im Auge der Regierung wollen sie ausziehen, und den Balken in ihrem eignen glaubenslosen, für Christi Liebe blinden Auge wollen sie nicht bemerken. Diese sind ganz besonders wie weiland die Athener, die sich auch den ganzen Tag auf dem Markte umhertrieben und Neuigkeiten aufspürten und die alte Wahrheit dagegen unangerührt im Schranke liegen haben. Was wollten sie von *Schelling* anders, als etwas Neues hören, und wie rümpften sie ihre Nasen, als er ihnen nur das alte Evangelium brachte! Wie wenige waren ihrer, die nicht stets nach neuen Dingen trachteten, sondern von *Schelling* nur die alte Wahrheit, das Wort von der Erlösung durch Christum Jesum, verlangten! –

Und so ist es mit der ganzen Geschichte, wie dort bei Paulus, so hier bei *Schelling*. Sie hörten seine Predigt mit kritischen Gesichtern an, lächelten hier und da vornehm, schüttelten den Kopf, sahen sich selbst vielsagend und dann *Schelling* mitleidig an, und da sie höreten die Auferstehung von den Toten, da hatten sie es ihren Spott (Apostelgesch. 17,32). Nur wenige hingen ihm an. Denn wie in Athen ist es noch heute: die Auferstehung von den Toten ist ihr Hauptärgernis. Die meisten sind ehrlich genug, von gar keiner Unsterblichkeit etwas wissen zu wollen; die Minderzahl gibt eine sehr ungewisse, schwankende, neblige Unsterblichkeit der Seele zu, aber den Leib läßt sie auf ewig vermodern, und sie sind alle darin gleich, daß sie die wirkliche, entschiedene und unverhohlene Auferstehung des Fleisches verspotten und für ein Ding der Unmöglichkeit halten, als wenn nicht geschrieben stände: Bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Es bleibt uns aber noch eine andre Bemerkung übrig, wenn wir auf die dem gläubigen Leser dargelegte Geschichte der Kirche Christi, wie sie vorbildlich in den drei Aposteln Petrus, Paulus und Johannes uns vorgestellt ist, zurückkommen. Es folgt daraus, daß es höchst unrecht und sündlich gegen die Anordnung Gottes selbst ist, wenn wir, wie so manche noch heutzutage tun, die katholische Kirche gegen die unsrige verachten und herabsetzen wollten. Denn sie ist ebensogut wie die protestantische im göttlichen Ratschluß vorherbestimmt, und wir können gar manches von ihr lernen. Die katholische Kirche hat noch die alte apostolische Kirchenzucht, welche bei uns ganz verlorengegangen ist. Wir wissen aus der Schrift, daß die Apostel und die Gemeinden Ungläubige, Irrlehrer und Sünder, die der Gemeinde zum Ärgernis waren, ausstießen aus der Gemeinschaft des heiligen Geistes. Spricht nicht Paulus 1 Kor. 5, 3–5: Ich zwar, als der ich mit dem Leibe nicht da bin, doch mit dem Geist gegenwärtig, habe schon als gegenwärtig beschlossen über den, der solches also getan hat: In dem

Namen unsres Herrn Jesu Christi, in eurer Versammlung mit meinem Geist und mit der Kraft unsres Herrn Jesu Christi: Ihn zu übergeben dem Satan zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde am Tage unsres Herrn Jesu. Hat nicht Christus gesagt zu Petro: Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein (Matth. 16, 19). Sprach er nicht nach der Auferstehung zu allen Jüngern: Welchem ihr die Sünden erlasset, dem sind sie erlassen, welchem ihr sie behaltet, dem sind sie behalten? (Ev. Joh. 20, 23.) Solche Stellen der Heiligen Schrift gehen auf eine kräftige Kirchenzucht, wie sie in der apostolischen Kirche blühte und bei den Katholiken noch besteht, und wenn die apostolische Kirche unser Vorbild und die Heilige Schrift unsre Richtschnur ist, so müssen auch wir jene alte Einrichtung wieder in Geltung zu bringen trachten, und bei der Wut, mit welcher der böse Feind heutzutage die Kirche des Herrn verfolgt und angreift, mögen wir wohl uns vorsehen, nicht nur innerlich mit Glauben und Hoffnung, sondern auch äußerlich durch Befestigung der Gemeinschaft im Geist und Ausstoßung der falschen Propheten gerüstet zu sein. Der Wolf darf nicht unter die Herde kommen, ohne wieder herausgetrieben zu werden. Auch ist ferner die Ehelosigkeit der katholischen Priester nicht ganz zu verwerfen. Es steht geschrieben Matth. 19, 10–12: Da sprachen die Jünger zu ihm: Stehet die Sache eines Mannes mit seinem Weibe also, so ist es nicht gut, ehelich werden. Er sprach aber zu ihnen: Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es. Sodann handelt 1 Kor. 7 von Anfang bis zu Ende von den Vorzügen des ehelosen Standes gegen den Ehestand, und ich will daraus nur einige Stellen anführen: V. 1. 2. Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre, aber um der Hurerei willen habe ein jeglicher sein eigen Weib und eine jegliche habe ihren eigenen Mann. V. 8. Ich sage zwar den Ledigen und Witwen: Es ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben wie ich. V. 27. Bist du aber los vom Weibe, so suche kein Weib. V. 32. 33. Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle; wer aber freiet, der sorget, was der Welt angehöret, wie er dem Weibe gefalle. V. 38, ff. Endlich, welcher verheiratet, der tut wohl, welcher aber nicht verheiratet, der tut besser. Ein Weib ist gebunden an das Gesetz, solange ihr Mann lebet; so aber ihr Mann entschläft, ist sie frei,

sich zu verheiraten, welchen sie will; allein, daß es in dem Herrn geschehe. Seliger ist sie aber, wo sie also bleibet, nach meiner Meinung. Ich halte aber, ich habe auch den Geist Gottes. – Diese Aussprüche sind doch klar genug, und es ist schwer zu begreifen, wie bei solchen Vorschriften der ehelose Stand unter den Protestanten so sehr in Verruf kommen konnte. So sehen wir also, daß die katholische Kirche in manchen Stücken der Heiligen Schrift nähersteht als wir, und wir keine Ursach haben, sie zu verachten. Im Gegenteil stehen unsre Brüder in der katholischen Kirche, so sie gläubig und gottesfürchtig sind, uns näher als die abgefallenen und unchristlichen Protestanten, und es ist an der Zeit, daß wir die Johannes-Kirche vorzubereiten anfangen, indem wir uns mit den Katholiken vereinigen gegen die gemeinsamen Feinde, welche das ganze Christentum bedrohen. Es ist nicht mehr Zeit, sich über die Unterschiede der einzelnen Bekenntnisse zu streiten, wir müssen das dem Herrn überlassen, nachdem wir Menschen es in dreihundert Jahren nicht haben ins klare bringen können, wir müssen wachen und beten und gerüstet sein alle Zeit, umgürtet die Lenden mit Wahrheit und angezogen den Krebs der Gerechtigkeit und an Beinen gestiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens; vor allen Dingen aber müssen wir ergreifen den Schild des Glaubens, mit welchem wir auslöschen können alle feu[rigen] Pfeile des Bösewichts, und nehmen den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes (Epheser 6, 14–17). Denn die Zeit ist schlimm, und der Feind gehet um wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge (1. Petri 5, 8). Und wenn der Verfasser seine demütige Meinung äußern darf, wo so manche gottselige und erleuchtete Männer reden könnten, so ist er der Ansicht, daß die Kirche Johannis und mit ihr die letzten Tage vor der Tür sind. Wer hat den Ereignissen der letzten Jahre im Hinblick auf den Herrn zugesehen, ohne zu merken, daß große Dinge im Anzuge sind, und die Hand des Herrn in den Begebenheiten der Könige und Länder waltet! Seit der greulichen französischen Revolution ist ein ganz neuer, teuflischer Geist in einen großen Teil der Menschheit gefahren, und die Gottlosigkeit erhebt ihr freches Haupt so unverschämt und hoffärtig, daß man denken muß, es gingen jetzt die Weissagungen der Schrift in Erfüllung. Wir wollen aber einmal sehen, was die Schrift über die Gottlosigkeit der letzten Zeiten sagt. Der Herr Jesus sagt Matth. 24, 11–14: Und es werden sich viele falsche Propheten erheben und werden viele verführen, und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber beharret bis an das Ende, der wird selig. Und es wird geprediget werden das Evangelium vom Reich in der ganzen

Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen. Und V. 24: Es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder tun, daß verführet würden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten. Und Paulus sagt, 2. Thess. 2, 3 ff.: Es wird geoffenbaret werden der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens, der da ist ein Widerwärtiger und *sich* überhebt *über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt;* nach der Wirkung des Satans, mit allerlei lügenhaftigen Kräften und Zeichen und Wundern und mit allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit unter denen, die verloren werden, dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden. *Darum wird ihnen Gott kräftige Irrtümer senden, daß sie glauben der Lüge;* auf daß gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit. Und 1. Tim. 4, 1: Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche vom Glauben abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel.

Ist das nicht, als sähen der Herr und Paulus unsere Zeit vor Augen wie sie leibt und lebt? Der allgemeine Abfall vom Reiche Gottes wird immer größer, die Gottlosigkeit und Lästerung wird täglich frecher, wie Petrus sagt, 2. Petri 3, 3: Und wisset, daß in den letzten Tagen kommen werden Spötter, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln. Alle Feinde Gottes tun sich jetzt zusammen und fallen die Gläubigen mit allen möglichen Waffen an; die Gleichgültigen, welche der Lust dieser Welt frönen und denen das Wort vom Kreuz zu langweilig war, vereinigen sich jetzt, vom Gewissen gestachelt, mit den atheistischen Weltweisen und wollen durch deren Lehre den Wurm im Innern einschläfern; diese auf der andern Seite leugnen mit offner Stirn alles, was nicht mit Augen zu sehen ist, Gott und alles Leben nach dem Tode, und da versteht es sich von selbst, daß ihnen diese Welt das Höchste ist, diese Welt mit ihren fleischlichen Genüssen, mit Fressen, Saufen und Huren. Das sind die schlimmsten Heiden, die sich selbst verhärtet und halsstarrig gemacht haben gegen das Evangelium, und von denen der Herr sagt, daß es dem Lande der Sodomer und Gomorrher erträglicher gehen werde am jüngsten Gericht denn ihnen. Es ist nicht mehr eine Gleichgültigkeit und Kälte gegen den Herrn, nein, es ist offene, erklärte Feindschaft, und anstatt aller Sekten und Parteien haben wir jetzt nur zwei: Christen und Antichristen. Wer aber Augen hat zu sehen, der sehe und verblende sie nicht; denn es ist jetzt nicht Zeit zu schlummern und Ausflüchte zu machen; wo die Zeichen der Zeit so klar sprechen, da gilt es acht auf sie zu haben und zu forschen in den Worten der Weissagung, die uns nicht umsonst gegeben ist. Wir sehen die falschen

Propheten mitten unter uns, und ist ihnen gegeben, ein Mund zu reden große Dinge und Lästerung, und sie tun ihren Mund auf gegen Gott zur Lästerung, zu lästern seinen Namen und seine Hütte und die im Himmel wohnen. Und ist ihnen gegeben zu streiten mit den Heiligen und (so will es fast scheinen) sie zu überwinden Off. Joh. 13, 5–7. Alle Scham und Scheu und Ehrfurcht ist aus ihnen verschwunden, und die scheußlichen Spöttereien eines Voltaire sind ein Kinderspiel gegen den gräßlichen Ernst und die überlegte Lästerung dieser Verführer. Sie ziehen umher in Deutschland und wollen sich überall einschleichen, sie predigen ihre satanischen Lehren auf den Märkten und tragen das Panier des Teufels von einer Stadt zur andern, die arme Jugend hinter sich herlockend, um sie in den tiefsten Schlund der Hölle und des Todes zu stürzen. Die Versuchung hat auf eine unerhörte Weise überhandgenommen, und daß der Herr sie so zuläßt, kann nicht ohne besondere Absicht sein. Soll es denn auch von uns heißen: Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnt ihr beurteilen, könnt ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurteilen? Matth. 16, 3. Nein, wir müssen unsere Augen auftun und um uns schauen; die Zeit ist wichtig, und es gilt zu wachen und zu beten, auf daß wir nicht in Anfechtung fallen und der Herr, welcher kommen wird wie ein Dieb in der Nacht, uns nicht schlafend finde. Es werden große Trübsal und Anfechtung über uns kommen, aber der Herr wird uns nicht verlassen, denn er hat gesagt: Offenb. Joh. 3, 5: Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angetan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens und will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und seinen Engeln. Und V. 11: Siehe, ich komme bald. Halte, was du hast, auf daß niemand deine Krone nehme! Amen.

Geschrieben Anfang 1842.
Erschienen als Broschüre Anfang Mai 1842.

Nord- und süddeutscher Liberalismus[107]

[„Rheinische Zeitung"
Nr. 102 vom 12. April 1842]

x *Berlin*, im März. Es ist noch nicht lange her, da galt der Süden unseres Vaterlandes für den einzigen Teil desselben, der einer entschiedenen politischen Gesinnung fähig sei; Baden, Württemberg und Rheinbayern schienen die drei einzigen Altäre zu sein, auf denen das Feuer des allein würdigen, unabhängigen Patriotismus entflammen könnte. Der Norden schien in eine träge Gleichgültigkeit, in eine, wenn nicht servile, doch schlaffe und zähe Ermattung zurückgesunken, in der er sich von der freilich großartigen und ungewohnten Anstrengung der Befreiungskriege, an denen der Süden keinen Teil genommen, erholen wollte. Er schien mit jener Tat genug und nun den Anspruch auf einige Ruhe zu haben, so daß der Süden bereits auf ihn herabzusehen, seine Interesselosigkeit zu schelten, seine Geduld zu verspotten begann. Die Ereignisse in Hannover[108] wurden vom Süden ebenfalls zu einer Rechtfertigung seiner Überhebung gegen den Norden reichlich ausgebeutet. Während dieser sich anscheinend stiller, tatenloser verhielt, triumphierte jener, pochte auf sein sich entwickelndes parlamentarisches Leben, auf seine Reden in den Kammern, auf seine Opposition, die den Norden unterstützen müsse, während er seine Existenz auch ohne diesen gesichert wisse. – Das ist alles anders geworden. Die Bewegung des Südens ist eingeschlummert, die Zähne der Räder, die sich früher so scharf erfaßten und im Umschwung erhielten, sind allmählich abgeschlissen und wollen nicht mehr recht ineinandergreifen, ein Mund verstummt nach dem andern, und die jüngere Generation hat nicht Lust, auf dem Pfade ihrer Vorgänger zu gehen. Dagegen hat der Norden, obwohl die äußern Umstände ihm lange nicht so günstig sind wie dem Süden, obwohl die Tribüne, wo sie nicht ganz mangelt, sich nie zur Bedeutung der süddeutschen erheben konnte, dennoch seit mehreren Jahren einen Fonds

von gediegener politischer Gesinnung, von charakterfester, lebendiger Energie, von Talent und publizistischer Tätigkeit aufzuweisen, wie ihn der Süden in seiner schönsten Blütezeit nicht zusammenbrachte. Dazu kommt, daß der norddeutsche Liberalismus unbestreitbar einen höheren Grad von Durchbildung und Allseitigkeit, eine festere historische wie nationale Basis besitzt, als der Freisinn des Südens jemals sich erringen konnte. Der Standpunkt des ersteren ist weit über den des letzteren hinaus. Woher kommt das? Die Geschichte beider Erscheinungen löst diese Frage aufs klarste.

Als mit dem Jahre 1830 der politische Sinn in ganz Europa zu erwachen, das Staatsinteresse in den Vordergrund zu treten begann, entwickelte sich aus den Tatsachen und Anregungen dieses Jahres in ihrem Zusammenstoß mit den wiedererwachenden Träumen der Deutschtümelei das neue Produkt des süddeutschen Liberalismus. Aus der unmittelbaren Praxis geboren, blieb er dieser getreu und schloß sich ihr in seiner Theorie an. Die Praxis aber, aus der er sich die Theorie konstruierte, war bekanntlich eine sehr weitschichtige, französische, deutsche, englische, spanische usw. Daher kam es, daß auch die Theorie, der eigentliche Inhalt dieser Richtung sehr ins Allgemeine, Vage, Blaue hinauslief, daß sie weder deutsch, noch französisch, weder national, noch entschieden kosmopolitisch, sondern eben eine Abstraktion und Halbheit war. Man hatte einen allgemeinen Zweck, die gesetzliche Freiheit, aber gewöhnlich zwei gerade entgegengesetzte Mittel dafür; so wollte man konstitutionelle Garantien für Deutschland und schlug heute, um dies zu erreichen, größere Unabhängigkeit der Fürsten vom Bundestage, morgen größere Abhängigkeit, aber eine Volkskammer zur Seite der Bundesversammlung vor: zwei Mittel, von denen eins unter den obwaltenden Umständen so unpraktisch war wie das andere. Man wollte heute zur Erreichung des großen Zweckes größere Einheit Deutschlands und morgen größere Unabhängigkeit der kleinen Fürsten gegen Preußen und Österreich. So, über den Zweck immer, über die Mittel nie einig, wurde die bei weitem mächtigere Partei bald von der Regierung überholt und sah ihre Unklugheit zu spät ein. Sodann war ihre Kraft an eine momentane Aufregung, an die Rückwirkung eines bloß äußerlichen Ereignisses, der Julirevolution, geknüpft, und als diese nachließ, mußte auch sie entschlummern.

Während dieser Zeit war in Norddeutschland alles weit ruhiger und dem Anscheine nach untätiger. Nur ein Mann strömte damals alle Glut seiner Lebenskraft in lebendigen Flammen aus, und der galt mehr, als alle Süddeutschen zusammen, ich meine *Börne*. In ihm, der über die Halbheit

jener mit aller Energie seines Charakters hinausging, kämpfte sich diese Einseitigkeit ganz und gar durch und überwand so sich selbst. In ihm rang sich aus der Praxis die Theorie heraus und zeigte sich als die schönste Blüte jener. So trat er entschieden auf den Standpunkt des norddeutschen Liberalismus und ward sein Vorläufer und Prophet.

Diese Richtung, der jetzt die Herrschaft über Deutschland nicht mehr abzustreiten ist, gewann durch ihre Basis schon einen volleren Gehalt, eine dauerhaftere Existenz. Sie knüpfte von vornherein ihr Dasein nicht an ein einzelnes Faktum, sondern an die ganze Weltgeschichte und namentlich an die deutsche; die Quelle, aus der sie floß, war nicht in Paris, sie war im Herzen Deutschlands entsprungen; es war die neuere deutsche Philosophie. Daher kommt es, daß der norddeutsche Liberale eine entschiedene Konsequenz, eine Bestimmtheit in seinen Forderungen, ein festes Verhältnis von Mittel und Zweck hat, das der Süddeutsche bisher immer vergebens anstrebte. Daher kommt es, daß seine Gesinnung als ein notwendiges Produkt der nationalen Bestrebungen und darum selbst als national erscheint, daß sie Deutschland nach innen und außen gleich würdig gestellt sehen will und nicht in das komische Dilemma kommen kann, ob man erst liberal und dann deutsch oder erst deutsch und dann liberal sein solle. Daher weiß sie sich gleich sicher vor den Einseitigkeiten dieser wie jener Partei und ist die Spitzfindigkeiten und Sophistereien los, in die diese durch ihre eigenen innern Widersprüche getrieben wurden. Darum kann sie einen so entschiedenen, so lebendigen, so erfolgreichen Kampf gegen alle und jede Reaktion eröffnen, wie der süddeutsche Liberalismus nie, und darum ist ihr der Sieg am Ende gewiß.

Indes ist der süddeutsche nicht als ein verlorener Vorposten, nicht als ein mißlungenes Experiment zu fassen; wir haben durch ihn Resultate errungen, die wahrlich nicht zu verachten sind. Vor allem war er es, der eine deutsche Opposition begründete und so eine politische Gesinnung in Deutschland möglich machte und das parlamentarische Leben erweckte; der das Samenkorn, das in den deutschen Verfassungen lag, nicht einschlummern und verfaulen ließ und den Gewinn aus der Julirevolution zog, der für Deutschland daraus zu erzielen war. Er ging von der Praxis zur Theorie und kam damit nicht durch; so wollen wir es umgekehrt anfangen und von der Theorie in die Praxis zu dringen suchen – ich wette, was ihr wollt, wir kommen so am Ende weiter.

Tagebuch eines Hospitanten

I

[Marheineke]

[„Rheinische Zeitung“
Nr. 130 vom 10. Mai 1842]

In einer Stadt wie Berlin würde der Fremde ein wahres Verbrechen gegen sich selbst und den guten Geschmack begehen, wenn er nicht alle Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen würde. Und doch geschieht es nur zu häufig, daß das Allerbedeutendste in Berlin, das, wodurch die preußische Hauptstadt sich so sehr vor allen andern auszeichnet, von Fremden unbeachtet bleibt; ich meine die Universität. Nicht die imposante Fassade am Opernplatz, nicht das anatomische und mineralogische Museum mein' ich, sondern die soundso vielen Hörsäle mit geistreichen und pedantischen Professoren, mit jungen und alten, lustigen und ernsthaften Studenten, mit Füchsen und bemoosten Häuptern, Hörsäle, in denen Worte gesprochen sind und noch täglich gesprochen werden, denen mit der Grenze Preußens, ja des deutschen Sprachgebietes kein Ziel der Verbreitung gesetzt ist. Es ist der Ruhm der Berliner Universität, daß keine so sehr wie sie in der Gedankenbewegung der Zeit steht und sich so zur Arena der geistigen Kämpfe gemacht hat. Wie viele andere Universitäten, Bonn, Jena, Gießen, Greifswald, ja selbst Leipzig, Breslau und Heidelberg, haben sich diesen Kämpfen entzogen und sind in jene gelehrte Apathie versunken, die von jeher das Unglück der deutschen Wissenschaft war! Berlin dagegen zählt Vertreter aller Richtungen unter seinen akademischen Lehrern und macht dadurch eine lebendige Polemik möglich, die dem Studierenden eine leichte, klare Übersicht über die Tendenzen der Gegenwart verschafft. Unter solchen Umständen trieb es mich, von dem jetzt allgemein gewordenen Rechte des Hospitierens Gebrauch zu machen, und so ging ich eines Morgens, als gerade das Sommersemester begann, hinein. Mehre hatten schon angefangen zu lesen, die meisten begannen gerade

heute. Das Interessanteste, das sich mir darbot, war die Eröffnung der Vorlesungen von *Marheineke* über die Einführung der Hegelschen Philosophie in die Theologie. Überhaupt hatten die ersten Vorlesungen der hiesigen Hegelianer in diesem Semester ein ganz besonderes Interesse, weil manche schon im voraus auf direkte Polemik gegen die Schellingsche Offenbarungsphilosophie rechnen ließen, von den andern aber erwartet wurde, daß sie mit einer Ehrenrettung der gekränkten Manen Hegels nicht zurückhalten würden. Marheinekes Kolleg war zu augenscheinlich gegen Schelling gerichtet, um nicht eine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das Auditorium war schon lange vor seiner Ankunft gefüllt, junge und alte Männer, Studenten, Offiziere und wer weiß was sonst noch, saßen und standen dicht aneinandergedrängt. Endlich tritt er ein; das Sprechen und Summen verstummt auf der Stelle, die Hüte fliegen wie auf Kommando ab. Eine feste, kräftige Gestalt, ein ernstes, entschiedenes Denkerantlitz, die hohe Stirn umkränzt von Haaren, die in der sauren Arbeit der Gedanken ergraut sind; beim Vortrage selbst ein nobler Anstand, nichts von dem Gelehrten, der seine Nase in dem Heft vergräbt, aus dem er liest, nichts von theatralisch-gekünstelter Gestikulation; jugendlich aufrechte Haltung, das Auge fest auf der Hörermenge ruhend; der Vortrag selbst ruhig, würdig, langsam, aber stets fließend, schmucklos, aber unerschöpflich an schlagenden Gedanken, von denen einer den andern drängt und immer noch schärfer trifft als der vorhergehende. Marheineke imponiert auf dem Katheder durch die Sicherheit, die unerschütterliche Festigkeit und Würde, zugleich aber durch den freien Sinn, der aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtet. Heute aber trat er in einer ganz eigenen Stimmung aufs Katheder, imponierte seinen Zuhörern auf eine noch weit mächtigere Weise als sonst. Hatte er ein ganzes Semester lang die unwürdigen Äußerungen Schellings über den toten Hegel und seine Philosophie geduldig ertragen, hatte er die Vorträge Schellings bis zu Ende ruhig angehört – und das ist für einen Mann wie Marheineke wahrlich keine Kleinigkeit –, so war nun der Moment gekommen, wo er den Angriff erwidern, wo er gegen stolze Worte stolze Gedanken ins Feld führen konnte. Er begann mit allgemeinen Bemerkungen, in denen er die heutige Stellung der Philosophie zur Theologie in meisterhaften Zügen schilderte, erwähnte Schleiermachers anerkennend, von dessen Schülern er sagte, sie seien durch sein zum Denken anregendes Denken zur Philosophie geführt worden, und diejenigen, die einen andern Weg eingeschlagen, hätten es selbst zu büßen. Allmählich ging er zur Hegelschen Philosophie über und trat bald in eine leicht bemerkbare Beziehung zu Schelling.

„Hegel", sagte er, „wollte vor allem, daß man sich in der Philosophie über seine *eigene Eitelkeit* erhebe und sich nicht etwa vorstelle, als habe man etwas Besonderes gedacht, bei dem es nun sein Bewenden haben könne; und namentlich war er der Mann nicht, *der mit großen Versprechungen und blendenden Worten* auftrat, sondern er überließ es ruhig der philosophischen *Tat*, für ihn zu sprechen. Er ist nie der miles gloriosus[1] in der Philosophie gewesen, der von sich selbst viel Rühmens machte. – – Jetzt freilich hält sich keiner für zu unwissend und zu beschränkt, um über ihn und seine Philosophie absprechen zu können, und wer eine gründliche Widerlegung derselben in der Tasche hätte, würde unfehlbar sein Glück machen; denn wie sehr man sich mit einer solchen insinuieren würde, sieht man an denen, welche nur versprechen, sie zu widerlegen, *und es hintennach nicht halten.*"

Bei diesen letzten Worten brach der Beifall des Auditoriums, der sich bisher schon in einzelnen Zeichen kundgetan, in eine stürmische Akklamation aus, die, in einer theologischen Vorlesung neu, den Dozenten sehr frappierte und in ihrer frischen Ursprünglichkeit merkwürdige Vergleiche zuließ mit dem durch Subskription mühsam aufgebrachten, dürren Vivat am Schlusse der von Marheineke bekämpften Vorlesungen. Er beschwichtigte den Zuruf durch Handbewegung und fuhr fort:

„Diese erwünschte Widerlegung ist indes noch nicht da und wird auch nicht kommen, solange noch *Gereiztheit, Verstimmung, Neid,* überhaupt Leidenschaft an der Stelle der ruhigen, wissenschaftlichen Prüfung gegen sie aufgewandt werden; solange man *Gnostik* und *Phantastik* für hinreichend hält, um den philosophischen Gedanken vom Throne zu stürzen. Die erste Bedingung dieser Widerlegung ist freilich die, den Gegner richtig zu verstehen, und da gleichen freilich manche der Feinde Hegels dem Zwerge, der gegen den Riesen kämpfte, und dem noch bekannteren Ritter, der sich mit Windmühlen herumschlug."

Dies ist der Hauptinhalt der ersten Marheinekeschen Vorlesung, soweit er das größere Publikum interessieren dürfte. Marheineke hat wiederum gezeigt, wie mutig und unverdrossen er immer auf dem Kampfplatze ist, wenn es gilt, die Freiheit der Wissenschaft zu verteidigen. Er steht vermöge seines Charakters und Scharfsinns weit mehr als Nachfolger Hegels da als Gabler, dem man gewöhnlich diesen Titel gibt. Der große, freie Blick, mit dem Hegel das ganze Gebiet des Denkens überschaute und die Erscheinungen des Lebens auffaßte, ist auch Marheinekes Erbteil. Wer will ihn verdammen, daß er seine langjährige Überzeugung, seine mühsame Errungenschaft nicht einem Fortschritte opfern will, der erst seit fünf Jahren ins Leben getreten ist? Marheineke ist lange genug mit der Zeit fortgeschritten, um zu einem wissenschaftlichen Abschluß berechtigt zu

[1] prahlende Aufschneider

sein. Es ist eine große Eigenschaft an ihm, daß er sich selbst mit den äußersten Extremen der Philosophie auf gleichem Boden weiß und ihre Sache zur seinigen macht, wie er dies alle Tage seit Leos „Hegelingen" bis zu Bruno Bauers Entsetzung[109] getan hat.

Marheineke wird übrigens diese Vorlesungen nach dem Schlusse derselben drucken lassen[110].

F.O.

II

[von Henning]

[„Rheinische Zeitung"
Nr. 134 vom 24. Mai 1842]

In einem geräumigen Hörsaal saßen ein paar Studenten zerstreut und erwarteten den Dozenten. Der Anschlag an der Türe zeigte an, daß Professor von *Henning* um diese Stunde einen öffentlichen Vortrag über *preußische Finanzverfassung* beginnen werde. Der durch Bülow-Cummerow an die Tagesordnung gebrachte Gegenstand sowie der Name des Dozenten, eines der älteren Schüler Hegels, zog mich an, und es wunderte mich, daß sich nicht mehr Teilnahme zu finden schien. Henning trat ein, ein schlanker Mann in seinen „besten Jahren", mit dünnem blondem Haar, und begann in rasch fließender, vielleicht etwas zu ausführlicher Rede seinen Gegenstand darzustellen.

„Preußen", sagte er, „zeichne sich vor allen Staaten dadurch aus, daß seine Finanzverfassung durchaus auf dem Grunde der neueren nationalökonomischen Wissenschaft erbaut sei, daß es den bis jetzt einzigen Mut gehabt habe, die theoretischen Resultate eines Adam Smith und seiner Nachfolger praktisch durchzuführen. England z.B., von dem doch die neueren Theorien ausgegangen, stecke noch bis über die Ohren im alten Monopol- und Prohibitivsystem, Frankreich fast noch mehr, und weder Huskisson in jenem noch Duchâtel in diesem Lande habe mit seinen vernünftigeren Ansichten die Privatinteressen überwinden können – von Österreich und Rußland gar nicht zu reden; während Preußen das Prinzip des freien Handels und der Gewerbefreiheit entschieden anerkannt und alle Monopole und Prohibitivzölle abgeschafft habe. So stelle uns diese Seite unserer Verfassung hoch über Staaten, die in anderer Beziehung, in Entwickelung der politischen Freiheit uns weit vorausgeeilt seien. Wenn nun unsere Regierung in finanzieller Hinsicht so Außerordentliches geleistet habe, so sei auf der andern Seite auch anzuerkennen, daß sie ganz besonders günstige Verhältnisse zu einer solchen Reform vorgefunden. Der Schlag von 1806 habe reines Feld geschaffen, worauf das neue Gebäude aufgeführt werden konnte; eine Repräsentativverfassung,

in der sich die besondern Interessen hätten geltend gemacht, habe ihr die Hände nicht gebunden. Leider aber fänden sich immer noch alte Herren, die in ihrer Beschränktheit und Grämlichkeit das Neue bekrittelten und ihm den Vorwurf machten, daß es unhistorisch, aus der abstrakten Theorie heraus, unpraktisch, gewaltsam konstruiert sei; als ob seit 1806 die Geschichte aufgehört habe und es ein Vorwurf für die Praxis sei, mit der Theorie, der Wissenschaft übereinzustimmen; als ob das Wesen der Geschichte der Stillstand, das Drehen im Kreise, nicht aber der Fortschritt sei, als ob es überhaupt eine von aller Theorie bare Praxis gebe!"

Es wird mir erlaubt sein, diese letzten Punkte, mit denen die öffentliche Meinung in Deutschland und namentlich in Preußen sich gewiß einverstanden erklären wird, näher zu betrachten; es ist sehr an der Zeit, dem ewigen Gerede einer gewissen Partei von „historischer, organischer, naturgemäßer Entwickelung" vom „naturwüchsigen Staat" usw. entschieden entgegenzutreten und vor dem Volke jene glänzenden Gestalten zu entlarven. Wenn es Staaten gibt, die allerdings Rücksichten auf die Vergangenheit zu nehmen haben und zu einem langsameren Fortschritt genötigt sind, so findet dies auf Preußen keine Anwendung. *Preußen kann nicht schnell genug fortschreiten*, sich nicht rasch genug entwickeln. Unsere Vergangenheit liegt begraben unter den Trümmern des vorjenaischen Preußens, ist fortgeschwemmt von der Flut der napoleonischen Invasion. Was fesselt uns? Wir haben nicht jene mittelalterlichen Klötze mehr an den Füßen nachzuschleppen, die so manchen Staat am Gehen hindern; der Schmutz vergangener Jahrhunderte klebt nicht mehr an unseren Sohlen. Wie kann man also hier von historischer Entwickelung reden, ohne eine Zurückführung ins ancien régime im Sinne zu haben? Einen Rückzug, der der schmählichste sein würde, der jemals dagewesen ist, der die glorreichsten Jahre aus der preußischen Geschichte aufs feigste verleugnen würde, der – bewußt oder unbewußt – Verrat am Vaterlande wäre, indem er wieder eine neue Katastrophe wie die von 1806 nötig machte. Nein, es ist sonnenklar, *daß Preußens Heil allein in der Theorie, der Wissenschaft, der Entwickelung aus dem Geiste liegt*. Oder, um es von einer andern Seite zu fassen, Preußen ist kein „naturwüchsiger", sondern ein durch Politik, durch Zwecktätigkeit, durch den *Geist* entstandener Staat. Man hat dies neuerdings von französischer Seite her als die größte Schwäche unseres Staats darstellen wollen; im Gegenteil ist dieser Umstand, wenn er nur recht benutzt wird, unsere Hauptstärke. So hoch der selbstbewußte Geist über der bewußtlosen Natur steht, so hoch kann Preußen, wenn es will, sich über die „naturwüchsigen" Staaten stellen. Weil die provinzielle Verschiedenheit in Preußen so groß ist, so muß, um keinem unrecht zu tun, die Verfassung *rein aus dem*

Gedanken erwachsen; ein allmähliches Verschmelzen der verschiedenen Provinzen macht sich dann von selbst, indem die besondern Eigentümlichkeiten sich alle in die höhere Einheit des freien Staatsbewußtseins auflösen, während sonst ein paar Jahrhunderte nicht hinreichen würden, um die innere legislative und nationale Einheit von Preußen hervorzubringen und der erste erschütternde Stoß für den innern Zusammenhalt unseres Staats Folgen haben müßte, für die kein Mensch einstehen kann. Den andern Staaten ist durch einen bestimmten Nationalcharakter der Weg vorgezeichnet, den sie zu nehmen haben; wir sind frei von diesem Zwange; wir können aus uns machen, was wir wollen; Preußen kann mit Hintansetzung aller Rücksichten rein den Eingebungen der Vernunft folgen, kann, wie kein anderer Staat, von den Erfahrungen seiner Nachbarn lernen, kann, und das tut ihm keiner nach, als Musterstaat für Europa dastehen, auf der Höhe seiner Zeit, das vollständige Staatsbewußtsein seines Jahrhunderts in seinen Institutionen darstellen.

Das ist unser Beruf, dazu ist Preußen geschaffen. Sollen wir diese Zukunft um ein paar hohle Phrasen einer verlebten Richtung verschachern? Sollen wir der Geschichte selbst nicht hören, die uns den Beruf anweist, die Blüte aller Theorie ins Leben hinüberzuführen? Preußens Basis, ich sage es noch einmal, sind nicht die Trümmer vergangener Jahrhunderte, sondern der ewig junge Geist, der in der Wissenschaft zum Bewußtsein kommt und im Staat seine Freiheit sich selber schafft. Und wenn wir vom Geist und von seiner Freiheit ließen, so verleugneten wir uns selbst, so verrieten wir unser heiligstes Gut, so mordeten wir unsere eigene Lebenskraft und wären nicht wert, länger in der Reihe der europäischen Staaten zu stehen. Dann würde die Geschichte mit dem furchtbaren Todesurteil über uns kommen: „Du bist gewogen und zu leicht gefunden!"

F. O.

Rheinische Feste

[„Rheinische Zeitung"
Nr. 134 vom 14. Mai 1842]

× *Berlin*, den 6. Mai. Es gibt gewisse Zeiten im Jahre, wo den Rheinländer, der sich in der Fremde herumtreibt, eine ganz besondere Sehnsucht nach seiner schönen Heimat ergreift. Diese Sehnsucht stellt sich namentlich im Frühling, um die Pfingstzeit, die Zeit des rheinischen Musikfestes, ein und ist ein ganz fatales Gefühl. Jetzt, das weiß man leider nur zu genau, jetzt wird es grün am Rhein; die durchsichtigen Wellen des Stromes kräuseln sich im Lenzhauch, die Natur zieht ihr Sonntagskleid an, und jetzt rüsten sie sich zu Hause zur Sängerfahrt, morgen ziehen sie aus, und du bist nicht dabei!

O, es ist ein schönes Fest, das rheinische Musikfest! Auf vollgedrängten, laubgeschmückten Dampfschiffen mit wehenden Flaggen, mit Hörnerschall und Gesang, auf langen Eisenbahnzügen und Postwagenreihen, mit geschwungenen Hüten und wehenden Tüchern kommen die Gäste von allen Seiten herbeigeströmt, heitere Männer jung und alt, schöne Frauen mit noch schöneren Stimmen, lauter Sonntagsmenschen mit lachenden Sonntagsgesichtern. Das ist eine Lust! Alle Sorgen, alle Geschäfte sind vergessen; da ist auch kein einzig ernsthaftes Gesicht zu erblicken in dem dichten Gedränge der Ankommenden. Alte Bekanntschaften werden erneuert, neue geschlossen, das junge Volk lacht und schäkert und schwatzt in einem fort, und selbst die Alten, die von ihren lieben Töchtern gewaltsam überredet wurden, trotz Gicht, Podagra, Erkältung und Hypochondrie das Fest mitzumachen, werden von der allgemeinen Lust angesteckt und müssen lustig sein, da sie nun doch einmal mitgegangen sind. Alles bereitet sich zur Pfingstfeier vor, und würdiger kann ein Fest, das von allgemeiner Ausgießung des heiligen Geistes sich herleitet, nicht gefeiert werden, als durch Hingabe an den göttlichen Geist der Freude und des Lebensgenusses,

dessen innersten Kern eben der Kunstgenuß bildet. Und von allen Künsten eignet sich keine so sehr dazu, den Mittelpunkt eines solchen geselligen Provinziallandtages zu bilden, wo alle Gebildeten der Umgegend zu gegenseitiger Auffrischung des Lebensmutes und der jugendlichen Fröhlichkeit sich zusammenfinden, als gerade die Musik. War es bei den Alten die komische Darstellung, der Wetteifer tragischer Dichter, was bei den Panathenäen und Bakchosfesten das Volk anzog, so kann dem bei unseren klimatischen und sozialen Verhältnissen nur die Musik entsprechen. Denn, wie uns die bloß gedruckte, nicht zum Gehör sprechende Musik keinen Genuß gewähren kann, so blieb den Alten die Tragödie tot und fremd, solange sie nicht von der Thymele[1] und Orchestra[2] durch den lebendigen Mund der Schauspieler redete. Jetzt hat jede Stadt ihr Theater, wo allabendlich gespielt wird, während für den Hellenen nur an großen Festen die Bühne sich belebte; jetzt verbreitet der Druck jedes neue Drama über ganz Deutschland, während bei den Alten nur wenige das geschriebene Trauerspiel zu lesen bekamen. Darum kann das Drama keinen Mittelpunkt großer Versammlungen mehr abgeben, eine andere Kunst muß aushelfen, und das kann nur die Musik; denn sie allein läßt die Mitwirkung einer großen Menge zu und gewinnt sogar dadurch an Kraft des Ausdrucks bedeutend; sie ist die einzige, bei der der Genuß mit der lebendigen Ausführung zusammenfällt, und deren Wirkungskreis an Umfang dem des antiken Dramas entspricht. Und wohl mag der Deutsche die Musik, in der er König ist vor allen Völkern, feiern und pflegen, denn wie es nur ihm gelungen ist, das Höchste und Heiligste, das innerste Geheimnis des menschlichen Gemüts aus seiner verborgenen Tiefe ans Licht zu bringen und in Tönen auszusprechen, so ist es auch nur ihm gegeben, die Gewalt der Musik ganz zu empfinden, die Sprache der Instrumente und des Gesanges durch und durch zu verstehen.

Aber die Musik ist dabei nicht die Hauptsache. Was denn? Nun, das Musikfest. Sowenig das Zentrum einen Kreis bildet ohne Peripherie, sowenig ist die Musik dabei irgend etwas, ohne das fröhliche gesellige Leben, das die Peripherie zu diesem musikalischen Zentrum bildet. Der Rheinländer ist durch und durch sanguinischer Natur; sein Blut rollt so leicht durch seine Adern wie frischgegorener Rheinwein, und seine Augen sehen immer munter und wohlgemut in die Welt hinaus. Er ist das Sonntagskind unter den Deutschen, dem die Welt immer schöner und das Leben immer

[1] erhöhter Raum in der Orchestra des altgriechischen Theaters – [2] Platz für den Chor im altgriechischen Theater

heiterer erscheint als den übrigen; er sitzt lachend und schwatzend in der Rebenlaube und hat beim Becher alle seine Sorgen längst vergessen, wenn die andern erst stundenlang beraten, ob sie hingehen und desgleichen tun sollen und darüber die beste Zeit verstreichen lassen. Das ist gewiß, kein Rheinländer hat sich jemals eine Gelegenheit zum Lebensgenusse vorübergehen lassen, oder er ist für den größten Narren gehalten worden. Dieses leichte Blut erhält den Rheinländer auch noch eine lange Zeit jung, wo der eigentliche Norddeutsche schon seit Jahren ins Philisterium der Gesetztheit und Prosa übergegangen ist. Der Rheinländer hat all sein Leben lang Spaß an lustigen, übermütigen Streichen, jugendlichen Schwänken oder, wie die weisen, gesetzten Leute sagen, an tollen Narreteien und Verrücktheiten; die lustigsten und flottesten Universitäten sind von jeher Bonn und Heidelberg gewesen. Und selbst der alte Philister, der in Müh und Arbeit, in der Dürre der Alltäglichkeit versauert ist, mag er auch frühmorgens seine Jungen für ihre mutwilligen Späße abprügeln, so erzählt er ihnen doch abends beim Schöppchen behaglich die alten Schnurren, die er selbst in seiner Jugend verübt hat.

Bei diesem ewig heitern Charakter der Rheinländer, bei einer so offenen, unbefangenen Sorglosigkeit ist es gar nicht zu verwundern, daß auf dem Musikfeste fast alle mehr wollen als hören und sich hören lassen. Das ist eine Fröhlichkeit, ein bewegtes, zwangloses Leben, eine Frische des Genusses, wie man sie anderswo lange suchen mag. Lauter heitere, wohlwollende Gesichter, Freundschaft und Herzlichkeit für alle, die an der allgemeinen Lust teilnehmen; wie Stunden verfliegen die drei Festtage unter Trinken, Singen und Scherzen. Und am Morgen des vierten Tages, wenn die ganze Freude genossen ist und geschieden werden muß, freut man sich schon wieder in der Hoffnung auf das nächste Jahr, verabredet sich darauf und jeder geht, noch immer heiter und neu belebt, seines Wegs und an sein alltäglich Werk.

Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit

Vier öffentliche Vorlesungen, gehalten zu Königsberg von Ludwig Walesrode. Königsberg, H. L. Voigt, 1842

[„Rheinische Zeitung"
Nr. 145 vom 25. Mai 1842]

Königsberg in Preußen hat sich seit mehreren Jahren zu einer Bedeutsamkeit erhoben, die für ganz Deutschland erfreulich sein muß. Durch die Bundesakte formell von Deutschland ausgeschlossen, hat sich das deutsche Element dort zusammengerafft und macht Anspruch darauf, als deutsch anerkannt, als Vertreter Deutschlands gegen die Barbarei des slawischen Ostens geachtet zu werden. Und wahrlich, die Ostpreußen konnten Deutschlands Bildung und Nationalität dem Slawentum gegenüber nicht besser vertreten, als sie es getan haben. Das geistige Leben, der politische Sinn haben sich dort zu einer Regsamkeit des Treibens, zu einer Höhe und Freiheit des Standpunktes aufgeschwungen wie in keiner andern Stadt. *Rosenkranz* vertritt mit der Vielseitigkeit und Beweglichkeit seines Geistes die deutsche Philosophie dort auf eine erfreuliche Weise, und wenn er auch nicht den Mut der rücksichtslosen Folgerung hat, so stellt ihn außer seinen Kenntnissen und seinem Talent auch noch sein feiner Takt und seine unbefangene Auffassung sehr hoch. Jachmann und andere besprechen auf freisinnige Weise die Fragen des Tages, und jetzt eben liegt uns in dem obigen Heft ein neuer Beweis vor, welch einen hohen Bildungsgrad das dortige Publikum besitzt.

Es sind vier, vor einem großen Auditorium gehaltene humoristische Vorlesungen über aus der unmittelbaren, lebendigen Gegenwart gegriffene Stoffe, die der talentvolle Verfasser hier vereinigt hat. In der Tat zeigt sich hier eine solche Anlage zum Genremalen, eine solche Leichtigkeit, Eleganz und Schärfe der Darstellung, ein solch sprühender Witz, daß dem Verfasser eine bedeutende Anlage zum Humoristen nicht abgesprochen werden kann. Er hat den richtigen Blick, der den Zeitereignissen gleich die günstige,

traktable Seite abgewinnt, und weiß seine zahllosen Beziehungen und Anspielungen auf eine so feine Art anzubringen, daß der Getroffene selbst wird lächeln müssen; dazu drängt eine die andere, und zuletzt kann keiner auf den Spötter eigentlich böse sein, weil alle etwas mitbekommen haben. Die erste Vorlesung: „Die Masken des Lebens", führt uns München, Berlin, den deutschen Michel, die Hohlheit der Adelsaristokratie, die Zerrissenheit und eine Gesellschaft deutscher Zelebritäten vor, aus der ich folgende Stellen aushebe:

„Nicht weit von uns sitzt ein junger Mann am Tisch, der seinen Wein aus einem schweren silbernen Pokale trinkt. Er hat einmal mit einem einzigen Liede zwanzig französische Batterien demontiert, welche gegen die freien Najaden des grünen, freien Rheins gerichtet waren, und mit seinen vierfüßigen Jamben mehrere Kavallerieregimenter der französischen Avantgarde, die schon bis Andernach gekommen waren, in unaufhaltsamer Flucht bis nach Thionville zurückgeschlagen. Für diese kühne Tat wurde er mit einem silbernen Pokale und einer Partizipialkonstruktion belohnt, die noch kühner war als sein Lied, so wunderbar gigantisch, daß alle Gymnasiallehrer Deutschlands erbleichten und die Tertianer von den Schulbänken sprangen und jauchzend riefen: Nun haben wir Hundstagsferien!"

Bald darauf heißt es:

„Da tritt uns eine Zensormaske entgegen. Wenn sie einen unzensierten Tintenfleck an unsern Fingern entdecken sollte, wär's um uns geschehen. Ein Zensor sieht aus wie ein anderer Mensch, aber sein Amt ist mehr als menschlich. Er richtet den Geist und die Gedanken und hält die Waage in Händen, welche die ewige Gerechtigkeit allein führen sollte. In der Literatur ist er angestellt, um das pharaonische Gesetz zu exekutieren, daß alle *männlich* geborenen literarischen Kindlein getötet, wenigstens abälardisiert[1] werden. Die Zensur des alten Roms bestand in einem strengen Sittengericht über die Bürger der Republik; sie hörte auf, als sie, wie Cicero sagt, nichts weiter vermochte, als einen Mann zum Erröten zu bringen. Unsere Zensur kann erst *dann* aufhören, wenn die ganze Nation wie *ein* Mann über sie zu erröten vermag!"

Die zweite Vorlesung, „Unser goldenes Zeitalter", verbreitet sich in derselben leichten Weise über die Geldaristokratie; die dritte, „Literarisches Don-Quixote-Tournier", geht mit eingelegter Lanze auf allerlei Verkehrtheiten der Zeit los, zuerst auf den deutschen politischen Stil.

„Die deutsche Sprache", heißt es in dieser Vorlesung, „ist frei und republikanisch geboren; sie erklimmt die höchsten Alphörner und Gletscher der Dichtkunst und des Gedankens, um mit dem Adler sich zur Sonne zu schwingen. Aber sie gibt sich auch, wie die Schweizer, zur Leibgarde des Despotismus her. Was der König von Hannover[2]

[1] entmannt – [2] Ernst August

seinem Volk im schlechtesten Deutsch gesagt hat, das hätte er im besten Englisch nicht ausdrücken können. Kurz, unsere Sprache ist, wie die Morisonschen Pillen, zu allem gut und brauchbar; nur etwas fehlt ihr, was ihr sehr nottut – der politische Stil! Freilich, in Zeiten der höchsten Gefahr, wenn sich der Kölner Dom im Rheine spiegelt, was er nur unter sehr bedenklichen Umständen zu tun pflegt, dann nimmt sie, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, eine Art politischen Schwung an; dann wird jedes Kartoffelfeld ein ‚Gau' genannt, und ehrliche Kleinstädter werden zu ‚Mannen' promoviert, und jede Nähterin verwandelt sich plötzlich über Nacht in eine deutsche ‚Maid'. Aber das ist nur der politische Defensivstil, der gewöhnlich zugleich mit dem Landsturm aufgeboten wird; zur Offensive hat's unsere Sprache noch nicht gebracht. Wenn der Deutsche sich sein einfachstes politisches Recht, das ihm auf Stempelbogen so gesetzlich verbrieft ist wie seine Frau durch den Heiratskontrakt, in Anspruch nehmen will, dann verklausuliert er seine Forderung mit so vielen Kurialschnörkeln, Hochachtungsepisoden, Respektstrichen und so vielen Versicherungen nicht zu ersterbender Liebe und Treue, daß man das Ganze eher für den zeremoniösen Liebesbrief eines Schneidergesellen als für eine gerechte Forderung halten dürfte. Denn der Deutsche hat nicht Courage genug – Recht zu haben, und darum bittet er tausendmal um Verzeihung, wenn er's gewagt haben sollte zu glauben, zu meinen, zu vermuten oder auch nur zu ahnen, daß er bei einem hohen Kunden noch eine politische Forderung ausstehen hätte. Erinnern z.B. nicht die meisten Bittschriften um Preßfreiheit ganz und gar an den vollständig in der Theatergarderobe kostümierten Marquis Posa, der sich dem König Philipp zu Füßen wirft mit den Worten: ‚Sire! geben Sie Gedankenfreiheit!'[111] Kann man sich denn noch wundern, wenn solche Suppliken ebenfalls mit König Philipps Worten: ‚Sonderbarer Schwärmer!' abgetan und ad acta gelegt werden? Die wenigen Deutschen, die den Mut hatten, als die Advokaten ihres Vaterlandes dessen politische Rechte in klarer und bündiger Sprache, wie es Männern geziemt, darzulegen, haben es lediglich dieser Feigheit unseres politischen Stils zu danken, daß sie der Staatsinquisition als Opfer in die Hände gefallen sind. Denn, wo die Feigheit Norm ist, da ist der Mut Verbrechen! Ein politischer Schriftsteller unserer Zeit könnte sehr leicht wegen bloßer Stilsünden, dafür, daß er seine Worte und Gedanken in nackter Wahrheit, nicht mit dem vom Zeremonienmeister vorgeschriebenen Kostüme bekleidet erscheinen läßt, etwas gelinde von unten nach oben gerädert werden, und das von Rechts wegen. So eunuchenhaft feige der deutsche Stil indes ist, wenn er politische Rechte geltend zu machen hat, so plump schlägt er auch wieder den großmächtigsten Gewalten das Weihrauchfaß um die Ohren. Wenn irgendwo ein Fürst sagt: ‚Ich will Recht und Gerechtigkeit üben!', gleich stürzen ganze Schwärme von Zeitungsphrasen wie wilde Bienen über die Fleckchen Honig her und summen vor Wonne über den köstlichen Fund auf der öden politischen Heide. Gibt's aber wohl etwas Beleidigenderes für einen Fürsten, als wenn der bloß ausgesprochene Wille zur Ausübung der ersten Regentenpflicht, ohne welche man seinen Namen zu einem Nero und Busiris werfen müßte, als eine außerordentliche, unerhörte Fürstentugend durch alle Zeitungen ausposaunt wird? Und das geschieht in Staatszeitungen, unter den Augen der Zensoren, unter den Auspizien des Bundes-

tages! Müßte nicht auf einen solchen ungeschickten Lobredner der § 92 des Kriminalrechts[112] in seiner ganzen Strenge angewendet werden?"

Die vierte gibt „Variationen über beliebte Zeit- und Nationalmelodien", worunter sich „Ein Ordenskapitel" befindet, welches folgendermaßen anhebt:

„Die Fürsten sind die Hirten der Völker, wie schon Homer sagt, und daher die Völker natürlich die Schafe der Fürsten. Und die Hirten lieben ihre Schafe sehr und führen sie an einem bunten seidenen Leitseile, damit sie ihnen nicht abhanden kommen, und die Schafe haben wiederum ihre Freude an dem artigen, in allen Regenbogenfarben schillernden Bande und merken es nicht, daß diese Zierde zugleich ihre Fessel ist, weil es eben Schafe sind" usw.

Walesrode hat durch diese vier Vorträge seine Befähigung zum Humoristen dargetan. Aber damit ist es nicht genug. Solche Sachen haben einmal das Recht, locker, zersplittert, einheitslos sein zu können, wenn sie nur ihren Zweck als Vorlesungen erfüllen; der echte Humorist indes würde noch mehr, als Walesrode es getan hat, den Hintergrund einer positiven, großen Weltanschauung hervorgehoben haben, in der sich zuletzt aller Spott und alle Negation zur vollsten Befriedigung auflöst. In dieser Beziehung hat Walesrode durch die Herausgabe des obigen Werkchens eine Pflicht auf sich genommen; er muß die Erwartungen, die er hier rege gemacht hat, so bald wie möglich rechtfertigen und beweisen, daß er ebenso sich konzentrieren, seine Anschauungen zu einem Ganzen verarbeiten kann, wie er sie hier hat auseinandergehen lassen. Und das ist um so nötiger, als er eine große Verwandtschaft mit den Autoren des weiland Jungen Deutschlands durch sein Hervorgehen aus Börne, durch seine Auffassungsweise und seinen Stil bekundet; fast alle jener Kategorie angehörigen Autoren haben indes die erregten Erwartungen nicht gerechtfertigt und sind in eine Erschlaffung versunken, wie sie ein fruchtloses Streben nach innerer Einheit zur Folge haben mußte. Die Unfähigkeit, etwas Ganzes zu liefern, war die Klippe, an der sie scheiterten, weil sie selbst keine *ganzen* Leute waren. Walesrode läßt indes hier und da einen höheren, vollendeteren Standpunkt durchblicken und berechtigt so zur Anforderung, seine einzelnen Urteile untereinander und mit der philosophischen Höhe der Zeit ins Gleichgewicht zu bringen.

Übrigens wünschen wir ihm Glück zu dem Publikum, das solche Vorlesungen zu würdigen verstand, und zu dem Zensor, der sie der Öffentlichkeit nicht vorenthielt. Wir sind der Hoffnung, daß eine solche Handhabung der Zensur, wie dies Buch sie beweist, alle andern, schwankenden Prinzi-

pien in derselben, für Preußen wenigstens, überwinden und sich allgemeine Geltung verschaffen werde; daß die Zensur überall von solchen Männern ausgeübt werde, wie es in Königsberg geschieht, wo, wie unser Verfasser sagt, die Zensoren Männer sind,

„die das gehässigste aller Ämter mit schmerzlicher Aufopferung übernommen haben, um es nicht in die Hände solcher übergehen zu lassen, die es mit Freuden übernehmen möchten".

F. O.

[Polemik gegen Leo]

[„Rheinische Zeitung“
Nr. 161 vom 10. Juni 1842]

× *Von der Hasenheide*, im Mai. Was, dem erleuchteten Urteil der „Literarischen Zeitung“ zufolge, die Hegelsche Philosophie nicht vermochte, nämlich ein auf ihren Prinzipien beruhendes System der Naturwissenschaften aufzubauen, das übernimmt jetzt von ihrem Standpunkte aus und mit großartigem Erfolge die *„Evangelische Kirchen-Zeitung“*. Ein mit *H.L.* (Leo) unterzeichneter Aufsatz in ihren neuesten Nummern entwickelt, bei Gelegenheit einer Schrift des Prof. Leupoldt in Erlangen, das *Programm einer totalen Revolution in der Medizin*, deren Folgen bis jetzt unabsehbar sind.[113] Wie immer, beginnt Leo auch hier, obwohl ohne sie zu nennen, mit den Hegelingen, spricht von der pantheistischen, heidnischen Richtung, die sich der neueren Naturforschung bemächtigt habe, von der „philosophischen Naturbetastelei und subtilen Systemströstelung“, züchtigt die anatomistische Ansicht, welche den einzelnen Kranken kuriere, nicht gleich ganze Generationen und Völker, und kommt endlich zu dem Resultat:

„daß die Krankheit der Sünde Lohn sei, daß nach der physischen Seite zusammengehörige Generationen solidarisch für ihre Sünde haften, selbst nach der geistigen Seite, wenn nicht der durch Gottes Gnade geschenkte Glaube die Strafenkette entzweibricht. So gut wie der einzelne nach der physischen Seite durch seine Bekehrung nicht von der Strafe der stattgehabten Sünde frei wird, z.B. wenn er infolge sündlicher Ausschweifungen seine Nase eingebüßt hat, sie durch die Bekehrung nicht wiedererhält, so gut werden nach der reinen Naturseite auch heute noch den Enkeln die Zähne stumpf von den Härlingen, welche die Großväter gegessen haben, und wo nicht ein fester Glaube ins Mittel tritt, hört nicht einmal die geistige Strafenreihe auf. Wie oft mag schon ein Mann, der in Üppigkeit und Sünden gelebt und dabei scheinbar glücklich geendet hat, dem Sohn, dem Enkel den Keim nervenzerrüttendster Krankhaftigkeit hinterlassen haben, der in diesen fortgewütet hat, bis in deprimiertestem Zustande

der Unterleibsleiden der Urenkel, bei dem noch kein Wort der Gnade ein fruchtbares Erdreich gefunden, in der Verzweiflung zum Rasiermesser griff und an der eigenen Kehle die Strafe vollzog, die der Urheber seiner Leiden, sein Urgroßvater, verdient hätte."

Ohne diese Ansichten erschiene die Weltgeschichte als schreiendste Ungerechtigkeit. – Sodann äußert Leo weiter:

„Der gläubig gewordene, nasenlose Sünder kann in seiner Verstümmelung nur ein Denkmal der göttlichen Gerechtigkeit sehen, und was dem Ungläubigen eine Strafe war, wird dem Gläubigen ein neues Fundament seines Glaubens."

Mit Völkern verhält es sich ebenso.

„Geistige wie leibliche Zeitkrankheiten und Verstimmungen sind von einem gewissen Standpunkte aus noch heute so gut wie in den Tagen des Propheten göttliche Strafgerichte."

Dies sind die philosophischen – – ich wollte sagen religiösen Prinzipien, auf denen Leo, der mit einem Ringseis zu fraternisieren würdig wäre, seine neue medizinische Praxis gründet. Was hilft all das kleinliche Herumkurieren am einzelnen Menschen, ja, am einzelnsten Gliede? Gleich familienweise, volksweise muß kuriert werden! Leidet der Großvater am Fieber, so muß die ganze Familie, Söhne, Töchter, Enkel mit Weib und Kind China schlucken! Hat der König die Lungenentzündung, so schicke jede Provinz einige Deputierte, denen zur Ader gelassen wird, wenn man nicht lieber gleich sämtlichen, soundso viel Millionen vorsichtshalber pro Kopf eine Unze Blut lassen will! Und welche Resultate für die Sanitätspolizei lassen sich hieraus entwickeln! Keiner darf zur Heirat zugelassen werden, der nicht ein Attest vom Arzte bringt, daß sowohl er selbst gesund sei, wie auch seine Vorfahren bis zum Urgroßvater von guter Konstitution gewesen seien, und ein Attest vom Pfarrer, daß er wie seine Vorfahren bis zum Urgroßvater sich eines christlichen, gottseligen und tugendhaften Wandels stets befleißigt haben, auf daß nicht, wie Leo sagt,

„die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!"

Daher hat auch der Arzt

„eine Stellung furchtbarster Verantwortlichkeit und grauenerregendster Bezüglichkeit, denn er kann ebensowohl ein Bote Gottes an den einzelnen sein, der ihn bis auf einen möglichen Grad eximiert von der Mitleidenschaft für die Sünde, als ein *Knecht des Teufels*, der mit seiner Kraft der Strafe Gottes entgegenzutreten und sie unwirksam zu machen sucht".

Wieder Resultate für den Staat! Der vorgeschriebene philosophische Kursus der Mediziner muß abgeschafft und dafür ein theologischer eingeführt werden; der medizinische Examinand muß ein Zeugnis über seinen Glauben beibringen und die Praxis der jüdischen Mediziner, wenn man sie nicht etwa ganz abschaffen will, wenigstens auf ihre Glaubensgenossen beschränkt werden. Leo fährt fort:

„Der Kranke, wie der Verbrecher, ist sacer[1], die heilige Hand Gottes liegt auf ihm – wer heilen kann, der heile! Aber er scheue nicht den glühenden Stahl und das schneidende Eisen und den grimmigen Hunger, wo sie allein helfen können. Schwächliche Hülfe schadet in der Medizin wie im bürgerlichen Gemeinwesen."

Nur frisch drauflosgeschnitten und gebrannt! Wo bisher die jämmerliche Trepanation angewandt wurde, helfen wir nun durch einfaches Abhacken des Kopfes; wo ein Fehler am Herzen sich zeigt – der gewöhnlich die Strafe für Liebessünden, die die Mutter des Kranken beging, zu sein pflegt – und das Blut sich zu sehr zum Herzen drängt, schaffen wir ihm einen Ausweg durch einen Messerstich ins Herz; wer am Magenkrebs leidet, dem schneiden wir den ganzen Magen aus – der alte Doktor Eisenbart, von dem das Volk singt, war wahrlich so übel nicht, seine Zeit hat ihn nur nicht verstanden. Ebenso, folgert Leo, sei es mit den Verbrechern, sie seien nicht allein strafbar, sondern das Volk hafte mit, und die Strafen seien nicht stark genug, die unsere schlappe Zeit anwende; es müsse mehr geköpft und gemartert werden, sonst bekomme man mehr Verbrecher, als Raum in den Arbeitshäusern sei. Ganz recht! Wo einer mordet, da muß seine ganze Familie ausgerottet werden, und jeder Einwohner seiner Vaterstadt wenigstens fünfundzwanzig Stockhiebe für seine Mitschuld an diesem Morde bekommen; wo ein Bruder der illegitimen Liebe pflegt, müssen alle seine Brüder mit k– werden. Und die Strafenverschärfung kann auch nur nützen. Seitdem das Kopfabhacken, wie wir oben gesehen haben, keine Strafe mehr, sondern nur eine medizinische Amputation ist, um den Körper zu retten, muß diese Todesart aus den Kriminalgesetzbüchern gestrichen werden, und an ihre Stelle Rädern, Vierteilen, Spießen, Verbrennen, mit glühenden Zangen zwicken usw. treten.

Auf diese Weise hat Leo der heidnisch gewordenen Medizin und Jurisprudenz eine christliche entgegengesetzt, die ohne Zweifel bald allgemein durchdringen wird. Wie er das Christentum in die Geschichte nach denselben Grundsätzen eingeführt und so z.B. die Hegelinge, die er für die Kinder der französischen Revolutionsmänner hält, für das zu Paris, Lyon

[1] heilig

und Nantes vergossene Blut, für die Taten Napoleons selbst verantwortlich macht, ist bekannt, und ich erwähne es hier nur, um die erfreuliche Allseitigkeit des rastlosen Mannes zu zeigen. Wie verlautet, haben wir nächstens eine deutsche Grammatik nach christlichen Prinzipien von ihm zu erwarten.

[Die Freisinnigkeit der Spenerschen Zeitung]

[„Rheinische Zeitung"
Nr. 177 vom 26. Juni 1842]

$*_{\times}*$*Berlin*, 22. Juni. Die Spenersche Zeitung brachte neulich, da bis jetzt niemand anders dies Geschäft übernommen hat, sich selbst das Lob, was sie ihrer Meinung nach verdient. Ein „Rückblick", den sie auf ihre Tätigkeit im verflossenen Halbjahr tut, ist hinreichend für sie zu der wichtigen Entdeckung, daß *sie* es ist, welche der freieren Preßbewegung Bahn gebrochen hat. Es ist ergötzlich anzusehen, wie sie, mit der Feiertagsmiene erhöhten Selbstbewußtseins, in sonntäglich gebürstetem Bratenrock vor ihr Publikum, vor die auswärtigen Zeitungen hintritt, und die Bürgerkrone der Freisinnigkeit sich aufs Haupt setzt. Die Spenersche Zeitung behauptet, wenn sie oder vielmehr das *, welches den fraglichen Artikel vertritt, also wenn dies * nicht gewesen wäre, so würde bis auf den heutigen Tag keine preußische Zeitung den gegenwärtigen Standpunkt der Freisinnigkeit erreicht haben. Das * nämlich versuchte, als das Zensurzirkular[114] erschien, alsbald, wie weit man gehen dürfe in der Oppositionsmacherei, es pochte leise an, und siehe! ihm ward aufgetan. Natürlich, denn jene leisen, gebückten, wohlmeinenden, demütigen, zahmen Artikel wären am Ende auch schon früher passiert. Das * sollte seinem Zensor doch soviel wohl zutrauen, daß er ein Haustier von einem reißenden unterscheiden kann. Aber Gott behüte! Diese Isoliertheit der Philisterei ist so beschränkt, daß sie den trivialsten Einfall, der ihr durch den Kopf fährt, für originell, genial, einzig in seiner Art hält. Das Zensurzirkular erscheint; nun muß doch jeder Schriftsteller augenblicklich seine Schreibart ändern, freier reden lassen. Unser Sternmann aber hält sich für den einzigen Menschen in der Welt, dessen Verstand dieser Kombination fähig ist, und will die übrigen Journalisten mit der Nase darauf stoßen, daß sie jetzt freier schreiben dürfen. Damit nicht genug. Er hält sich für freisinnig. Er hat einen gewissen Sinn

für Öffentlichkeit. Vielleicht, im allergeheimsten, verschlossensten Winkelchen seines Herzens schlummert ein leiser Gedanke von Ausbildung der ständischen Verhältnisse. -- Was wird er also tun? Er schreibt eine Reihe Artikel, die eine komplette Skala der Freisinnigkeit bilden; heute wird der zahmste, morgen der $^1/_2$ Gran weniger zahme hingeschickt usw. Bei der Stufe bleibt er indes stehen, wo die Zahmheit und die sogenannte Freisinnigkeit sich die Waage halten. Das nennt unser Sternmann „Bahn brechen"!? Die übrigen preußischen Redaktionen werden sich auch noch die Mühe machen, die Spenersche Zeitung zu lesen, um aus ihr zu lernen, was Freisinn ist! Dabei ist es komisch, wie unser Politikus nicht begreifen kann, weshalb er mit seinen Artikeln nicht ebensogroße Sensation macht wie gewisse Zeitungen mit den ihrigen; weshalb er, der Fahnenträger des preußischen Freisinns, der große Bahnbrecher, dennoch sich in allen auswärtigen Blättern verhöhnt sieht und sich damit trösten muß, daß man ihn verkennt.

[Das Aufhören der „Criminalistischen Zeitung"]

[„Rheinische Zeitung"
Nr. 181 vom 30. Juni 1842]

× *Berlin,* 25. Juni. Die hiesige „Criminalistische Zeitung" hört am 1. Juli „vorläufig auf zu erscheinen". Also haben ihre Tiraden gegen die Geschwornengerichte doch nicht die erwünschte Beistimmung des Publikums gefunden. Sie war ein Juste-milieu-Blatt im juristischen Gebiete. Sie wollte Öffentlichkeit und Mündlichkeit, aber um Gottes willen keine Geschwornen. Die Halbheit einer solchen Tendenz wird aber glücklicherweise immer mehr und mehr anerkannt, und die Verteidiger des Schwurgerichts mehren sich täglich. Die „Criminalistische Zeitung" stellte das Prinzip auf: kein Zweig der exekutiven Gewalt dürfe dem Volke unmittelbar in die Hände gegeben werden, also auch nicht das Richteramt. Das wäre allerdings ganz schön, wenn die richterliche Gewalt nicht etwas ganz Verschiedenes wäre als die exekutive. In allen Staaten, wo die Trennung der Gewalten wirklich durchgesetzt worden ist, stehen richterliche und exekutive Gewalt ganz außer allem Zusammenhange. So in Frankreich, England und Amerika; die Vermischung beider Gewalten führt zur heillosesten Verwirrung, und die äußerste Konsequenz davon würde sein, den Polizeidirektor, Inquirenten und Richter in eine Person zu vereinigen. Daß aber die richterliche Gewalt ein unmittelbares Eigentum der Nation ist, das sie durch ihre Geschwornen ausüben läßt, das ist nicht nur aus dem Prinzip, sondern auch aus der Geschichte längst erwiesen. Von den Vorteilen und Garantien, die das Geschwornengericht bietet, schweige ich ganz, es wäre Überfluß, hier noch ein Wort zu verlieren. Aber da sind die eingefleischten Juristen, die Buchstabenklauber, deren Wahlspruch ist: fiat justitia, pereat mundus! Denen ist natürlich das freie Geschwornengericht nicht recht. Denn nicht nur würden sie dadurch aus der richterlichen Stellung verdrängt, sondern der heilige Buchstabe des Gesetzes würde in Gefahr geraten, das tote, abstrakte Recht.

Das aber darf nicht verlorengehen, das ist ihr Palladium, und daher schreien die Herren Mord und Brand, wenn einmal die Geschwornen in Frankreich oder England einen armen Proletarier freisprechen, der in der Verzweiflung des Hungers für einen Heller Brot gestohlen hat, trotzdem daß die Sache durch Zeugen und Geständnis konstatiert ist – da rufen sie triumphierend: Seht, das kommt von den Geschwornengerichten, die Sicherheit des Eigentums, des Lebens selbst wird untergraben, das Unrecht wird sanktioniert, Verbrechen und Revolution offen proklamiert! – Wir hoffen, daß die „Criminalistische Zeitung" vorläufig nicht wieder anfangen wird, „vorläufig" zu erscheinen.

Zur Kritik der preußischen Preßgesetze[115]

[„Rheinische Zeitung“ Nr. 195
vom 14. Juli 1842, Beiblatt]

× *Berlin, im Juni.* Dem Preußen stehen zwei Wege zur Veröffentlichung seiner Gedanken offen. Entweder kann er sie im Inlande drucken lassen, wo er sich dann der heimischen Zensur zu unterwerfen hat; oder er kann, wenn er hier Beanstandung finden sollte, immer noch außerhalb der Grenzen seines Staats, entweder unter die Zensur eines andren Bundesstaats sich stellen oder die Preßfreiheit auswärtiger Länder benutzen. In allen Fällen bleibt dem Staate das Recht, gegen etwaige Ungesetzlichkeiten Repressivmaßregeln zu ergreifen. Im ersten Falle werden, der Natur der Sache nach, derartige Maßregeln nur höchst selten anwendbar sein, da in der Regel die Zensur eher zuviel als zuwenig streicht und am allerwenigsten *strafbare* Dinge passieren läßt. Bei Publikationen jedoch, welche unter auswärtiger Preßgesetzgebung bewerkstelligt worden sind, werden Konfiskationen des Werkes und gerichtliche Verfolgung des Autors weit eher und häufiger eintreten können. Um nun ein Urteil über die Gesamtverhältnisse der preußischen Preßgesetzgebung fassen zu können, ist es von großer Wichtigkeit, auch die gesetzlichen Repressivmaßregeln nicht außer acht zu lassen.

Die darauf bezüglichen Gesetze finden sich nun, da eine besondere Repressiv-Preßgesetzgebung uns bis jetzt noch fehlt, im Landrecht[116] unter verschiedenen Titeln zerstreut. Von den Strafgesetzen gegen Injurie, Unsittlichkeit usw. können wir einstweilen absehen, da es sich doch in der Hauptsache nur um politische Vergehen handelt, und hier finden wir die betreffenden Data in den Rubriken: Hochverrat, frecher, unehrerbietiger Tadel oder Verspottung der Landesgesetze und Majestätsbeleidigung. Wie sich bald ergeben wird, sind diese Gesetze indes so unbestimmt gehalten und namentlich in Beziehung auf die Presse einer so weiten und unleugbar

willkürlichen Deutung unterworfen, daß das Urteil über sie ⟨nur⟩ durch die Praxis der Gerichtshöfe wesentlich bestimmt werden muß. Denn wenn die Voraussetzung richtig ist, daß der Geist jeder[1] Gesetzgebung in den[2] Gerichtsbeamten lebendig geworden ist, so muß die bei ihnen gebräuchliche Auslegung der einzelnen Bestimmungen ein wesentliches Ergänzungsmoment derselben bilden, wie denn auch in zweifelhaften Fällen die bisherige Praxis einen bedeutenden Einfluß auf die Entscheidung ausübt.

Schreiber dieses ist nun in dem Falle, sein Urteil über die preußischen Preßgesetze durch eine ihm vorliegende, ausführlich motivierte Entscheidung eines preußischen Gerichtshofes supplieren zu können. Der Verfasser einer außerhalb Preußen gedruckten Schrift über inländische Angelegenheiten[117] wurde wegen sämtlicher oben angeführten Vergehen zur Untersuchung gezogen und von der Anklage des Hochverrats zwar unbedingt freigesprochen, des frechen und unehrerbietigen Tadels und der Verspottung der Landesgesetze indes, sowie der Majestätsbeleidigung für schuldig erklärt.

Das preußische Strafrecht bestimmt das Verbrechen des Hochverrats § 92[112] also:

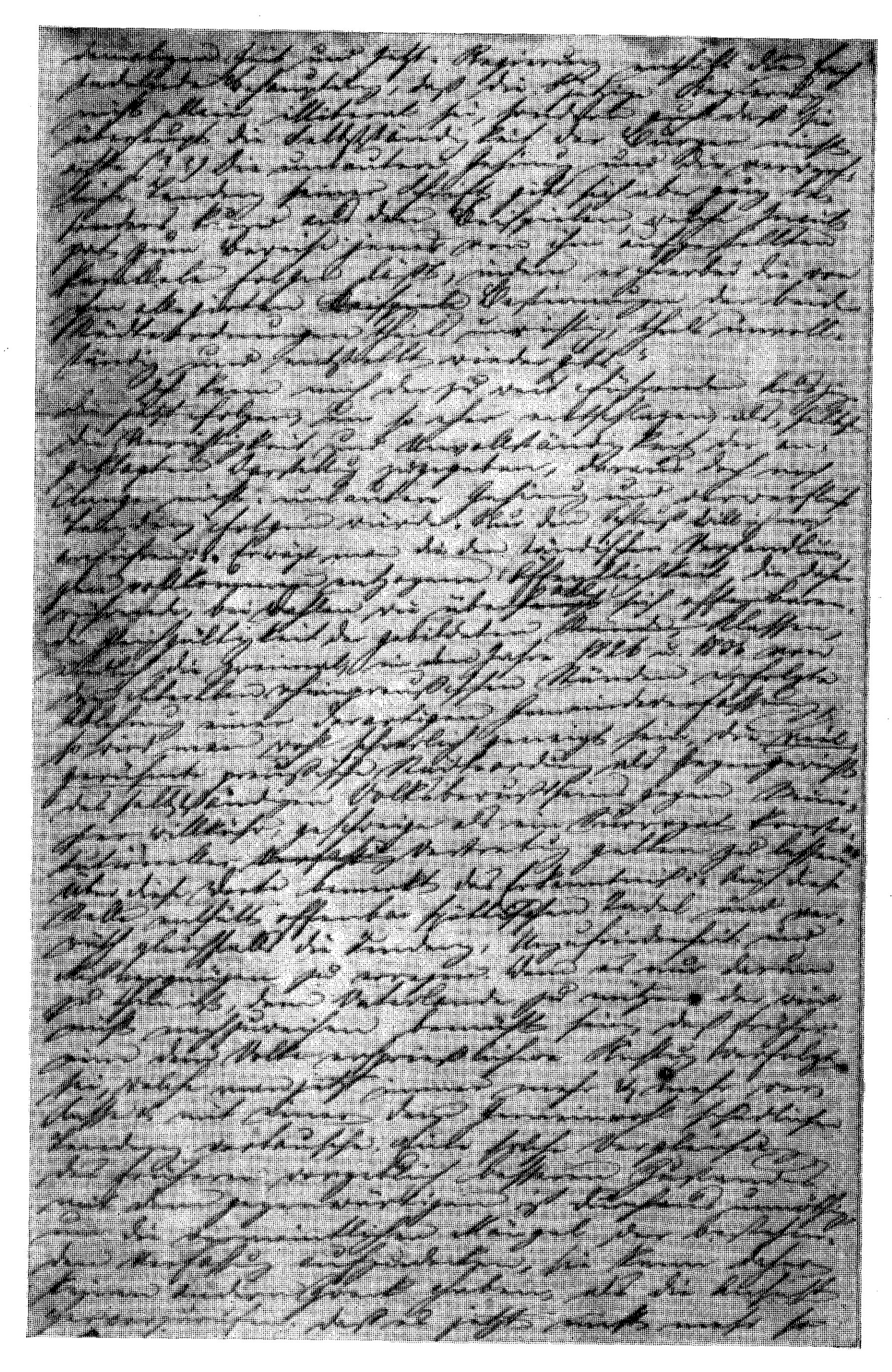
„ein Unternehmen, welches auf eine gewaltsame Umwälzung der Verfassung des Staats oder gegen das Leben oder die Freiheit seines Oberhaupts abzielt, ist Hochverrat."

Es kann vorausgesetzt werden, daß für die jetzigen Verhältnisse diese gesetzliche Definition als genügend allgemein anerkannt werden wird. Da nun auch nicht zu erwarten steht, daß dergleichen Unternehmungen durch die Presse und von solchen Leuten, die unsrer Justiz erreichbar sind, begonnen werden, so ist dieser Punkt für die Presse ziemlich unwichtig. Das klare Wort: „gewaltsam" schützt vor richterlicher Willkür oder Unfreiheit hinreichend. Dagegen ist ein andrer Punkt für die Presse von der höchsten Bedeutung, nämlich derjenige, welcher von der unerlaubten Besprechung der Landesgesetze handelt. Die gesetzlichen Bestimmungen in dieser Beziehung sind folgende: Strafrecht[3] § 151:

„Wer durch frechen, unehrerbietigen Tadel oder Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate Mißvergnügen veranlaßt, der hat Gefängnis- oder Festungsstrafe auf 6 Monate bis 2 Jahre verwirkt." [118]

---

[1] In der „Rheinischen Zeitung": unserer – [2] in der „Rheinischen Zeitung": unsern – [3] in der „Rheinischen Zeitung": „Allg. L.R. Th. II. T.20":



Eine Seite des Manuskripts „Kritik der preußischen Preßgesetze“

Hierzu gehört das Edikt[1] vom 18. Oktober 1819, worin sub XVI, Nr. 2 bestimmt wird:

„daß bei frechem, unehrerbietigem Tadel und Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate es nicht bloß darauf ankommen soll, ob Mißvergnügen und Unzufriedenheit veranlaßt worden sind, sondern die obige Strafe wegen solcher strafbaren Äußerungen selbst verwirkt ist". [119]

Es fällt aber beim ersten Blick auf, wie unbestimmt und ungenügend diese gesetzlichen Verordnungen sind. Was heißt *frech* und *unehrerbietig*? Augenscheinlich ist in dem Paragraphen des Strafrechts entweder der erste oder der zweite Teil überflüssig. Frecher Tadel oder Verspottung der Landesgesetze wird mit Aufreizung zum Mißvergnügen so gut wie synonym erklärt, und das Edikt vom 18. Okt. 1819 spricht die Koinzidenz dieser Begriffe geradezu aus. Die gesetzliche Bestimmung wäre also so zu fassen: Wer frechen, unehrerbietigen Tadel oder Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate sich zuschulden kommen läßt, der sucht zu Mißvergnügen und zur Unzufriedenheit mit denselben aufzureizen und hat deshalb die fragliche Strafe verwirkt.

Jetzt erst läßt sich das Gesetz klar ins Auge fassen. Die Bestimmungen: *frech* und *unehrerbietig* nebeneinanderzustellen, war ein Mißgriff des Gesetzgebers, der die größte Verwirrung herbeiführen kann. Man kann unehrerbietig sein, ohne frech zu werden. Unehrerbietigkeit ist ein Mangel, eine Nachlässigkeit, ein übereiltes Versehen, das dem Besten passieren kann; Frechheit setzt den animus injuriandi[2], die böse Absicht voraus. Und nun vollends Verspottung! Welcher Abstand von „Unehrerbietigkeit" bis zur „Verspottung"! Und doch für beide eine Strafe. Diese beiden Begriffe sind nicht etwa bloß *quantitativ* unterschieden, nicht etwa nur verschiedene Grade einer und derselben Sache, sondern sie sind qualitativ wesentlich verschieden, sie sind geradezu inkommensurabel. ⟨Begegnet mir jemand, dem ich etwas verdanke, ich bemerke ihn und gehe ihm aus dem Wege, um nicht zu grüßen, so ist das *unehrerbietig;* sehe ich ihm dreist ins Gesicht, drücke den Hut in die Stirn und renne ihm im Vorbeigehen den Ellbogen in die Seite, so ist das *frech;* drehe ich ihm aber vor seinen Augen eine Nase und schneide ihm Fratzen, so ist das *Verspottung*. Gewisse Leute wollen es sogar schon für unehrerbietig halten, wenn man sie nicht bemerkt.⟩ Und diese verschiedenen Dinge sollen in einem Gesetze unter einen Hut gebracht werden? Jedenfalls ist das „unehrerbietig" hier zu streichen und, wenn es nicht lieber ganz ausfallen soll, in einen besondern Paragraphen

---

[1] In der „Rheinischen Zeitung": Zensur-Edikt – [2] Vorsatz zu beleidigen

zu bringen. Denn durch unehrerbietigen Tadel kann doch nimmermehr Unzufriedenheit und Mißvergnügen *bezweckt* werden, da die Unehrerbietigkeit in jedem Falle *absichtslos, unwillkürlich* oder doch immer ohne *böse* Absicht begangen wird. Bleibt also das Wort: unehrerbietig hier stehen, so ist damit ausgesprochen, daß aller und jeder Tadel der Staatsverhältnisse auf die Erregung von Unzufriedenheit ausgeht und deshalb zu bestrafen ist. Dies würde aber mit unsren jetzigen Zensurverhältnissen durchaus im Widerspruch stehen. Kurz, die ganze Verwirrung rührt daher, daß aus den Zensurinstruktionen, wohin das Wort: unehrerbietig gehört, es ins *Gesetz* hinübergenommen ist[1]. Bei Zensurfällen mag es der Einsicht des Zensors als Polizeibeamten, und solange die Zensur Polizeimaßregel ist, überlassen bleiben, ob er etwas für „unehrerbietig" oder für „wohlmeinend" hält; die Zensur ist eine Ausnahme, und hier werden genauere Bestimmungen stets unmöglich bleiben. Aber im Kriminalkodex darf ein so vager Begriff, ein solcher Spielraum für das subjektive Belieben nicht vorkommen, am allerwenigsten da, wo die Differenz politischer Ansichten sich ins Spiel mischen *muß* und die Richter keine Geschwornen, sondern Staatsdiener sind.

Daß diese Kritik des Gesetzes richtig, der Vorwurf der Begriffsvermischung gegründet ist, wird sich am besten aus der Praxis der Gerichtshöfe nachweisen lassen. Ich zitiere das oben erwähnte 〈vom 5. April d. J. unterzeichnete〉 und bereits publizierte Erkenntnis.

Der Verfasser der fraglichen Druckschrift entwirft darin eine Schilderung der – wohlbemerkt, gegen Ende 1840 in Preußen gehandhabten Zensur, aus welcher folgende Stellen inkriminiert werden[120]:

„Bekanntlich darf bei uns weder der kleinste Zeitungsartikel, noch Schriften über 20 Bogen ohne Zensurprüfung erscheinen; ist der Gegenstand ein politischer, so fällt meistens die Prüfung einem Polizeiagenten anheim, der bei den vagen Bestimmungen des Zensurreglements (vom 18. Oktober 1819) sich allein nach den besondern Instruktionen des Ministers zu richten hat. Vom Minister vollkommen abhängig und nur dem Minister verantwortlich, ist dieser Zensor alles zu streichen gezwungen, was den individuellen Ansichten und Absichten seiner Oberen nicht genehm ist. Führt der Verfasser gegen ihn Klage, so wird er in der Regel abschläglich beschieden oder erhält sein Recht erst nach so langer Zeit, daß er keinen Gebrauch mehr davon machen kann. Wie wäre es sonst auch möglich, daß seit jenem im Jahre 1804 ausgesprochenen Lobe anständiger Publizität man in keiner preußischen Zeitung, in keinem hier gedruckten Buche auch nur den leisesten Tadel über das Verfahren des untergeordnetsten Beamten findet, daß jede das öffentliche Interesse nur entfernt berührende Andeutung

[1] In der „Rheinischen Zeitung": daß das Wort: unehrerbietig aus den Zensurinstruktionen, wohin es gehört, ins Gesetz herübergenommen ist

(die Rubrik: Inland der ‚Staatszeitung' wird wohl niemand hieherrechnen), um veröffentlicht zu werden, sich erst außerhalb der preußischen Grenzen flüchten muß!

Und auch hier ist sie nicht sicher vor jener bedenklichen Beamten-Eigenmacht, welche mit Recht Friedrich Wilhelm III. als die notwendige Folge unterdrückter Publizität bezeichnet; damit auch durch ausländische Zeitungen kein ungünstiges Urteil über Beamtenhandlungen, keine irgend freimütige Beleuchtung unsrer Zustände nach Preußen gelange, werden dergleichen Blätter entweder verboten oder deren Redaktionen durch wohlbekannte Mittel fügsam gemacht. Wir übertreiben, leider! nicht. Die französischen Zeitungen sind freilich erlaubt, die meisten aber dürfen nicht unter Kreuzband nach Preußen kommen, so daß *ein* solches Blatt jährlich mehr als 400 Taler an Postporto kosten würde; nur der Schein ist gewahrt, der Sache nach aber eine solche Erlaubnis und ein Verbot eins und dasselbe. Anders verfährt man mit den *deutschen* Zeitungen. Sind deren Redakteure nicht schon in ihrem *eignen* wohlverstandenen Interesse auf ihrer Hut, nehmen sie über Preußen oder preußische Beamte einen in Berlin mißliebigen Artikel auf, so werden an sie von seiten des preußischen Ministeriums (dem Zweifler sind wir dies durch Aktenstücke darzutun bereit) Vorwürfe und Reklamationen gerichtet, Angabe ihrer Korrespondenten drohend verlangt und nur unter demütigenden Bedingungen der einträgliche preußische Markt ihnen ferner offengelassen."

Nach dieser Schilderung bemerkt der Angeklagte, eine so gehandhabte Zensur werde zu einer anmaßenden Bevormundung, zu einer wahrhaften Unterdrückung der öffentlichen Meinung und führe endlich zu einer höchst bedenklichen, dem Volke wie dem Könige gleich gefährlichen Eigenmacht der Beamten.

Nun, wie erscheint diese Stelle? Würde eine Schrift, in diesem Tone geschrieben, nicht heutzutage das preußische Imprimatur bekommen? Wird nicht in allen preußischen Zeitungen genau dasselbe Urteil über die damaligen Zensurzustände gefällt? Sind nicht schon weit stärkere Sachen über *noch bestehende* Einrichtungen gesagt worden? Und was sagt unser Urteil?

„In solcher Weise darf ein Untertan sich über Gesetze und Anordnungen im Staate nicht auslassen, die Behauptung, daß jede das öffentliche Interesse nur entfernt berührende Andeutung, um veröffentlicht zu werden, sich außerhalb der preußischen Grenzen flüchten müsse, daß die Zensur, wie sie in Preußen gehandhabt werde, eine anmaßende Bevormundung, eine wahrhafte Unterdrückung der öffentlichen Meinung involviere, enthalten der Sache und dem Worte nach *frechen Tadel* und verletzen die dem Staate schuldige Ehrerbietung. Die Aufstellung aber, daß dadurch eine höchst bedenkliche, dem Volke wie dem Könige gleich gefährliche Eigenmacht der Beamten gefördert werde, beweiset deutlich die Tendenz, Mißvergnügen und Unzufriedenheit mit den also geschilderten Institutionen zu veranlassen. Inkulpat hat in der vorliegenden Untersuchung zu erweisen gesucht, daß sein Urteil über die Zensurverwaltung in der Wirklichkeit begründet sei, und es sind von ihm in dieser Hinsicht mehrere

spezielle Fälle angeführt, in welchen Artikeln publizistischen Inhalts das Imprimatur verweigert worden ist ⟨auch hat er eine zwischen dem Geheimen Oberregierungsrate Seyffert und dem Redakteur der ‚Leipziger Allgemeinen Zeitung' stattgefundene Korrespondenz allegiert zum Beweise, daß jene Zeitung wirklich unter dem Einflusse der preußischen Regierung stehe⟩.

Diese Anführungen sind indessen offenbar unerheblich; denn abgesehen davon, daß einzelne Beispiele für den Wert oder Unwert einer Staatseinrichtung überhaupt nichts beweisen, so würde, auch selbst die Richtigkeit des von dem Inkulpaten gefällten Urteils vorausgesetzt, die Form, in welcher dasselbe ausgesprochen ist, den Vorwurf der Frechheit und Unehrerbietigkeit fortbestehen lassen. Er urteilt nicht in ruhig erörternder Weise, sondern tadelt in solchen Ausdrücken, welche, wenn sie gegen Personen gerichtet wären, unzweifelhaft als Injurien anzusehen sein würden."

Ferner heißt es:

„Inkulpat bemerkt über die Kommunalverfassung: ‚vor allem müsse die Städteordnung vom Jahre 1808 von der revidierten des Jahres 1831 wohl unterschieden werden. Erstere trüge den liberalen Charakter der damaligen Zeit und achte der Bürger Selbständigkeit; die zweite werde überall von der Jetzt-Regierung begünstigt und den Städten dringend anempfohlen.' Der in diesen Worten enthaltene Gegensatz zwischen den Worten: liberaler Charakter der damaligen Zeit und Jetzt-Regierung enthält die frech tadelnde Behauptung, daß die jetzige Regierung nicht allein illiberal sei, sondern auch, daß sie überhaupt die Selbständigkeit der Bürger nicht achte (??). Die unlautere Gesinnung und die verwerfliche Tendenz seiner Schrift gibt sich aber ganz besonders kund aus den Beispielen, welche Inkulpat zum Beweise jener von ihm aufgestellten Parallele folgen läßt, indem er hierbei die von ihm allegierten Bestimmungen der beiden Städteordnungen teils unrichtig, teils unvollständig und entstellt wiedergibt."

Ich kann mich der zu weit führenden Auszüge, die jetzt folgen, um so eher entschlagen, als, selbst die Unrichtigkeit und Unvollständigkeit der angeklagten Darstellung zugegeben, daraus doch noch lange nicht „unlautere Gesinnung und verwerfliche Tendenz" folgen würde. Nur den Schluß will ich noch anführen:

„Erwägt man die den ständischen Verhandlungen vollkommen entzogene Öffentlichkeit, die daher rührende, bei Wahlen wie überall sich offenbarende Gleichgültigkeit der gebildeten Klassen, endlich die zweimal, im Jahre 1826 und 1833, von den liberalen rheinpreußischen Ständen erfolgte Ablehnung einer derartigen Gemeindeverfassung, so wird man wohl schwerlich geneigt sein, die *vielgerühmte* preußische Städteordnung als Gegengewicht des selbständigen Volksbewußtseins gegen Ministerwillkür, geschweige als ein Surrogat konstitutioneller Vertretung gelten zu lassen."

Über diese Worte bemerkt das Erkenntnis:

„Auch diese Stelle enthält offenbar spöttischen Tadel und verrät gleichfalls die Tendenz, Unzufriedenheit und Mißvergnügen zu erregen. Wem es nur darum zu tun

ist, dem Vaterlande zu nützen, der wird nicht nachzuweisen bemüht sein, daß früher eine dem Volke ersprießlichere Richtung verfolgt sei, welche man jetzt immer mehr und mehr verlasse und mit einer dem Gemeinwohl schädlichen Tendenz vertausche. Eine solche Vergleichung des früheren, vorgeblich besseren Zustandes mit dem gegenwärtigen ist durchaus unnötig, um die vermeintlichen Mängel der bestehenden Verfassung aufzudecken; sie kann daher keinen andern Zweck haben, als die Ansicht hervorzurufen, daß es jetzt nicht mehr so gut um das Wohl der Nation stehe wie früher, um solchergestalt Mißvergnügen und Unzufriedenheit zu erregen."

⟨Genug der Auszüge, die ich übrigens verzehnfachen könnte!⟩ Was vom Gesetz oben ausgesagt wurde, das bestätigt die Praxis nur zu sehr. Die Bestimmung der Unehrerbietigkeit, die ins Ressort der Polizei, der Zensur gehört, äußert hier ihre nachteiligen Wirkungen. Durch die Verpflanzung dieses Begriffs auf den Boden des Gesetzes wird dies von der jedesmaligen schwereren oder leichteren Zensur abhängig gemacht. Ist die Zensur gerade drückend, wie 1840, so ist der leiseste Tadel unehrerbietig. Ist sie ⟨leicht und⟩ human, wie jetzt, so ist, was damals für frech galt, heute kaum unehrerbietig. ⟨Daher der Widerspruch, daß in der „Rheinischen" und „Königsberger Zeitung" Dinge das preußische Imprimatur erhalten, die 1840 nicht nur unerlaubt, sondern sogar strafbar waren.⟩ Die *Zensur* muß ihrer Natur nach schwankend sein; das *Gesetz* aber muß feststehen, bis es aufgehoben wird; es muß unabhängig sein von dem Auf und Ab der polizeilichen Praxis.

Und nun vollends die „Erregung zum Mißvergnügen und zur Unzufriedenheit"! Das ist allerdings der Zweck[1] aller Opposition. Wenn ich diese[2] gesetzliche Bestimmung tadle, so habe ich allerdings die Absicht, Unzufriedenheit damit zu erregen, und nicht nur[3] im Volke, sondern sogar ⟨womöglich⟩ bei der Regierung. Wie kann man anders etwas tadeln, als in der Absicht, andere von der – gelinde gesagt – Unvollkommenheit des Getadelten zu überzeugen, also bei ihm Unzufriedenheit damit zu erwecken? Wie kann ich hier tadeln und dort loben, wie kann ich etwas zu gleicher Zeit für schlecht und für gut halten? Es ist rein unmöglich. Ich bin auch ehrlich genug, gleich gradeaus zu sagen, daß ich die Absicht hege, durch diesen Artikel Unzufriedenheit und Mißvergnügen gegen den § 151 des preußischen Strafrechts zu erregen, und hege dennoch die Überzeugung, daß ich denselben nicht „frech und unehrerbietig", wie dieser § sagt, sondern „anständig und wohlmeinend", wie das Zensurzirkular[114] sagt, tadele. Das Zensurzirkular hat aber dieses Recht, Unzufriedenheit zu erregen,

[1] In der „Rheinischen Zeitung": Das ist freilich zum Teil Zweck – [2] in der „Rheinischen Zeitung": eine – [3] in der „Rheinischen Zeitung": und zwar nicht

sanktioniert, und zum Ruhm der preußischen Nation ist seitdem bereits das Möglichste[1] geschehen, um Unzufriedenheit und Mißvergnügen zu erwecken. Dieser Teil des § ist dadurch faktisch aufgehoben, und die Strafbarkeit des „unehrerbietigen Tadels" bedeutend beschränkt. Beweis genug, daß der § eine Vermischung und Zusammenwürfelung heterogener, legislatorischer und preßpolizeilicher Bestimmungen enthält.

Dies erklärt sich auch ganz einfach aus der Zeit, in welcher das Landrecht gesammelt wurde, aus dem Konflikt der freisinnigen Aufklärung jener Epoche mit dem preußischen ancien régime von damals. Mißvergnügen mit der Regierung, mit Staatseinrichtungen zu hegen, war damals nicht viel besser als Hochverrat und wenigstens schon ein Verbrechen, worauf sich eine recht hübsche Untersuchung und Verurteilung basieren ließ.

Die Majestätsbeleidigung interessiert uns wenig. Die preußischen Publizisten haben bis jetzt den richtigen Takt befolgt, die Person des Königs aus dem Spiele zu lassen. Es ist das die Antizipation des konstitutionellen Prinzips von der Unverletzlichkeit der königlichen Person und kann nur gebilligt werden.

Der obige Paragraph sei hiermit der Gesetzrevisionskommission bestens empfohlen; wir wollen indes fortfahren, in der angedeuteten guten, wohlmeinenden und anständigen Weise recht viel Mißvergnügen und Unzufriedenheit mit allen überlebten und illiberalen Resten in unsren Staatseinrichtungen zu erwecken.

[1] In der „Rheinischen Zeitung": bereits viel

[Allerlei aus Berlin]

[„Rheinische Zeitung"
Nr. 241 vom 29. August 1842]

× *Berlin*, 19. August. Ich schreibe heute an Sie, um Ihnen zu melden, daß es von hier aus eigentlich nichts zu melden gibt. Das weiß der Himmel, es ist jetzt, wie man hier sagt, die Sauregurkenzeit für Korrespondenten. Es passiert auch nichts, gar nichts! Der Verein des historischen Christus läßt ebensowenig etwas von sich hören wie der Verein der Freien[121]; trotzdem daß er offiziell existiert, weiß eigentlich doch kein Student, wo er existiert und wer dazu gehört. Es muß wohl sein wie vor einem halben Jahr mit dem berühmten Fackelzug für den Philosophen in der Leipziger Straße[122], woran nachher auch kein Student wollte teilgenommen haben, und wovon es schon den Tag vorher hieß, es seien leider meistens „Philister". Auch die ständischen Ausschüsse[123] können noch immer nicht zustande kommen, trotz der „Leipziger Zeitung", die bei ihrer Vorliebe für preußische ungelegte Eier kreuz und quer debattiert über das, was den Ausschüssen vorgelegt werden wird. Wir aber trösten uns der Weisheit unseres Königs und lassen die ungelegten Eier in Ruhe. Derselbe soll einen Handelsvertrag und eine neue Kartellkonvention mitgebracht haben, und das werden wohl keine ungelegten Eier sein! Wir aber kümmern uns auch darum nicht, ich meine wir Berliner, sondern beneiden die Rheinländer um den Hochgenuß, der ihnen in wenigen Wochen werden wird, wo nicht nur unser König, sondern unter vielen andern hohen Personen auch der würdige König Ludwig von Bayern, der Dichter auf dem Throne und Verfasser der „Walhallagenossen", „Gründer Walhallas", zur Grundsteinlegung des zu einer Zierde des deutschen Volkes vollendet werden sollenden Kölner Doms erscheinen wird. Die „Walhallagenossen" haben in den hiesigen gebildeten Kreisen lebhafte Sensation erregt, und das allgemeine, kompetente Urteil spricht sich unbedingt dahin aus, daß König Ludwig ein neues Lorbeerreis um seine Krone geflochten habe. Der taciteisch-gedrungene, urkräftig-gewaltsame Stil des Königs wird unbedenklich auf Nachahmung rechnen können und doch wohl selten erreicht werden.

[F. W. Andreä
und der „Hohe Adel Teutschlands"]

[„Rheinische Zeitung"
Nr. 241 vom 29. August 1842]

× Ich will nicht verfehlen, die Herren katholischen ritterbürtigen Ritterschaftsmitglieder auf ein Gedicht aufmerksam zu machen, welches zwar von einem Bürgerlichen verfaßt, aber eben deshalb um so mehr wert ist, als eine kostbare Perle, als ein schuldiger Tribut der bürgerlichen Demut aufgehoben zu werden.

Es ist in Erfurt bei F. W. Otto im Jahre der Gnade achtzehnhundertzweiundvierzig ein Büchlein erschienen: „Das Wissenswürdigste der Heraldik oder Wappenkunde" von F. W. Andreä, dessen Widmung also lautet: „Dem gesammten *Hohen Adel* Teutschlands ehrerbietig gewidmet von dem Herausgeber".

„Dem Adelstand gebührt der erste Rang im Staate,
Der Ahnen Großverdienst hat ihn so hoch gestellt.
Und fortgeerbt, vermehrt hat sich der Ahnen Tugend,
Die Gegenwart steht der Vergangenheit nicht nach.
Es krönt darum Verehrung ihn auf allen Wegen,
Denn jedem Staate spendet er den reichsten Segen.
Und in den Wappen liegt der tiefe Sinn verborgen,
Was in der Vorzeit Großes einst geschah.
Wie Fürsten das Verdienst des Adels ehrten,
Im Krieg sowohl wie in des Friedens Ruh.
Die Wappen sind des Adels hochverdiente Kronen,
Geweiht, nur edle Taten zu belohnen! –
Mit Schüchternheit und tief ergriffen von dem Ruhme,
Der hehren Glanzes durch Äonen strahlt,
Wag' ich den Hohen Tugend-Erben jener Helden
Ein Denkmal der Verehrung hier zu weihn.
O nehmet gnädig an das schwache Werk für starken Willen,
Es gibt Euch Kunde doch, was ich gefühlt im stillen!"

Nicht wahr, der Mann verdient geadelt zu werden?



Die
frech bedräute,
jedoch wunderbar befreite
Bibel.
Oder:
Der Triumph des Glaubens.
Das ist:
Schreckliche,
jedoch wahrhafte und erkleckliche
Historia
von dem weiland Licentiaten
Bruno Bauer;
wie selbiger
vom Teufel verführet,
vom reinen Glauben abgefallen,
Oberteufel geworden
und endlich
kräftiglich entsetzet ist.
Christliches Heldengedicht
in vier Gesängen.

Neumünster bei Zürich
Druckts und verlegts Joh. Fr. Heß
1842.

Umschlagseite der Broschüre „Der Triumph des Glaubens"

Die frech bedräute, jedoch wunderbar befreite Bibel.

Oder:

Der Triumph des Glaubens

Das ist: Schreckliche, jedoch wahrhafte und erkleckliche Historia von dem weiland Lizentiaten Bruno Bauer; wie selbiger vom Teufel verführet, vom reinen Glauben abgefallen, Oberteufel geworden und endlich kräftiglich entsetzet ist [124]

Christliches Heldengedicht in vier Gesängen

Erster Gesang

Des Glaubens Gloria recht herrlich zu besingen,
Entfalt, o Seele mein, demütiglich die Schwingen;
Des Glaubens hohen Sieg – doch nein! ist eigne Kraft
Nicht gleich dem schwachen Rohr? Ein andrer gibt den Saft;
Ein anderer verleiht so Wollen wie Vermögen:
Ihr Gläub'gen fleht herab auf mich der Gnade Segen!
Ja, hebe dein Gebrüll, du *Leu*[1] am Saalestrand,
Und falte, *Hengstenberg*, die sieggewohnte Hand!
Du mit der Leier groß und groß auf dem Katheder,
O *Sack*, von deiner Kraft ergieß in meine Feder!
Krummacher, Gottesmann, des wahren Glaubens Hort,
O lehre mich, gleich dir, verkündigen das Wort!
Und du, mein holder *Knapp!* Ich trag', o fromme Seele,
Die Fackel deines Lieds kühn in die Lästerhöhle!
Und du, der dem Geschlecht der Spötter, kühn und frei,
Das Kreuz entgegenhielt, o *Klopstock*, steh mir bei!
Was wär' ich ohne dich, Theologus *Johannes!*
Wenn du mir treulich hilfst, ich unternehm's und kann es.
Vertilgen helfet mir, *David* und *Hesekiel*,

[1] Heinrich Leo

Den Greul der Lästerung mit Stumpf und auch mit Stiel!
Auf, scharet euch um mich, des Glaubens starke Säulen,
Beschützt mich gegen Spott und frecher Läst'rer Heulen;
Hebt eure Hände fromm zum Thron der Gnaden auf,
Daß ich zum Preis des Herrn vollende meinen Lauf! –
Was störet auf einmal der Sel'gen Hosianna?
Warum versieget denn des Engelliedes Manna?
Weh', ist des Teufels List zum Himmel eingekehrt
Und hat sein Pestgestank die Freud' in Leid verkehrt?
Wo Jubel nur und Preis und Loblied soll erklingen,
Was soll das Jammern dort, das Klageliedersingen?
Wer ist es, der da klagt? Wer schreit in Himmelshöh'n?
Der Frommen Seelen sind's, sie haben das Gestöhn:
„O Herr, erhöre Herr, Herr höre unser Schreien!
Wie lange duldest du die Plage deiner Treuen?
Wie lange wartest du und hast noch nicht gerächt,
O Herr, der Gläub'gen Blut am frevelnden Geschlecht?
Ach, soll der Weltlust Trotz, der frechen Läst'rer Prahlen
Im Glanz der Herrlichkeit stets auf der Erde strahlen?
Soll jeder Philosoph stets sagen: Ich bin Ich?
Soll der Freigeister Schar stets frecher lästern dich?
Ach, immer lauter schallt des Übermutes Höhnen,
O laß des Weltgerichts Posaune bald ertönen!"
Besänft'gend spricht der Herr: „Noch ist nicht voll das Maß,
Nicht arg genug der Stank, der ausgeht von dem Aas;
Und meine Streiter auch muß ich zum Mut erziehen,
Daß nicht im letzten Kampf sie vor dem Satan fliehen.
Dort unten in Berlin sind, die mich suchen, viel',
Doch viele fesselt noch des stolzen Denkens Pfühl;
Nicht glauben wollen sie, sie wollen mich begreifen,
Mich fesseln wollen sie mit des Gedankens Reifen.
Seht *Bruno Bauer* dort: er glaubt, doch er denkt nach,
Wohl willig ist sein Fleisch, doch ach, der Geist ist schwach.
Nun, wartet kurze Zeit; bald weichen diese Schlacken,
Dann wird nicht Satan mehr ihn bei dem Denken packen.
Er, der so treu mich sucht, er findet mich zuletzt,
Fromm wirft er von sich ab, was Eitles ihn ergötzt.
Des Denkens Narretei, die seinen Sinn zersplittert,
Erkennet er als Wind – und seine Seel' erzittert.

Ja, die Philosophie, sie wird ihm noch ein Spott,
Die Gnade bricht hindurch, er glaubet: Gott ist Gott."
Und über dieses Wort ward Seligkeit dort oben,
Zum Preis des starken Herrn ein Loblied ward erhoben:
„Wohl würdig bist du, Herr, zu nehmen Ehr' und Preis
Und Kraft, geschaffen ist durch dich der Welten Kreis:
Bald kommen wird dein Zorn, die Bösen zu vernichten,
Die Knechte zu erhöh'n, die deinen Dienst verrichten."
Und weiter sprach der Herr: „Ja, jener ist der Mann,
Der in dem letzten Kampf die Gläub'gen führen kann.
Wenn auf die sünd'ge Welt dann meines Zornes Schalen
Herniederstürzen, sich die Meere blutig malen,
Und wenn des Abgrunds Born sich finster tuet auf,
Wenn der Heuschreckenschwarm erscheint in hellem Hauf,
Wenn Feuerhagel dann zur Erde niederprasselt,
Der Boden rings erbebt, der Fels zusammenrasselt,
Schwingt *Bruno Bauer* hoch die Fahne meiner Schar,
Nicht wankend in dem Kampf für Thron und für Altar."
Und über dieses Wort ward Seligkeit dort oben,
Zum Preis des starken Herrn ein Loblied ward erhoben:
„Halleluja! Und der Rauch gehet auf ewiglich."
Und sieh! Als noch das Lied ertönte durch die Himmel,
Da kam der Teufel an mit Stank und mit Getümmel.
In seinen Augen glomm der Hölle schwarze Wut,
Die Zunge lechzte nach der Gotteskinder Blut.
So trat er frevelnd hin zum Stuhl des Allerhöchsten,
Zu jenen Engeln, die dem Throne stehn am nächsten,
Und schrie wie Donnergraus: „Wie lange zauderst du,
Und hältst in meinem Haus mich auf in feiger Ruh'?
Du hast wohl Furcht, daß ich am jüngsten Tage,
Wo um die Krone dieser Welt
Wir kämpfen, daß ich da dein Heer von Engeln schlage,
Erstürme mir dein Himmelszelt?
Und hast du Mut, wohlan, den Kampf beschleunige,
Laß die Posaunen blasen,
Daß ich mein wildes Heer alsbald vereinige;
Ich brenne schon vor Lust, zu stürzen auf das deinige,
Durch deine Sphären hinzurasen!"
Der Herr: „Geduld, Geduld, die Zeit ist nicht mehr fern,

Wo du erkennen sollst, daß ich der Herr der Herrn!
Sieh auf die Erd' herab, ob du sie merkst, die Zeichen,
Darob die Menschen all' erzittern und erbleichen?
Sieh Krieg und Pest und Brand und Revolution,
Sieh das Gesetz verhöhnt, geschmäht Religion.
Die Gotteslást'rer blühn, verlästert sind die Frommen,
Und warte nur, es wird noch zehnmal besser kommen!
Jetzt hab' ich auserwählt mir einen treuen Knecht,
Der predige das Reich dem gottlosen Geschlecht.
Sie werden ihn verschmähn, sie werden seiner lachen,
Das will ich just, so kann ich bald ein Ende machen.
Noch ist das Maß nicht voll, doch lange währt es nicht,
Wenn ferner sie verschmähn, wie jetzt, das Gnadenlicht."
Der Teufel: „Und wer ist ersehn zu diesen Taten?"
Der Herr: „Der *Bauer* ist's." –
„Meinst du den Lizentiaten?"
„Denselben."
„Nun, der dient dir auf besond're Weise.
Nicht Beten und Gesang ist seines Herzens Speise.
Nein, sieh, von dir verlangt er deine schönsten Sterne,
Und dann begreift er sie – das ist so seine Lust.
Und aller Dogmata spekulativste Kerne
Befried'gen nicht die tiefbewegte Brust."
Der Herr: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn gewiß bald in die Klarheit führen.
Und wenn er jetzt auch noch zu denken sich erkühnt,
Verlaß dich drauf, bald soll er die Vernunft verlieren."
Der Teufel: „Nun, was gilt's, den will ich dir verführen!
Er soll, ein Edelstein, bald *meine* Krone zieren.
Ihm steckt bei alledem der *Hegel* noch im Kopf,
Da fass' ich ihn, gib acht, da fass' ich ihn beim Schopf."
Der Herr: „Wohlan, er sei dir blindlings überlassen!
Zieh diesen Gläubigen von seinem Heiland ab
Und führ ihn, kannst du ihn mit deinem Trug erfassen,
Auf deinem Höllenweg hohnlachend mit hinab,
Und steh beschämt, wenn du zuletzt gestehen mußt,
Ein Gläubiger, selbst im spekulativen Drange,
Ist sich des schmalen Wegs im Herzen stets bewußt."
Da schrie der Teufel froh: „Wohlan, mir ist nicht bange,

Gib acht, den *Bauer* hast du nicht mehr allzulange!"
Und mit des Sturmes Kraft fuhr er alsbald hinaus,
Erfüllend noch mit Qualm des Himmels strahlend Haus.
Indes der Teufel dort mit Gott dem Herrn verkehret,
Hat der Verdammten Schar sich in der Höll' empöret.
Es tost der wilde Schwarm im Aufruhr fürchterlich,
Laut rufend mit Gebrüll: Wo bist du, Teufel, sprich?
An ihrer Spitze schwingt zwei Feuerbränder *Hegel*
und *Voltaire* hinterdrein mit feurigrotem Flegel,
Danton erhebt die Stimm', es brüllet *Edelmann*,
Es ruft *Napoleon*: „Auf, Höllenbrut, voran!"
So rasen durch die Glut des Abgrunds finst're Geister,
So schnauben sie voll Wut und rufen nach dem Meister.
Da von des Himmels Höh'n stürzt eilends er herab
In seine Feuerseen und in sein Flammengrab.
„Was ist, so ruft er laut, was wollt ihr, schnöde Rotten,
Wollt ihr des Teufels Zorn, des Teufels Macht verspotten?
Ist euch nicht heiß genug der Höllen Flammenglut,
Und tränk' ich euch nicht satt in der Gerechten Blut?"
„Nein, nein! schreit *Voltaire*, nein, du tatenloser Teufel!
Hab' ich darum gepflanzt, geheget stets den Zweifel,
Daß überall nun durch spekulative Nacht
Das Wort Philosophie wird in Verruf gebracht,
Daß mich Franzosen selbst, den Pfaffen glaubend, hassen –
Und das, du Teufel, das kannst du geschehen lassen?"
„Weshalb, spricht *Danton*, hab' ich denn guillotiniert,
Weshalb, statt Gottesdienst, Vernunftdienst eingeführt,
Wenn wieder Unsinn herrscht, aristokrat'sche Laffen
Ins Reich sich teilen mit den hirnverbrannten Pfaffen?"
Und *Hegel*, dem bisher der Grimm den Mund verschloß,
Urplötzlich fand das Wort und hob sich riesengroß:
„Mein ganzes Leben weiht' ich der Wissenschaft,
Den Atheismus lehrt' ich mit ganzer Kraft,
Das Selbstbewußtsein hob zum Throne ich,
Gott zu bewältigen, glaubte schon ich.
Doch mich gebraucht nur törichter Mißverstand,
Und feige Geister haben mich umgewandt,
Den Unsinn aufzukonstruieren,
Knechteten schnöde das Spekulieren.

Und jetzt, da endlich kühn sich erhob der Mann,
Der *Strauß*, der halb schon mich zu verstehn begann,
Als kaum nach Zürich er berufen,
Wies man ihn ab an der Aula Stufen.[96]
O Schmach, vom ganzen Kreise der Welt verbannt
Ist schon das Werkzeug, welches ich klug erfand,
Die Freiheitskämpferin, die kühne,
Wehe, verbannt ist die Guillotine!
Auf, sag, o Teufel, hab' ich umsonst gelebt?
Hab' ich vergebens philosophiert, gestrebt?
Wird bald der Mann, der rechte, kommen,
Welcher es köpft, das Geschlecht der Frommen?" –
Das hört der Teufel an mit hämisch-zartem Grinsen:
„Still, still, du treu'ster Knecht und laß das eitle Plinsen.
Wie? Kennt ihr mich nicht mehr, den Teufel? Hört mich an:
Gefunden ist schon längst, gefunden ist der Mann!"
„Wer ist's? Laß uns so lang nicht stehen auf der Lauer!"
So rufen all. Und er: „Er heißet – *Bruno Bauer!*"
Es lacht die schnöde Schar. Sie wenden das Gesicht;
Und *Hegel*, zornentflammt, der wilde *Hegel* spricht:
„Willst du spotten noch und höhnen, du verfluchtester der Wichte!
Kann der *Bauer* denn uns helfen, der Vernunft nur macht zunichte,
Der die Wissenschaft nur führet auf des Glaubens Hochgerichte?"
„O *Hegel*, bist du blind?" sprach drauf der Höllenfürste,
„Glaubst du, daß *Bauer* nur nach Glaubensäpfeln dürste?
Sein Durst ist viel zu groß, die machen ihn nicht satt,
Wer so gewaltig kämpft, der wird so leicht nicht matt.
Hüllt er sich jetzt noch in des Glaubens Bettlermantel,
Er wirft ihn ab: gib acht, ich schließ' mit ihm den Handel."
„Ich beuge mich vor dir", sprach *Hegel* wieder froh,
Und drauf die ganze Schar erhob ein wild' Hallo.
Mit Jubel führte sie den Herrscher an die Schwelle,
Und dieser, siegbewußt, entschwebete der Hölle. –
In frommer Leute Haus, in düsterem Gemach,
Von Büchern rings umstellt, denkt *Bruno Bauer* nach.
Vor sich den Pentateuch und hinter sich den Teufel,
Bannt ihn der Glaube vorn und hinten rupft der Zweifel:
„Schrieb Moses dieses Buch, ist echt es oder nicht?
O daß Philosophie so selten deutlich spricht!

Da hab' ich nun, weh' mir, Phänomenologie,
Ästhetik, Logik und Metaphysik
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert, nicht ohne Glück,
Heiße Doktor und Lizentiat,
Lese Collegia früh und spat,
Ich habe den Glauben spekulativ
Versöhnt mit dem absoluten Begriff,
Mir ist nichts dunkel, da ist kein Geheimnis,
Das ich nicht ergründet hätt' ohne Säumnis,
Ich habe begriffen die Dogmen alle
Von Schöpfung, Erlösung und Sündenfalle,
Der Jungfrau wunderbare Empfängnis
Hab' ich begriffen sonder Bängnis,
Den ganzen Kram – und mit all' dem Zeugs
Läßt sich nicht beweisen die Echtheit des Pentateuchs.
Wer hilft in dieser Not, wer deutet, was mich quälet?
Wer reicht des Wissens Brot, ergänzet, was mir fehlet? –
Dort dies geheimnisvolle Buch,
Von des Philippus eigner Hand,
Ist mir es nicht Geleit genug
Durch dieser Zweifel labyrinth'sches Land?
Ich schlag' es auf. Schon wird der Sinn mir hell,
Entgegenrauscht mir ein Kategorienquell.
Sieh, wie sie auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Ha, welch' eine Höhe!
Vermittelt schon sehe
Ich Glauben und Wissen
In heiligen Küssen!
Tief unter mir die Mächte der Natur!
Welch Schauspiel! aber ach, ein Schauspiel nur!
Denn wird der Schleier mir gehoben,
Der um den Ursprung ist des Pentateuchs gewoben?
Philippe erscheine!"
Ein Schatten, dreigekrönt, tritt aus gespaltner Wand,
Und warnend hob er hoch empor die dürre Hand:
„O *Bauer, Bauer*, falle nicht vom Pfad hinab,
Der dir in *Hegels* Logik vorgezeichnet ist!

Und wo in absoluter Klarheit der Begriff
Erstrahlt, da laß vorstellungsmäßig Denken nicht
Dem Geiste trotzen, welcher da die Freiheit ist.“ –
„Doch ist dies Buch denn echt, wie lösest du die Frage?
O weiche mir nicht aus, o sprich, antworte, sage!“
„Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ [125]
„Nicht dir? Verschwinde nicht, o laß dich halten, Freund!“
Er ruft's, springt auf, und sieh, da steht vor ihm der Feind.
„Ha haha haha haha haha haha!
Da steht der Theolog, da stehet er nun da!
Du bist doch sonst so klug und hast noch nie gesehn,
Daß man dich immer läßt ringsum im Kreise gehn?“
In wirrem Schrecken greift jetzt *Bruno* nach der Bibel.
„Pah“, lacht der Teufel auf, „was soll die alte Fibel?
Pah, über solches Zeug sind wir schon längst hinaus,
Und dich, ich glaub' es nicht, dich letzet solch ein Schmaus?
Wie? Glaubst du, wenn du hier in dumpfen Mauern steckest,
Wenn du aus krankem Hirn Kategorien heckest,
Wenn du das Wasser und das Feuer mischen willst,
Mit ekelem Gebräu den Geist, den durst'gen, stillst,
Den Geist, der frei sich sehnt, die Fesseln zu zersprengen,
Die ihn in schalen Dunst, in dumpfen Kerker zwängen, –
Dann glaubst dein Sehnen du gestillt mit solcher Qual?
Hat *Hegel* dich gelehrt, zusammen Berg und Tal
Zu bringen, schwarz mit weiß, und Feuersglut und Wasser?
An *Hegel* denke jetzt, den kühnen Gotteshasser,
Der ohne Grübeln warf das Faktum über Bord,
Vor der Vernunft verwarf der Überliefrung Wort!“
„Was du, o Teufel, sagst, schön klingt es, eine Quelle
des reinsten Himmelslichts, so scheint der Qualm der Hölle;
Doch mich verführst du nicht; die Spekulation,
Sie hat, o Teufel, längst auch dich begriffen schon.
Glaubst du, wo meinem Geist sich auftut jedes Wesen,
Du seist allein verschont von dem Begriff gewesen?
Ich weiß, mit schönem Schein, mit gleisnerischem Wort
Betörst du uns zuerst und reißest uns dann fort,
Versprichst uns freien Geist für unsre schönen Fakta,
Und führst uns dann ins Reich einseitiger Abstrakta.
Zu dem Extreme führt dein freier Geist mich hin,

Da ich nichts andres weiß und denk', als daß ich bin.
Nicht jene kalte Höh' kann mich, o Freund, betören,
Wo, was der Geist begreift, er einzig will zerstören.
Ein beutegier'ger Schlund, ein Moloch ist dein Geist,
Der seine Zähne stets dem Positiven weist.
Du siehst, ich kenne dich, ich kenne deine Fahrten,
Und was du mir gesagt, sind lauter Redensarten.
Schau hier den Pentateuch; fass' ich ihn positiv,
Hab' ich mit ihm zugleich des Judentums Begriff."
Der Böse grinst und höhnt: „Ha, ist es nicht zum Lachen?
Was alt und rostig ist, das willst du glänzend machen?
Wo man in Läusen nur des Herren Finger sieht*,
Und wo des Hauses Bau den Herrn im Himmel müht**,
Wo Gottes Rufen man in allem will verspüren,
In Maß, Gewicht und Pfand***, da willst du spekulieren?
Da mattest du dich ab, freudlos und ohne Ruh'?
Versuch's, wer stärker ist, der Glauben oder du!
Hinauf, wo sich der Geist in seiner Herrschaft fühlet,
Wo nicht er, gleich dem Wurm, in altem Moder wühlet!
Dort thront er siegbewußt; vor seinem höchsten Recht
Beugt sich der Glaube tief, des Vorurteiles Knecht!"
„O Teufel, was ich sonst in unbewachten Stunden
Zu denken kaum gewagt, du sprichst es ungebunden.
Ach! daß es mich ergreift, mich fesselt mit Gewalt,
Daß quälend jetzt der Ruf in meinem Innern schallt:
‚Du hast umsonst gelebt!'"
„Nur keine Zeit verloren,
Du brauchst zu wollen nur, und du bist neugeboren!"
„Doch was beginn ich nun?"
„Wie, glaubst du, daß du hier,
Im gläubigen *Berlin*, in diesem Sandrevier,
Zu jener Höhe kannst, zu jenem Frohsinn dringen,
Dem Glauben frank und frei ein Pereat zu bringen?
Ich führe dich nach *Bonn* zum stolzen grünen Rhein[126],
Da wasche dich vom Schlamm des Aberglaubens rein,
Da führ in Heiterkeit ein neues, schönes Leben
Im frischen Bunde mit dem treuen Saft der Reben;

* 2. Mose 8,19 – ** 5. Mose 22,8 – *** 5. Mose 25

Wo alles Atmen Sieg, wo frisch die Brust sich hebt,
Und wo der Freiheit Glut in allen Adern bebt!" –
„Wohlan, ich folge dir!" –
„Und wo in voller Klarheit
Aus stolzem Geisterkampf ersteht die reine Wahrheit;
Hoch auf den Trümmern dort von kühn zerstörten Schranken
Bau siegreich den Altar der freiesten Gedanken!"

Zweiter Gesang

O weh' dir, *Bonn!* weh' dir, frommste der Fakultäten!
Tu Buß' in Asch' und Sack, laß nimmer ab vom Beten!
Auf dem Katheder, wo nur Fromme sich gesetzt,
Lehrt durch des Teufels List der tolle *Bauer* jetzt.
Da steht er, schäumt vor Wut, ein Teufelchen im Nacken,
Ihn lehrend, wie er soll die Theologen packen.
Da heult er auf voll Grimm, ein wasserscheuer Hund,
Und also spricht der Feind durch Bauers Lästermund:
„O laßt euch nimmer durch der Theologen Tücken,
Durch ihre Gleisnerei und Hinterlist berücken!
O seht, wie sie den Sinn von jedem Wort verdrehn,
Wie sie auf bösem Pfad im Dunkeln schleichend gehn!
O seht die schmutz'ge Angst dieser Buchstabenknechte,
Seht, wie sie selber stets sich schlagen im Gefechte!
Gesalbte Quälerei und Jesuitenlug,
Sophistik all ihr Tun und gleißend frommer Trug!
Dem Dorfschulmeister gleich, dem aus der Schul' entlaufen
Die Kinder, draußen sich nach Lust und Kräften raufen,
Wie der mit seinem Stock jagt wütend hinterdrein,
Und jene vor ihm fliehn mit Lärmen, Spott und Schrein –
So auch der Theolog. Stets kommt er in die Brüche,
Gerät er zwischen des Grundtextes Widersprüche.
Seht, wie er zirkelt, dreht, drückt, dehnt, preßt, quetscht und mißt,
Was eben er gesagt, im Augenblick vergißt;
Seht, wie er kocht und braut in seiner dunst'gen Küche,
Bis endlich mit Geschrei entfliehn die Widersprüche.
Wie jagt er ihnen nach! Wie schreit er hinterdrein:
Wollt ihr wohl wieder her? Wollt ihr wohl artig sein?

Wie schwingt er zornentbrannt des Glaubens heil'gen Bakel,
Wie haut er mitten in den gottlosen Spektakel!
Wie er sie fängt und in den Hexenkessel drückt,
Bis vor dem argen Qualm die Armen sind erstickt!
So sind sie all, so sind auch die Evangelisten,
So werden stets sie sein, so lang es gibt noch Christen!
Wie ein Evangelist den andern mißversteht,
Wie er sich windet, quält, den Sinn noch mehr verdreht,
Wie in des Widerspruchs unrettbarer Verwirrung
Er sich nicht helfen kann und stets vermehrt die Irrung,
Wie er des andern Schrift zerstört, zerreißt, zerfetzt,
Und alle dem die Kron' *Johannes* aufgesetzt;
O seht!" – Da hielten sich die Gläubigen nicht länger:
„Hinaus das Lästermaul, hinaus, am Galgen häng' er!
Hinaus mit ihm, dafür ist nicht der Lehrstuhl da,
Hinaus mit ihm, hinaus, hinaus, Halleluja!"
Doch andre schrie'n: „Hurra, hoch lebe *Bruno Bauer!*
Der freien Wissenschaft, des freien Denkens Mauer!
Schweigt, fromme Heuchler, schweigt, sonst zeige Keilerei,
Ob wirklich euer Gott ein starker Helfer sei!"
„Hinaus den Lügner!" schallt es von der rechten Seite,
„Hinaus die Gläubigen!" schreit links die Frevlermeute.
„Schweigt, Atheisten, still!" – „Ihr frommen Schafe schweigt,
Eh' euch der Böcke Schar die harten Hörner zeigt!"
„Hier Christus!" – *„Bauer hier!"*
Und mit gewalt'gem Rasseln
Hört man der Stöcke Wucht alsbald herniederprasseln.
Die wilde Schlacht entbrennt, es hallt das Kampfgeschrei,
Man wirft die Pulte um, schlägt jede Bank entzwei;
Aus Pulten bauen auf, zum Schutze vor den Christen,
Sich eine feste Burg die frechen Atheisten.
Als Bomben werfen sie, in dichter Schar vereint,
Die Dintenstecher all, die Bibeln auf den Feind.
Vergebens stürmen an auf diese Burg die Frommen,
Der dritte Anlauf selbst hat sie nicht eingenommen.
Schon blutet manches Haupt, und mancher Fromme sank,
Durch Atheistenhand getroffen, auf die Bank;
Da wirft der Frevler Hand die Mauer selbst zur Erde,
Daß rein des Kampfes Feld endlich gefeget werde.

Sie stürzen schnaubend auf die Gottesstreiter los,
Die Frommen fliehn erschreckt vor diesem wilden Troß.
Das Feld ist rein. –
Es wogt die Flucht im Korridore,
Doch endlich steht die Schar der Frommen vor dem Tore.
Zur Hilfe schickt der Herr Pedelle jetzt herbei,
Es kommt der Rektor an, Senat und Klerisei.
Erst schlichten wollen sie, des Kampfes Ursach wissen;
Doch sind sie in den Strom alsbald hineingerissen.
Von neuem fürchterlich erbraust die wilde Schlacht;
Wie manch hohweises Haupt wird windelweich gemacht!
Wie mancher krumme Rücken wird hier gerad geschlagen!
Wie senkt sich manche Nase, die sonst so hoch getragen!
Die Luft verdunkelt sich vom ausgeklopften Staub,
Perücken fliegen rings, dem frechen Wind zum Raub,
Die Philosophen auch, die Herren Positiven,
Hei, wie sie vor dem Stoß der Atheisten liefen!
Wie greifst du, kleiner Sohn des großen *Fichte*, aus!
Zu mager bist du doch zum Atheistenschmaus.
Wie wird Herrn *Brandis*, seht, trotz seinem schnellen Jagen,
Aus seinem Rocke der Systemstaub ausgeschlagen!
Was hilft es ihnen, daß sie *Hegel* widerlegt,
Wenn *Hegels* wilde Brut so wütend auf sie schlägt?
Denn immer toller drängt der Atheisten Rotte,
Vor ihren Stöcken wird das Gottvertraun zum Spotte.
Doch nein, sein Auge wacht; denn in der höchsten Not,
Die seine Gläubigen mit ärgstem Schimpf bedroht,
Da sendet er, den Sieg der Bösen zu vereiteln,
Den stets getreuen *Sack* mit glattgekämmten Scheiteln.
Soeben kommt er her vom Weinberge des Herrn:
Am Kirchenhimmel glänzt sein graues Aug', ein Stern.
Es ist die Nase sein des Glaubens starke Säule,
Es triefet stets sein Mund von Gottes Wort und Heile.
Ihn trägt die Eselsmaid, gar wunderbar beschweift;
Ihn kümmert nimmer, daß sein Fuß am Boden schleift.
Er hat mit Gottes Kraft den Bibeltext erfunden
Und ihn der Eselsmaid dicht an den Schwanz gebunden.
Gesenkten Hauptes sitzt er auf der Eselin,
Unmerkbar führt der Geist das Tier zum Kampfplatz hin.

Als er das Tosen hört, der Frechen Jubilieren,
Will er sein frommes Tier auf andre Wege führen.
Doch, die so folgsam sonst, die treue Eselsmaid,
Sieh', wie sie bäumt und stockt und springt und setzt und scheut.
„Was hast du, Tierchen, denn? Was kommt dir in die Quere?
Gehorche meinem Zaum, sei folgsam doch und höre!"
Doch sie gehorchet nicht und klemmt ihn an die Wand;
Da faßt zum erstenmal ergrimmt den Stock die Hand.
Er schlägt und schlägt und schlägt, er schlägt und schlägt sie wieder,
Doch nimmer weicht das Tier, er fällt zur Erde nieder.
Da öffnete der Herr der Eselin den Mund,
Und seine Absicht tat sie dem Erstaunten kund:
„Was schlägst du? Sieh den Geist, der mir den Weg versperret,
Der an dem Zaume mich zu jenem Kampfplatz zerret!
Wo ist dein alter Mut? Auf, stürz in jenen Streit,
Wo Atheistenwut der Gläub'gen Heer bedräut!
Tu auf dein Ohr, o *Sack!* und hör die sel'ge Kunde,
Die Gott dir offenbart aus deines Viehes Munde:
Sack hießest du bisher und *Beutel* heiß hinfort,
So send' ich, *Beutel*, dich, den Streit zu schlichten dort."
Gen Himmel schauend sprach der fromme *Bruder Beutel:*
„O Herr, wie ist vor dir des Menschen Wissen eitel!
Die Tiere wählest du zu deinem Sprachrohr aus;
Gehorsam deinem Ruf stürz' ich in Kampfesgraus."
Er sprach's und schnellgewandt eilt er zum Ort der Schrecken,
Den Matte, Blutende, Ohnmächtige bedecken.
Mit lautem Rufe sprengt der Kühne zwischen sie
Und singt den Friedenspsalm nach Himmelsmelodie.
Vor seinem Anblick stehn die Kämpfenden betroffen,
Doch *Bruder Beutel* steht und sieht den Himmel offen. –
„Wie", ruft er, „an dem Ort, wo sonst nur Lobgesang
Und Glaubenswort ertönt, herrscht Haß, Neid, Mord, Sturm, Drang?
Ihr wollet, wo ich seh' den Himmel sich zerteilen,
Im Angesicht des Herrn die Rücken euch zerkeilen?"
Der Frommen Herde lauscht, zieht schüchtern sich zurück,
Der Atheisten Schar lacht drein mit frechem Blick.
Und *Bruder Beutel* sprach: „Hier unten Mord, Getümmel,
Doch oben ew'ge Ruh' und Seligkeit im Himmel.
Ich seh' die Cherubim um des Allmächt'gen Thron,

Ich seh' das Gotteslamm, den eingebornen Sohn.
Ich seh' die Herrlichkeit des Herren niederscheinen,
Ich seh' die Engelein zum Loblied sich vereinen.
Ich seh' – o Seligkeit! das Lamm tut auf den Mund,
Und tut den Willen sein mir, seinem Knechte, kund:
‚Auf den ich sonst gehofft, *Bruno*, den Theologen,
Um den hat uns der Feind durch seine List betrogen.
Er, welcher betend sonst in seiner Klause saß,
Gibt jetzt mein heilig Wort den Gottlosen zum Fraß.
Ein wütend Mordgeschlecht hetzt er auf meine Frommen.
Sein Wille soll geschehn, der Fluch soll auf ihn kommen!
So sei denn du erwählt; zieh hin durch Berg und Tal,
Und sammle du zum Kampf die Gläubigen zumal!
Laß dich dein frommes Tier durch alle Lande tragen,
Und predige das Wort vom Kreuze sonder Zagen!
So zieh' den Harnisch an, den Harnisch deines Herrn,
Denn sieh' des Kampfes Tag, der Tag ist nicht mehr fern.
Umgürte mit dem Gurt der Wahrheit deine Lenden,
Der Krebs der Rechtlichkeit soll dir Bewährung spenden.
Gestiefelt beide Bein', marschfertig, zieh hinaus,
Lösch auf des Glaubens Schild die Höllenpfeile aus.
Setz auf den Helm des Heils, ihn trifft kein Schlag des Spottes,
Vor allem schwinge kühn das Schwert des Wortes Gottes!'
Ja, Herr, ich folge dir, es zieht hinaus dein Knecht,
Zu predigen das Wort dem sündigen Geschlecht!"
  Zur Kirche war indes gewallt der Frommen Haufen,
Doch jene gingen hin, wie immer, um zu saufen.
  Der *Bruder Beutel* läßt sein Tier nun fürbaß gehn,
Und singt: „Ehre sei Gott, dem Herrn in Himmelshöhn,
Den Menschen auf der Erd' ein süßes Wohlgefallen!"
Und weithin höret man das fromme Liedlein schallen.
So zieht er selig fort und überläßt dem Tier,
Wohin es ihn des Wegs in Gottes Namen führ'.
  Indessen sitzen drei in *Leipzig* still zusammen,
Drei Männer, längst schon reif für Satans Höllenflammen.
Der wilde *Ruge* ist's, der dort am Tische sitzt,
Das sorgenschwere Haupt auf breite Fäuste stützt.
Ein Recke, wohlbeleibt, friedfertig anzuschauen,
Doch sind wie Schwerter scharf die kampfgewohnten Klauen.

Behaglich glaubst du ihn, dem Bierphilister gleich,
Doch trägt er in der Brust ein ganzes Höllenreich.
O *Ruge*, lache nur, bald kommet das Gerichte,
Da wird auch dir man ziehn die Maske vom Gesichte!
Der andre, welcher schaut ins Glas mit schnödem Trutz
Und Höllengreuel sinnt, das ist der grimme *Prutz*.
Kein menschliches Gefühl drang je in seinen Busen,
Sein Denken und sein Tun, sein Fühlen sind Medusen.
Den Unbefangnen sä't sein gleißend glatter Reim
Ins unschuldvolle Herz des Atheismus Keim.
O *Prutz*, o lache nur, bald kommet das Gerichte,
Da wird auch dir man ziehn die Maske vom Gesichte!
Der Dritte endlich dort, der sich den Schnurrbart streicht,
Der *Blücher-Wigand* ist's, an Kniffen unerreicht,
Der Gotteslästrer nie ermüdender Verleger
Und durch sein Kapital der ganzen Rotte Träger.
Ha! lache, *Wigand*, nur, mit deinem Bart von *Blücher*,
Bald kommet das Gericht, du bist dem Teufel sicher!
Sie sitzen um den Tisch und sehn sich grollend an,
Und *Wigand* spricht: „Hab' ich darum mein Geld vertan,
Und mußt' ich darum bloß bis jetzt soviel bezahlen,
Daß man verbietet nun die ‚*Hallischen Annalen*'?"
„O welche schlechte Zeit!" spricht *Arnold Ruge* wild,
„Mit Mühe nur mein Blatt des Zensors Blutdurst stillt;
Zwei Drittel Manuskript, die muß er mind'stens haben,
Und dennoch wollen sie mein armes Blatt begraben!"
Und *Prutz:* „O wehe mir, seit einem halben Jahr
Ließ mir der Zensor durch auch nicht ein einzig Haar!
Aushungern will man mich! Wird's besser nicht, ihr Brüder,
So dicht' ich, wie zuvor, beim Teufel! Liebeslieder."
„Was soll man anders tun?" spricht *Ruge* wild danach,
„Ich bin beschränkt schon auf den ‚Musenalmanach'.
Zum Teufel Hegelei! Den Busen mir zu schwellen,
Zieht süße Lieder ein, langweilige Novellen!"
„Und ich", fährt *Wigand* fort, „ich kriege *Müggen* ran,
Nehm' seinen neuesten vierbändigen Roman.[127]
Komm an mein Herz, o komm, sanftmüt'ge Belletristik,
Dich streicht der Zensor nicht, wie Hegelsche Sophistik.
Für deutsche Dichter jetzt breit' ich den Fittich aus,

Kommt, Minnesänger, kommt, Bierfiedler, in mein Haus!
Gebt Brüder mir die Hand, wir ändern unsre Führung,
Wir werden jetzt loyal, es lebe die Regierung!"
  Da tritt der Teufel ein: „Ihr jämmerlicher Schund!"
Fährt er die Freien an mit flammensprühndem Mund;
„Ist das der Heldenmut, das euer kühnes Wagen,
Vor eines Zensors Spruch, vor dem Verbot zu zagen?
O schämen muß ich mich, daß ich auf euch vertraut,
Den Esel nicht erkannt in seiner Löwenhaut!
Ha, wartet! Kann ich euch erst in der Hölle packen,
Wie will ich da mit Lust euch peinigen und placken!
Nein! das, du feiger Troß, das wäre mir zu klein:
Zum Himmel jag' ich euch, zu Gott dem Herrn hinein!"
„So sei vernünftig doch!" sagt Wigand ihm dagegen,
„Was fangen wir denn an? Führ uns auf bessern Wegen!"
„Ihr seid wie Ochsen dumm", der Teufel zornig spricht,
„Ihr sehet ja den Wald vor lauter Bäumen nicht!
Bindet den ‚*Hallischen* Annalen' man die Hände,
So nennt ihr ‚*Deutsche*' sie, und alles ist zu Ende.
Und mir nur überlaßt die Sorge der Zensur,
Das findet alles sich, es gilt Courage nur!
Wer mit dem Teufel steht auf du und du im Bunde,
Der darf nicht feig entfliehn vor jedem Lumpenhunde!
Jetzt also fasset Mut! Ich muß noch weiter heut',
Ihr wütet vor wie nach für die Gottlosigkeit!"
  Er sprach es und verschwand. Da, wider alles Hoffen,
Tritt *Bruder Beutel* ein und sieht den Himmel offen.
Ihn trägt die Eselin, die Gottes Sprachrohr ward,
Sie wird ihn tragen auch bei seiner Himmelfahrt.
Zum Himmel schaut er auf mit gottverzückten Blicken,
Und spricht: „O Lästerschar, ich kenne deine Tücken!
So spricht der Herr dein Gott: Ihr seid des Teufels Brut,
Ihr dürstet immerdar nach der Gerechten Blut;
Noch einmal will ich euch durch meinen Knecht berufen,
Daß ihr euch demütigt vor meines Thrones Stufen.
Tut Buße, spricht der Herr, und kriecht vor mir im Staub,
Eh' ihr hinfallt zuletzt, dem Höllenfeu'r ein Raub.
So spricht der Herr dein Gott: Wollt ihr euch nicht bekehren,
So will ich euch im Bauch das Eingeweid zerstören!

Zur süßen Speise geb' ich dieses Schandgeschlecht,
Euch meinem *Hengstenberg* und *Beuteln*, meinem Knecht;
Es sei der Frommen Leib euch ein lebendig Grab!
So spricht der Herr dein Gott!" – Und damit zog er ab.

Dritter Gesang

Was seh' ich! Wüst ein Heer, das ganz von Lästrung funkelt,
Ob sich bei seiner Schau die Sonne nicht verdunkelt?
Wer sind sie? Wie mit Hast sie kommen Mann für Mann!
Von Süden, Norden, Ost und Westen ziehn sie an.
Germaniens Auswurf ist's; sie kommen, zu beraten
Und zu berauschen sich in neuen Freveltaten.
Schon fühlten sie die Hand des Herren über sich,
Schon maßen sie den Sturz, in den sie fürchterlich
Des Satans Kralle riß – schon wollten sie verzagen,
Den Atheismus schon zu allen Teufeln jagen –
Da scholl des *Arnolds* Ruf, er fordert alle Frei'n
Nach *Bockenheim* zusamt zu höllischem Verein:
„Auf, auf, ihr Freien all! Was sitzt ihr an den Kunkeln,
Wenn die Romantiker die Welt ringsum verdunkeln?
Wenn die Reaktion sich reget, wenn verschmitzt
Der Wissenschaft schon halb sie in dem Nacken sitzt?
Der *Bauer* ist bedroht; an wütige Zensoren
Geht, was ihr denkt und schreibt, zum größten Teil verloren;
Drum, Freie allesamt, horcht meinem Manifest,
Vorausgesetzt, daß es der Zensor drucken läßt:
Es ist jetzt hohe Zeit, daß wir als Diplomaten
Die heil'ge Allianz ernst im Kongreß beraten.
Seht ihr, wie sie sich müht, die hohe Polizei,
Zu tilgen überall das kleine Wörtchen *frei*?
Wie der Gensdarmerie das Gotteslamm sich eint,
Und gleichfalls nur zum Vieh herabzuwürd'gen meint?
Wohlauf, ihr Freien, denn zum schönen *Bockenheim*,
Dort pflanzen wir vereint der neuen Taten Keim!"
Kaum war das Manifest in alle Welt ergangen,
Welch fürchterlicher Drang, welch freventlich Verlangen
Erstand in frecher Brust, nach *Bockenheim* zu ziehn;

Die Frechsten sendete vor allen doch *Berlin.*
Schamlos ziehn sie daher, voran der breite *Arnold,*
Ihm nach in wilder Jagd ein wüster Zug von Narr'n tollt;
Weit übertraf er noch den Jakobinerklub,
Der hinter *Arnold* tost, der Atheistentrupp.
Siehst du den *Köppen* dort mit dem bebrillten Haupte,
Den gänzlich guten Mann – wenn's *Ruge* nur erlaubte.
Doch *Arnolds* blinde Wut hat ganz ihn angesteckt:
An seine Seite hat den Degen er gesteckt,
Ein langes, rost'ges Ding, gleich einem Teufelsschwanze,
Umwedelt's wunderbar die Waden ihm im Tanze.
Ihn zieren Epauletts, ein Rohr trägt seine Hand,
Er braucht's, den Wissensdrang der Jugend zornentbrannt
Herauszupauken. – Seht, ihm folgt der freie *Maien*[1] –
Europa kennet ihn – er ist's, an dem sich freuen
Der Bösen Böseste; geborner Atheist,
Der schon seit Mutterleib täglich im Voltaire liest,
So hold, so zart, so klein – o arger Teufel *Maien!*
Wer sind die Rangen, die an deiner Seite schreien?
Weh', deine Neffen sind's! Auch sie verführest du?
Gleich mit Familie fährst du dem Teufel zu?
Doch der am weitsten links mit langen Beinen toset,
Ist *Oswald,* grau berockt und pfefferfarb behoset,
Auch innen pfefferhaft, *Oswald* der Montagnard,
Der wurzelhafteste mit Haut und auch mit Haar.
Er spielt *ein* Instrument: das ist die Guillotine,
Auf ihr begleitet er stets *eine* Kavatine;
Stets tönt das Höllenlied, laut brüllt er den Refrain:
Formez vos bataillons! aux armes, citoyens![2]
Wer raset neben ihm, bemuskelt wie ein Brauer?
Das ist der Blutdurst selbst, es ist der *Edgar Bauer.*
Sein braunes Antlitz ist von Bartgesproß umwallt,
An Jahren ist er jung, an Listen ist er alt.
Von außen blaubefrackt, von innen schwarz und zottig,
Von außen Modemann, von innen sanscüllotig.
O seht das Wunder, seht, sein Schatten selber trampst,
Sein arger Schatten, den er *Radge* zubenambst.

[1] Eduard Meyen – [2] Formiert eure Bataillone! zu den Waffen, Bürger!

Seht *Stirner*, seht ihn, den bedächt'gen Schrankenhasser,
Für jetzt noch trinkt er Bier, bald trinkt er Blut wie Wasser.
So wie die andern schrein ihr wild: à bas les rois![1]
Ergänzet *Stirner* gleich: à bas aussi les lois![2]
Es trippelt hinterher, die grünen Zähne weisend,
Mit ungekämmtem Haupt und vor der Zeit ergreisend,
Ein seifenscheuer und blutscheuer *Patriot*[3],
Von innen schmeidig-zart, von außen Sanscülot.
Arnold der Wilde vorn, der Atheisten-Czare,
Er schwingt an seinem Stock diverse Exemplare
Der „Hallischen Annalen"; ihm folget ungezählt
Der Schwarm, den Satan sich zum Fraß hat auserwählt.
  Kaum sind zur Stelle sie, da tost heran der *Bauer*,
Gehüllt in Qualm und Dampf und Höllenregenschauer.
Er rast im grünen Rock, ein schmaler Bösewicht,
Den Höllensohn verrät das lauernde Gesicht.
Er schwingt die Fahne hoch, daß rings die Funken flogen
Von seiner Schmachkritik der Bibel einen Bogen.
Wer jaget hinterdrein mit wildem Ungestüm?
Ein schwarzer Kerl aus *Trier*, ein markhaft Ungetüm[4].
Er gehet, hüpfet nicht, er springet auf den Hacken
Und raset voller Wut, und gleich, als wollt' er packen
Das weite Himmelszelt und zu der Erde ziehn,
Streckt er die Arme sein weit in die Lüfte hin.
Geballt die böse Faust, so tobt er sonder Rasten,
Als wenn ihn bei dem Schopf zehntausend Teufel faßten.
Patriziermäß'gen Gangs ein *Jüngling* folgt aus *Köln*[5],
Zum Himmelreich zu arg, zu fein dem Schlund der Höll'n.
Aristokrate halb und halb ein Sanscüllote,
Ein feiner reicher Herr mit faltigem Jabote,
Doch seine Seele zählt der argen Falten mehr,
In seiner Tasche sitzt ein ganzes Teufelsheer
Mit goldigem Gesicht. Und *Rtg.*[6], der schnöde,
Er baumelt hinterher, mit seiner Faust nicht blöde.
Aus seinem Munde steigt ein ewig gleicher Rauch,
Ein Höllentabaksqualm – das ist sein schnöder Brauch.
Wenn in dem Munde hängt die ellenlange Pfeife,

[1] nieder mit den Königen! – [2] nieder auch mit den Gesetzen! – [3] Ludwig Buhl – [4] Karl Marx – [5] Georg Jung – [6] Adolf Rutenberg

Er nimmt sie nur heraus, zu keifen sein Gekeife.
Doch wer von Süden dort kommt mutterseelallein,
Verschmähend jeden Trost, er selber ein Verein,
Er selbst ein ganzes Heer von frechen Atheisten,
Er selbst ein ganzer Schatz von argen Teufelslisten,
Er selbst ein ganzer Strom von Lästerung und Schmach,
Es ist, hilf Sankt Johann! – der grause *Feuerbach.*
Er rast und springet nicht, er schwebet in den Lüften,
Ein grauses Meteor, umwallt von Höllendüften.
In seiner einen Hand den blinkenden Pokal,
Und in der anderen des Brotes labend Mahl,
Sitzt bis zum Nabel er in einem Muschelbecken,
Den neuen Gottesdienst der Frechen zu entdecken.
Das Fressen, Saufen und das Baden, sagt er frei,
Daß dies die Wahrheit nur der Sakramente sei.
Ein Hoch empfänget ihn, ein Brüllen, Jubilieren;
Man muß ihn auch sogleich in eine Kneipe führen.
Ein Durcheinanderschrein, ein Toben fängt hier an,
Daß keiner in dem Saus zu Worte kommen kann.
Sie sitzen nimmer still, sie schwirren, drängen, schieben,
Vom bösen Geiste stets im Kreis herumgetrieben.
Es läßt sie nimmer ruhn des Stillstands toller Haß,
Zur Ordnung schreiet man umsonst ohn' Unterlaß.
Da faßte wilder Grimm den gänzlich guten *Köppen,*
Den ordnungsfrohen Mann: „Bin ich in wilden Steppen?
Ihr roher Hordenschwarm, vergeßt ihr immerdar,
Was von der Reis' hieher der erste Anlaß war?
O *Arnold,* treuer Hort, heb an das Disputieren,
O sage, willst du uns zu gutem Ausweg führen?"
Oswald und *Edgar* schrein in brüllendem Verein:
„Hört, hört! Genug, genug das ordnungslose Schrein!"
Still ward es alsobald, und *Arnold,* der indessen
Ganz in Harmlosigkeit drei Beefsteaks aufgegessen,
Den letzten Bissen noch würgt' er in seinen Schlund,
Da öffnet' er alsbald zum Reden seinen Mund:
„Ha, welch treffliche Schau rings im Verein! Freie, zum Kampf bereit
Und zu gehn in den Tod, immer am Platz, wenn's die Idee gebeut.
Seht, die Reaktion hält uns am Schopf, wie mit dem Stock sie dräut;

Doch sie bändigt uns nicht, wenn ihr, o Freund', einig und tapfer seid."

Nicht länger lassen ihn *Oswald* und *Edgar* reden,
Sie springen auf den Tisch und brüllen laut, die Beeden:
„Der Worte haben wir genug vor dir, *Ruge*,
Gehört; wir wollen heut' mit Kraft und Mark: Taten!"
Ein wildes Bravo schallt, ein Echo, schlechtberaten,
Es brüllte stets und stets: „Ha, Taten, Taten, Taten!"
Und spöttisch lächelnd rief der *Arnold* nun darein:
„Unsere Taten sind nur Worte bis jetzt und noch lange,
Hinter die Abstraktion stellt sich die Praxis von selbst."
Indessen hatten schon die beiden wilden Schreier
Gehoben auf den Stuhl in ihrem Tatenfeuer
Den tollen *Bruno;* seht, es reiht sich eine Schar
Um sie, man hebt ihn hoch, da schwebt er gleich dem Aar.
Seht, wie die wilde Brunst in seinen Augen funkelt,
Wie Zornesfaltenwurf die ganze Stirn verdunkelt.
Hört, wie es brüllend rast. – Doch gegenüber, weh'!
Das schwarze *Ungetüm* erklettert *Rtg.*
Hört, wie er brüllt und tost! Hört, wie sie beide brüllen:
„Wie lange willst du uns den Durst mit Worten stillen?"

Bauer: „Siehst du, Verblendeter,
Siehst du die Frommen,
Ha, wie sie kommen!"

Ungetüm: „Ihr frommes Heer
Wächst mehr und mehr."

Bauer: „*Beutel* zieht um,
Verwirrt das Publikum."

Ungetüm: „Gott Vater soll schon längst daran denken,
Der Erd' einen neuen Messias zu schenken."

Bauer: „Nicht ein Lamm macht uns jetzt Beschwerde,
Uns dränget von Lämmern 'ne ganze Herde."

Ungetüm: „Der heil'ge Geist
In tausend Gestalten auf Erden reist."

Beide: „Uns plaget nicht bloß die Dreieinigkeit,
Auch der Polizei und des Glaubens Zweieinigkeit."

Ungetüm: „Wenn sie nicht feiern,
Wollen wir leiern?"

Bauer: „Sie nehmen die Waffen,
Wir sollen nun gaffen?"
Schon rief man hier und dort: „Wir sind zum Kampf bereit!"
Durch *Feuerbach* entbrennt jedoch ein neuer Streit.
Er schrie: „Was sollen wir so lange denn beraten,
Wenn jemand Taten will, so tu' er selber Taten!
Sein eigner Helfer steht für sich der freie Mann,
Und was er immer tut, hab' er allein getan!"
Seht, *Köppen* stehet auf, es leuchtet seine Brille,
Vor seinem Jovishaupt sind rings die Freien stille:
„Was hast, o *Feuerbach,* du gegen den Verein?
Es wird der Unordnung gewehrt durch ihn allein;
Des Fortschritts Strom wird dann in Ruhe sich ergießen,
Und, was das beste ist, kein Tröpfchen Blut wird fließen!"
Edgar und *Oswald* schrein: „Verfluchter Girondist,
Kraftloser Schwärmer, geh, du bist kein Atheist!"
Doch *Stirner* würdevoll: „Wer bindet ihm den Willen?
Wer will hier ein Gesetz aufdrängen uns durch Brüllen?
Den Willen bindet ihr, ihr wagt's und nennt euch frei,
Wie seid ihr eingelebt noch in die Sklaverei!
Weg Satzung, weg Gesetz!" – Schon war durch diese Irrung
Der höllische Kongreß in völliger Verwirrung,
Da teilet sich das Dach, und *Blücher-Wigand* schießt
Hernieder in den Saal auf eignem Flieggerüst;
Er ritt, o Teufelsspuk! hoch auf papiernem Drachen.
„Was", ruft energisch er, „wollt ihr für Streiche machen?
Hier seht mich fahren
Auf Exemplaren
Der ‚Deutschen Jahrbücher',
Die ich mir geklebt,
Die ich mir gewebt,
Ich, euer *Blücher!*
Wenn sie mich durch die Lüfte tragen,
Wollt ihr verzagen?
Wehe, wehe!
Frankfurts Nähe,
Gibt sie gutes Beispiel nicht?
Dort ist Einigkeit und Stille,
Und der Allerhöchsten Wille

Ist den Hohen und den Höchsten,
Ist den Kleinen und den Kleinsten
Leitstern, Überzeugung, Licht!
  Wehte – wehe! –
Frankfurts Nähe
Euch herüber schlechten Wind?
Kann der Freie nicht bestehen,
Wo des Bundes Winde wehen?
Nun, so folget mir geschwind!
Nach *Leipzig* laßt uns ziehn, dort hab' ich aufgetürmt
Die schönsten Batterien, die nie ein Frommer stürmt.
Das Haus, in dem ich sonst mit Hegelei gehandelt,
In eine feste Burg ist es jetzt umgewandelt.
Im *Gutenberge* dann, in *Leipzig* sammelt euch,
Das Zentrum des Verlags sei Zentrum auch vom Reich."
  „Ja, auf nach *Leipzig* hin!" so schallt's von allen Seiten,
„Dort sei der Mittelpunkt für das vereinte Streiten."
Und alle brechen auf, und *Wigand* schwebt voran,
Und nur der *Feuerbach* zieht einsam seine Bahn. –
  Doch fort von dieser Schau, mir winken Friedentale,
Mir winkt die Stadt des Herrn, winkt *Halle* an der *Saale*.
O sel'ge Stadt, getreu bestehst du vor dem Herrn!
Des Teufels List zum Trotz strahlt heller stets dein Stern,
Dir tut die Jauche nichts, die *Ruge* ausgeeitert,
All seine Pläne sind an deiner Treu' gescheitert!
Drum zog er wütend ab und kehret nicht zurück;
O danke, Stadt, dem Herrn für solchen Sieg und Glück!
Und sieh, die Gläubigen, die Auserwählten alle
Versammeln sich zu Lob und Preis mit süßem Schalle.
O sieh, welch feine Schar! sieh' jenen Schuster vorn,
Sein hektisch dürrer Leib ist ihm der Andacht Sporn.
Sieh dort den Schenkwirt an des Mäßigkeitsvereines,
Er schenkt euch aus fürs Geld Trinkwasser, klares, reines.
Der Friede Gottes hellt sein Vollmondsangesicht –
O sehet, was vermag ein fester Glaube nicht!
Seht jenes Mütterchen, die Sünde beugt sie nieder,
Doch Seligkeit durchstrahlt die abgestorbnen Glieder.
Sie singt ein geistlich Lied mit lieblichem Gekreisch,
Und kreuzigt Tag und Nacht ihr ausgedörrtes Fleisch.

Und seht, o sehet hier des Saalenstrandes *Leuen*,
An dessen Glaubenskraft sich Gottes Engel freuen.
Im Glauben griff er an der *Hegelinge* Schar,
Im Glauben schützte er den Thron und den Altar,
Im Glauben hat er die gottlose Weltgeschichte
Verbessert, umgewandt, verklärt in Himmelslichte.
O, komm, du treue Schar, geh in das Kämmerlein
Und singe deinem Gott ein Loblied zart und fein!
O hört, wie liebelich das Liedelein erschallet,
Gleich Opferrauch empor zum Thron der Gnaden wallet:
„O Herr, wir sind vor dir ein Aas,
Ein Pestgestank, ein Rabenfraß,
Im Schinderloch der Sünden!
Wir sind von Mutterleib grundschlecht,
Zertritt uns, so geschieht uns recht
Für unsre argen Sünden!
Wenn auch, dennoch hast du gnädig
Uns entledigt
Von dem Krebs, der uns beschädigt.
Du läßt uns in den Himmel ein
Zu deinen lieben Engelein
Und wäschest uns vom Schlamme.
Du hast den Bösen weggejagt,
Der uns stets Unruh' hat gebracht,
Friß ihn, und ihn verdamme!
Glühend, sprühend in der Hölle
Schlimmster Stelle
Laß ihn braten
Für die schnöden Sündentaten!"
Der Schuster stellet sich, o sieh', auf einen Stuhl,
Und predigt schrecklich laut vom Höllenschwefelpfuhl:
„Seht ihr den grausen Schlund, der qualmend sich ergießet,
Der Schwefel, Pech und Feu'r auf alle Lande gießet!
Seht, wie er kocht und braut und lauter Teufel speit,
Zu fressen, zu verzehr'n die ganze Christenheit!
Seht, wie er weithin streut der Hölle schwarzen Samen!
Groß ist der Herr, dein Gott, die Welt geht unter. Amen."
„Ja wahrlich, also ist's", so ruft der *Leu* begeistert,
„Die Teufel ziehen nackt, selbst nicht die Scham verkleistert.

Die große Hure kommt vom schnöden Babylon,
Die Göttin der Vernunft, die Revolution!
Bauer ist *Robespierre*, und *Danton* lebt in *Ruge*,
Marat ist *Feuerbach*, o daß ihn Gott verfluche!
Drum nehmet, Gläubige, der Zeiten wohl in acht!
Es kommt der Tag des Herrn, o betet, betet, wacht!"
Er sprach's, und siehe da – und alle stehn betroffen – –
Tritt *Bruder Beutel* ein und sieht den Himmel offen.
Ihn trägt die Eselin, die Gottes Sprachrohr ward,
Sie wird ihn tragen auch bei seiner Himmelfahrt.
Zum Himmel schaut er auf mit Gottvertraun und Stärke
Und spricht: „O fromme Schar, ich kenne deine Werke.
So spricht der Herr, dein Gott: Gehorchet meinem Knecht,
Den ich erwählt, mein Heer zu führen ins Gefecht.
Gehorchet ihm, gehorcht, gehorchet *Bruder Beuteln*,
Er wird des Teufels List und Trug und Macht vereiteln.
So spricht der Herr; und ich fiel demutsvoll aufs Knie
Und sprach: Du rufst, o Herr, ich folge dir und zieh'.
So zog ich mutig aus, das Wort des Herrn zu kündigen,
Das angenehme Jahr des Herrn, der Welt, der sündigen.
Und in die Schlösser ging ich, in die reichen, hin
Zu vornehmem Geschlecht, zu Fürst und Königin.
Doch dies Geschlecht, das stets nach ird'schen Gütern trachtet,
Nach eitler Ehre geizt, hat mich geschmäht, verachtet.
Sie saßen um den Tisch in wilder Völlerei,
Genossen Augenlust und Fleischeslust dabei.
Da ging ich fort, den Staub von meinen Füßen schüttelnd,
Doch zu mir sprach der Herr, mich nachts vom Schlafe rüttelnd:
‚Gehn nicht zum Himmelreich die Reichen ein so schwer,
Als ein Kamel du machst gehn durch eine Nadelöhr?
Wie steht geschrieben? Geh hinaus auf die Landstraßen,
Die Armen führe her, die Blinden von den Gassen,
Die Krüppel, Lahmen laß herein zum Abendmahl,
Die an den Zäunen stehn, ruf an mit lautem Schall.
Da sind die wahren Leut', das ist der Kern des Heeres,
So geh und sammle sie, wirb Knechte und vermehr' es!'
So sprach der Herr, und ich, ich komme alsogleich,
Gehorsam seinem Wort, ihr Gläubigen, zu euch.
Gehorcht dem Ruf des Herrn, bald wird der Morgen tagen,

Wo mit dem Teufel wird die große Schlacht geschlagen.
Die Freien scharen sich, gen *Leipzig* zieht ihr Heer,
Und *Blücher-Wigands* Haus ist ihnen feste Wehr.
Dort hinter Ballen stehn und Büchern sie verschanzet,
Dort wird der Kampfestanz, der heil'ge Tanz getanzet.
Hier gilt Beständigkeit und starker Mut im Sturm,
Daß wir einnehmen bald der argen Frevler Turm.
So schart euch, Brüder, denn, seid stark in Lieb' und Hoffen,
Am Glauben haltet fest! Ich seh' den Himmel offen.
Der Glauben ist das A und auch das Omega,
Im Glauben bist du groß, *Halle*, Halleluja!
Im Glauben hat die Maid den Gottessohn empfangen,
Im Glauben spie der Fisch den Jonas aus, den bangen.
Im Glauben tat der Herr das Evangelium kund,
Im Glauben sprach zu mir der Herr durch Eselsmund.
Im Glauben sah das Licht der Blinde wider Hoffen,
Im Glauben blick' ich auf und seh' den Himmel offen.
Im Glauben ruf' ich laut: credo ut intelligam,
Im Glauben halt' ich fest am rauhen Kreuzesstamm.
Im Glauben ist mein Tun, im Glauben ist mein Hoffen,
Im Glauben blick' ich auf und seh' den Himmel offen:
Und zu mir spricht der Herr: Laß meinen Knecht, den *Leu'n*,
Von der Hallenser Schar den kühnen Hauptmann sein.
Durchziehe Land und Stadt, geh ein in alle Burgen
Und wirb Soldaten an und Compagniechirurgen.
Und ruhe nimmer aus, bei Tage wie bei Nacht,
Daß bald der Frommen Heer zusammen sei gebracht.
So spricht der Herr, dein Gott, so sei's mein Hort und Hoffen!
Lebt wohl, ihr Brüder lieb, ich seh' den Himmel offen!" –

Vierter Gesang

Was seh' ich! Sankt *Johann*, erleuchte meine Blicke,
Daß deiner Dichterei Gewalt mich schier verzücke;
Der mit geweihtem Aug' den Engel *Michael*
Im Drachenkampfe schaut', o läutre meine Seel'!
Was seh' ich! Ha, er naht, er naht, der Tag des Richtens,
Der Tag der letzten Schlacht, der Tag naht des Vernichtens!

Was seh' ich! Ein Gewölk, das rings des Himmels Kreis
Umzog, es steigt herauf, erst sacht', erst schmeichelnd-leis;
Doch plötzlich, wie der Leu, voll Gier nach seiner Beute,
Rast es gewaltig an. Die ganze Höllenmeute
Zischt durch der Wolken Dunst; mit feuerglühn'dem Schwanz
Zerpeitschen sie die Luft; in wildem Hexentanz
Drehn sie sich ruhelos, in rasend gier'gem Brüllen
Versuchen sie die Wut, die sie durchkocht, zu stillen.
Was seh' ich! Schandgeschlecht, sind dein des Himmels Höh'n,
Und darfst du ungestraft auf Gottes Pfaden gehn?
In eurer Hand der Blitz, in eurer Macht der Donner?
Doch, ich versteh', es führt voll Wildheit euch der *Bonner!*
Doch sieh', die Gnad' des Herrn ist ewig wachsam da,
Und alles endiget mit einem Gloria. – –
Da kommen sie heran, die wutentbrannten Freien,
Bald, bald wird ihren Stolz der Herr mit Macht zerstreuen.
Da brausen sie heran, und *Wigand* schwebt vorauf,
Die andern hinterdrein mit Brüllen und Geschnauf.
Nach *Leipzig* führt er sie; zu einem Platz der Waffen
Hat er den „*Gutenberg*" in Eile umgeschaffen.
Von Ballen aufgetürmt, prangt manche Bastion,
Wallgang und Graben ist des Sturms gewärtig schon.
Von *Bauers* Schriften sind getürmt vier Raveline,
Wohl mit Geschütz versehn, zu decken die Kurtine.
Von *Köppens* „*Friederich*" liegt dort manch Exemplar,
Manch Blatt „Annalen" auch von längstvergangnem Jahr.
„*Posaune*"[103], *Feuerbach*, geschnürt in schwere Ballen,
Ziehn sich in langen Reihn, die Festung zu umwallen.
Als span'scher Reiter liegt dort *Ruges* „*Novellist*",
Zum Schweißabtrocknen der „*verhallerte Pietist*"[128].
Zum Rückzug bleibt das Haus, dies kleine Stückchen Hölle,
Das jetzt verwandelt in die stärkste Zitadelle.
Die Fenster sind verbaut, die Tür barrikadiert,
Und die Munition hart unters Dach geführt,
Daß, kommt der Frommen Schar, die Schanzen einzureißen,
Die Frei'n von oben her ihnen den Kopf zerschmeißen.
Sie ziehen mit Gebrüll und wildem Jubel ein,
Und auf die Bastions verteilen sich die Frei'n.
Von *Halle* rückten an die frommen Gottesstreiter,

Zum Stürmen trugen sie des *Jakob* Himmelsleiter.
Die Feuersäule wogt als Fahne stolz voran,
Die Büsche brannten hell auf ihrer nächt'gen Bahn.
O, wär' ich stark genug, der Frommen Zug zu malen
Und ihn mit heil'gem Glanz gar köstlich zu umstrahlen!
Die erste Reihe führt der grimmig stolze *Leu;*
Er schreitet kühn daher und schwinget sonder Scheu
Fünf Bände Weltgeschicht' [129] in seinen frommen Fäusten;
Sonst ist er waffenlos; der Glaube muß ihm leisten,
Was aller Übermut und Selbstvertrau'n nicht kann.
Die zweite Reihe führt ein wahrer Gottesmann.
Die Frommen nennen ihn Herr *Julius van der Sünden*[130];
Ihr könnt am lieben Mann nicht eine Waffe finden;
Er schlägt die Freien bloß durch seine Gegenwart,
Drum hatten sich um ihn die Gläubigsten geschart,
Und ihre Waffe war das Beten nur und Singen,
Denn wenn von weitem nur des Himmelssanges Klingen
Die Freien angehört, sie laufen meilenweit. –
Bonn sendet Kämpen auch, viel tapfre, zu dem Streit,
Sie führet Bruder *Nichts*[1]; und andre ziehn von *Schwaben*,
Der „Christenbote" schwebt als Fahne hoch erhaben.
Die *Bremer* führt zum Kampf der tapfre *Mallet* hin,
Es führet *Hengstenberg* die Frommen von *Berlin.*
Auch ihr, die ihr den *Strauß* von *Zürich* fortgejaget[96],
Es führet euch zum Kampf der *Hirzel* unverzaget,
Der Pfaff von Pfäffikon[94]. Auch *Basler* ziehn heran.
Du kommst vom *Wuppertal, Krummacher,* Gottesmann.
Die Scharen sammeln sich auf Leipzigs weiten Plätzen;
Da höret man von fern zu lieblichem Ergötzen
Erbaulichen Gesang, der zu dem Herzen dringt;
Und alle fragen sich: Wer ist es, der da singt?
Sieh, auf der Eselin – und alle stehn betroffen –
Naht *Bruder Beutel* sich und sieht den Himmel offen.
Sein Sang ertönt: „Hie Schwert des Herrn und Gideon,
Auf, Brüder, sehet dort des Teufels Schanzen schon!
Wie fürchterlich sich auch der Höllen Pforten türmen,
Hinauf in Gottvertraun! Der Glaube wird sie stürmen!"

[1] Karl Immanuel Nitzsch

Und sieh, die Eselin sprengt auf die Schanzen ein,
Die Schar der Gläubigen eilt singend hinterdrein.
O welch ein wilder Sturm! Verzagt, ihr Lästermäuler,
Und heult zum Teufel nun, ihr gottvergess'nen Heuler!
Sieh, *Bruder Beutel* fliegt hinan den stolzen Wall;
Es führet *Hengstenberg* zum Kampf der Gläub'gen Schwall.
Doch drinnen ordnet an den Widerstand der Teufel,
Gibt guten Rat zur Schlacht und scheuchet feige Zweifel.
Seht, *Blücher-Wigand* steht hoch auf dem Ravelin,
Von *Maien* unterstützt, seht, wie sie Feuer sprühn;
Seht *Stirner*, wie er wirft mit ganzen Bücherballen,
Daß scharenweis betäubt die Frommen niederfallen;
Seht *Arnold* auf dem Wall, wie er gewaltig ficht,
Wie er den Gläub'gen wirft „Jahrbücher" ins Gesicht;
Seht, wie in erster Reih', hoch auf der Büchermauer,
Wild die „Posaune" schwingt der tolle *Bruno Bauer;*
Seht, wie aus sichrem Ort, wo ihn kein Wurf bedroht,
Broschüren rücklings wirft ins Feld der *Patriot;*
Wie *Köppen* wütend ficht mit seinem Krötenspieße,
Und dennoch menschlich sorgt, daß er kein Blut vergieße;
Wie streitet *Edgar* wild mit Brauerskraft und Mut,
Wie färbt der Pfefferrock *Oswalds* sich rot von Blut!
O seht die Kölner Schar! Im Kampf ist ausgegangen
Die Pfeife *Rtg's*, doch das macht ihm kein Bangen,
Er faßt sie umgekehrt am langen, schwanken Schlauch,
Und schwenkt den Wassersack den Frommen um den Bauch.
Der *Jüngling* schleudert grimm Goldteufel rings hernieder,
Es rast das *Ungetüm* und reckt zum Kampf die Glieder.
Doch immer mut'ger vor das fromme Häuflein dringt
Und immer herrlicher das Halleluja klingt.
Seht, wie den *Wigand* faßt auf seinem Bücherberg
Am langen blonden Bart der fromme *Hengstenberg;*
Seht, wie er wütend hat den Bart ihm ausgerissen,
Und in den grausen Kot *Wigand* herabgeschmissen;
Seht *Arnold* ist bedrängt und *Edgar* hart bedroht,
Ins Haus flieht *Köppen* schon, mit ihm der *Patriot.*
Halb eingerissen ist die stolze Büchermauer,
Doch immer wütend kämpft allein der tolle *Bauer.*
Auf *Bruder Beuteln* fliegt von seiner Hand herab

Ein ganzer Ballen jetzt und wird des Frommen Grab.
Es wankt von seinem Schlag Herr *Julius van der Sünden,*
Da trotzet *Halles Leu* den wilden Höllenschlünden.
Ein Simson, reißt er ein den stolzen Festungwall,
Er stürzt und *Bauer*, seht, auch *Bauer* kommt zu Fall!
Da liegt er, eingepreßt von seinen eignen Ballen, –
Ha, wie die Gläub'gen ihn lobsingend überfallen!
Seht, *Bruder Beutel* rafft sich von der Erd' empor
Und fasset siegesfroh des tollen *Bauer* Ohr,
Und spricht: „O Gläubige, der Herr erfüllt mein Hoffen,
Der Herr ist unser Hort, ich seh' den Himmel offen!
Zum Kampfe, fort zum Kampf! O laßt den *Bauer* mir;
Derweil ihr jene schlagt, bewach' ich diesen hier."
Sie binden *Bauer* rasch und stürzen singend weiter,
Und setzen an das Haus zum Sturm die Jakobsleiter.
Es wankt der Gutenberg, es kracht die Türe schon,
Schon geht den Freien aus oben die Munition,
Schon ringt der *Patriot* verzweiflungsvoll die Hände,
Schon ist durch einen Wurf gelähmet *Arnolds* Lende,
Schon blutet *Maien* stark aus Nasenloch und Mund,
Da eilt der Teufel fort voll Angst zum Höllenschlund.
Mit grausigem Geheul flieht er in seine Tiefen,
Hei, wie die Bösen da in Angst zusammenliefen!
Sie fragen, lästern, drohn, und er in grimmem Zagen:
„O Schmach, die Freien sind vom frommen Heer geschlagen!
Nichts half mein Spott und Hohn, nichts half mein Pestgestank;
Weh', sie besiegten mich mit himmlischem Gesang!
Wigand ist ohne Bart, gefangen ist der *Bauer*,
Genommen ist mit Sturm der Bücherballen Mauer!"
Hei, wie von Angstgebrüll der Höllen Tiefe dröhnt!
Hei, wie vor grausem Schmerz der wilde *Hegel* stöhnt!
Doch hat sich kaum erholt der Schwarm vom ersten Schrecken,
Erheben Schimpf und Drohn die tollen Höllenrecken;
In Aufruhr tosen sie. „Du willst ein Teufel sein,
Und läßt uns das geschehn?", schreit *Hegel* wild darein.
„Wo war dein Schwefeldampf, wo war dein Brand und Feuer?
Vor einem Amen fliehst du, feiges Ungeheuer?
Wir sehen, ach, zu spät! vor Alter bist du schwach,
Nur Kindern läufst du noch und alten Vetteln nach.

Auf! rasches Handeln hilft, nicht weichliches Geplärre,
Hier, *Danton! Voltaire*, auf! Und du, *Robespierre!*
Nur ihr könnt helfen hier, die ihr gewallt auf Erden;
Zum Himmel mit dem Teufel! Wir müssen Teufel werden!
Stets kraftlos ist und bleibt das mythische Geschmeiß,
Selbst tausendjähr'ger Brand macht nicht die Feigen heiß.
Auf, Bruder *Marat!* Wir, die Menschen einst gewesen,
Wir müssen einen Mann zum Führer auserlesen.
Der Teufel ist und bleibt nur mythische Person,
Und er ist unser Feind, wie jeder Himmelssohn.
Hinauf, hinauf zum Sieg!" – Hei, wie in tollem Rasen
Sie aus der Hölle fliehn, die blutgewohnten Asen!
An ihrer Spitze schwingt zwei Feuerbränder *Hegel*,
Und *Voltaire* hinter ihm mit feurigrotem Flegel.
Danton erhebt die Stimm', es brüllet *Edelmann*,
Es ruft *Napoleon:* „Auf, Höllenbrut, voran!"
Marat, in jeder Hand zwei borst'ge Höllenkinder,
Schon lechzet er nach Blut, der wüste Menschenschinder.
Robespierre saust, von Grimme zuckt sein Mund –
Weh'! diese wilde Schar speit aus der Höllenschlund.
Wo *Bruder Beutel* hält, der *Bauern* fromm behütet,
Da ist die wilde Jagd gradhin zuerst gewütet.
Der *Beutel* steht erschreckt, es weint die Eselsmaid:
„Ach, Herr, jetzt ist es aus, es kommt nun unsre Zeit."
Marat wirft sein Geschoß, und *Beutel* wird getroffen,
Zur Erde sinkt er hin und sieht den Himmel offen.
Und *Hegel* hat umarmt den *tollen Bauer* schon:
„Ja, du hast mich gefaßt, du bist mein lieber Sohn!"
Die Bande löst er ihm, die Bösen jubilieren:
„Hoch *Bauer*, unser Held! Er soll zum Kampf uns führen!
Der Teufel ist entsetzt, wir brauchen einen Mann."
So stürmen mit Geschrei sie auf die Frommen an.
Es wendet sich das Blatt, die Frommen fliehn betroffen;
Doch *Bruder Beutel* sieht, wie stets, den Himmel offen.
Es trägt die Eselin zum Himmel ihn hinan –
O welch ein Wunder, seht, hat Gott der Herr getan!
Zum Himmel fahren seht, o seht *Elias-Beuteln!*
Der Gotteslästrer Plan, seht herrlich ihn vereiteln.
Und hinter ihm mit Glanz der Frommen Heeresschar,

Sie fliehen mit Gesang zum Himmel auf fürwahr.
Doch weh'! die Höllenbrut, sie fähret hinterdrein:
Es stürmen wütend nach mit Siegesruf die Frei'n.
Dem Schrecken sind, der Furcht die Frommen nun zur Beute,
Und ihnen mit Gebrüll stürzt nach die Höllenmeute. –
Den Teufel unterdes hat die Rebellion,
Mit der die Trefflichsten aus seinem Haus geflohn,
Auf lange stumm gemacht, und mit ihm staunt die Hölle;
Sie stehen regungslos und stieren nach der Schwelle,
Aus welcher Hegel und die ganze Schar gesaust;
Bis endlich *ihm* der Zorn aus schaum'gem Munde braust:
„Daran erkenn' ich euch, ich Dummer bin verraten,
Die Tat ist teuflischer als meine faden Taten.
Zu frei sind diese Frei'n, erst hab' ich sie verführt,
Nun haben sie von mir sich schnöd' emanzipiert.
Mit diesem Menschenpack ist gar nichts anzufangen,
Nach frechster Freiheit steht ihr freventlich Verlangen;
Erkennen diese Frei'n kein Heiliges mehr an,
Am Ende ist es dann auch noch um mich getan.
Ich kämpfe wider mich, indem ich Gott bestreite,
Als mythische Person schiebt man mich auch beiseite.
Hinauf! wir suchen Gott in seinem Himmelsglanz
Und schließen treu vereint hochheil'ge Allianz."
So stürzt er wild hinauf, er wirft sich Gott zu Füßen
Und spricht: „O laß mich nicht, was ich gefrevelt, büßen!
Vereint kämpf' ich mit dir." Und Gott, der güt'ge, sprach:
„Einstweilen sehen wir dir deine Sünden nach;
Geh, wasch in Lästrerblut dir ab die argen Sünden,
Und kommst du dann zurück, wird sich das andre finden."
Voll Freude stürmt er fort; er findet grimme Schlacht.
Ob Beistand auch der Schar der Frommen ward gebracht –
Ach dennoch muß – o Schmach! – der Glauben unterliegen,
Es eilt die Frevlerbrut zu immer neuen Siegen.
Von Stern zu Sterne fort springt *Bauer*, wutentbrannt,
Und die „Posaune" schwingt als Keule seine Hand.
Entgegen ziehen ihm die vier Evangelisten,
Jedoch sie schrecken nicht den frechen Atheisten;
Ob auch des *Lukas* Ochs die Hörner grimmig streckt,
Des *Markus* Löwe brüllt – Er bleibet unerschreckt;

Er scheucht die Heil'gen all. – Wie wild der *Hegel* dränget,
Der Engel Flügelein mit seinem Brand versenget;
Wie mit dem Flegel hoch der schnöde *Voltaire* dräut;
Wie *Ruge* wutentbrannt die Kirchenväter bleut;
Seht *Bauer* einen Stern in seinem Laufe packen
Und, ach! ihn schleudern auf die fliehnden frommen Nacken;
Seht, wie der Teufel sinkt von der „Posaune" Schlag,
Und vor ihr *Michael* selbst nicht bestehen mag;
Seht, wie den Sirius der wilde *Hegel* fasset,
Und *Hengstenbergen* wirft, daß er alsbald erblasset;
Seht, wie der Englein Schar versengt die Flügelein,
Durchzappelt das Gewölk mit angsterfülltem Schrein!
Das Lämmlein hält das Kreuz dem Ungetüm entgegen,
Der aber ballt die Faust und droht mit grimmen Schlägen.
Die Magd Maria selbst verläßt das Heiligtum
Und spornt die Engel an zu Kampfesmut und Ruhm:
„Auf, gegen Bauer, auf! auf, gegen den Titanen!
Begreifen wollt' er mich, das müßt, das müßt ihr ahnen."
Doch, wie sie fleht und ruft, wie sie auch lieblich blickt,
Der Freien Scharen sind stets weiter vorgerückt.
O seht, schon nahen sie dem Heiligtum des Herren,
Schon kann die Gottesschar nicht mehr den Weg versperren;
Schon stößt an einen Stern die fromme Eselin,
Und fällt auf ihrer Flucht mit *Bruder Beuteln* hin;
Schon nahet *Bauer* ihm mit fürchterlichem Rasen,
Sein Lebenslicht mit der „Posaune" auszublasen;
Schon fasset *Ruge* wild des Saalestrandes *Leu'n*,
Und preßt in seinen Mund ein Blatt „Annalen" ein – –
Da sieh! was schwebt heran, von Himmelsglanz umgeben,
Was läßt den *Bauer* so gewaltiglich erbeben?
Es ist, ihr glaubt es kaum, ein einfach Pergamen:
Was mag mit Himmelslicht darauf verzeichnet stehn?
Es schwebt gelind herab, es schwebt vor *Bauer* nieder,
Und *Bruno* hebt es auf; es zittern seine Glieder – –
Was ist es, was die Stirn mit kaltem Schweiß benetzt?
Was murmelt er so dumpf? Er murmelt: – „Abgesetzt!"
Kaum ist dies Himmelswort dem Höllenmund entfahren,
Da brüllen: „Abgesetzt!" ringsum der Freien Scharen.
Sie stehen starr und stumm, es jauchzt der Engel Heer,

Die Freien fliehn voll Graus, die Engel hinterher.
Sie treiben in Triumph die Freien bis zur Erde.
Daß jeder Böse doch also bestrafet werde!

Geschrieben Juni/Juli 1842.
Erschienen als Broschüre im Dezember 1842.

Die „Times" über den deutschen Kommunismus[131]

[„The New Moral World"
Nr. 30 vom 20. Januar 1844]

An den Redakteur der „New Moral World"

Sir,

Ich sehe, daß der Aufsatz der „Times" über die Kommunisten in Deutschland in der „New Moral World" nachgedruckt worden ist[132] und kann daran nicht vorbeigehen, ohne einige Bemerkungen zu machen, die Sie vielleicht für wert finden werden zu veröffentlichen.

Die „Times" besaß bislang auf dem Kontinent den Ruf einer wohlinformierten Zeitung, aber noch einige solche Artikel, wie der über den deutschen Kommunismus, dürften diese Ansicht sehr bald zunichte machen. Jeder, der auch nur das Geringste über die sozialen Bewegungen in Frankreich und Deutschland kennt, wird sofort bemerken, daß der Verfasser dieses Aufsatzes über eine Sache spricht, von der er absolut nichts versteht. Seine Unwissenheit ist so groß, daß er nicht einmal imstande ist, die schwachen Seiten der Partei aufzudecken, die er angreift. Wollte er Weitling verleumden, könnte er in dessen Schriften viel passendere Stellen für seinen Zweck finden als die, die er anführt. Hätte er sich nur die Mühe genommen, den Züricher Kommissionalbericht[133] zu lesen – den er versichert, gelesen zu haben, was offensichtlich nicht der Fall ist –, er würde eine Fülle verleumderischen Materials, eine Menge zurechtgemachter Textstellen gefunden haben, die extra für diesen Zweck zusammengetragen worden sind. Im Grunde genommen ist es sehr seltsam, daß die Kommunisten ihre Gegner mit Waffen für den Kampf versorgen müssen; aber da sie auf dem weiten Fundament der philosophischen Auseinandersetzung stehen, können sie sich das gestatten.

Der Korrespondent der „Times" beginnt damit, die kommunistische Partei in Frankreich als eine sehr schwache Partei darzustellen. Er be-

zweifelt, daß der Aufstand in Paris von 1839 von ihr ausgegangen war[134] und nimmt für sehr wahrscheinlich an, daß dies von der „mächtigen“ republikanischen Partei geschah. Halten Sie, mein wohlinformierter Benachrichtiger der englischen Öffentlichkeit, eine Partei für sehr schwach, die etwa eine halbe Million erwachsener Männer zählt? Wissen Sie, daß die „mächtige“ republikanische Partei in Frankreich sich seit neun Jahren im Zustand völliger Auflösung und des fortschreitenden Verfalls befindet? Wissen Sie, daß die Zeitung „National“, das Organ dieser „mächtigen“ Partei eine viel geringere Auflage hat als irgendeine andere Pariser Zeitung? Muß ich, ein Ausländer, Sie an die im vergangenen Sommer von der „National“ durchgeführten republikanischen Geldsammlung für den irischen Repeal-Fonds erinnern, die weniger als hundert Pfund einbrachte, obwohl die Republikaner eine große Sympathie für die irischen Repealer[135] empfinden? Wissen Sie nicht, daß die Masse der republikanischen Partei, die arbeitenden Klassen, sich schon seit langem von ihren reichen Parteigängern getrennt hat und sich der kommunistischen Partei nicht angeschlossen, sondern sie *gegründet* hat, lange bevor Cabet begann, den Kommunismus zu verteidigen? Wissen Sie nicht, daß die ganze „Macht“ der französischen Republikaner in dem Vertrauen zu den Kommunisten besteht, weil diese die Errichtung einer Republik zu sehen wünschen, bevor sie beginnen, den Kommunismus in die Praxis umzusetzen? Es scheint, daß Ihnen alle diese Dinge unbekannt sind, obwohl Sie sie kennen sollten, um sich eine richtige Meinung vom Sozialismus auf dem Kontinent bilden zu können.

Was den Aufstand von 1839 anbelangt, betrachte ich solche Dinge nicht als ehrenvoll für eine Partei; aber ich weiß von Leuten, die aktiv an dieser *Emeute* beteiligt waren, daß sie von den Kommunisten vorbereitet und durchgeführt wurde.

Der wohlinformierte Korrespondent erklärt ferner, „die Lehren von Fourier und Cabet scheinen mehr die Gemüter einiger Literaten und Gelehrten zu bewegen, als die allgemeine Gunst des Volkes zu gewinnen“. Hinsichtlich Fouriers ist das richtig, wie ich schon in einer früheren Nummer dieser Zeitung Gelegenheit hatte auszuführen.[1] Aber Cabet! Cabet, der fast nichts anderes als nur kleine Pamphlete geschrieben hat –, Cabet, der beständig Vater Cabet genannt wird, ein Name, der ihm wohl kaum von den „Literaten und Gelehrten“ gegeben worden ist –, Cabet, dessen größter Fehler seine Oberflächlichkeit und der Mangel an Achtung vor den

[1] Siehe Band 1 unserer Ausgabe, S. 482–484

berechtigten Ansprüchen wissenschaftlicher Forschung ist –, Cabet, der Herausgeber einer Zeitung, die zur Information für diejenigen bestimmt ist, die gerade eben *lesen* können –, die Lehren dieses Mannes sollen den Verstand eines Professors der Pariser Universität wie Michelet oder Quinet bewegen, deren Stolz eine Tiefe ist, tiefer als der Mystizismus? Das ist doch einfach lächerlich.

Der Korrespondent spricht dann von der berühmten deutschen nächtlichen Versammlung bei Hambach und Steinhölzli[136] und äußert seine Ansicht, „daß sie eher einen politischen, denn einen sozialen und revolutionären Charakter getragen hat“. Ich weiß kaum, wo ich beginnen soll, die Fehler dieser Sentenz aufzudecken. Erstens, „nächtliche Versammlungen“ sind auf dem Kontinent gänzlich unbekannt; wir kennen keine Versammlungen bei Fackellicht, wie die der Chartisten oder nächtliche Meetings in der Art der Rebekkaiten[137]. Das Hambacher Fest fand am hellen Tage unter den Augen der Obrigkeit statt. Zweitens, Hambach liegt in Bayern und Steinhölzli in der Schweiz, einige hundert Meilen von Hambach entfernt; unser Korrespondent jedoch spricht von der „Hambacher *und* Steinhölzlier Versammlung“. Drittens, die beiden Versammlungen waren in einem ziemlichen Maße nicht nur durch den Raum voneinander getrennt, sondern auch durch die Zeit. Die Steinhölzlier Versammlung fand einige Jahre nach der anderen statt. Viertens, diese Versammlungen trugen nicht nur *scheinbar*, sondern tatsächlich einen ausschließlich politischen Charakter; sie fanden statt, bevor die Kommunisten in Erscheinung traten.

Die Quellen, aus denen unser Korrespondent seine unschätzbaren Informationen schöpfte, waren „der (Züricher) Kommissionalbericht, die veröffentlichten und unveröffentlichten kommunistischen Schriften, die bei der Verhaftung Weitlings entdeckt wurden, und die eigene Untersuchung“. Die Ignoranz unseres Korrespondenten zeigt eindeutig, daß er den Bericht niemals gelesen hat; es ist erwiesen, daß die „veröffentlichten kommunistischen Schriften“ bei der Verhaftung einer Person nicht „*entdeckt*“ werden können, da die einfache Tatsache ihrer Veröffentlichung jede Möglichkeit einer „Entdeckung“ ausschließt. Der Oberstaatsanwalt von Zürich würde gewiß nicht mit der „Entdeckung“ von Büchern prahlen, die ihm jeder Buchhändler beschaffen könnte. Was die „unveröffentlichten“ Schriften anbelangt, für deren Unterdrückung die gerichtliche Verfolgung eingeleitet wurde, würden die Züricher Senatoren tatsächlich inkonsequent gewesen sein, hätten sie, wie unser Korrespondent zu glauben scheint, diese nachträglich selbst veröffentlicht! Sie taten nichts Derartiges. Tatsächlich wird in dem ganzen Bericht unseres Korrespondenten nichts angeführt,

was er diesen Quellen und der eigenen Untersuchung hätte entnehmen können, abgesehen von den zwei Neuigkeiten, daß die deutschen Kommunisten ihre Lehre hauptsächlich von Cabet und Fourier ableiten, d.h. dieselben, die von ihnen angegriffen werden, worüber unser Korrespondent in demselben Buch hätte nachlesen können, aus dem er so ausführlich zitiert (Weitlings Garantien, S. 228), und daß sie „in Cabet, Proudhon, Weitling und – und – Constant ihre vier Evangelisten sehen"! Benjamin Constant, der Freund der Madame de Staël ist schon lange tot und hatte niemals auch nur im entferntesten daran gedacht, sich mit der sozialen Reform zu befassen. Offensichtlich meint unser Korrespondent Considérant, den Anhänger Fouriers, den Herausgeber der „Phalange" und jetzt der „Démocratie pacifique", der überhaupt nicht mit den Kommunisten in Verbindung steht.

„Die kommunistische Lehre ist zur Zeit mehr negativ als positiv" – und unmittelbar, nachdem er diese Behauptung aufgestellt hat, schlägt unser Korrespondent sich selbst ins Gesicht, indem er in zwölf Paragraphen eine Skizze der von Weitling vorgeschlagenen neuen sozialen Ordnung entwirft, deren Einrichtungen ganz und gar positiv sind und die Zerstörung des jetzigen sozialen Regimes nicht einmal erwähnen.

Diese Auszüge werden jedoch in einer sehr konfusen Weise gebracht und zeigen, daß unser Korrespondent in verschiedenen Fällen nicht das Wesen der Sache verstanden hat; anstelle dessen bringt er unbedeutende Einzelheiten. So unterläßt er es, den Hauptpunkt zu erklären, in dem Weitling Cabet überlegen ist, nämlich jede auf Gewalt und Vorrang beruhende Herrschaft abzuschaffen und an ihrer Stelle eine bloße Verwaltung einzusetzen, die die verschiedenen Arbeitszweige organisiert und deren Produkte verteilt. Er übergeht den Vorschlag, alle Beamten dieser Verwaltung und in jedem einzelnen Zweig nicht durch eine Mehrheit der Gemeinschaft zu ernennen, sondern nur durch diejenigen, die die besondere Art der Arbeit kennen, die der künftige Beamte zu verrichten hat. Ferner übergeht er eines der charakteristischen Merkmale des Plans, daß die Mitglieder der Prüfungskommission die geeignetste Person durch eine Art Preis-Wahlproben auswählen, ohne selbst den Verfasser dieser Proben zu kennen. Die Namen befinden sich in einem versiegelten Kuvert, und nur das Kuvert wird geöffnet, das den Namen des erfolgreichen Bewerbers enthält. Auf diese Weise wird jedes persönliche Motiv ausgeschlossen, das auf den Entschluß der Mitglieder der Prüfungskommission einwirken könnte.

Was die übrigen Zitate von Weitling anbelangt, so überlasse ich es den Lesern dieser Zeitung, darüber zu urteilen, ob sie solch verächtliches Zeug

aufnehmen, wie unser Korrespondent es ihnen zumutet, oder ob sie nicht in vielen, wenn nicht gar in allen Fällen die gleichen Prinzipien und Vorschläge vertreten, für deren Verbreitung diese Zeitung gegründet wurde. Auf jeden Fall, wenn die „Times“ abermals wünschen sollte, über den deutschen Kommunismus Betrachtungen anzustellen, würde sie gut daran tun, sich nach einem anderen Korrespondenten umzusehen.

Ich verbleibe, mein Herr,

Ihr ergebener
F. Engels

Aus dem Englischen.

Französischer Kommunismus

[„The New Moral World"
Nr.32 vom 3.Februar 1844]

An den Redakteur der „New Moral World"

Manchester, 28. Januar 1844

Werter Herr,

In meinem Brief an Sie vom 13. d.M. in der „New Moral World"[1] ist mir ein Irrtum unterlaufen. Ich glaubte, daß der Korrespondent der „Times" unrecht habe, wenn er einen Herrn Constant als Kommunisten bezeichnet. Seitdem ich jenen Brief schrieb, erhielt ich jedoch eine Reihe französischer kommunistischer Veröffentlichungen, in denen ein Abbé Constant als ein Anhänger der Kommunisten genannt wird. In der gleichen Zeit hatte Herr Goodwin Barmby die Freundlichkeit, mir einige weitere Informationen über den Abbé Constant zu geben, der, wie er sagt, wegen seiner Gesinnung eingekerkert war und der Verfasser verschiedener kommunistischer Arbeiten ist. Sein Glaubensbekenntnis ist, ausgedrückt in seinen eigenen Worten: Ich bin ein Christ und verstehe das Christentum nur als Kommunismus.

Ich ersuche Sie daher, in Ihrer nächsten Nummer den obengenannten Irrtum zu berichtigen.

Ich verbleibe, werter Herr,

ergebenst Ihr
F. Engels

Aus dem Englischen.

---

[1] Siehe vorl. Band, S.317–321

FRIEDRICH ENGELS

Briefe

August 1838 – August 1842

1838

1

Engels an Marie Engels
in Barmen

Bremen, den 28. Aug. 1838

Liebe Marie!

Als ich Deinen Brief nur eben zu sehen bekam, wußte ich gleich, daß er von Dir war, obwohl ich Deine Hand sonst nicht kenne. Denn der Brief sieht grade aus wie Du; schrecklich schnell geschrieben, alles in lieblicher Konfusion, Moralitäten, die aber gar nicht ernst gemeint sind. Wie geht es Dir, Gesundheit, Emilchen[1] und Adelinchen[2], Unglücksfälle, alles durcheinander. – Hier ist eben auch ein Unglücksfall passiert, ein Anstreicher – in 8 Tagen der zweite – ist vom Brett gefallen und gleich tot.

Daß Emilchen und Adelinchen wegkommen, ist was ganz Erstaunliches; wenigstens Treviranus waren ganz erstaunt darüber, sie meinten alle, Karl[3] erzöge sie.

Den 29. August

Daß Ihr nach Xanten wollt, ist ganz gut, und Ihr sollt auch wohl dahin kommen, wenn es die Mutter der Tante[4] und Großmutter[5] versprochen hat. Ihr müßt machen, daß Ihr in der Weintraubenzeit hinkommt, dann könnt Ihr essen, was das Zeug hält. In unserm Garten hier sind auch Weintrauben, aber sie sind noch nicht reif, aber Äpfel haben wir, die reif sind, Paradiesäpfel, die sind viel leckerer, als die auf Caspars[6] Hof waren auf dem dicken Baum, den sie umgehauen haben.

Denke Dich, Marie, wir haben Dich eine Klucke mit sieben Küken, die kaum 8 Tage alt sind, und wenn wir auf dem Kontor nichts zu tun haben, dann gehen wir auf den Hof und fangen Fliegen, Mücken und Spinnen, und dann kommt die Alte und nimmt es uns aus der Hand und gibt es ihnen. Aber da ist ein schwarzes Küken, das ist so groß wie ein

---

[1] Emilie Engels – [2] Adeline Engels – [3] Karl Engels – [4] Friderike von Griesheim – [5] Franciska van Haar – [6] Caspar Engels sen.

Kanarienvogel, das frißt die Fliegen aus der Hand. Und alle diese kleinen Tierchen werden Kruphühner und haben alle Federn an den Füßen. Ich wette, solch eine Klucke und Küken würden Dir große Freude machen. Du bist ja selbst so ein Küken. Du mußt der Mutter sagen, sie sollte nächstes Jahr auch einem Huhn Eier unterlegen. Auch Tauben haben wir, sowohl bei Treviranus als bei Leupolds, Kotbecke und Kröpper, die hier Krontauben (weil sie ein Plüschen vor der Brust haben, was sie hier Krone nennen) und Kropper heißen. Besonders die Kotbecke sind schön. Die futtern wir auch alle Tage, Eberlein und ich; sie fressen aber keine Wicken, die gibt es hier nicht, sondern Erbsen oder ganz kleine Buchnüsse, die nicht größer werden als Erbsen.

Du solltest einmal sehen, wenn des Morgens der Markt voll ist, was für merkwürdige Trachten die Bäuerinnen haben. Besonders die Mützen und Strohhüte sehen merkwürdig aus. Wenn ich einmal eine Frau recht mit Ruhe ansehen kann, will ich nachher versuchen, es einmal abzuzeichnen, und will es Dir schicken. Die Mädchen tragen ein ganz kleines rotes Käppchen über das Nest, und alte Frauen haben große Flügelhauben, die ihnen flach anliegen und bis ins Gesicht hangen, oder auch große Samtkappen, die vorne mit schwarzen Spitzen kraus eingefaßt sind. Es sieht ganz sonderbar aus.

Mein Stubenfenster geht nach einer Gasse hinaus, und in der Gasse, da spukt es. Wenn ich des Abends spät noch auf bin, so um elf Uhr, dann fängt es an, in der Gasse zu lärmen, und die Katzen schreien, die Hunde bellen, die Gespenster lachen und heulen, und sie schlagen an die Schlagfenster von dem andern Hause; das geht aber all ganz natürlich zu, denn in der Gasse wohnt der Laternenbesorger, und der läuft um elf Uhr noch heraus.

Jetzt habe ich zwei Seiten vollgeschrieben; wenn ich es nun machen wollte wie Du, würde ich jetzt schreiben: „Nun wirst Du wohl zufrieden sein, da ich Dir so viel erzählt habe, nächstens will ich Dir wieder so viel erzählen." So machst Du es; Du schreibst mir zwei Seiten voll und sehr weit voneinander und läßt mir die andern zwei Seiten leer; damit Du aber siehst, daß ich es nicht mache wie Du und nicht Gleiches mit Gleichem vergelte, will ich mich plagen, daß ich Dir vier Seiten enggeschrieben zusammenstudiere.

Heute morgen kam ein Barbierer, und da wollte der Herr Pastor[1] haben, ich sollte mich rasieren lassen, ich sähe ganz abscheulich aus. Aber das tue

[1] Georg Gottfried Treviranus

ich nicht, der Vater hat gesagt, ich sollte meine Rasiermesser versiegelt liegenlassen, bis ich sie gebrauchte, und der Vater ist heute vor 14 Tagen abgereist, und in der Zeit kann mir der Bart doch so nicht gewachsen sein. Nun rasiere ich mich auch nicht eher, als bis ich einen rabenschwarzen Schnurrbart habe. Ja, weißt Du noch, daß die Mutter sagte, der Vater sollte mir ein Rasierzeug mitgeben, und der Vater antwortete, das hieße ja mich dazu verführen, und in Manchester kauft er mir selbst welche; ich gebrauche sie aber nicht, aus Grundsätzen.

Eben komme ich von der Parade, die alle Tage auf dem Domshofe ist. Da exerziert denn die große hanseatische Armee, die aus ungefähr 40 Soldaten und 25 Musikanten, auch 6 bis 8 Offizieren besteht, und (wenn ich den Tambourmajor ausnehme) alle zusammen soviel Schnurrbart hat als ein preußischer Husar. Die meisten haben gar keinen Bart, andre bloß eine Idee davon. Die Parade dauert ganze zwei Minuten, die Soldaten kommen hin, stellen sich auf, präsentieren's Gewehr und gehen wieder weg. Aber die Musik ist gut (sehr gut, wunderschön, wundervoll sagen die Bremer). Gestern ist solch ein Hanseate eingebracht, der desertiert war. Dieser Kerl war ein Jude und ging bei Pastor Treviranus in Religionsunterricht und wollte getauft werden. Nun desertierte er, ging aber nicht aus der Stadt, sondern schrieb einen Brief an den Pastor Treviranus, er wäre in Brinkum und wäre durch einen Verwandten beredet, dorthin zu kommen; er, der Pastor, möge bitten, daß die Strafe gemildert würde. Das wollte der Pastor auch tun, als auf einmal dieser Kerl gestern vor Bremen arretiert wurde und es sich auswies, wo er war. Jetzt wird er wohl ein Stück oder 60 Hiebe kriegen – denn hier kriegen die Soldaten immer Hiebe.

Es wohnen gar keine Juden in Bremen, bloß ein paar Schutzjuden in der Vorstadt, aber in die Stadt darf keiner ziehen.

Es regnet heute wieder den ganzen Tag. Gestern vor 8 Tagen hat es einmal gar nicht geregnet, sonst alle Tage, wenn auch oft nur ein wenig. Am Sonntag war es sehr heiß, und auch gestern war die Luft etwas schwül, obwohl der Himmel oft bewölkt war, aber heute, nein, heute ist's nicht zum Aushalten. Klatschnaß wird man, sowie man vor die Türe tritt. Wie sieht's bei Euch aus? Jetzt will ich an die Mutter schreiben. – Seid Ihr Kampermanns wieder gut, alte Gänse?

Adieu Marie,

Dein Bruder
Friedrich

2

Engels an Friedrich und Wilhelm Graeber in Elberfeld

[Bremen, 1. September 1838]

Den 1. September. Herren Gebrüder Graeber aus Barmen, derzeit in Elberfeld. Indem ich mich zum Empfange des geehrten Schreibens Ihres Herrn F. Graeber bekenne, erlaube ich mir, ein paar Zeilen an Sie zu richten. Hol mich der Donner, das macht sich. Nun wollen wir gleich mit der bildenden Kunst anfangen. Nämlich mein Hausgenosse, namens George (englisch ausgesprochen) Gorrissen, der erste Hamburger Geck, der je existiert hat; nehmt das Mittel von den beiden Bildern, die da stehen, setzt es auf einen schmalen Rumpf und lange Beine, gebt den Augen einen recht geflappten Blick, eine Sprache, präzise wie Kirchner spricht, nur Hamburger Dialekt, und Ihr habt das komplettste Bild von diesem Flegel, das es gibt. Ich wollte, ich könnte ihn nur so gut treffen wie gestern abend, wo ich ihn auf eine Tafel malte und so präzise, daß ihn alle, sogar die Mägde, erkannten. Sogar ein Maler[1], der hier im Hause wohnt und es sah, der sonst nichts gut findet, fand es sehr gut. – Es ist dieser G. Gorrissen der geflappteste Kerl, den die Erde trägt; alle Tage hat er neuen Unsinn vor, er ist unerschöpflich an abgeschmackten und langweiligen Ideen. Der Kerl hat wenigstens schon zwanzig Stunden auf seinem Gewissen, die er mich gelangweilt hat.



Ich habe neulich Jacob Grimms Verteidigungsschrift[138] mir gekauft, sie ist ausgezeichnet schön und eine Kraft darin, wie man sie selten findet. An *einem* Buchladen habe ich neulich nicht weniger als sieben Broschüren über die Kölner Geschichte[139] gelesen. – NB. Hier habe ich schon Redensarten und Sachen gelesen, besonders in der Literatur bin ich in Übung, die man bei uns nie[140] drucken dürfte, ganz liberale Ideen etc., Räsonnements über den alten hannoverschen Lause-Bock[2], ganz herrlich.

[1] G. W. Feistkorn – [2] Ernst August

Hier sind sehr schöne satirische Bilderbogen. – Einen sah ich schlecht gemalt, aber sehr bezeichnende Gesichter. Ein Schneider auf einem Bock wird von dem Meister aufgehalten, und die Schuster sehen zu. Was noch mehr darauf passiert, ist in der Unterschrift ausgedrückt:

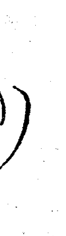
Altmeister, halten Sie mein Roß nicht auf!

Doch das nächstens, denn nun kann ich diese [...][1] nicht kriegen, weil der Prinzipal[2] da sitzt. Der ist sonst ein schrecklich guter Kerl, o so gut, Du kannst dir gar nicht denken.

Entschuldige, daß ich so schlecht schreibe, ich habe 3 Flaschen Bier im Leib, hurra, viel kann ich auch nicht mehr schreiben, denn gleich muß der Brief auf die Post. Es schlägt schon $^1/_2$4, und um 4 Uhr müssen die Briefe da sein. Potz Donnerwetter, merkst Du, daß ich Bier im Leibe habe. – [...][3] Ihr werdet die Güte haben, mir gleich wieder was zu schmieren, meine Adresse weiß der Wurm, dem könnt Ihr's auch geben. Oje, was soll ich schreiben? Oje, oje, oje! Jammer und Elend! Der Alte, d. h. der Prinzipal, geht eben heraus, und ich bin ganz konfuse, ich weiß nicht, was ich schreibe, mir dröhnen allerlei Töne ins Ohr. Grüß den P. Jonghaus und den F. Plümacher, sie sollen mir schreiben, und nächstens werde ich sie auch mit Skripturen langweilen. Könnt Ihr's lesen, was ich dahinsaue?

Was gibst Du mir für das Pfund Konfusion? Ich hab' grade eine Masse vorrätig. Oje.

Dein ergebner
Euer hochwohlgeboren ergebener
F. Engels



Roland,
der Reiter aus Bremen

[1] Nicht zu entziffern – [2] Heinrich Leupold – [3] ein Satz ist nicht zu entziffern

3

Engels an Marie Engels
in Barmen

[Bremen] den 11. Sept. [1838]

Liebe Marie,

„In der Hoffnung, daß ich wieder einen Brief von **4 Seiten** von Dir bekommen werde, verbleibe ich etc." Ja, Du Gänschen, 4 Seiten sollst Du haben, aber sie sind auch danach, mit dem Maße, mit welchem Du mißt, soll Dir wieder gemessen werden, und doch ist das noch zuviel für Dich. Denn ich schreibe auf solch eine kleine Seite soviel wie Du auf eine große, und solch ein Papierverschänden möchte ich mir nächstens auch verbitten; wenn der Dicke so weit schreibt, so ist das was andres. Verstehn Sie mir, Mamsellchen? – Wenn Ihr dieses Jahr nicht nach Xanten geht, so müßt Ihr sagen: Tröste Dich mit Hiob

Un schmear de Monk met Syrop.

Ich kann's nicht helfen, sagt man hier in Bremen. Ihr könnt Euch ja denken, Ihr wärt da gewesen, und weißt Du nicht mehr, wie es der Hermann[1] machte, als er ein Glas Wein bekam? Er trank ganz langsam, damit er lange Freude davon habe. Also müßt Ihr auch sagen: Wenn wir jetzt in Xanten wären, so könnten wir uns nicht mehr darauf freuen, daß wir noch hingingen, aber nun haben wir noch ein ganzes hoffnungsvolles Jahr vor uns, da können wir uns recht satt freuen. Sieh, das ist politisch, so würden Sokrates und Eulenspiegel auch sagen. Merke Dir das für die Zukunft. Du siehst, ich kann Dir auch Ermahnungen geben, ebensogut wie Du mir. Und wenn Du mir wieder schreibst, so fange mir nicht jeden Absatz an mit: „Denke Dir". Wie kommst Du an diese edle Gewohnheit? Wie kannst Du sagen „ich weiß nicht mehr, was ich schreiben soll", wenn Du mir noch nicht gesagt hast, was für ein Hauptzeugnis Du und Anna[2] hast, wer die Abhandlung vor Eurem Programm dies Jahr geschrieben hat; der Dicke wird auch wohl einen Witz gerissen haben in den 8 Wochen, die ich weg bin, konntest Du mir das nicht schreiben? Wieviel mag noch sonst

[1] Hermann Engels – [2] Anna Engels

passiert sein, wovon ich gar nichts wissen kann? Sag einmal, ist das eine Entschuldigung: ich weiß nicht, was ich schreiben soll? Ich weiß auch nicht, was ich schreiben soll, wenn ich eine Zeile anfange, weiß ich noch nicht, was ich in die folgende setzen soll, und es fließt mir doch immer zu, und ich hoffe auch, daß es Dir ersprießlich und von nicht geringem Nutzen sein wird, was ich Dir schreibe. Aber wenn Du zwei Seiten mit weit entfernten Zeilen besät hast, dann meinst Du gleich, Du hättest eine ungeheure Herkulesarbeit verrichtet, aber was denkst Du von mir? Wenn ich diesen Brief an Dich fertig habe, muß ich noch drei andre schreiben, und morgen oder übermorgen müssen sie doch auf die Post. Dabei habe ich nicht viel Zeit, denn heut nachmittag wird das Schiff „Panchita" nach Havanna expediert, und da muß ich Briefe kopieren, statt selbst welche zu schreiben; heute mittag erwarte ich einen Brief von Strücker, und der wird dann auch Antwort haben wollen; und ich darf doch auch nicht wieder dasselbe dem einen schreiben, was ich dem andern geschrieben habe; siehst Du nun, daß es recht wäre, Du schriebst mir sechs Seiten und dürftest Dich nicht beklagen, wenn ich Dir nur $^1/_6$ Seite schriebe? Übrigens ist die Strafpredigt schon so lang wie Dein ganzer Brief, und damit Du siehst, daß ich auch was andres schreiben kann, will ich jetzt so frei sein und Dir sagen, daß ich Dir, wenn ich Pinsel habe, ehe dieser Brief abgeht, einige Bremer Bauernmodebilder einschicken werde. – Aber jetzt hast Du recht, ich weiß nicht mehr, was ich schreiben soll, aber ich will doch einmal sehen, ob ich noch was zu tun kriege; die 4 Seiten sollen voll sein, und das redlich. Was sehr unangenehm ist, die Tore werden abends mit Dunkelwerden geschlossen, und wer dann hinaus oder herein will, muß Sperre bezahlen; jetzt fängt es um sieben Uhr schon an, dann muß man 2 Grote bezahlen, und es steigt mit der Zeit; nach 9 bezahlt man 3 gt., um 10 Uhr 6 gt., um 11 Uhr 12 gt. Zu Pferde muß man noch mehr bezahlen. Es ist mir auch schon ein paarmal passiert, daß ich Sperre bezahlen mußte. – Eben spricht der Konsul[1] mit Herrn Grave über die Briefe, die heut nachmittag geschrieben werden sollen; ich höre das an mit höchst gespannter Seele, wie ein Spitzbub, der die Geschwornen heraustreten sieht und nun: „Schuldig" oder „Nicht schuldig" erwartet. Denn wenn Grave einmal anfängt zu schreiben, dann habe ich, ehe ich mich versehe, sechs, sieben, acht oder mehr Briefe von 1, 2, auch 3 Seiten da liegen. Ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, schon 40 Seiten kopiert, 40 Seiten in solch einem riesenmäßigen Kopierbuch. Eben liegt schon wieder ein Brief nach Baltimore vor mir,

[1] Heinrich Leupold

und siehe da, die 4 Seiten sind voll, es ist $^1/_2$ 12 Uhr, und ich werde nach der Post gehen, unter dem Vorwand, die Konsulsbriefe zu holen, eigentlich aber zu sehen, ob ein Brief von Strücker da ist. Adieu, liebe Marie, ich hoffe auf 4 *große* Seiten,

Dein Bruder
Friedrich

4

Engels an Friedrich und Wilhelm Graeber
in Barmen

[Bremen, 17./18. September 1838]

Den *17. Sept.* Die schwarze Tinte zuerst, dann fängt die rote wieder von vornen an.

Carissimi! In vostras epistolas haec vobis sit respondentia. Ego enim quum longiter latine non scripsi, vobis paucum scribero, sed in germanico-italianico-latino. Quae quum ita sint[1], so sollt Ihr auch kein Wort Latein mehr kriegen, sondern pures, lauteres, reines, vollkommenes Deutsch. Um nun gleich von einer bedeutend wichtigen Sache zu reden, will ich Euch erzählen, daß meine spanische Romanze durchgefallen ist; der Kerl scheint ein Antiromantiker zu sein, so sieht er auch aus; aber ein Gedicht von mir selbsten, die Beduinen, welches in Abschrift beifolgt, wurde eingerückt in ein andres Blatt[141]; nur veränderte mir der Kerl die letzte Strophe und richtete dadurch eine heillose Konfusion ein. Nämlich er scheint das: „Zu unsrem Frack, Pariser[2] Schnitt, Paßt nicht der Wüste schlichtes Hemd, Noch in die Lit'ratur Eu'r Lied", weil es barock erscheint, nicht verstanden zu haben. Der Hauptgedanke ist die Entgegenstellung der Beduinen, selbst in ihrem jetzigen Zustande, und des Publikums, welches diesen Leuten ganz fremd ist. Deshalb darf dieser Gegensatz nicht bloß durch die nackte Beschreibung, die in den beiden scharf geschiedenen Teilen gegeben ist, ausgedrückt werden, sondern er erhält am Schluß erst rechtes Leben durch die Entgegenstellung und die Schlußfolgerung in der letzten Strophe. Nebenbei sind noch Einzelnheiten darin ausgedrückt: 1. die leise Ironie über den Kotzebue und seine Anhänger, mit Entgegenstellung Schillers als des guten Prinzips für unser Theater; 2. Schmerz über den jetzigen Zustand der Beduinen, mit Entgegenstellung ihres früheren Zustandes; diese beiden Nebensachen laufen parallel in den beiden Hauptgegensätzen. Nun nimm die letzte Strophe weg, und alles fällt auseinander;

[1] Ihr Lieben! Dies soll die Antwort auf Eure Briefe sein. Da ich nämlich lange nicht lateinisch geschrieben habe, so werde ich Euch wenig schreiben, aber auf deutsch-italienisch-lateinisch. Da dies so ist – [2] von Engels korrigiert aus „neumod'schen"

wenn aber der Redakteur den Schluß weniger auffallend machen will und schließt: „Jetzt springen sie für Geld herum – nicht der Natur urkräft'ger Drang, das Aug' erloschen, alles stumm, nur einer singt 'nen Klaggesang", so ist der Schluß erstens matt, weil er aus früher schon gebrauchten Floskeln besteht, und zweitens vernichtet er mir den Hauptgedanken, indem er den Nebengedanken: Klage um den Zustand der Beduinen und Gegensatz des früheren Zustands, an dessen Stelle setzt. Also hat er folgendes Unheil gestiftet: 1. den Hauptgedanken, 2. den Zusammenhang des Gedichts ganz und gar vernichtet. Übrigens kostet das dem Kerl wieder einen Groten (= $^1/_2$ Silbergroschen), denn er wird Antwort von mir erhalten in einer Predigt. Ich wollte übrigens, ich hätte das Gedicht nicht gemacht, das Ausdrücken des Gedankens in klarer, anmutiger Form ist mir ganz mißlungen; die Floskeln von Str.[1] – sind eben nur Floskeln, Dattelland und Bileduldscherid sind ein und dasselbe, also 1 Gedanke zweimal mit denselben Worten, und welcher Mißklang: „schallend Lachen zollt" und „Mund gewandt"! Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man seine Verse so gedruckt sieht, sie sind einem fremd geworden, und man sieht sie mit viel schärferen Augen an, als wenn sie geschrieben sind.

Ich mußte tüchtig lachen, als ich mich so aufs Öffentliche transferiert sah, aber bald verging mir das Lachen; als ich das Verändern merkte, bekam ich die Wut und tobte barbarisch. – Satis autem de hac re locuti sumus![2]

Ein ganz eigentümliches Buch fand ich heute morgen bei einem Antiquar, einen Auszug der Acta Sanctorum, leider nur für die erste Hälfte des Jahrs, mit Porträts, Lebensbeschreibungen der Heiligen und Gebeten; aber alles sehr kurz. Es kostete mich 12 Grote, 6 Sgr., und dasselbe gab ich für Wielands „Diogenes von Sinope, oder Σωκράτης μαινόμενος[3]".

An meiner Poesie und deren Produktionskraft verzweifle ich alle Tage mehr, seitdem ich in Goethe die beiden Aufsätze „Für junge Dichter" [142] gelesen habe, in denen ich mich so trefflich bezeichnet finde, wie es nur möglich ist, und aus denen es mir klargeworden, daß durch meine Reimereien nichts für die Kunst getan ist; ich werde aber nichtsdestoweniger fortreimen, weil dies eine „angenehme Zugabe", wie Goethe sagt, ist, auch wohl ein Gedicht in ein Journal einrücken lassen, weil andre Kerls, die ebensolche, auch wohl noch größere Esel sind, als ich bin, es auch tun und weil ich dadurch die deutsche Literatur weder heben noch senken werde; aber wenn ich ein tüchtiges Gedicht lese, dann fährt mir allemal ein Grimm

[1] Wahrscheinlich ist Strücker gemeint – [2] Aber davon haben wir nun genug gesprochen! – [3] (Sōkratēs mainomenos) Der rasende Sokrates

durch die Seele: daß du das nicht hast machen können! Satis autem de hac re locuti sumus!

Meine cari amici[1], man vermißt Euch doch sehr! wenn ich dran denke, wie ich oft in Eure Kammer trat, und da saß der Fritz so behaglich hinterm Ofen mit seiner kurzen Pfeife im Munde, und der Wilm in seinem langen Schläfer rauschte durch die Kammer und konnte nichts rauchen als 4-Pfennigs-Zigarren und riß Witze, daß das Zimmer bebte, und dann rührte sich der gewaltige Feldmann, gleich dem *ξανδὸς Μενελάος*[2], und trat herein, und dann kam der Wurm im langen Rock, mit dem Stock in der Hand, und es wurde gezecht, dann ist der Teufel los, und jetzt muß man sich mit Briefen abfinden – es ist infam. Daß Ihr mir aber auch von Berlin aus tüchtig schreibt, ist constat und naturaliter[3]; die Korrespondenz dahin bleibt auch nur einen Tag länger unterwegs als nach Barmen. Meine Adresse wißt Ihr; sonst ist es auch einerlei, denn ich habe mit unserm Briefträger schon so genaue Bekanntschaft gemacht, daß er mir die Briefe immer aufs Kontor bringt. Honoris causa könnt Ihr aber doch allenfalls draufschreiben: St. Martini Kirchhof No. 2. Diese Freundschaft mit dem Briefträger rührt daher, daß unsre Namen ähnlich sind, er heißt Engelke. – Das Briefschreiben wird mir heute etwas schwer; ich habe vorgestern einen Brief an Wurm nach Bilk und heute einen an den Strücker expediert, den ersten von 8, den zweiten von 7 Seiten, und jetzt wollt Ihr auch Eure Ration haben. Wenn Ihr diesen Brief bekommt, ehe Ihr nach Köln geht, so befolgt folgenden Auftrag: kommt Ihr hin, so sucht die Streitzeuggasse, geht in die Everaertsche Buchdruckerei, Numero 51, und kauft da für mich Volksbücher; Siegfried, Eulenspiegel, Helena habe ich; am wichtigsten sind mir Oktavian, die Schildbürger (unkomplett in der Leipziger Ausgabe), Haimonskinder, Dr. Faust, und was von den übrigen mit Holzschnitten versehen; sind mystische da, so kauft sie auch, bes. die Sibyllenweissagungen. Bis zwei, drei Taler mögt Ihr immerhin gehen. Dann schickt sie mir per Schnellpost, gebt mir den Betrag an, so will ich Euch einen Wechsel auf meinen Alten schicken, der es gerne bezahlen wird. Oder noch mehr, Ihr könnt die Bücher meinem Alten schicken, dem ich die ganze Geschichte auseinandersetzen werde, und der mag sie mir zu Weihnachten schenken, oder wie er will. – Ein neues Studium für mich ist Jacob Böhme; es ist eine dunkle, aber eine tiefe Seele. Das meiste aber muß entsetzlich studiert werden, wenn man etwas davon kapieren will; er ist reich an poetischen Gedanken und ein ganz allegorischer Mensch; seine Sprache

[1] lieben Freunde – [2] (xanthos Menelaos) blonden Menelaos – [3] gewiß und natürlich

ist ganz eigentümlich, alle Wörter haben eine andre Bedeutung als gewöhnlich; statt Wesen, Wesenheit sagt er Qual; Gott nennt er einen Ungrund und Grund, da er keinen Grund noch Anfang seiner Existenz hat, sondern selbst der Grund seines und alles andern Lebens ist. Bis jetzt habe ich erst 3 Schriften von ihm auftreiben können, fürs erste freilich genug. – Doch hier will ich mein Gedicht von den Beduinen hinsetzen.

Die Glocke tönet, und empor
Der seidne Vorhang rauscht alsbald;
Aufmerksam lauschet jedes Ohr
Jedwedem Wort, das dort erschallt.
Doch heut' ist's nicht der Kotzebue,
Dem sonst Ihr schallend Lachen zollt,
Auch tritt nicht Schiller ernst hervor,
Ausgießend seiner Worte Gold.
Der Wüste Söhne, stolz und frei,
Sie treten still zu Euch heran;
Der edle Stolz – er ist vorbei,
Die Freiheit – sie ist abgetan.
Da springen sie für Geld herum –
Der Knab' so in der Wüste sprang,
In Jugendlust – doch alle stumm,
Nur einer singt 'nen Klaggesang.
Man wundert sich ob ihrer Kraft;
So wie man sonst dem Kotzebue
Geklatscht, wenn er sein Krämchen schafft,
Also klatscht ihnen jetzt man zu.
Ihr Wüstensöhne, flink und stark!
Ihr zogt wohl sonst im Mittagsstrahl
Hin durch Marokkos sand'ge Mark
Und durch das milde Datteltal!
Ihr streiftet durch die Gärten hin
Des Landes Bileduldscherid,
Zum Raube stand der mut'ge Sinn,
Zum Kampfe ging der Rosse Schritt!
Ihr saßt wohl sonst im Mondenglanz
Am Palmenquell im dürren Land,
Und holder Märchen bunten Kranz
Flocht Euch ein schöner Mund gewandt.

Ihr schlummertet im engen Zelt
Im Arm der Liebe, träumevoll
Bis Morgenlicht den Himmel hellt'
Und der Kamele Brüllen scholl!
Zieht wieder heim, Ihr Gäste fremd,
Zu unserm Frack, Pariser Schnitt,
Paßt nicht der Wüste schlichtes Hemd,
Noch in die Lit'ratur Eu'r Lied!

Den 18ten[143]

Cur me poematibus exanimas tuis[1], werdet Ihr ausrufen. Aber ich quäle Euch jetzt noch viel mehr damit oder vielmehr darum. Der Guilelmus[2] hat noch ein Heft Verse von mir, wie ich sie hinschrieb. Dieses Heft bitte ich mir aus und zwar so: Ihr könnt alles unbeschriebene Papier davon schneiden und mir sodann bei jedem Eurer Briefe ein paar[3] Blatt beilegen, das erhöht das Porto nicht. Zur Not auch noch sonst einen Fetzen, wenn Ihr es pfiffig verpackt und den Brief vor der Absendung gut preßt, etwa eine Nacht zwischen ein paar Lexika legt, so merken die Kerls nichts. – Das inliegende Blatt für Blank besorgt Ihr wohl. Ich krieg' eine furchtbar ausgedehnte Korrespondenz, mit Euch nach Berlin, mit Wurm nach Bonn, nach Barmen und Elberfeld desgleichen, aber wenn ich das nicht hätte, wie sollte ich die unendliche Zeit totschlagen, die ich auf dem Comptoir, ohne doch lesen zu dürfen, zubringen muß? – Vorgestern war ich bei meinem Alten[4], id est principalis[5], seine Frau wird genannt die Altsche (italienisch alce, das Elentier, geradeso ausgesprochen), auf dem Lande, wo seine Familie wohnt, und viel Pläsier gehabt habe. Der Alte ist ein köstlicher Kerl, er schimpft seine Jungens immer polnisch aus. Ihr Ledschiaken, Ihr Kaschuben! Auf dem Rückwege habe ich mich bemüht, einem Philister, der mit da war, einen Begriff von der Schönheit der plattdeutschen Sprache zu geben, habe aber gesehen, daß dies unmöglich ist. Solch ein Philister ist doch eine unglückliche Seele, aber dabei doch überglücklich in seiner Dummheit, die er für die größte Weisheit hält. Neulich abend war ich im Theater, sie gaben den „Hamlet", aber ganz schauderhaft. Doch darum will ich lieber ganz davon schweigen. – Daß Ihr nach Berlin geht, ist ganz gut, an Kunst wird Euch da wohl so viel geboten, wie sonst auf keiner Universität, ausgenommen München; dagegen die Poesie der Natur, die

[1] Warum quälst Du mich mit Deinen Gedichten – [2] Wilhelm Graeber – [3] nicht eindeutig zu entziffern – [4] Heinrich Leupold – [5] das ist der Prinzipal

fehlt: Sand, Sand, Sand! Hier ist es weit besser; die Straßen außer der Stadt sind meistens sehr interessant und durch die mannigfaltigen Baumgruppen sehr anmutig; aber die Berge, ja die Berge, das ist der Donnerwetter. Ferner fehlt in Berlin die Poesie des Studentenlebens, die in Bonn am größten ist, wozu dann das Herumschweifen in der poetischen Umgegend nicht ein Weniges beiträgt. Nun, Ihr kommt ja auch noch nach Bonn. Mein lieber Wilhelm, ich würde Dir rasend gern auf Deinen witzigen Brief ebenso witzig antworten, wenn mir nicht überhaupt aller Witz und im besonderen jetzt gerade die Lust fehlt, die man sich nicht geben kann und ohne die alles erzwungen ist. Aber ich fühle, es geht mit mir zu Ende, es ist mir, als ob mir verschwände jeder Gedanke aus meinem Haupt, als wenn mir das Leben würde geraubt. Der Stamm meines Geistes ganz entlaubt, denn alle meine Witze sind geschraubt und der Kern aus der Schale herausgeklaubt. Und meine Makamen, die verdienen kaum den Namen, während die Deinen Rückert den Ruhm nahmen, diese hier, die ich schreibe, die haben die Gicht im Leibe, sie hinken, sie wanken, sie sinken, ja sie schon sanken in den Abgrund der Vergessenheit, nicht stiegen in die Höhe der Gelesenheit. O Jammer, da sitz' ich in der Kammer, und pochte ich an mein Haupt mit einem Hammer, es flösse doch nur Wasser heraus, mit großem Gebraus. Doch das hilft nicht einer Laus, der Geist ist drum doch nicht drin zu Haus. Gestern abend, als ich zu Bette ging, stieß ich mir meinen Kopf, und es läutete, wie wenn man an ein Gefäß mit Wasser stößt und das Wasser an der andern Seite ans Gefäß klatscht. Ich mußte lachen, als mir die Wahrheit so derb unter die Nase gerieben wurde. Ja Wasser, Wasser! In meiner Stube spukt's überhaupt; gestern abend hörte ich eine Totenuhr in der Wand klopfen, in der Gasse neben mir rumoren Enten, Katzen, Hunde, Dirnen und Menschen. Übrigens verlange ich von Euch einen ebenso langen, wo nicht noch längeren Brief, et id post notas und das nach Noten.

Das ausgezeichnetste Kirchengesangbuch, das es gibt, ist unstreitig das hiesige[144]; es enthält alle berühmten Namen deutscher Poesie: Goethe (das Lied: Der Du von dem Himmel bist), Schiller (Drei Worte des Glaubens)[145], Kotzebue und viele andre. Auch Kuhpockenlieder und was des Unsinns mehr ist. Es ist eine Barbarei ohnegleichen; wer's nicht sieht, glaubt's nicht; dabei ein schauderhaftes Verderben aller unsrer schönen Lieder, ein Verbrechen, was sich auch Knapp im Liederschatz hat zuschulden kommen lassen. – Bei Gelegenheit, daß wir eine Expedition Schinken nach Westindien machen, fällt mir folgende höchst interessante Geschichte ein: Es schickte einmal einer Schinken nach Havanna; der Brief

mit der Berechnung kommt erst später an, und der Empfänger, der schon gemerkt hat, daß 12 Stück fehlten, sieht nun in der Rechnung aufgeführt: Rattenfraß..... 12 Stück. Diese Ratten aber waren die jungen Leute auf dem Comptoir, die sich diese Schinken zu Gemüte geführt hatten; jetzt ist die Geschichte aus. – Indem ich mir erlaube, den noch übrigen Raum mit Aufgreifung und malerischer Darstellung von Äußerlichkeiten (Dr. He) auszufüllen, bekenne ich Euch, daß ich von meiner Reise Euch schwerlich werde viel können zugehen lassen, weil ich's dem Strücker und dem Wurm zuallererst versprochen; ich fürchte schon, daß ich's denen werde 2mal schreiben müssen, und dreimal die ganze Salbaderei, mit vielem Unsinn vermischt, zu schreiben, das wäre doch etwas zuviel. Will Euch aber der Wurm das Heft, das er freilich schwerlich vor Ende dieses Jahres bekommen wird, schicken, so ist mir's recht, sonst kann ich Euch nicht helfen, bis Ihr selbst nach Bonn geht.

Dero ergebenster
Diener



Grüßt den P. Jonghaus, er kann Euch einen Brief beilegen, ich hätte ihm auch geschrieben, aber der Kerl ist gewiß verrissen.

Friedrich Engels

Baldige Antwort. Eure Berliner Adresse!!!!!!!

5

Engels an Marie Engels
in Barmen

Bremen, 9. Okt. 1838

Liebe Marie,

Endlich vier Seiten voll! Nun, da will ich Dich auch loben, daß Dir die Schwarte knackt, wie man zu sagen pflegt. Das Reiten ist jetzt leider vorbei, und darum bin ich sonntags meistens zu Hause, wo ich aber auch viel Pläsier habe; entweder ich lasse mir was vorspielen und vorsingen, oder ich schreibe, und abends wird denn allerlei tolles Zeug getrieben; vorgestern, wo bekanntlich Sonntag war, machten wir einen Ring in eine Obertasse voll Mehl und spielten das bekannte Spiel, ihn mit dem Munde herauszuholen. Wir kamen alle dran, die Frau Pastorin[1], die Mädchen, der Maler[2] und ich auch, während der Herr Pastor[3] in der Ecke auf dem Sofa saß und beim Dampf einer Zigarre das Hokuspokus mit ansah. Die Frau Pastorin konnte dann das Lachen nicht lassen, wenn sie ihn herauskriegen sollte, und machte sich über und über voll Mehl, und als der Maler drankam, pustete er mit aller Gewalt drin, daß das Mehl rechts und links herausschnob und sich wie ein Nebel auf seinen grün und roten Schlafrock niederließ. Nachher warfen wir uns einander das Mehl ins Gesicht, ich machte mich mit einem Korkstopfen schwarz, da lachten sie alle, und wenn ich dann auch an zu lachen fange, dann müssen sie immerfort immer toller, immer voller lachen, und da lachte ich so laut: Hä hä hä hä hä, da lachten die andern alle nach hi hi hi hi hi, ha ha ha ha ha, es war grade wie in dem Märchen, wo der Jude im Dorn tanzen muß, bis sie mich zuletzt baten, ich sollte um Gotteswillen aufhören.

Du bist doch noch immer eine rechte Gans, wenn die Jettchen Troost Dir Langeweile macht, warum läßt Du sie nicht laufen?

Jetzt fängt die Gans an, mir die Leviten zu lesen; das ist rührend. Sag einmal, Gans, kennst Du denn das Sprichwort nicht: Wie Du mir, so ich Dir? Weißt Du denn nicht, daß ich, wenn Du auch noch so klein schreibst, doch noch doppelt so klein schreibe wie Du? Aber wir wollen dem Ding

[1] Mathilde Treviranus – [2] G. W. Feistkorn – [3] Georg Gottfried Treviranus

ein Ende machen, schreibst Du mir vier Seiten, so sollst Du vier Seiten wiederhaben und damit basta. Übrigens, wenn Du wüßtest, wieviel Briefe ich diese Woche geschrieben habe und noch schreiben muß, Du würdest Barmherzigkeit mit mir haben und mit zwei Seiten zufrieden sein. Frag einmal den Strücker, wieviel ich ihm geschrieben hätte, frag einmal den Wurm, doch der ist nicht da – nun will ich Dir's sagen, gewiß 12 solcher Seiten wie diese und dann noch mit roter Dinte ebensoviel dadurch geschrieben. Der schreibt mir aber auch ebensoviel wieder. Dann muß ich wieder an Mutter, Hermann[1], August[2], Rudolf[3] schreiben, was soll das geben? Ich denke, da Du doch auch die andern Briefe lesen kannst, wirst Du nächstens billig sein und nur halb soviel von mir verlangen, als Du mir schreibst. – Die Anna[4], meinst Du, erhöbe ich in den Himmel, nein, so god over nit, dat do ek nit, aber wenn sie mir vier Seiten schreibt und Du nur drei, dann ist sie doch besser als Du? Sonst will ich Dir gerne zugestehen, daß Du ein treuer Schluff bist und mir am allerfleißigsten schreibst. Aber Du mußt Dich auch nicht unterfangen, mir solchen Randal und Spektakel anzuzetteln und zu meinen, Du hättest groß recht, wenn Du doch eigentlich auf den Knieen Abbitte tun solltest! – Du klagst über den Gradehalter – ei, mein Gänschen, halte Dich selbst grade, dann wird man ihn Dir nicht umschnallen. – Was Du vom Wetter schreibst, war hier ebenso, jetzt aber ist das Wetter schaudervoll, es regnet und fisselt in einem fort, zuweilen kommt ein Platzregen, dann alle 24 Stunden ein wenig Blaues am Himmel und alle halbe Jahr ein Sonnenstrahl.

Nun soll ich Dir schreiben, was ich auf Weihnachten nötig habe? Ja, was ich habe, das brauchst Du mir nicht zu machen, was ich nicht habe, weißt Du, was soll ich Dir also schreiben? Sticke mir eine Zigarrendose, oder – – ich weiß nicht was, Du kannst aber die Mutter von Zeit zu Zeit, etwa alle 2, 3 Tage etwas prickeln, daß sie mir zu Christtag den Goethe schickt; ich habe ihn wirklich sehr nötig, denn man kann nichts lesen, oder die Leute berufen sich auf Goethe. Wer war das, Goethe? Herr Riepe: Kinder, das war –!

Deine Zeichnung vom Hühnerhof konnte ich mit aller Leichtigkeit kapieren, und es ist ein sehr praktisches Ding, Katzen oder Iltisse können nicht herein, und die Tiere nicht heraus.

Vorigen Freitag war ich im Theater, sie gaben das „Nachtlager in Granada", eine Oper, die recht hübsch ist; heute abend wird die „Zauberflöte" gegeben, da muß ich hin; es soll mich einmal verlangen, was das für ein Stück ist, ich hoffe, es wird recht schön sein.

[1] Hermann Engels – [2] August Engels – [3] Rudolf Engels – [4] Anna Engels

Den 10. Oktober. Im Theater bin ich gewesen, und die „Zauberflöte" hat mir sehr gut gefallen; ich wollte, Du könntest auch einmal mit mir dahin gehn, ich wette, es gefiele Dir sehr gut. – Ja, Marie, was soll ich Dir nun schreiben? Soll ich in Ermangelung eines Besseren ein wenig brummen? Ich weiß gewiß nichts Besseres, und Du wirst ja auch zufrieden sein, wenn die 4 Seiten voll sind, einerlei, was drauf steht. In Bremen hier sind die Kaufmannshäuser alle ganz merkwürdig gebaut; sie stehen nicht an der Straße, so wie unser Haus, mit der langen, sondern mit der schmalen



Seite, und die Dächer stehen so aneinander und die Diele ist ganz groß und hoch, wie eine kleine Kirche, oben und unten, grade übereinander, sind Luken, die mit Falltüren verschlossen sind und durch welche eine Winde auf und ab gehen kann; denn oben auf dem Oller, da ist ein Warenlager, und durch die Luken werden mit der Winde Kaffee, Leinen, Zucker, Tran etc. heraufgewunden. So sind auf allen Dielen zwei Reihen Fenster überein-

ander. – Jetzt ist die Frau Konsulin[1] wieder in die Stadt gezogen mit ihren 4 kleinen Kindern; die machen einen entsetzlichen Spektakel. Glücklicherweise gehen auch 2 von diesen, Elisabeth und Loin (soll Ludwig heißen) in die Schule, und so hat man nicht den ganzen Tag den Lärm zu hören, aber Loin und Siegfried, wenn die zusammen sind, so lärmen sie, daß es nicht zum Aushalten ist; neulich tanzten sie auf den Leinenkisten herum, jeder mit seiner Flinte und seinem Säbel bewaffnet, und forderten sich zum Zweikampf heraus, und Loin blies dann auf seinem Muschelhorn, daß einem die Ohren gellten. Ich habe es sehr pläsierlich, vor meinem Pult ist ein großes Fenster nach der Diele hin, und so kann ich alles ganz genau sehen, was da vorfällt.

Weil Du mir den Hühnerhof gezeichnet hast, so zeichne ich Dir die Kirche, wie man sie vom Kontor aus sieht. Farewell.[2]

Dein Bruder
Friedrich

[1] Frau Leupold – [2] Lebe wohl.

6

Engels an Marie Engels
in Barmen

Bremen, 13. Nov. 1838

Liebe Marie,

Deine beiden Briefe haben mich sehr gefreut, und ich will sehen, daß ich Dir noch ziemlich was erzählen kann, soviel Raum und Zeit es zulassen. Es ist nämlich schon 3 Uhr durch und um vier Uhr muß der Brief auf die Post. Ich weiß aber wirklich eigentlich gar nichts zu erzählen, hier passiert nichts Ungewöhnliches, als daß die Bremer wieder ihre beiden großartigen Kanonen an der Hauptwache aufgestellt haben, daß man hier statt „Fußbank" Fußtritt sagt, daß hier sehr viele Mackintoshs getragen werden, daß es diese Nacht unendlich kalt war und Blumen an die Fenster gefroren sind, daß jetzt die Sonne scheint und dgl. Noch eins fällt mir ein, was Du der Mutter sagen solltest, nämlich, ich schrieb Ende September an Graebers, wenn sie nach Köln gingen, sollten sie mir Volksbücher schicken und sich das Geld von Vater geben lassen[1]; nun haben sie, da sie selbst nicht hinkamen, an ihren Vetter geschrieben; sollte der also welche per mezzo[2] den Herrn Pastor Graeber schicken, so ist es gut, und der Vater tut mir wohl den Gefallen, die Sache für meine Rechnung abzumachen; schickt er keine, so ist es auch gut, und ihr habt keine Plage davon. Ich würde eher davon geschrieben haben, bin aber erst heute von der gehörigen Prozedur in bedeutende Kenntnis gesetzt. Wilhelm Graeber schreibt mir auch – das ist recht was für Dich –, daß man in Berlin keine eigentlichen Abtritte habe, sondern bloß Nachtstühle, und zwar müßten diese apart gemietet werden, welches monatlich 5 Silbergroschen koste; sie, als Pastorensöhne, seien aber auch in dieser Hinsicht steuerfrei. Auch erzählen sie mir viel von ihrer Fußreise durch den Harz und auf den Blocksberg und wie sie mit einem langen Garde-Unteroffizier von Magdeburg nach Berlin gefahren sind. Wenn Du mich einmal besuchen willst, so will ich Dir die ganze Historie vorlesen, auch die Geschichte von der schönen Dorothee, die im Siebertal im Harz passiert ist, wo ein reicher, reicher Herr sich in ein kleines Mädchen

[1] Siehe vorl. Band, S. 335 – [2] durch

von 7 Jahren verliebt hat und ihrem Vater einen Ring gegeben hat, daß er wiederkommen wollte und sie heiraten, wenn ihr der Ring paßte, und wie er nach zehn Jahren wiederkommt, da war das Mädchen seit einem Jahre tot, und da ist der Herr vor lieber langer Weile auch gestorben, wovon der Fritz Graeber ein rührendes Lied gemacht hat usw. Aber die Seite ist gleich voll, ich will eben noch einen Brief kopieren, der noch mit soll, und dann nach der Post gehn. Schreibst Du wohl an Ida[1]? Dem H[errn] Holler hat die Julchen[2] in Mannheim sehr gut gefallen, aber Karl[3] ist ganz bös gewesen, daß er sie so oft besucht hat, erzähl's aber ja nicht weiter. Adieu, liebe Marie.

Dein
Friedrich

[1] Ida Engels – [2] Julie Engels – [3] Karl Engels

7

Engels an Marie Engels
in Barmen

[Bremen, um Weihnachten 1838]

Liebe Marie!

Nun, Du machst auch was Rechts her mit Deinem Kranksein, alle Augenblicke liegst Du Spinte im Bett, das mußt Du Dir abgewöhnen. Daß Du mir nur ja wieder auf bist, wenn Du diesen Brief kriegst, hörst Du? Für die schöne Zigarrenbüchse danke ich Dir und kann Dir versichern, daß sie den komplettesten Beifall sowohl in Wahl des Musters als auch in der Ausführung bei dem strengsten aller Rezensenten, dem Herrn G. W. Feistkorn, Maler, gefunden hat. Die Marie Tr[eviranus] hatte mir auch eine gestickt, sie hat sie aber wieder zurückgenommen, und die geht jetzt nach Münster am Stein bei Kreuznach zum Herrn Pastor Hessel, dem Marie auch eine versprochen hatte. Sie macht mir ein Zigarrenkörbchen dafür. Die Frau Pastorin[1] hat mir einen Geldbeutel gehäkelt. Auch Leupolds Jungen haben eine Flinte für Zündhütchen bekommen, auch Säbel, und der Alte[2] nennt sie nicht anders als: Du Kriegesknecht! Du Kaschube! Was das für ein Rätsel ist mit dem Teich, begreife ich nicht, aber ich will Dir eins aufgeben, weißt Du, was ein Ledschiak ist? (Das weiß ich selber nicht, es ist ein Schimpfwort, welches der Alte sehr oft gebraucht. –)[3] Das ist die Auflösung, wenn Du es nicht raten kannst, so halt es gegen den Spiegel, da kannst Du es lesen. Eben höre ich, daß die Familie Leupold durch ein kleines Mädchen einen Zuwachs bekommen hat.

Ich will Dir doch auch erzählen, daß ich jetzt am Komponieren bin, und zwar mache ich Choräle. Es ist aber entsetzlich schwer, der Takt und die Kreuzer und die Akkorde machen einem sehr viel zu schaffen. Bis jetzt habe ich es noch nicht weit gebracht, aber ich will Dir doch eine Probe hersetzen. Es sind die beiden ersten Zeilen von: Ein' feste Burg ist unser Gott.



[1] Mathilde Treviranus – [2] Heinrich Leupold – [3] der eingeklammerte Satz steht in der Handschrift in Spiegelschrift

Weiter hab' ich's noch nicht bringen können als zweistimmig, vierstimmig ist noch zu schwer. Ich hoffe, ich werde keinen Schreibfehler gemacht haben, und so probier Du einmal, das Ding zu spielen.

Adieu, liebe Marie.

Dein Bruder
Friedrich

1839

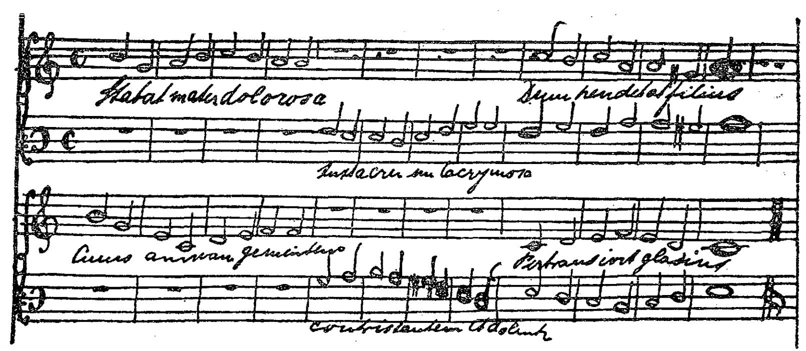
8

Engels an Marie Engels
in Barmen

[Bremen] den 7. Jan. 39

Liebe Marie,

Hoffentlich hast Du den Zahn jetzt ausgezogen oder hast es gar nicht nötig. – Das Rätsel von dem Teich ist sehr schön, Du mußt es aber aus dem Kopfe lösen können. Hör einmal, das Komponieren, das ist eine schwere Sache, da muß man auf so vielerlei achtgeben, auf Harmonie der Akkorde und richtige Fortschreitung, das macht viel Mühe. Ich will aber mal sehen, ob ich Dir nächstens nicht wieder was schicke. Ich bin jetzt dran, einen andern Choral zu komponieren, da wechselt in der Singstimme Baß und Sopran ab. Paß mal auf.



Die Begleitung fehlt noch, wahrscheinlich werde ich auch noch einzelnes verändern. Daß das meiste, ausgenommen die 4te Zeile, aus dem Gesangbuch gestohlen ist, ist klar. Der Text ist das bekannte lateinische Stabat mater dolorosa juxta crucem lacrymosa Dum pendebat filius[1]. [146]

[1] Unterm Kreuz die schmerzensreiche Mutter stand, die tränenbleiche, Da der Sohn am Kreuze hing

Heute mittag hat der Herr Pastor[1] ein Schwein geschlachtet, im Waschhaus, die Frau Pastorin wollte zuerst von dem Schnak nichts wissen, er aber sagte, er wollte es ihr schenken, und da mußte sie es wohl nehmen. Es hat auch gar nicht geschrieen. Als es tot war, kam die ganze weibliche Familie herein. Die alte Großmama aber ließ sich das Blutrühren gar nicht nehmen, das sah ganz komisch aus; morgen werden die Würste gemacht, das ist auch recht ihr Leben.

Du sagst, Du hättest einen Affen gesehen, und das seiest Du gewesen; weißt Du wohl, daß auf der Oblate, mit der Du Dein Briefchen zugemacht hattest, stand: Je dis la vérité?[2]

Auch ein Spiegel ist drauf abgemalt.

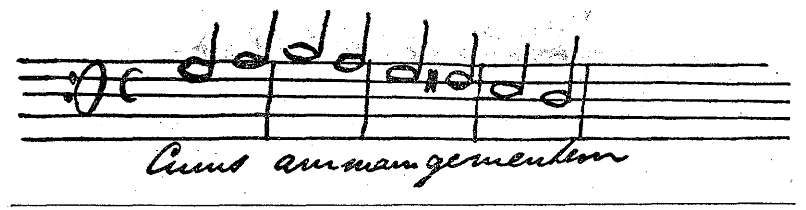
Sage der Mutter, sie sollte nicht mehr schreiben: Treviranus, sie kann den Herrn Pastor auch ganz von der Adresse lassen, der Briefträger weiß doch, wo ich wohne, da ich alle Tage die Briefe an der Post hole; auch kommt er sonst wohl in Versuchung, sie mir nicht ans Kontor zu bringen, sondern nach Trev[iranus], und da bekomme ich sie erst ein paar Stunden später, wenn ich nach Hause gehe.

Der Strücker hat mir geschrieben, der Hermann[3] hätte den Sonntag vor Neujahr allerlei aufgeführt, einen Kellner etc., er soll mir doch was davon schreiben. – Der Str[ücker] lobte seine Gewandtheit dabei sehr, er hätte den Kellner so schön gemacht, als wär er 3 Jahre in einem Wirtshaus gewesen. Er ist wohl stark am Wachsen?

Die Mutter soll das Komponierte dem Schornstein nicht zeigen, sonst sagt er wieder: Nu hört allens uf. Ich erfahre doch alles, was passiert; nächstens, wenn ich wieder in Barmen bin, will ich bremischer Konsul werden wie der Alte[4].

Addiós mi hermana.[5] Dein *Friedrich*

Die vielen Schreibfehler im Baß mußt Du entschuldigen; ich bin es nicht gewohnt, Noten zu schreiben. Auf den Fall, daß Du die vorletzte Zeile nicht lesen könntest, schreibe ich sie Dir noch einmal hin.



[1] Georg Gottfried Treviranus – [2] Ich sage die Wahrheit? – [3] Hermann Engels – [4] Heinrich Leupold – [5] Lebe wohl, meine Schwester.

9

Engels an Friedrich Graeber

[Bremen, 20. Januar 1839]

An Fritz Graeber.

Florida

I

Der Geist der Erde spricht:

Dreihundert Jahre sind's, da kam gefahren
Das trotz'ge weiße Volk von jener Weite
des Ozeans, da ihre Städte waren.
Die Inseln wurden bald der Starken Beute,
Da hob die Faust ich aus dem Meer empor,
Ob diese auch ihr kecker Fuß beschreite.
Mit Wald war sie bedeckt und Blumenflor,
Und durch die tiefen Tälerfurchen streifte
Mein treu Geschlecht, der braunen Männer Chor.
Der ew'ge Vater mild hernieder träufte
Des Segens Fülle – da die Weißen kamen,
Es naht' ihr Schiff, das irr im Meere schweifte.
Und ihrem Sinn gefiel das Land, sie nahmen
Es weg, wie sie die Inseln sich geeignet,
Für mein Volk brachten sie der Knechtschaft Samen.
Der Furchen Grenze haben sie verleugnet,
Sie maßen mit Quadranten meine Hand,
Sie haben fremde Linien drein gezeichnet.
Bald überschwemmten sie das ganze Land,
Ein Finger ist's, den sie noch nicht bedeckt,
Wer dahin kommt, ist in den Tod gerannt.
Auf diesen Finger hab ich mir gesteckt
Jetzt einen Ring, den meine Braunen bilden;

Sie haben ihre Speere vorgestreckt,
  Und schützen sie mich nicht mit ihren Schilden,
Zerfeilt den Ring der Weißen Übermut,
Dann zieh ich samt den Weißen und den Wilden
Die Hand herab in die empörte Flut.

II

Der Seminole spricht:

  Nicht Frieden will ich meinen Brüdern künden,
Krieg sei mein erstes Wort, mein letztes Schlacht,
Und wenn sich Eure Blicke dann entzünden,
  Wie Waldbrand, vom Orkane angefacht,
Dann sag ich, daß Ihr einst mit Recht mich nanntet
Des Wortes Sonne, der entweicht die Nacht!
  Wie Ihr in wilder Jagdlust sonst entbranntet,
Unschuld'ge Tiere, die Euch flohn zu jagen,
Wie Ihr verfolgend Pfeil auf Pfeil entsandtet,
  So meint das Volk der Weißen Euch zu jagen –
Daß sie das Wild, daß Ihr die Jäger seid,
Das lasset ihnen Eure Pfeile sagen.
  Auf uns, die Roten, schauen sie mit Neid,
Und daß sich ihr verhaßtes Weiß nicht zeige,
Verhüllen sie sich ganz mit buntem Kleid.
  Sie nannten unser Land das blumenreiche,
Weil mannigfache Blumen hier erblühen,
Die sollen alle, blaue, gelbe, bleiche,
  Ein rotes Kleid sich alle überziehen,
Besprenget von der Weißen rotem Blut,
Und der Flamingo soll nicht röter glühen.
  Zu ihren Sklaven waren wir nicht gut,
Drum brachten sie die feigen Schwarzen her,
Sie sollen kennen unsre Kraft und Mut!
  Kommt nur, Ihr Weißen, lüstet's Euch so sehr,
Ihr mögt die Huldigung Euch selber holen,
Aus jedem Schilf, von jedem Baume her
Erwartet Euch der Pfeil des Seminolen!

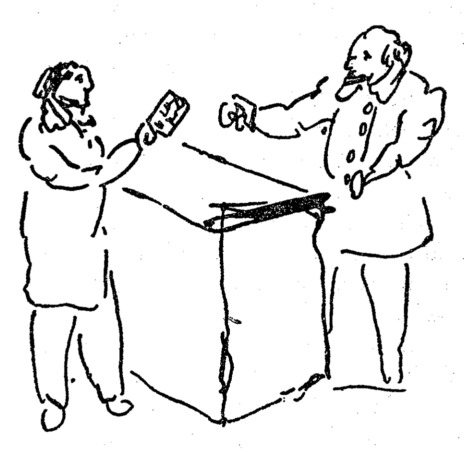
III

Der Weiße spricht:

Wohlan! so will ich denn zum letzten Male
Dem rauhen Schicksal kühn die Stirne bieten,
Will frei entgegenschaun dem Mörderstahle!
Du bist mir wohl bekannt, Du Schicksalswüten!
Du hast mir stets des Lebens Lust verbittert –
Meint Ihr, daß mir der Liebe Freuden blühten?
Die hat durch Spott mein armes Herz zersplittert,
Die ich geliebt; ich suchte Trost im Streben
Nach Freiheit, und vor unserm Bund gezittert
Hat mancher König, Fürsten sahn mit Beben,
Wie deutsche Jünglinge zusammenstanden –
Drauf hab ich sieben Jahr von meinem Leben
Gebüßet für die Schuld in ehrnen Banden.
Da brachte man mich hin zum schnellen Schiffe,
Frei sollt' ich werden, doch in fernen Landen. –
Die Küste winkt! Da auf dem Felsenriffe
Zerbirst das Schiff, und in die wilde Brandung
Stürzt alles Volk, daß ich allein ergriffe
Ein Brett, das sich mir bot, zur schweren Landung,
Das war das erste Glück, das mir geschehen,
Die andern ruhen in der Flut Versandung.
Doch kann ich je dem Unheil wohl entgehen?
Die Wilden stürzen auf mich los und binden
Mich, den zum Tod, der Rache sie ersehen.
Die Freiheit dacht' ich wieder hier zu finden,
Und Freiheitskämpfer grüßen mich mit Mord,
So muß ich büßen meiner Brüder Sünden!
Doch sieh, was schwimmt heran zum Ufer dort?
Ein Kruzifix! Wie schaun so mild die Züge
Mich an des Heilands! Ach, mir fehlt sein Wort,
Wenn sterbend ich auf heißem Sande liege,
Da kommt er selbst zu mir, der Gnadenreiche!
Ich murre hier, und für mich wird im Kriege
Mit Höllenwut Gott selber eine Leiche!

Da hast Du meinen Beitrag fürs nächste Kränzchen, ich habe gesehen, daß es wieder bei uns gewesen ist, und es tat mir sehr leid, daß ich nichts dazu eingeschickt hatte. Jetzt zur Beantwortung Deines Briefes. – Aha! Warum liest Du die Zeitung nicht! Da hättest Du bald gesehen, was von der Geschichte in der Zeitung stand und was nicht. Das ist meine Schuld nicht, wenn Du Dich blamierst. In der Zeitung haben bloß offizielle Berichte des Senats gestanden, die freilich auch danach gewesen sind. Die Komödie von Plümacher muß sehr schön sein, ich habe zweimal darum geschrieben, und er hat kein Wort davon verlauten lassen. Was den Jonghaus und seine Liebe anbetrifft, so habe ich mit dem noch ein besonderes Kapitel drüber abzumachen. Ihr Menschen laßt Euch immer durch „Dieses und Jenes" vom Schreiben abhalten, sage mal, kannst Du mir nicht alle Tage, von dem an, daß Du meinen Brief bekommst, eine halbe Stunde schreiben?, so bist Du in 3 Tagen fertig. Ich muß alle diese Briefe schreiben, 5 Stück, schreibe viel enger als Ihr und bin doch in 4 à 5 Tagen fertig. Ja, es ist schrecklich. 8 Tage sollt Ihr Zeit haben, aber am neunten Tag nach Empfang meines Briefes müßt Ihr den Eurigen auf die Post geben, das geht nicht anders; sollte ich bei Wurm andre Bestimmungen gemacht haben, so ändre ich sie hiermit um, 8 Tage Zeit habt Ihr, sonst treten die bei Wurm angedrohten Strafen ein; keine Verse und ebenso langes Wartenlassen.

Hier hast Du einen Holzschnitt à la Volksbücher, der Dir klar darstellt, wie ich auf Euch passe, d.h. auf Eure Briefe. Ich dachte, ich hätte heute



Briefträger: Herr Konsul, ein Brief!
Konsul: Aha! Gut.



Engels: Nichts für mich?
Briefträger: Nein.

die Briefe noch weggekriegt (Sonntag, den 20. Jan.), aber es schlägt halb fünf, und heute geht die Post schon um fünf. Wieder ein Strich durch die Rechnung. Nun das Gute hat's doch, daß ich jetzt mit Ruhe scheißen und dann Euch mit Ruhe schreiben kann. Für Peter J[onghaus] habe ich noch keinen Brief anfangen können. Verdammt, da sitzt einer auf dem Abtritt, und es drängt mich von oben bis unten, mich zu ergießen.

Es ist merkwürdig, daß, wenn wir unsre größten Dichter zusammennehmen, immer zwei und zwei sich ergänzen, so Klopstock und Lessing, so Goethe und Schiller, so Tieck und Uhland. Jetzt aber steht Rückert ganz allein da, soll mich einmal verlangen, ob der noch einen bekommt oder ob er eher abstirbt; es hat fast den Anschein. Als Liebesdichter könnte man ihn mit Heine zusammenstellen, aber leider Gottes sind die zwei sonst so heterogen, daß man sie gar nicht vereinen kann. Klopstock und Wieland sind doch noch Gegensätze, aber Rückert und Heine haben nicht die mindeste andre Ähnlichkeit, und stehen beide absolut da. Die Berliner Partei des Jungen Deutschlands ist doch eine saubre Compagnie! Da wollen sie unsre Zeit umstempeln zu einer Zeit der „Zustände und feinen Bezüge", welches soviel bedeutet als: wir schreiben was in die Welt hinaus, und um die Seiten vollzukriegen, schildern wir Dinge, die nicht da sind, und das nennen wir Zustände, oder wir bringen das Hundertste mit dem Tausendsten zusammen, und das geht unter dem Namen der „feinen Bezüge". Dieser Theodor Mundt sudelt da was in die Welt hinein von der Demoiselle Taglioni, die „Goethe tanzt", schmückt sich mit Floskeln aus Goethe, Heine, der Rahel[1] und der Stieglitz, sagt den köstlichsten Unsinn über Bettina[2], aber alles so modern, so modern, daß es eine Lust sein muß für einen Schnipulanten oder für eine junge, eitle, lüsterne Dame, dergleichen zu lesen.[147] Dieser Kühne, Mundts Agent in Leipzig, redigiert die „Zeitung für die elegante Welt", und die sieht jetzt aus wie eine Dame, deren Körperbau für einen Reifrock eingerichtet, und die jetzt in ein modernes Kleid gesteckt wird, daß bei jedem Schritt die holdselige Krümmung der Beine durch das schmiegsame Kleid sichtbar wird. Es ist köstlich! Und dieser Heinrich Laube! Der Kerl schmiert in einem fort Charaktere, die nicht existieren, Reisenovellen, die keine sind, Unsinn über Unsinn, es ist schrecklich. Wie es mit der deutschen Literatur werden soll, weiß ich nicht. Drei Talente haben wir, Karl Beck, Ferd. Freiligrath und Julius Mosen; der dritte ist wohl ein Jude und läßt in seinem „Ahasver" den ewigen Juden an allen Enden dem Christentum trotzen; Gutzkow, der noch mit der

[1] Rahel Varnhagen von Ense – [2] Bettina von Arnim

Vernünftigste ist, tadelt ihn deshalb, weil Ahasveros eine gemeine Natur sei, ein wahrer Schacherjude[148]; Theodor Creizenach, ebenfalls ein juif[1], packt nun in der „Zeitung für die elegante Welt" den Gutzkow auf eine wütende Weise an[149], aber Gutzkow steht ihm zu hoch. Dieser Cr[ei]z[enach], ein gewöhnlicher Tagesschreiber, erhebt Ahasver in alle Himmel, als einen getretenen Wurm, und schimpft auf Christus, als einen eigenmächtigen, stolzen Herrgott; meint auch, freilich sei im Volksbuch der Ahasver eben nur ein gemeiner Kerl, aber im Löschpapier der Jahrmarktsbuden sei Faust auch nicht viel mehr als ein gemeiner Hexenmeister, während doch Goethe die Psychologie mehrerer „Jahrhunderte" in ihn gelegt habe. Letzteres ist klar, Unsinn zu sein (wenn ich nicht irre, ist das eine ganz lateinische Konstruktion), aber mich rührt nur das wegen der Volksbücher. Freilich, wenn Theodor Creizenach darauf schimpft, so müssen sie wohl sehr, sehr schlecht sein, indessen wage ich zu bemerken, daß im Volks-Ahasver mehr Tiefe und Poesie ist als in dem ganzen Th. Cr[eizenach] benebst seinen löblichen Konsorten. Ich habe jetzt einige Xenien in Arbeit, von denen ich Dir, soviel davon fertig, hersetze.

Die Journale

1. „Telegraph"

Nennst Du Dich selbst Schnellschreiber, wer wird dann Zweifel noch hegen,
Schnellgeschriebenes sei, was Dir die Blätter erfüllt?

2. „Morgenblatt"

Liest Du am Morgen mich durch, so hast Du vergessen am Abend,
Ob Du auf leeres Papier oder bedrucktes gesehn.

3. „Abend-Zeitung"

Fehlt Dir am Abend der Schlaf, so nimm dies Blatt in die Hände,
Lieblicher Schlummer erfüllt sicherlich Dich alsobald.

4. „Literatur-Blatt"

Dies ist das krittlichste Blatt in dem ganzen Literaturwald,
Aber wie ist es so dürr! weht es der Wind doch herab!

Andre fallen mir grade nicht ein, ich muß also wohl aufhören. Ich muß mich, wie ich eben vermerke, noch bedeutend eilen, wenn ich Schächer

---

[1] Jude

noch morgen die Briefe wegbekommen soll; gleich haben wir Gesellschaft, dann morgen große Rennerei und Kopiererei, so daß es nicht unzweckmäßig sein wird, sehr schnell zu schreiben.

Von Duller lese ich jetzt „Kaiser und Papst", einen vierbändigen Roman. Duller hat einen übermäßigen Ruf; seine „Wittelsbacher"-Romanzen, von denen viele im Hülstett stehen – sind entsetzlich schlecht; er wollte Volkston nachahmen und wurde familiär; sein „Loyola" ist ein scheußliches Konfusorium aller guten und schlechten Elemente eines historischen Romans, mit einer schlechten Stilsauce aufgewärmt; sein „Leben Grabbes" ist entsetzlich entstellt und einseitig; der vorliegende Roman ist schon besser, einzelne Charaktere sind gut, andre wenigstens nicht schlecht gezeichnet, einzelne Situationen sind ziemlich gut aufgefaßt, und die erfundenen Personen sind interessant. Aber das Maß der [Breite][1] und des Hervortretens der Nebenpersonen, neue, kühne Ansichten der Geschichte fehlen ihm, nach dem ersten Bande zu urteilen, gänzlich. Es ist ihm nichts, den am besten gezeichneten Charakter am Ende des ersten Bandes zu töten; auch hat er eine große Vorliebe für absonderliche Todesarten, so stirbt einer vor Wut, als er eben seinem Feinde den Dolch in die Brust stoßen will, und dieser Feind steht am Krater des Ätna, wo er sich eben vergiften will, als eine Spalte des Berges ihn im Lavastrome begräbt. Dann schließt der Band, nachdem diese Szene geschildert: Die Wogen des Ozeans schlagen über dem Scheitel des Sonnenhauptes zusammen. Ein sehr pikanter, im Grunde aber abgedroschener und alberner Schluß. Der soll auch meinen Brief schließen.

Addio, adieu, adiós, adeus.[2]

Dein
Friedrich Engels

[1] In der Handschrift gestrichen: Breite – [2] Auf Wiedersehen (italienisch, französisch, spanisch und portugiesisch).

10

Engels an Hermann Engels
in Barmen

Bremen, 11. Febr. 1839

Lieber Hermann,

Ew. Wohlgeboren ersuche ich, mich künftig nicht mehr mit den Briefanfängen, so Sie vom Herrn Riepe gelernt haben, zu quälen, und erlaube mir nur, für jetzt zu bemerken, daß wir jeden Morgen Winter und jeden Mittag Sommer haben. Denn des Morgens haben wir −5 Grad, und mittags +10°. Das Singen und Komponieren bleibt in steter Übung, hier hast Du von letzterem eine Probe.



Du kannst den Blinden nach der Melodie singen, kannst es aber auch lassen.

Den 12. Februar. Daß Du jetzt bald zu Deinem Hund kommen wirst, freut mich sehr, was ist denn die Frau Mama für eine und wie sieht das Tier aus? Jetzt kommt seine Antiquität, Herr Leupold ins Kontor hinein, da werde ich in einen ernsthafteren Ton fallen müssen, wie der große Shakespeare sagt. Hier ist eine neue Zeitung aufgekommen, die heißt der „Bremer Stadtbote", redigiert von Albertus Meyer, welcher ein sehr großer Schafskopf ist. Er hielt früher Vorlesungen über Völkerglück, Kindererziehung und noch andre Themata, und als er sie drucken



Vorne vor dem Stadtboten geht ein Kerl, der sieht so aus.

lassen wollte, hat das die liebe Obrigkeit nicht zugegeben, es wäre gar zu unsinnig. Er ist von Natur ein Porzellanhändler und liegt schon seit seiner ersten Nummer mit dem „Unterhaltungsblatt" im Streit. Da kebbeln sie sich, daß es zum Kranklachen ist.[1] Fortsetzung bei Marie.

Dein Dich liebender Bruder
Friedrich Engels

[1] An dieser Stelle des Briefes befindet sich links die auf S. 357 wiedergegebene Zeichnung und die dazugehörige Bemerkung

11

Engels an Marie Engels
in Barmen

Bremen, 12. Februar[1] 1839

Liebe Marie!

(Fortsetzung von H[ermann]s Brief.) In diesen „Stadtboten" kommt lauter Unsinn, und nun mache ich auf dem Kontor Gedichte, die ihn zum Spott immer recht loben, lauter konfuses Zeug, und das schicke ich ihm hin unter dem Namen Th. Hildebrandt, und er druckt das dann ganz treuherzig ab. Jetzt hab ich eins im Pult liegen, das soll er hinhaben, das heißt:

Bücherweisheit

Der ist nicht weise, der aus allen Schriften
Sich einen Schwall von Worten zugelegt,
Der wird auch nie des Daseins Schleier lüften,
Ob er auch schwer an Wissenschaften trägt.
Es wird das Gras der nimmer wachsen hören,
Der die Botanik aus dem Grunde kennt,
Und der wird keinem gut zu leben lehren,
Der alle Sätze der Moral Euch nennt.
Nein! In des Menschen Busen liegt verborgen
Der Keim, der ihm die Kunst zu leben zeigt,
Ob er studiert vom Abend bis zum Morgen,
Er lernt's nicht, wie die Leidenschaft er beugt,
Des Herzens Stimme, diese muß er hören,
Und der geht unter, der sie hat verkannt,
Von ihren Worten all, den inhaltschweren,
Das inhaltschwerste heißt Menschenverstand.

So geht es immer in einem fort, alles Spott. Gewöhnlich, wenn ich nicht recht weiß, was ich ihm schicken soll, nehme ich den „Boten" in die Hand

[1] In der Handschrift: Mz.

und stoppele da ein wenig draus zusammen. Neulich setzte ich Karl Leupold an mein Pult und diktierte ihm einen groben Brief an den „Boten“, welchen er gekriegt und mit ungeheuer dummen Randglossen abgedruckt.[150] Aber ich muß jetzt ausgehen, deshalb verharre ich

Dein Dich liebender Bruder
Friedrich

12

Engels an Friedrich Graeber

[Bremen, 19. Februar 1839]

Et Tu, Brute? Friderice Graeber, hoc est res quam nunquam de te crediderim! Tu jocas ad cartas? passionaliter? O Tempores o moria! Res dignissima memoria! Unde est tua gloria?[1] Wo ist Dein Ruhm und Dein Christentum? Est itum ad Diabolum! Quis est, qui te seduxit? Nonne verbum meum fruxit (hat gefruchtet)? O fili mi, verte[2], sonst schlag ich Dich mit Rute und Gerte, cartas abandona, fac multa bona, et vitam agas integram, partem recuperabis optimam! Vides amorem meum, ut spiritum faulenzendeum egi ad linguam latinam et dic obstupatus: quinam fecit Angelum ita tollum, nonsensitatis vollum, plenum et, plus ancora viel: hoc fecit[3] enorme Kartenspiel! Geh in Dich, Verbrecher, bedenke, was der Zweck Deines Daseins ist! Räuber, bedenke, wie Du Dich an allem versündigst, was heilig und unheilig ist! Karten! Die sind aus des Teufels Haut geschnitten! O Ihr Schrecklichen! Ich gedenke Eurer nur noch in Tränen oder Zähneknirschen! Ha, mich faßt die Begeisterung! Am neunzehnten Tage des 2ten Monats 1839, am Tage, da Mittag um 12 Uhr ist, faßte mich der Sturm und trug mich in die Ferne, und da sah ich, wie sie Karten spielten, und da war es Zeit zu essen. Fortsetzung folgt.

Und siehe, es erhob sich von Morgen ein greuliches Donnerwetter, also, daß die Fenster klirrten und die Schloßen herniederschmetterten, sie aber spielten weiter. Darob erhob sich ein Streit, und der König von Morgen zog wider den Fürsten aus Abend, und die Mitternacht hallte wider vom Geschrei der Streiter. Und der Fürst des Meeres machte sich auf wider die Lande im Morgen, und ein Schlagen geschah vor seiner Stadt, desgleichen

[1] Auch Du, Brutus? Friedrich Graeber, dies ist eine Sache, die ich nie von Dir geglaubt hätte! Du spielst Karten? leidenschaftlich? O Zeiten, o Sitten! Eine Sache, die verdient, daß man sich ihrer erinnert! Wo ist Dein Ruhm? – [2] Er ist zum Teufel gegangen! Wer ist es, der Dich verführt hat? Hat mein Wort nicht gefruchtet? O mein Sohn, kehre um – [3] laß die Karten, tue viel Gutes, und führst Du ein reines Leben, dann wirst Du den besten Teil wiedererlangen. Du siehst meine Liebe darin, wie ich den faulenzenden Geist zum Lateinischen getrieben habe und sage mit Verwunderung: wer hat den Engel so toll gemacht, so voll von Unsinn und anderen Dingen: das tat das

die Menschheit nicht gesehen. Sie aber spielten weiter. Und vom Himmel herab stiegen sieben Geister. Der erste trug einen langen Rock, und sein Bart reichte ihm auf die Brust. Den nannten sie Faust. Und der zweite Geist hatte greises Haar um das kahle Haupt, und er rief: Wehe, wehe, wehe! Den nannten sie Lear. Und der dritte Geist war hohen Leibes und gewaltig anzuschauen, des Name war Wallenstein. Und der vierte Geist war wie die Kinder Enaks und trug eine Keule, gleichwie die Zedern auf Libanon. Den nannten sie Herakles. Und der fünfte Geist war von Eisen über und über, und sein Name stand geschrieben auf seiner Stirn: Siegfried, und an seiner Hand ging ein gewaltiger Streiter, das Schwert leuchtete wie der Blitz, das war der sechste und hieß Roland. Und der siebente Geist trug einen Turban auf der Spitze seines Schwertes und schwang eine Fahne ob seinem Haupte, darauf stand geschrieben: Mio Cid.[1] Und die sieben Geister pochten an an der Türe der Spieler, aber sie hörten nicht darauf. Und siehe, da kam von Mitternacht eine große Helle, die flog dahin über das Erdreich wie ein Adler, und da sie vorbei war, sah ich die Spieler nicht mehr. Aber mit schwarzen Zeichen stand geschrieben auf der Türe: בֶּרלִין![2] Und ich verstummte.

Wenn mein Brief an Wilh[elm] noch nicht Beweis genug für meine Unsinnigkeit ist, so fällt es jetzt hoffentlich keinem von Euch mehr ein, daran zu zweifeln. Wo nicht, so will ich Euch noch triftiger davon überzeugen.



Eben sehe ich im „Telegraphen" eine Rezension der Gedichte des Missionars Winkler in Barmen.[151] Sie werden furchtbar heruntergemacht; es gibt eine Masse Proben, die eben einen Missionarsgeschmack verraten.

[1] Ich bin der Cid. – [2] **Berlin!**

Kommt das Blatt nach Barmen, so ist es um Gutzkows Reputation daselbst, die schon sehr gering ist, getan. Diese Proben sind schauderhaft, ganz unendlich ekelhafte Bilder – Pol ist ein Engel dagegen. Herr Jesu, heile du den Blutfluß meiner Sünden (Anspielung auf die bekannte Geschichte im Evangelium[152]) und dgl. mehr. Ich verzweifle immer mehr an Barmen, es ist alles aus in literarischer Beziehung. Was da gedruckt wird, ist, mit Ausnahme der Predigten, zum wenigsten dummes Zeug; religiöse Sachen sind gewöhnlich Unsinn. Barmen und Elberfeld sind wahrhaftig nicht mit Unrecht als obskur und mystisch verschrieen; Bremen steht in demselben Ruf und hat viel Ähnlichkeit damit; die Philisterei verbunden mit religiöser Zelotenwirtschaft, wozu in Bremen noch eine niederträchtige Verfassung kommt, verhindern jeden Aufschwung des Geistes, und eines[1] der vorzüglichsten Hindernisse ist F. W. Krummacher. – Blank klagt so entsetzlich über die Elberfelder Prediger, besonders Kohl und Hermann, ich möchte wissen, ob er recht hat; vor allem wirft er ihnen Dürre vor, nur Krum[macher] sei eine Ausnahme. – Höchst komisch ist, was der Missionar über die Liebe sagt. Paß mal auf, ich will ein derartiges Ding machen.

Liebeserklärung eines Pietisten

Ehrbare Jungfrau! Ich, nach viel und schwerem Ringen,
Gegen die Lust der Welt, die gegen mich tat dringen,
Komm ich mit dem Gesuch, ob sie mich wollte nicht
Nehmen zu ihrem Mann, in Ehrbarkeit und Pflicht.
Zwar liebe ich sie nicht, das wär' zuviel verlanget,
Ich lieb in ihr den Herrn, der –

nein, es geht nicht, man kann so was nicht satirisieren, ohne das Heiligste mit in diesen Kreis zu ziehen, wohinter sich dieses Volk versteckt. Ich möchte einmal eine solche Ehe sehen, wo der Mann nicht seine Frau, sondern Christum in seiner Frau liebt, und liegt da die Frage nicht auf der Hand, ob er auch Christum in seiner Frau beschläft? Wo steht denn was in der Bibel von dieser unsinnigen Wirtschaft? Im Hohen Liede steht: wie süß bist du, Liebe in Wollüsten[153]; aber freilich schimpft man jetzt auf alles Verteidigen der Sinnlichkeit trotz David und Salomo und Gott weiß wem. Über so was kann ich mich entsetzlich ärgern. Diese Kerls rühmen sich noch obendrein, die wahre Lehre zu haben, und verdammen jeden, der nicht etwa an der Bibel zweifelt, sondern der sie anders auslegt wie sie.

[1] In der Handschrift nicht eindeutig zu entziffern

Es ist eine saubre Wirtschaft. Komme einmal einem damit, der oder der Vers sei untergeschoben, die werden Dich schon fuchsen. Gustav Schwab ist der bravste Kerl von der Welt, sogar orthodox, aber die Mystiker halten nichts auf ihn, weil er ihnen nicht immer geistliche Lieder in der Weise: Du sagst, ich bin ein Christ, vorleiert und in einem Gedicht auf mögl[iche] Ausgleichung zwischen Rationalisten und Mystikern hindeutet.[1] Mit der religiösen Poesie ist es fürs erste am Ende, bis einer kommt, der ihr neuen Schwung gibt. Bei Katholiken wie Protestanten geht alles im alten Schlendrian, die Katholiken machen Marienlieder, die Protestanten singen die alte Leier in den prosaischsten Ausdrücken von der Welt. Diese gräßlichen Abstrakta: Heiligung, Bekehrung, Rechtfertigung und weiß Gott was für loci communes[2] und breitgetretene Floskeln mehr sind. Man sollte aus Ärger über die jetzige religiöse Poesie, also aus Frömmigkeit des Teufels werden. Ist denn unsre Zeit so schofel, daß nicht einmal einer neue Wege für religiöse Poesie bahnen kann? Übrigens halte ich dafür, daß die zeitgemäßeste Art die ist, die ich im „Sturm" und „Florida"[3], über welches ich mir ausführlichere Rezension erbitte, bei Strafe des Nichtmehrgedichtehabensollens, angewandt habe. Daß der Wurm die Briefe zurückbehalten, ist nicht verzeihlich.

Dein

Friedrich Engels

---

[1] In der Handschrift folgen die Worte: Von Tieck – [2] Gemeinplätze – [3] siehe vorl. Band, S. 350–352

13

Engels an Friedrich Graeber

[Bremen] den 8. (nisi erro[1]) April 1839

Teuerster Fritz.

Dieser Brief – ja Du denkst wohl, Du würdest Dich bedeutend daran amüsieren, nein, dieses weniger. Du, der Du mich nicht nur durch langes Wartenlassen, sondern auch durch die Entweihung der heiligsten Geheimnisse, die je dem menschlichen Genius verborgen blieben, die Visionen betrübt, geärgert, erzürnt hast, Du mußt eine absonderliche Strafe haben, Du sollst gelangweilt werden, und womit? mit einem Aufsatz, und worüber? über den vielbesagten Hammel: Literatur der Gegenwart.

Was hatten wir vor 1830? Theodor Hell und Konsorten, Willibald Alexis, einen alten Goethe und einen alten Tieck, c'est tout[2]. Da tritt die Julirevolution, seit dem Befreiungskriege die schönste Äußerung des Volkswillens, wie ein Donnerschlag herein. Goethe stirbt, Tieck verkommt immer mehr, Hell schläft ein, Wolfgang Menzel fährt fort, Schusterkritiken zu schreiben, aber ein neuer Geist steht auf in der Literatur; als Dichter vor allen Grün[3] und Lenau; Rückert bekommt einen neuen Schwung, Immermann bekommt Bedeutung, Platen desgleichen, aber das ist nicht genug: Heine und Börne waren schon vor der Julirevolution abgeschlossene Charaktere, aber jetzt erst bekommen sie Bedeutung, und auf ihnen fußt ein neues Geschlecht, das die Literaturen und das Leben aller Völker sich zunutze macht, voran Gutzkow. Gutzkow war 1830 noch Student, arbeitete zuerst für Menzel am „Literatur-Blatt", aber nicht lange; ihre Ansichten stimmten nicht, Menzel wurde flegelhaft, Gutzkow schrieb die berüchtigte „Wally" (Zweiflerin), und Menzel verschrie das Buch mit gräßlichem Spektakel[154], indem er dem Gutzkow die von der Wally ausgesprochenen Ansichten als seine eignen vorwarf und bewirkte wahrhaftig, daß das unschuldige Buch verboten wurde. An Gutzkow schloß sich der freilich unbedeutende Mundt an, der Geldverdienens halber allerlei Unternehmungen anfing, worin er cum suibus[4] noch Aufsätze von andern gab. Beurmann kam

[1] wenn ich nicht irre – [2] das ist alles – [3] Anastasius Grün – [4] mit den seinigen

bald hinzu, ein scharfsinniger Kerl und feiner Beobachter, ferner Ludolf Wienbarg, F. Gustav Kühne, und Wienbarg erfand für fünf dieser Schriftsteller (nisi erro, anno 1835) den Namen: Junges Deutschland. Gegenüber stand der Menzel, der besser zu Hause geblieben wäre, sintemal ihn Gutzkow ebendeswegen zu Tode geschlagen hat, dann die „Evangelische Kirchen-Zeitung", die in jeder Allegorie eine Abgötterei und in jeder Äußerung der Sinnlichkeit eine der Erbsünden findet (heißt der Hengstenberg vielleicht so lucus a non lucendo, d.h. ist er ein Wallach, Kastrat, Eunuch?). Diese Edlen klagten das Junge Deutschland an, sie wollten die Emanzipation der Frauen und die Restauration des Fleisches, nebenbei wollten sie ein paar Königreiche stürzen und Papst und Kaiser in einer Person werden. Von allen diesen Angriffen war bloß der von Emanzipation der Frauen (im Goetheschen Sinne) gegründet und ließ sich auch nur auf Gutzkow anwenden, der ihn später desavouiert (als übermütige Jugendübereilung) hat. Durch das Zusammenhalten bildeten sich ihre Zwecke schärfer aus; es waren die „Ideen der Zeit", die in ihnen zum Bewußtsein kamen. Diese Ideen des Jahrhunderts (so sprachen Kühne und Mundt) sind nicht etwa demagogischer oder antichristlicher Art, wie sie verschrieen werden, sondern sie basieren auf dem Naturrechte eines jeden Menschen und erstrecken sich auf alles, was in den jetzigen Verhältnissen diesem widerspricht. So gehört zu diesen Ideen: vor allen die Teilnahme des Volks an der Staatsverwaltung, also das Konstitutionelle, ferner die Judenemanzipation, Abschaffung alles Religionszwanges, aller Adelsaristokratie etc. Wer kann was dagegen haben? Die „Evangelische Kirchen-Zeitung" und Menzel haben es auf dem Gewissen, daß sie die Ehre des Jungen Deutschlands so verschrieen haben. Schon 1836/37 war unter diesen, durch Einheit der Absicht, nicht aber durch besondre Assoziation verbundenen Schriftstellern, die Idee klar und bestimmt; durch ihre tüchtigen Schriften verschafften sie sich Anerkennung bei den andren meist jämmerlichen Literaten und zogen alle jungen Talente an sich. Ihre Dichter sind Anast[asius] Grün und Karl Beck; ihre Kritiker vor allen Gutzkow, Kühne, Laube und unter den jüngeren Ludwig Wihl, Levin Schücking etc.; dazu versuchen sie sich im Roman, Drama etc. In der neuesten Zeit ist zwar Streit ausgebrochen zwischen Gutzkow und Mundt nebst Kühne und Laube; sie haben beide Anhänger, Gutzkow die jüngeren, Wihl, Schücking etc., Mundt von den jüngeren nur ein paar; Beurmann hält sich ziemlich neutral, so der junge, sehr talentvolle Dingelstedt, neigen aber sehr zu Gutzkow hin. Mundt hat durch den Streit allen seinen Kredit verloren; der des Kühne ist bedeutend gesunken, weil er so gemein ist, alles, was Gutzkow schreibt, herunterzumachen; Gutzkow

dagegen nimmt sich sehr nobel und hält sich meist nur über die große Liebe zwischen Mundt und Kühne, die sich gegenseitig loben, auf. Daß G[utzkow] ein ganz ausgezeichnet ehrenwerter Kerl ist, beweist sein letzter Aufsatz im „Jahrbuch der Literatur“[26].

Außer dem Jungen Deutschland haben wir nur wenig Aktives. Die Schwäbische Schule[11] war schon seit 1820 nur passiv; die Östreicher – Zedlitz und Grillparzer interessieren wenig, weil sie so fremdartig dichten (Z[edlitz] spanisch, Gr[illparzer] antik), unter den Lyrikern ist Lenau schon hinneigend zum Jungen Deutschland trotz seiner kirchlichen Stoffe, Frankl ein gemütlicher Uhland en miniature, K.E. Ebert ist ganz verböhmt; die Sachsen – Hell, Heller, Herloßsohn, Morvell, Wachsmann, Tromlitz – ach du mein Gott, da fehlt der Witz; die Marteauer[155] und Berliner (wozu Du nicht gehörst) sind niederträchtig, die Rheinländer – Lewald ist bei weitem der beste der Unterhaltungsschriftsteller; seine „Europa“ läßt sich lesen, aber die Rezensionen drin sind gräßlich – Hub, Schnezler und Konsorten nicht viel wert, Freiligrath wendet sich noch einmal dem Jungen Deutschland zu, das sollst Du sehen, Duller auch, wenn er nicht vorher schon verkommt, und Rückert, der steht wie der alte Vater da und breitet seine Hände segnend über alle.

Den 9. April. Das ist dieser rührende Aufsatz. Was soll ich armer Teufel nun anfangen? Für meinen eignen Kopf fortochsen? Hab keine Lust. Loyal werden? Pfui Teufel! Mich an die sächsische Mittelmäßigkeit halten – ugittugitt (o Gott, o Gott, hiesiger Ausruf des Ekels). Also ich muß ein Junger Deutscher werden, oder vielmehr ich bin es schon mit Leib und Seele. Ich kann des Nachts nicht schlafen vor lauter Ideen des Jahrhunderts; wenn ich an der Post stehe und auf das peußische Wappen blicke, packt mich der Geist der Freiheit; jedesmal wenn ich in ein Journal sehe, spüre ich nach Fortschritten der Freiheit; in meine Poemata schleichen sie sich und verspotten die Obskuranten in Mönchskapuze und im Hermelin. Aber von ihren Floskeln: Weltschmerz, welthistorisch, Schmerz des Judentums etc. halte ich mich fern, denn die sind jetzt schon veraltet. Und das sage ich Dir, Fritz, so Du einmal Pastor wirst, Du magst so orthodox werden wie Du willst, aber wirst Du mir ein Pietist, der aufs Junge Deutschland schimpft, die „Evangel[ische] Kirchen-Zeitung“ zum Orakel nimmt, wahrlich, ich sage Dir, Du hast's mit mir zu tun. Du mußt Pastor werden zu Gemarke und den verdammten, schwindsüchtigen, ofenhöckerigen Pietismus wegjagen, den der Krummacher zur Blüte gebracht hat. Da werden sie Dich freilich einen Ketzer schelten, aber laß mal einen kommen und Dir aus Bibel oder Vernunft beweisen, daß Du unrecht hast. Der Blank ist

indessen ein verruchter Rationalist, schmeißt das ganze Christentum über den Haufen, was soll daraus werden? Na, ein Pietist bin ich nie gewesen, ein Mystiker eine Zeitlang, aber das sind tempi passati; jetzt bin ich ein ehrlicher, gegen andre sehr liberaler Supernaturalist. Wie lange ich das bleibe, weiß ich nicht, doch hoffe ich es zu bleiben, wenn auch bald mehr, bald weniger zum Rationalismus hinneigend. Das muß sich alles entscheiden. Adios, Friderice, schreib rascher und viel. Tuus

Do hêst de mî dubbelt.
Friedrich Engels *Friedrich Engels*

14

Engels an Marie Engels
in Barmen

Bremen, 10. April 1839

Liebe Marie,

Pardon, daß ich so lange nicht geschrieben, ich will Dir jetzt auch was Schönes erzählen. Am Karfreitag starb der hiesige Bürgermeister Dr. Groening Magnifizenz, und heut vor acht Tagen war die Wahl eines neuen; Herr Senator Dr. J. D. Noltenius Hochwohlgeboren erhielt die Stelle und wurden Freitag in einem langen Zuge aufgeführt. Vorangingen die acht Herrendiener, Leute, deren jeder Bürgermeister zwei zu seiner Bedienung hat, in weißen, porzellanenen, kurzen Pistolen und schönen Strümpfen und in einem Frack von blutrosenroter Farbe, einen Degen an der Seite, und auf dem Kopf einen Buonapartehut; darauf folgten die Bürgermeister, vor allen Herr Dr. Smidt Magnifizenz, welcher der gescheiteste von allen und so gut wie König in Bremen ist; Herr Dr. Duntze, welcher bis an den Hals in den Pelz eingemuckelt war und in die Senatsversammlung immer ein Thermometer mitbringt, dann die Senatoren, Prediger und Bürger, über 6–800 Mann, die alle in ein Haus oder mehrere gingen, wo geïst (nicht Geist) wurde; d. h., sie bekamen alle zusammen Makronen, Zigarren und Wein, aßen und pfropften sich alle Taschen voll. Die Jungens standen vor der Türe und lärmten, und wenn einer herauskam, riefen sie ihm nach: hêt îst, hêt îst! Das taten sie auch einmal dem Herrn Ältermann Hase, da wandte sich dieser majestätisch um und sagte: Ich bin der Herr Ältermann Hase! Da schrieen sie: Ollermann Håse hêt îst, Ollermann Håse hêt îst! und Du kannst Dir denken, wie diese Stütze des bremischen Staats die Stützen seines eignen Körpers in Bewegung setzte, um sich zu retten. Vorigen Samstag wurde ein neuer Senator gewählt an Dr. Noltenius' Stelle, und Dr. Mohr erhielt die Ehre, dessen Iserei Montag abgehalten wurde. Dabei ist Gebrauch, daß einer der Verwandten des neuen Senators das Schwein trinken muß, d. h., er wird unter den Tisch getrunken, welche schwierige Aufgabe denn auch Herr H. A. Heineken, Makler, zur allgemeinen Zufriedenheit löste.

Denn –

Des Lebens Überdruß mit Wehmut zu genießen
Ist Tugend und Begriff,

sagt ein großer Dichter.[156] –

Marie: „Aber Friedrich, wie kannst Du mir nun wohl so dummes Zeug schreiben? Das paßt ja wie die Faust aufs Auge!" Friedrich: I can't help it[1], die Seite muß noch voll – aha, da fällt mich was ein. Vorigen Sonntag ritt ich mit Neviandt und Roth aus, da nimmt der N[eviandt] einen kleinen Engländer, so groß wie die Anna[2], mit; kaum sind wir vor der Stadt, da läßt sich der eine Reitpeitsche geben und haut aufs Pferd, daß es vorn und hinten ausschlägt. Er bleibt ruhig drauf sitzen, das Tier springt nach allen Seiten, aber er fällt nicht herunter. Nun steigt er ab, um die Reitpeitsche, die er verloren, wiederzukriegen, und läßt, o großartige Dummheit, das Pferd ganz allein stehen, das sich auch wenig besinnt und gleich auskneift. Er dahinter, der Neviandt steigt ab und läuft ihm nach, kommt aber unverrichteter Sache zurück, John und das Roß sind weg. Wir reiten nach Horn, packen uns einen und sind kaum auf dem Rückwege, als Mr. John plein carrière[3] hoch zu Roß ankommt. Es war unterwegs aufgehalten, er hatte es bestiegen, nach dem Stall geritten und sich eine neue Peitsche geholt. Nun reiten wir um; Nev[iandt] und ich hatten ziemlich wilde Pferde, und wie wir anfangen, ein wenig zu traben, schießt Mr. John ganz rasend im Galopp an mir vorbei. Mein Roß kriegt die Nücke und kneift ganz pompös aus. Ich merkte den Braten, ließ es ruhig laufen und versuchte nur dann und wann, es zu halten; aber wenn ich's eben aus dem rasenden Jagen aushatte, keilte John an mir vorbei, und es war ärger wie vorher. Dazu schrie er immer, den Hut schwenkend: My horse runs better than yours[4], hurrah! Endlich stutzte sein Pferd vor einer Karre und blieb stehen und siehe da, auch meine Norma hielt ein. Wenn die dummen Pferde nur wüßten, daß der Reiter es beim Auskneifen ganz pläsierlich hat, ich hatte wenigstens nicht die geringste Angst und konnte ganz gut fertig werden. Adieu.

Dein
Friedrich

[1] Ich kann's nicht ändern – [2] Anna Engels – [3] in vollem Lauf – [4] Mein Pferd läuft besser als eure

15

Engels an Friedrich Graeber

[Bremen, um den 23. April – 1. Mai 1839]

Fritz Graeber. Ich beschäftige mich jetzt sehr mit Philosophie und kritischer Theologie. Wenn man 18 Jahre alt wird, Strauß, die Rationalisten und die „Kirchen-Zeitung" kennenlernt, so muß man entweder alles ohne Gedanken lesen oder anfangen, an seinem Wuppertaler Glauben zu zweifeln. Ich begreife nicht, wie die orthodoxen Prediger so orthodox sein können, da sich doch offenbare Widersprüche in der Bibel finden. Wie kann man die beiden Genealogien Josephs, des Mannes der Maria, die verschiedenen Angaben bei der Einsetzung des Abendmahls (dies ist mein Blut, dies ist das neue Testament in meinem Blut), bei den Besessenen (der 1. erzählt, der Dämon fuhr bloß aus, der 2., er fuhr in die Säue), die Angabe, Jesu Mutter sei ausgezogen, ihren Sohn zu suchen, den sie für wahnsinnig hielt, obwohl sie ihn wunderbar empfangen etc., mit der Treue, der wörtlichen Treue der Evangelisten reimen? Und nun die Abweichung beim „Unser Vater", in der Reihenfolge der Wunder, die eigentümlich tiefe Auffassung des Johannes, wodurch aber die Form der Erzählung offenbar getrübt wird, wie da? Christi ipsissima verba, worauf die Orthodoxen pochen, lauten in jedem Evangelium anders. Vom Alten Testament gar nicht zu reden. Aber in dem lieben Barmen wird einem das nicht gesagt, da wird man nach ganz andern Grundsätzen unterrichtet. Und worauf gründet sich die alte Orthodoxie? Auf nichts als auf – den Schlendrian. Wo fordert die Bibel wörtlichen Glauben an ihre Lehre, an ihre Berichte? Wo sagt *ein* Apostel, daß alles, was er erzählt, unmittelbare Inspiration ist? Das ist kein Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorsam Christi, was die Orthodoxen sagen, nein, das ist ein Töten des Göttlichen im Menschen, um es durch den toten Buchstaben zu ersetzen. Darum bin ich noch ein ebenso guter Supranaturalist wie vorher, aber das Orthodoxe habe ich abgelegt. So kann ich nun und nimmer glauben, daß ein Rationalist, der von ganzem Herzen das Gute soviel wie möglich zu tun sucht, ewig verdammt werden soll. Das widerspricht auch der Bibel selbst, denn es steht

geschrieben, daß um der Erbsünde willen keiner verdammt ist, sondern um seiner eignen Sünde willen; wenn nun einer der Erbsünde aus aller Kraft widersteht und tut, was er kann, so sind doch seine wirklichen Sünden nur notwendige Folge der Erbsünde, also können ihn die nicht verdammen.

Den 24. April. Ha, ha, ha! Weißt Du, wer den Aufsatz im „Telegraphen" gemacht hat? Schreiber dieses ist der Verfasser[1], aber ich rate Dir, nichts davon zu sagen, ich käm in höllische Schwulitäten. Kohl, Ball und Hermann kenne ich fast nur aus Rezensionen W. Blanks und Strückers, die ich fast wörtlich abgeschrieben habe; daß Kohl aber kohlt und Hermann ein schwachmatischer Pietist ist, weiß ich aus eigner Anhörung. Der D. ist der Kontorjüngling *Dürholt* bei Wittensteins in Unterbarmen. Übrigens tu ich mir was drauf zugut, daß ich darin nichts gesagt habe, was ich nicht beweisen kann. Eins nur ärgert mich: daß ich den *Stier* nicht bedeutend genug dargestellt, er ist als Theologe nicht zu verachten. Bewunderst Du aber nicht meine Kenntnis der Charaktere, besonders Krummachers, Dörings (was über dessen Predigt gesagt, hat mir P. Jonghaus erzählt) und der Literatur? Die Bemerkungen über Freiligrath müssen wohl gut sein, sonst hätte sie Gutzkow gestrichen. Der Stil ist übrigens hundeschlecht. – Der Aufsatz scheint übrigens Sensation gemacht zu haben – ich verpflichte Euch fünf auf Euer Ehrenwort, niemandem zu sagen, daß ich der Verfasser bin. Kapiert? Was das Schimpfen betrifft, so habe ich das meistens auf Dich und Wilhelm gehäuft, weil ich die Briefe an Euch grade vor mir liegen hatte, als mich die Lust zu schimpfen überkam. Besonders soll F. Plümacher **nicht** erfahren, daß ich den Aufsatz gemacht habe. Was der Ball übrigens für ein Kerl ist! Karfreitag soll er predigen, hat keine Lust zu studieren und lernt deshalb eine Predigt auswendig, die er im „Menschenfreund" findet, und hält sie. Krummacher ist in der Kirche, ihm kommt die Predigt bekannt vor, und endlich fällt ihm ein, daß er selbst die Predigt Karfreitag 1832 gehalten hat. Andre Leute, die die Predigt gelesen haben, erkennen sie auch, Ball wird zur Rede gestellt und muß bekennen. Signum est, Ballum non tantum abhorrere a Kr[ummachero], ut Tu quidem dixisti.[2] Für die ausführliche Rezension des „Faust" [157] bin ich Dir sehr verbunden. Die Bearbeitung des Stücks ist wohl die elende Raupachsche, dieser Hundsfott mischt sich in alles und verdirbt nicht nur den Schiller, indem er dessen Bilder und Gedanken in seinen Trägödien abdrischt, sondern auch den Goethe dadurch, daß er ihn malträtiert. Daß meine Poemata einen reißen-

[1] Siehe Band 1 unserer Ausgabe, S. 413–432 – [2] Es ist ein Zeichen dafür, daß Ball dem Kur[mmacher] nicht so abgeneigt ist, wie Du zwar gesagt hast.

den Abgang haben werden, ist zu bezweifeln, aber daß sie einen scheißenden Abgang haben werden, ist eher möglich, denn sie gehen in Makulatur und Arschwische über. Dein Rotgeschriebenes konnte ich nicht lesen, werde also weder 5 Silbergroschen noch Zigarren schicken. Du wirst dieses Mal entweder die Kanzone oder ein Stück der begonnenen, aber unvollendeten Komödie bekommen. Jetzt muß ich gleich in die Singstunde gehen, adieu.

Den 27. April.

Fragmente einer Tragikomödie:

Der gehörnte Siegfried

I

Palast des Königs Sieghard

Ratsversammlung.

Sieghard:

So seid Ihr Treuen versammelt wieder,
Als Unsres Reiches starke Glieder
Um Unsern hohen Königsthron
Ihr alle – doch es fehlt Unser Sohn!
Der streift wohl wieder fern im Wald,
wird nie verständig, ist schon so alt,
Statt hier in Unsrem Rat zu sitzen,
Wo Wir vom Morgen zum Abend schwitzen,
Statt hier der Greise Wort zu hören,
Soll ihn der Vögel Geschrei belehren;
Statt hier der Weisheit nachzujagen,
Will er sich mit den Bären schlagen;
Und spricht er mit Unsrer Majestät,
Verlangt er Krieg nur früh und spät.
Wir hätten ihm längst schon nachgegeben,
Hätt' Uns Gott in seiner Weisheit eben
Nicht solche Erkenntnis zugeteilt,
Daß Unser Verstand sich nicht übereilt.
Wie sollte ganz verderben das Land,
Hätte seinen Willen solch ein Fant!

Ein Rat:

Eure Majestät spricht, wie immerdar,
Gar weise und trifft die Sach' aufs Haar.
Jedennoch, mit meines Königs Verlaub,
Sag ich, was ich in meiner Einfalt glaub.
Des Menschen Weis' ist mannigfalt.
Der Knab' ist achtzehn Jahr erst alt,
Ihm steht der Sinn nach Jagd und Streit,
Die Weisheit kommt auch mit der Zeit.
Denn Jugendmut rennt frei hinaus,
Die Weisheit bleibet still zu Haus;
Der Jugendmut wird endlich zahm,
Und seine stolze Kraft wird lahm,
Dann kehrt zur Weisheit er zurück,
Und find't daheim bei ihr sein Glück.
Drum laßt den Jungen bald ausreiten,
Mit Drachen und mit Riesen streiten;
Gar rasch ereilt ihn das Alter doch,
Das und das Leben, diese lehren
Ihm beide wohl die Weisheit noch,
Dann wird er gern ihren Worten hören.

Siegfried (tritt ein):

O Wald, muß ich dich lassen
Mit deinen Bäumen frisch?
In dir ist besser prassen
Als an des Königs Tisch;
Wo wohnt das Wild mit Freuden,
Als in dem Waldestal?
Das grüne Laubdach neiden
Die goldnen Hall'n zumal.
Ich seh's, Herr Vater, Ihr wollt schelten,
Daß ich so lang umhergeschweift;
Muß ich es immer denn entgelten,
Wenn mir zu schnell der Eber läuft?
Nicht jagen soll ich, auch nicht streiten,
So gebt ein Roß mir und ein Schwert;
Dann mag ich in die Fremde reiten,
Wie ich's so oft von Euch begehrt!

Sieghard:

Steht Dir der Sinn noch stets danach?
Wann willst Du endlich weise werden?
Solang Dein Übermut so jach,
Wirst Du Dich nimmer klug gebärden.
Und weil es doch das beste Mittel,
Den Willen Dir zu geben frei,
So geh, ein derber Riesenknittel
Weckt Dich schon aus der Träumerei.
Nimm Schwert und Roß Dir, zieh hinaus,
Kehr bald und klüger in Unser Haus.

Siegfried:

Habt Ihr's gehört? Ein Schwert, ein Roß!
Was frag' ich da nach Helm und Brünne?
Was frag' ich nach der Knappen Troß?
Allein mit meinem kühnen Sinne!
Der wilde Bergstrom gießt sich brausend
Allein durch Waldesschlucht voran,
Die Fichten stürzen vor ihm sausend,
So wühlt er selbst sich eine Bahn,
Und wie der Bergstrom will ich sein,
Die Bahn mir brechend ganz allein.

Rat:

Nicht gräm' sich drob Eu'r Majestät,
Wenn der junge Held von hinnen geht;
Der Bergstrom auch kommt einst zu Tal,
Dann kracht nicht mehr der Bäume Fall,
Dann fließt er durch die Eb'ne still,
Macht fruchtbar rings die Lande,
Der Wellen Wüten wird ein Spiel,
Endlich verrinnend im Sande.

Siegfried:

Was soll ich länger weilen
Hier in dem alten Schloß?
Da hängt ein Schwert am Pfeiler,
Und draußen wiehert ein Roß;

Komm her von deiner Säule,
Du altes, blankes Schwert,
Daß ich von hinnen eile –
Lebt wohl, mein Vater wert! (Ab.)

II

Schmiede im Wald

Siegfried tritt ein.
Der Meister tritt ein.

Meister:

Ihr seid hier in der großen Schmiede,
Wo man die schönen Novellen macht,
Die in Almanachen, samt manchem Liede
Entfalten ihre hehre Pracht.
Journale werden hier gehämmert,
Kritik und Poesie vereinend,
Vom Morgen, bis der Abend dämmert,
Seht Ihr die Glut der Esse scheinend.
Doch geht – genießt erst Speis und Wein –
Lehrbursch, führ den Herrn da hinein.
(Siegfried mit dem Lehrburschen ab.)

Meister:

Wohlan zur Arbeit, ihr Gesellen,
Ich steh' Euch wirkend stets zur Seite;
Schlagt auf dem Amboß die Novellen,
Daß sie recht gehen in die Breite!
Durchglüht die Lieder in der Essen,
Daß sie das Feu'r recht in sich fressen;
Werft alles dann auf einen Kloß,
Des Publikums Magen ist gar groß.
Und habt Ihr nicht des Eisens genug,
Dafür weiß Rat der Meister klug;
Drei Helden von Scott, 3 Frau'n von Goethen,
Ein Ritter von Fouqué, grimm und stählern,
Mehr sind wahrhaftig nicht vonnöten
Zu den Novellen von zwölf Erzählern!

Für Lieder sind Uhlands Poesien
Ein ganzes Floskelmagazin.
Drum schwingt den Hammer mit aller Kraft,
Der Beste ist, wer das meiste schafft!

Siegfried (kommt wieder):

Dank Meister, für den guten Wein,
Ich trank zwölf Maß davon hinein.

Meister:

(Verfluchter Kerl!) Mich freut es sehr,
Daß Euch mein Rheinwein hat gefallen;
Beliebt's Euch nun, so tretet her,
Ich mach' Euch bekannt mit den Arbeitern allen.
Hier dieser ist der Allerbeste,
Macht liederliche und ehrenfeste
Erzählungen, wie ich's verlange,
Läßt sich loben vom großen Wolfgange
Menzel, der in Stuttgart sitzt,
Sein Name ist: Herr von Tromlitz.
Der andre hier ist fast so gut,
Ist auch von adeligem Blut,
Das ist von Wachsmann das große C,
Einen Beßren ich hier nirgend seh;
Kein Almanach kann existieren,
In dem man ihn nicht tut verspüren,
Der wirft Novellen zu Dutzenden
Ins Angesicht dem Publikum, dem stutzenden,
Arbeitet im Schweiß seines Angesichts,
Und was am meisten sagen will,
Für Poesie tat er noch nichts,
Für Geschmacksentnervung unendlich viel.
Denn Geschmack, vor dem bin ich sehr bang,
Nur der bringt uns den Untergang.
Da ist ein Dritter, Robert Heller,
Sein Stil ist poliert wie 1 zinnerner Teller,
Für Silber hält's das Publikum,
Wir lassen es gerne also dumm.
Zwar macht er nicht soviel wie die beiden

Und hascht auch wohl nach Charakteristik,
Doch hat er jetzt – er kann sie nicht leiden,
Aufs Maul gegeben eins der Mystik.
Ihr wißt, die 4 Evangelisten
Waren nur dumme Pietisten,
Die hat er ein wenig vorgenommen;
Sie entkleidet des Ehrwürd'gen und Frommen,
Präpariert zum Teetischgenuß –
Lest seine Schwestern des Lazarus.
Auch weiß er gar anmutig zu kosen,
Mehr findet Ihr in seinen Klatschrosen[158].
Hier ist die unterhaltende
Gelehrsamkeit: der haarspaltende
Friedrich Nork, der größte Poet,
Der je gelebt, seit die Welt steht.
Der dichtet und lügt die schönsten Sachen,
Beweist Euch aus des Orients Sprachen,
Daß Ihr ein Esel, Elias die Sonne,
Denn der Orient ist aller Sprachen Bronne.
Doch Verstand – den findet bei ihm Ihr nie,
Noch tüchtiges Wissen und Etymologie.
Hier ist der wackre Herloßsohn,
Der wohl verdiente einen Thron,
Ein Novellist und Lyriker,
Des Unsinns Panegyriker,
Besonders seinen Kometenstern[159]
Lesen die Dummen gar zu gern.
Jetzt kommen, unter Winklers Leitung,
Die Herren von der „Abend-Zeitung";
Thuringus, Faber, von Großcreutz,
Schon in den Namen welch ein Reiz!
Doch was soll ich sie alle loben?
Das Publikum, welches etwas verschroben,
Hat sie schon längst in den Himmel geschoben,
Bis zu den Sternen sie erhoben.
Noch einige sind grade abwesend,
Im Walde dürres Brennholz lesend;
Vom Lehrlingsschwarm gar nichts zu sagen,
Die noch zu schwach auf den Amboß schlagen,

Doch hoff' ich, werden alle gut,
Haben sie nur einen Tropfen Novellistenblut.

Siegfried:

Doch sagt mir, Meister, wie Ihr nur heißt?

Meister:

Ich fühl den sächsischen Literaturgeist
Verkörpert in meiner Wenigkeit.
Doch wollt Ihr sehn, was ich vermag,
Seht meiner Arme Sehnigkeit,
Und meinen kräftigen Hammerschlag.
Ich glaub', Ihr hämmertet auch nicht schlecht;
Wollt Ihr beitreten meinen Gesellen?

Siegfried:

Topp, Meister, 's wär mir eben recht,
Dien' Euch wie ein andrer Schmiedeknecht.

Meister:

Ich geb Euch zur Lehr bei Theodor Hellen.
Hämmert zur Probe die 2 Novellen.

Siegfried:

Ha, wenn mit meinen Fäusten
Die Eichen ich zerbrach,
Und wenn vor meinem dreisten
Angriff der Bär erlag,
Konnt ich zur Erde ringen
Den Stier in seiner Brunst,
Wie sollt' ich den Hammer nicht schwingen
Zur edlen Schmiedekunst?
Lehrlingswerk will ich treiben
Nicht einen Augenblick;
Gesell will ich nicht bleiben,
Hier ist mein Meisterstück!
Gebt mir die Eisenstangen,
Ein Hieb – sie sind entzwei!
Zu Staub sie all' zersprangen,
Das Schmieden ist vorbei!

Theodor Hell:

Gemach! gemach, was soll das heißen?
Gleich schlag ich Euch, wie Ihr das Eisen!

Siegfried:

Was hast Du noch zu schwatzen?
Was tust Du so entrüstet?
Da liegst Du schon am Boden,
Steh auf, wenn's Dich gelüstet!

Theodor Hell:

Ach Hülfe, Hülfe!

Meister:

Junger Gesell,
Was schlagt Ihr mir die andern Knechte?
Marsch, schert Euch flugs mir von der Stell',
Sonst zieh ich Euch über die Ohren das Fell!

Siegfried:

Du wärst mir dazu wahrlich der Rechte!
(Wirft ihn nieder.)

Meister:

O weh, o weh! etc.

Siegfried wird in den Wald geschickt, erschlägt den Drachen und, zurückgekehrt, den Meister, jagt die Gesellen auseinander und geht weg.

III

Im Walde

Siegfried:

Jetzt hör ich wieder, wie in den Hagen
Zwei Männer aufeinander schlagen.
Da kommen sie her – 's ist wahrlich zum Lachen.
Da wird keiner den andern verstummen machen!
Dachte, es kämen zwei Riesen mit Kraft,
Die stärksten Fichten ihr Lanzenschaft,

Da kommen zwei dürre Professoren,
Werfen sich Bücher an die Ohren.

(Leo und Michelet kommen.)

Leo:

Komm an, Du Hund von Hegeling!

Michelet:

Pietist, bist mir wahrlich zu gering!

Leo:

Da hast Du die Bibel an den Kopf!

Michelet:

Und Du den Hegel, verhallerter Tropf!

Leo:

Ich werf Dir den Hegel, Du Läst'rer, zurück!

Michelet:

Und ich Dir die Bibel ins Genick!

Leo:

Was willst Du noch? Du bist ja längst tot?

Michelet:

Das bist Du, burschikoser Zelot!

Siegfried:

Was ist von Eurem Streit der Grund?

Leo:

Der Hegeling, der lästerliche Mund,
Will die Bibel in Verachtung bringen,
Da muß man wohl auf ihn eindringen!

Michelet:

Das lügt der ungehobelte Flegel,
Er will nicht respektieren den Hegel!

Siegfried:

Aber Ihr werft Euch ja gegenseitig
Mit den Büchern, um die Ihr streitig?

Leo:

'S ist einerlei, er ist kein Christ.

Michelet:

So gut und besser, wie Du einer bist,
Er schwatzt von Dingen, die er nicht versteht.

Siegfried:

Was wollt Ihr denn? Eurer Wege geht!
Wer hat den Streit denn angefangen?

Leo:

Das tat ich, ich rühm es ohne Bangen.
Ich habe für Gott und mit Gott gestritten.

Siegfried:

Da hast Du auf lahmem Pferde geritten.
Der wird das Christentum nicht töten,
Du wirst es nicht retten aus den Nöten,
Laß ihn doch auf seine Art gewähren,
Steht es Dir doch frei, was andres zu lehren!
Und laß nicht unsern Herrgott entgelten
Dein blindes Toben, Dein tolles Schelten!
Nun geh Du hierhin, Du dahin,
Und schlagt Euch das Streiten aus dem Sinn!
(Leo und M[ichelet] zu verschiedenen Seiten ab.)

Siegfried:

Solche Wut hab' ich nie gesehen,
Und sind doch friedliche, gelehrte Männer,
Wie sie so toll aufeinander gehn,
Der edlen Wissenschaften Kenner! –
Jetzt aber plagt mich der Hunger wieder,
Ich will drum gehn ins Tal hernieder,

Ob ich wohl find' ein Haus oder Schloß,
Wo ich labe meine Glieder,
Sonst schafft mir Beute wohl mein Geschoß.

So weit. Die Stücke der Handlung habe ich ausgelassen, bloß die Einleitung und die Satirika abgeschrieben. Dies ist das letzte, jetzt sollte der König von Bayern[1] hergenommen werden, aber da stockt's. Die Abrundung und Verwicklung fehlt dem Ding. – Bitte Wurm, die Gedichte an den „Musenalmanach" zu besorgen, ich muß jetzt schließen, die Post geht ab.

Dein
Friedr. Engels

Den 1. Mai 39.

[1] Ludwig I.

16

Engels an Marie Engels
in Barmen

[Bremen] den 28. April 39

Liebe Marie!

Auch Du bekommst heute nur wenig, damit ich an die Komödie komme, die ich Euch schicken will. Daß die Herren 6 Mangen voller Makronen gegessen haben, ist doch wahr, Du magst es nun glauben oder nicht, es waren an die 600 Menschen.

Daß Du das Nesselfieber bekommen hast, ist Dir recht, es juckt Dir so immer in den Fingern, daß Du dummes Zeug machen willst, jetzt hast Du was zu jucken. Du bist und bleibst eine alte Juckmaschine.

Auch rate ich Dir, mir ja kein leeres Papier in Deinem Brief zu lassen, denn da male ich immer Karikaturen hin, um nicht aus der Übung zu kommen.

Dios[1], meine liebe Marie.

Dios, meine liebe Marie, Dein Bruder

Friedrich

Das nennt man Stenographie, das Gekritzelte.

Die Verkleidung. Komödie in 1 Akt, für Marie

Erste Szene

Die Wohnstube, an dem Tisch sitzt die Mutter und hilft Emil[2] und Hedwig[3]. Die Marie sitzt am Ofen und liest; Rudolf[4] läuft herum und vexiert sie alle.

Mutter: Marie, gib's Lesen auf. Das ist kein Buch für Dich. Du liest so viel Zeug, das kann Dir gar nicht helfen.

---

[1] Lebe wohl – [2–4] Engels' Geschwister

Marie: O Mutter, die eine Geschichte noch, dann sollst Du das Buch wiederhaben!

Emil: Mutter, wat heißt dat Wort: kewatroze?

Mutter: Og, das heißt quatorze, 14, das hast Du ja schon lange gelernt; Du mußt nicht alles wieder vergessen – Hedwig! Läuft das Kind wahrhaftig nach der Marie hin und prügelt sich mit dem Rudolf. Hedwig! Willst Du wohl arbeiten? Ihr seid heute ja alle verkehrt!

Anna[1] und Laura Kampermann treten ein.

Anna: So Mutter, wir haben unsre Sachen gemacht, jetzt gehn wir herauf und verkleiden uns, dat duhn wir.

Mutter: Ja, macht aber nicht zu viel Lärmen.

Hedwig: Mutter, ich kann dat Exempel nit herauskriegen!

Mutter: Og, denk nach! Ich hab's ja schon einmal mit Dir gerechnet. Sei nicht so zerstreut!

Hedwig weint: Ich kann et aber nit herauskriegen!

Anna: Mutter, willst Du Dich auch verkleiden?

Mutter: Was sagst Du? Geh, laß mich zufrieden. Immer Mutter, immer Mutter. Es ist nicht zum Aushalten.

Anna: Sag Mutter, willst Du?

Mutter: Ja, ja! Macht, daß ihr fortkommt!

(Anna und Laura jubelnd und schreiend ab.)

Marie: Da haste et Buch, Mutter! Ich hab die Geschichte aus, ich will mich auch verkleiden. Sag emal, wat soll ich anziehn?

Mutter: Og! Eben sag ich zu der Anna, sie soll ruhig sein, und nu fängst Du an?

Rudolf fällt auf die Erde: O Mutter, Ooo Mutter (schreit).

Mutter: Was ist Dir? (geht zu ihm.)

Emil: Mutter, wie heißt der Satz.

Hedwig: Mutter, da is eine Zahl, die is so kurios.

Mutter: Wollt ihr wohl stille sein? Alle durcheinander, ich kann's nicht aushalten!

Emil: Mutter, willst Du mich nich helfen, sag einmal? O Mutter, Mutter, ich muß einmal auf den Abc!

Mutter: Dann geh!

Marie: Is dat wahr, Mutter, willst Du Dich verkleiden?

---

[1] Anna Engels

Mutter: Dummes Zeug! Tut's Dir noch weh, Rudolf?
Hedwig: Ja Mutter, he hat ene große Düll vor ein Kopf! Wie heißt die Zahl, Mutter?
Marie: Ja, Du mußt Dich aber verkleiden.
Anna kommt herein: Mutter, die Laura is auf dem Abc, und der Emil steht davor und brüllt in eins fort und schlägt an die Tür.
Mutter: Kommst Du auch noch? Ich hab jetzt keine Zeit.
Luise kommt: Madam, der Wendel geht nach der Gemarke, haben Sie auch was?
Mutter: Jawohl, ich muß mich erst besinnen. Seid einmal stille. Rudolf, laß das Janken!
Marie: Anna, hat die Mutter nicht gesagt, dat se sich mit verkleiden wollt?
Anna: Ja, Mutter, dat hast Du gesagt.
Mutter: Wollt Ihr wohl stille sein? Marsch, fort.
Emil tritt weinend ein: O Mutter, die Laura – wollt mich nich auf den Abtritt lassen, un da hab ich und hab wat – in de –
Alle: O hat wat in de Boxe gemacht!
Mutter: Das auch noch? Kann man keinen Augenblick Ruhe haben? Alle schreien sie durcheinander (nimmt die Reitpeitsche). Da, Emil, eins, zwei, drei, Anna, Marie, heraus mit Euch! Der Wendel soll selbst herkommen!

(Zwei Masken, ein Mann und eine Frau treten ein.)

Mutter: Wer ist das? Das ist ja wieder was!

(Der Mann springt auf die Mutter los und nimmt ihr die Reitpeitsche leise aus der Hand. Alle springen auf und jubeln durcheinander. Die Frau stellt sich neben Mutter und setzt ihr eine Kniepbrill auf die Nase.)

Mutter: Dummes Zeug! Aber man muß doch drüber lachen. (Wendel tritt ein.) Wendel, hier den Brief auf die Post. Das nach Cleners. Das Geld nach dem Schneider Hühnerbein. Das ist alles. (Wendel ab; die Mutter setzt sich mit der Brill hin.) Emil. Du gehst einmal fürs erste und läßt Dich waschen. (Die Masken packen ihn, der mit offnem Munde dasteht, und jagen ihn mit Schreien und Prügeln zur Türe hinaus.)
Hedwig: O Mutter ich seh eben, dat ich schon zwei Exempels mehr gerechnet hab als nötig is. Juchhe!
Marie: Hör einmal, Mutter, willst Du Dich denn nu auch verkleiden?
Mutter: Og dummes Zeug!
Marie: Ja hör emal, Mutter, dann will ich Dir aber doch mal wat sagen. (Sie sagt ihr was ins Ohr.)

Mutter: Nein, das geht nicht.
Marie: Ja, das geht doch! Das sollst Du sehen! (Alle ab.)

(Zwei Stunden später. Hedwig hat Rudolfs, Rudolf Hedwigs Zeug angezogen, beide eine Maske, die sie sich einer dem andern losbinden. Dann kommen nach und nach die andern herein, alle ganz kurios verkleidet.)



Hermann[1]: O August[2], ich hab doch die längste Nas! Kik es, Jon, ek hew ok en Bat drop äs use Fritz mols het!
August: Aver ek hew so nette gröne Backen und sonen grisen Bat, un mine Nas es ok völl röader.
Marie: Kik ens, Laura, ek sie doch gewest en netten Jongen! Du bös somen kotten, ongerhatten, ek sie völl gröter als Du bist. Und mein Ponnepatshut is auch größer!

Die Mutter kommt, in einem alten Schlafrock, dem Vater seinen Pelzschlafrock drüber, eine spitze Nachtmütze über die Haube auf und die Kniepbrill auf der Nasen.

[1] Hermann Engels – [2] August Engels

Alle schreien: O Mutter, Mutter.
Hermann: August, dat es mine Moder nit!
Mutter: Junge, willst Du wohl stille sein? und setzt Euch alle um den Tisch, bis er kommt.

Pause. Der Vater tritt ein, sieht sich erstaunt um, bis endlich alle die Masken abnehmen und unter Schreien und Lärmen und Jubeln durcheinanderrennen; Finale: ein ungeheurer Schmaus.

Ich hätte das Ding noch weiter ausführen können, aber das wird wohl die Zeit nicht erlauben, in einer halben Stunde geht die Post, ich schließe also.

Dein Bruder
Friedrich

17

Engels an Wilhelm Graeber

[Bremen, um den 28. – 30. April 1839]

Guglielmo carissimo! *τὴν σοῦ ἐπιστόλην εὕρηκα ἐν τοῖς τῶν ἑτέρων, καὶ ἡδὺ μὲν ἦν ἐμοὶ τὸ αὐτοῦ ῥῆμα. Τὸ δὲ δικαστήριον τῶν πέντε στουριώσων, καὶ τὴν αὐτῶν κρίσιν οὐ δύναμαι γινώσκειν ἢ αὐθεντικὴν ἢ κομπετέντην. - ᾽Εστὶν γὰρ χάρις ὑπ᾽ ἐμοῦ, εἰ δίδωμι ποιήματα ἐν ταῖς εἰς ὑμᾶς ἐπιστόλαις.*[1]

Daß Du „St. Hanor", „Florida"[2] und „Sturm" nicht kritisieren willst, verdient wieder keinen Vers; die Behauptung debilitatis ingenii abhorret ab usata tua veriloquentia. Meam quidem mentem ad juvenilem Germaniam se inclinare, haud nocebit libertati; haec enim classis scriptorum non est, ut schola romantica, demagogia, et cett, societas clausa, sed ideas saeculi nostri, emancipationem judaeorum servorumque, constitutionalismum generalem aliasque bonas ideas in succum et sanguinem populi Teutonici intrare volunt tentantque. Quae quum ideae haud procul sint a directione animi mei, cur me separare? Non enim est, quod tu dicis[3]: sich einer Richtung übergeben, sed[4]: sich anschließen; sequitur a continuation in my room, and, in writing a polyglottic letter, I will take now the English language, ma no, il mio bello Italiano, dolce e soave, come il zefiro, con parole, somiglianti alle flori del più bel giardino, y el Español, lengua como el viento en los árboles, e o Portuguez, como as olas da mar em riba de flores e prados, et le Français, comme le murmure vîte d'un font, très amusant, en de

[1] Liebster Wilhelm! Deinen Brief habe ich bei denen der anderen gefunden, und süß war mir seine Rede. Aber den Richterspruch der fünf Studenten und ihre Entscheidung kann ich nicht als authentisch oder kompetent anerkennen. Denn es ist eine Liebenswürdigkeit von mir, wenn ich Gedichte in meinen Briefen an Euch gebe. – [2] siehe vorl. Band, S. 350–352 – [3] der geistigen Schwäche sticht ab von Deiner gewohnten Wahrhaftigkeit. Daß mein Geist dem Jungen Deutschland zuneigt, wird der Freiheit nicht schaden; diese nämlich ist keine Schriftstellergruppe wie die romantische, demagogische usw. Schule, keine geschlossene Gesellschaft, sondern sie wollen und versuchen, daß die Ideen unseres Jahrhunderts, die Emanzipation der Juden und der Sklaven, der allgemeine Konstitutionalismus und andere gute Ideen in Fleisch und Blut des deutschen Volkes übergehen. Da diese Ideen von der Richtung meines Geistes nicht fern sind, warum soll ich mich von ihnen trennen? Es heißt nämlich nicht, wie Du sagst – [4] sondern

hollandsche taal, gelijk den damp uijt eener pijp Tobak, zeer gemoedlijk[1]: aber unser liebes Deutsch – das ist alles zusammen:

Gleich den Wogen, den langen, des Meers, ist die Zunge Homeros,
Aischylos schleudert ins Tal ein Felsstück rasch nach dem andern,
Romas Sprache – so spricht zu dem Heer der gewaltige Cäsar,
Greift in die Fülle der Worte – sie liegen, wie rohes Gesteine,
Scharf und kantig – daraus ersteht zyklopisches Bauwerk,
Aber die jüngere Zunge der Italer, lieblich und milde,
Stellet den Dichter inmitten des holdesten Gartens der Erde,
Draus ein Füllhorn pflückte Petrark, Ariost sich den Kranz wand.
Doch Hispaniens Sprache – o horch, wie im laubigen Wipfel
Herrscht der gewaltige Hauch, und gewalt'ge, erhabene Lieder
Alter Zeit draus rauschen hervor, und die Trauben des Weinstocks,
Der am Stamme hinauf sich wand, sich schaukeln im Laube!
Portugals Zunge – das Rauschen des Meers am Blumengestade,
Wo in dem Schilf aufseufzt Syrinx beim Hauche des Zephyrs;
Und die Zunge der Franken, sie gleitet, ein üppiges Bächlein,
Munter dahin, und rundet der Sandstein, der eigensinn'ge
Bald sich im plätschernden Flusse der nimmer beruhigten Wellen.
Englands Sprache, ein längst verwittertes, rasenbehangnes
Denkmal riesiger Hünen, doch wuchs das Gestrüppe darüber,
Sausend und heulend umweht es der Sturm, und möchte es fällen.
Aber die Sprache Germaniens – sie tönt, wie die donnernde Brandung
An den gezackten Korallen – die tragen ein liebliches Eiland,
Dorthin schallet das Rauschen der langen Wellen Homeros,
Dort erdonnern die riesigen Blöcke aus Aischylos' Händen,
Dort auch siehst du der Feldherrnhand zyklopisches Bauwerk,
Und den duftenden Garten der schönsten und edelsten Blumen,
Mächtiges Rauschen erschallt dort laut aus waldigem Wipfel,
Syrinx tönet im Schilf, und die Bächlein runden den Sandstein,
Dort auch steht manch' Hünengebäu, umsaust von den Winden,
Das ist Germaniens Zunge, die ewige, wunderumrankte.

[1] Es folgt eine Fortsetzung in meinem Zimmer, und da ich einen vielsprachigen Brief schreibe, werde ich nun die englische Sprache nehmen, aber nein, mein schönes Italienisch, lieblich und rein wie der Zephyr, mit Worten, die den Blumen des schönsten Gartens gleichen, und das Spanische, eine Sprache wie der Wind in den Bäumen, und das Portugiesische, wie das Rauschen des Meeres am Gestade von Blumen und Wiesen, und das Französische, wie das rasche, sehr lustige Murmeln einer Quelle, und die holländische Sprache wie der Rauch aus einer Tabakspfeife, sehr gemütlich

Diese Hexameter habe ich ex tempore hin[ge]schrieben, sie mögen Dir den Unsinn auf der vorigen Seite, aus dem sie hervorgegangen, etwas erträglich machen. Rezensiere sie aber als Extemporale.

Den 29. April. Kontinuierlich Deinen Brief auf konsequente Weise fortsetzend, ist heute wunderschönes Wetter, so daß Ihr, posito caso aequalitatis temporalis[1], heute wahrscheinlich und von Rechts wegen alle Collegia schwänzt. Ich wollt', ich wär' bei Euch. – Ich hab' Euch wohl schon geschrieben, daß ich unter dem Namen Theodor Hildebrand am „Bremer Stadtboten" meinen Witz ausließ, nun habe ich ihm mit folgendem Briefe abgesagt:

„Stadtbote", hör's, doch ärgre nicht Dich drüber,
Wie ich zum besten lange Dich gehabt;
Denn merke Dir's, man spottet des, mein Lieber,
Der immer sich erzeigt als übergeschnappt.
Dein blauer Freudenhimmel wird stets trüber,
Nun Du ein Vierteljahr herumgetrabt,
Was Du zu sagen, Edler, Dich beflissen,
Das hast Du alles wiederkäuen müssen.

Ich nahm stets aus Dir selber meine Themata,
Du hast sie alle selbst mir präparieret,
Aus Deinen Reden machte ich Poemata,
Darin ich Dich, allein Dich persiflieret.
Nimm ihnen nur des Reims, der Metrik Schemata,
So wird Dein Ebenbild Dir vorgeführet.
Nun fluch, beliebt es Dir, vom Zorne wild entbrannt,
Auf Deinen ganz ergebnen
Theodor Hildebrand.[160]

Du solltest auch anfangen, ein wenig zu schriftstellern, in Versen oder Prosen, und alsdann an das „Berliner Conversationsblatt", wenn es noch existiert, oder den „Gesellschafter" schicken. Später treibst Du's stärker, machst Novellen, die Du erst in Journalen, dann allein drucken läßt, bekommst Ruf, wirst als geistreicher, witziger Erzähler genannt. Ich sehe Euch noch einmal – der Heuser großer Komponist, Wurm schreibt tiefsinnige Untersuchungen über Goethe und die Zeitentwicklung, Fritz wird ein berühmter Prediger, Jonghaus macht religiöse Poemata, Du schreibst geistvolle Novellen und kritische Aufsätze, und ich – werde Stadtpoet von

[1] das gleiche Wetter angenommen

Barmen, Lieutnant Simons malträtierten (in Cleve) Andenkens zu ersetzen. – Als fernere Poesie für Dich ist auch noch das Lied da auf dem Blatt für den „Musenalmanach", welches ich keine Lust habe, noch einmal abzuschreiben. Vielleicht schreibe ich noch eins dazu. Heute (30. April) habe ich bei dem kostbaren Wetter von 7 bis halb 9 im Garten gesessen, geraucht und „Lusiade"[161] gelesen, bis ich aufs Kontor mußte. Es liest sich nirgend so gut als im Garten an einem klaren Frühlingsmorgen, die Pfeife im Munde, die Sonnenstrahlen auf dem Rücken. Heut mittag werde ich diese Bestrebungen mit dem altdeutschen Tristan und seiner süßen Reflexion über die Liebe fortsetzen, heut abend geh ich in den Ratskeller, wo unser Herr Pastor[1] seinen von dem neuen Bürgermeister[2] pflichtschuldigst erhaltenen Rheinwein zum besten gibt. Bei solchem ungeheuren Wetter habe ich immer eine unendliche Sehnsucht nach dem Rhein und seinen Weinbergen; aber was ist da zu machen? Höchstens ein paar Verse. Ich wollte wohl wetten, daß der W. Blank Euch geschrieben hat, daß [ich] die Aufsätze im „Telegraphen"[3] gemacht hätte und Ihr darum so drauf



geschimpft habt. Die Szene ist in Barmen, was es ist, kannst Du Dir denken. – Eben kriege ich einen W. Blanksbrief, worin er mir schreibt, daß der Aufsatz[3] rasenden Rumor in Elberfeld mache; Dr. Runkel schimpft in der „Elberfelder Zeitung" darüber und wirft mir Unwahrheiten vor; ich will ihm eine Andeutung zugehen lassen, daß er mir doch eine Unwahrheit

[1] Georg Gottfried Treviranus – [2] J. Daniel Noltenius – [3] siehe Band 1 unserer Ausgabe, S. 413–432

nachweisen soll, was er nicht kann, da alles erwiesene Data sind, die ich von Augen- und Ohrenzeugen habe[1]. Bl[ank] schickte mir das Blatt zu, das ich gleich mit der Bitte, meinen Namen ferner geheimzuhalten, an Gutzkow spedierte. Krummacher hat neulich in seiner Predigt dargetan, daß die Erde stillsteht und die Sonne sich um sie dreht, und das wagt der Kerl am 21. April 1839 in die Welt zu posaunen und sagt doch, der Pietismus führe die Welt nicht zum Mittelalter zurück! Es ist schändlich! Man sollte den Kerl chassieren, oder er wird noch einmal Papst werden, eh' Du Dich versiehst, wo ihn aber das safrangelbe Donnerwetter zermalmen soll. Dios lo sabe, Gott weiß, was noch aus dem Wuppertale wird. Adios. Dein baldige Briefe erwartender oder wieder keine Poemata sendender

Friedrich Engels

[1] Siehe vorl. Band, S. 8/9

18

Engels an Marie Engels
in Barmen

Bremen, 23. Mai 1839

Liebe Marie!

Ich reite Dir jetzt alle Sonntage mit R. Roth in die weite Welt, vorigen Montag waren wir in Vegesack und Blumenthal, und wie wir eben die berühmte Bremer Schweiz besehen wollten (das ist ein ganz kleiner Strich Land mit kleinen Sandhügeln), kam ein ganz ungeheurer Heerrauch wie eine Wolke heran, und in 5 Minuten war es fast ganz dunkel, daß wir die sogenannte schöne Aussicht gar nicht genießen konnten. – Aber am zweiten Pfingsten, dann ist hier ein Leben! All das Volk geht heraus, in Bremen ist es totenstill, aber vor den Toren, Zug an Zug, Wagen, Reiter und Fußgänger. Und ein Staub, das ist was Entsetzliches. Denn die Chausseen liegen alle voll Sand, wohl eine halbe Elle hoch, und der geht natürlich all' in die Höhe. Eben kommt ein Makler herein, der heißt Jan Krusbecker, den will ich Dir malen.

So sieht er präzis aus, hat Augen wie Raketen, ein immer ganz wehmütig-lächelndes Air. – Adieu.

Dein Bruder
Friedrich



Jan Krusbecker

19

Engels an Wilhelm Graeber
in Berlin

[Bremen, 24. Mai–15. Juni 1839]

My dear William! Heute – der 24. Mai, und noch keine Zeile von Euch! Ihr qualifiziert Euch wieder zum Nicht-Gedichte-Empfangen. Ich begreife Euch nicht. Indes sollst Du Beiträge zur Literatur der Gegenwart haben.

Gesammelte Werke von Ludwig Börne. 1. und 2. Bd. „Dramaturgische Blätter". – Börne, der riesige Kämpfer für Freiheit und Recht, zeigt sich hier auf ästhetischem Gebiete. Und auch hier ist er zu Hause; was er sagt, ist so bestimmt und klar, so aus richtigem Gefühl für das Schöne hervorgegangen und so einleuchtend bewiesen, daß von Widerspruch gar nicht die Rede sein kann. Darüber ist ein Meer des üppigsten Witzes ausgegossen, und wie Felsen tauchen hier und da die festen, scharfen Freiheitsgedanken auf. Die meisten dieser Kritiken (denn aus diesen besteht das Buch) sind gleichzeitig mit dem Erscheinen der Stücke geschrieben worden, also zu einer Zeit, wo das Urteil der Kritik darüber noch blind und schwankend umhertappte; Börne aber sah und durchdrang alles bis auf die innersten Fäden der Handlung. Am ausgezeichnetsten sind die Kritiken über Schillers „Tell"[162] – ein Aufsatz, der seit mehr denn zwanzig Jahren der gewöhnlichen Ansicht unwiderlegt entgegensteht, eben, weil er unwiderleglich ist. – Immermanns „Cardenio" und „Hofer"[163], Raupachs „Isidor und Olga", Claurens „Wollmarkt" – woran sich andre Interessen knüpfen –, Houwalds „Leuchtturm" und „Bild", die er so vernichtet, daß nichts, gar nichts bleibt, und Shakespeares „Hamlet". Überall ist es der große Mann, der einen Streit von noch unabsehbaren Folgen hervorrief, und schon diese beiden Bände würden Börne einen Platz neben Lessing sichern; aber er ward ein Lessing auf andrem Gebiete, möge ihm in Karl Beck der Goethe folgen!

„Nächte. Gepanzerte Lieder" von Karl Beck.

„Ein Sultan bin ich, wild und sturmbewegt,
Mein Heer – des Lieds gepanzerte Gestalten;
Um meine Stirne hat der Gram gelegt
Den Turban in geheimnisreiche Falten."[9]

Wenn solche Bilder schon in der zweiten Strophe eines Prologs vorkommen, wie wird dann erst das Buch selbst sein? Wenn ein Jüngling von zwanzig Jahren solche Gedanken hegt, wie wird erst der reife Mann singen? – Karl Beck ist ein Dichtertalent, wie seit Schiller keins aufgestanden ist. Ich finde eine auffallende Verwandtschaft zwischen Schillers „Räubern" und Becks „Nächten", derselbe freiheitglühende Geist, dieselbe ungebändigte Phantasie, derselbe jugendliche Übermut, dieselben Fehler. Schiller strebte nach Freiheit in den „Räubern", sie waren eine ernste Mahnung an seine servile Zeit; aber damals konnte sich solch ein Streben noch nicht bestimmt gestalten; jetzt haben wir im Jungen Deutschland eine bestimmte, systematische Richtung – Karl Beck tritt auf und ruft seiner Zeit laut zu, diese Richtung zu erkennen und sich ihr anzuschließen. Benedictus, qui venit in nomine Domini![1]

„Der fahrende Poet." Dichtungen von Karl Beck.

Der junge Dichter legt, kaum nach dem ersten, schon ein zweites Werk vor, das dem ersten an Kraft, Fülle der Gedanken, lyrischem Schwung und Tiefe nicht im mindesten nachsteht, an gediegener Form und Klassizität aber unendlich weit darüber hinausreicht. Welch ein Fortschritt, von der „Schöpfung" in den „Nächten" zu den Sonetten über Schiller und Goethe im „Fahrenden Poeten"! Gutzkow meint, die Sonettform sei dem Effekt des Ganzen schädlich, ich aber möchte behaupten, daß dieses Shakespearsche Sonett grade die für dies eigentümliche Gedicht passende Mitte zwischen der epischen Strophe und dem einzelnen Gedicht hält. Es ist ja kein episches Gedicht, es ist rein lyrisch, an losem epischen Faden gereiht, noch loser als Byrons „Childe Harold". Aber wohl uns Deutschen, daß Karl Beck geboren wurde.

„Blasedow und seine Söhne." Komischer Roman von Karl Gutzkow. 1ster Band. Diesem dreibändigen Roman liegt die Idee eines modernen Don Quijote zugrunde, eine zwar schon mehrfach benutzte, doch meist schlecht bearbeitete, geschweige erschöpfte Idee. Der Charakter dieses modernen Don Quijote (Blasedows, eines Landpfarrers), wie er Gutzkow anfänglich vorschwebte, war vortrefflich, in der Ausführung dagegen ist wohl einzelnes verfehlt. Wenigstens hinter Cervantes' Darstellung, die freilich auch das Werk eines reifen Mannes ist, bleibt dieser Roman des kaum dreißigjährigen Gutzkow (der ohnedies schon seit drei Jahren vollendet sein soll) sehr zurück. Dagegen sind die Nebencharaktere – Tobianus scheint Sancho Pansa zu entsprechen –, die Situationen und die Sprache ausgezeichnet.

[1] Gepriesen sei, wer im Namen des Herrn kommt!

Soweit mit meinen Rezensionen, jetzt werde ich fortfahren, wenn Du geschrieben hast. – Weißt Du, wann Eure Briefe angekommen sind? Den – fünfzehnten Juni! Und die letzten kamen – am fünfzehnten April an! Also grade zwei Monate! Ist das recht? Ich dekretiere hierdurch, daß bei Strafe des Nie-wieder-Gedichte-Erhaltens dem Wurm aller Einfluß auf die Absendung der Briefe entzogen werden soll. Und wenn in gehöriger Zeit Wurm seinen Brief noch nicht fertig hat, so laßt sie ohne seinen abgehen! Sind 14 Tage nicht genug, um 2 Quartseiten an mich zu schreiben? Es ist schändlich. Du schreibst auch wieder kein Datum dabei, das ist mir auch nicht recht. – Der Aufsatz im „Tel[egraph]“ ist mein unbestreitbares Eigentum[1] und hat W. Blank über die Maßen gefallen; in Barmen hat er auch bedeftenden Beifall erhalten und ist außerdem im Nürnberger „Athenäum“ rühmlichst zitiert worden[164]. Einzelne Übertreibungen mögen drin sein, das Ganze aber gibt ein richtiges Bild von vernünftigem Standpunkt aus gesehen. Wenn man es freilich mit dem Vorurteil, es sei ein konfuses Machwerk, liest, muß es wohl so erscheinen. – Was Du von der Komödie sagst, ist justum[2].

Justus judex ultionis,
Donum fac remissionis![3]

Die Kanzone ist von Euch nicht im mindesten berührt worden. Ist nachzuholen.



Was *Leo* und *Michelet* betr., so kenne ich die Sache freilich nur aus *Leos „Hegelingen“* und mehreren Gegenschriften, ich habe daraus gelernt: 1. daß *Leo*, der nach seinen eignen Worten seit 11 Jahren aller Philosophie entsagt und deshalb kein Urteil darüber hat, 2. daß er den Beruf dazu nur

[1] Siehe Band 1 unserer Ausgabe, S. 413–432 – [2] gerecht – [3] Gerechter strafender Richter, Erweise mir Nachsicht!

in seinem eignen überschwenglichen und renommistischen Hirn gefunden hat; 3. daß er Schlüsse, die durch die eigentümliche *Hegel*sche Dialektik notwendig aus allgemein angenommenen Prämissen hervorgingen, angegriffen hat, statt die Dialektik anzugreifen, ohne welches er diese Folgerungen stehenlassen mußte; 4. daß er die Gegenschriften nur mit rohen Exklamationen, ja mit Schimpfreden widerlegt hat; 5. daß er sich für weit über seine Gegner erhaben ansieht, großtut und auf der nächsten Seite wieder mit der grenzenlosesten Demut kokettiert; 6.[1] daß er nur 4 angreift, während er dadurch die ganze Schule angriff, die sich von diesen nicht trennen läßt; denn mag Gans etc. auch im einzelnen sich von diesen geschieden haben, sie gehörten doch so innig zusammen, daß *Leo* am wenigsten kapabel war, die Differenzpunkte als wichtig zu beweisen; 7.[2] ist es der Geist der „Ev[angelischen] K[irchen]-Z[eitung]", die Leo voranging, der in *Leos* ganzem Libell herrscht; Schluß: Leo hätte besser das Maul gehalten. Was sind das für *„bitterste Erfahrungen"* gewesen, die Leo zum Losbrechen zwangen? Hat er nicht schon in seiner Broschüre über *Görres* sie angefallen und noch heftiger als in den *„Hegelingen"*? Zu einem wissenschaftlichen Streit ist jeder berufen, der die Kenntnisse dazu hat (ob Leo sie hatte?), aber wer verdammen will, der nehme sich in acht; und hat Leo das getan? Verdammt er mit Michelet nicht auch Marheineke, dem die „Ev[angelische] K[irchen]-Z[eitung]" wie einem, der unter ihre Polizeiaufsicht gestellt, auf jedem Schritt nachspürt, ob's auch orthodox ist? Bei konsequentem Schließen hätte Leo unendlich viele verdammen müssen, dazu hatte er aber keine Courage. Wer die Hegelsche Schule angreifen will, muß selbst ein Hegel sein, der an ihrer Stelle eine neue Philosophie schafft. Und Leo zum Trotz dehnt sie sich von Tage zu Tage mehr aus. Und der Angriff vom Hirschberger Schubarth[50] auf die politische Seite der Hegelschen, kommt er nicht wie ein Amen des Küsters zu dem pfaffenmäßigen Credo des Hallischen Löwen, welcher freilich das Katzengeschlecht nicht verleugnet? Apropos, Leo ist der einzige akademische Lehrer in Deutschland, der die Adelsaristokratie eifrig verteidigt! Leo nennt auch W. Menzel seinen Freund!!!

Dein treuer Freund

Friedrich Engels, Junger Deutscher

Seid Ihr nicht mit Gans' Leiche gewesen? Warum schreibt Ihr nichts von dem?

[1] In der Handschrift: 5. – [2] in der Handschrift: 6.

20

Engels an Friedrich Graeber
in Berlin



[Bremen, 15. Juni 1839]

Fritz Graeber. Meine Herren, hier sehen Sie moderne Charaktere und Zustände.

Den 15. Juni. Heute kommen Eure Briefe an. Ich dekretiere, daß Wurm nie mehr die Briefe wegschicken soll. Zur Hauptsache. Was Du mir über Josephs Stammbäume sagst, so habe ich dies der Hauptsache nach schon gewußt und dagegen einzuwenden:

1. Wo ist in der Bibel in einem *Geschlechtsregister* der Schwiegersohn auch unter ähnlichen Umständen *Sohn* genannt worden? Ohne solch

ein Beispiel zu nennen, kann ich[1] dies nur als eine gezwungene, unnatürliche Erklärung ansehen.

2. Warum sagt Lukas, der für Griechen griechisch schrieb, für Griechen, die diese jüdische Sitte nicht kennen konnten, nicht ausdrücklich, daß dem so sei, wie Du sagst?

3. Was soll überhaupt ein Geschlechtsregister Josephs, das ganz überflüssig ist, da alle 3 synoptischen Evangelien ausdrücklich sagen, Joseph sei nicht Jesu Vater?

4. Warum nimmt ein Mann wie Lavater nicht seine Zuflucht zu dieser Erklärung und läßt lieber den Widerspruch stehen? Endlich, warum sagt selbst Neander, der doch gelehrter ist sogar als Strauß, daß das ein unlösbarer Widerspruch sei, der dem griechischen Bearbeiter des hebräischen Matthäus zur Last zu legen sei?

Ferner lasse ich mich mit meinen übrigen Sachen, die Du „elende Wortklaubereien" nennst, nicht so leicht abweisen. Die wörtliche Inspiration wird von den Wuppertalern in dem Grade gelehrt, daß Gott sogar in jedes Wort einen besonders tiefen Sinn gelegt haben soll, was ich oft genug von der Kanzel gehört habe. Daß Hengstenberg diese Ansicht nicht hat, glaube ich wohl, denn aus der „K[irchen-]Z[eitung]" geht hervor, daß er gar keine klaren Ansichten hat, sondern bald hier etwas einem Orthodoxen zugibt, was er bald darauf einem Rationalisten wieder als Verbrechen vorhält. Aber wie weit geht denn die Inspiration der Bibel? Doch wahrlich nicht so weit, daß der eine Christum sagen läßt: „das ist mein Blut", und der andre: „das ist das Neue Testament in meinem Blut"? Denn warum ist dann Gott, der den Streit zwischen Lutheranern und Reformierten doch vorhersah, diesem unseligen Streit nicht durch eine so unendlich geringfügige Einwirkung zuvorgekommen? Ist einmal Inspiration da, so gelten hier nur zwei Fälle: entweder Gott hat es absichtlich getan, *um* den Streit hervorzurufen, was ich Gott nicht aufbürden mag, oder Gott hat es übersehen, was ditto unstatthaft ist. Daß dieser Streit etwas Gutes hervorgerufen habe, läßt sich auch nicht behaupten, und daß er, nachdem er 300 Jahre die christliche Kirche zerrissen, in Zukunft noch Gutes wirken solle, wäre eine Annahme, die ohne allen Grund und aller Wahrscheinlichkeit zuwider ist. Grade diese Stelle beim Abendmahl ist wichtig. Und ist ein Widerspruch da, so ist der ganze Bibelglaube zerstört.

Ich will Dir nur grade heraussagen, daß ich jetzt dahin gekommen bin, nur die Lehre für göttlich zu halten, die vor der Vernunft bestehen kann.

---

[1] In der Handschrift nicht eindeutig zu entziffern: kann ich

Wer gibt uns das Recht, der Bibel blindlings zu glauben? Nur die Autorität derer, die es vor uns getan haben. Ja, der Koran ist ein organischeres Produkt als die Bibel, denn er fordert Glauben an seinen ganzen *fortlaufenden* Inhalt. Die Bibel aber besteht aus vielen Stücken vieler Verfasser, von denen viele nicht einmal *selbst Ansprüche* auf Göttlichkeit machen. Und wir sollen sie, unsrer Vernunft zuwider, glauben, bloß weil unsre Eltern es uns sagen? Die Bibel lehrt ewige Verdammnis des Rationalisten. Kannst Du dir denken, daß ein Mann, der sein Leben lang (Börne, Spinoza, Kant) nach der Vereinigung mit Gott strebte, ja, daß einer wie Gutzkow, dessen höchstes Lebensziel ist, den Punkt aufzufinden, wo sich das positive Christentum und die Bildung unsrer Zeit verschwistert darstellen, daß der nach seinem Tode ewig, ewig von Gott entfernt sein sollte, und körperlich und geistig den Zorn Gottes ohne Ende in den grausamsten Qualen tragen? Wir sollen keine Fliege peinigen, die uns Zucker stiehlt, und Gott sollte einen solchen Mann, dessen Irrtümer ebenso unbewußt sind, zehntausendmal so grausam und in alle Ewigkeit peinigen? Ferner, ein Rationalist, der aufrichtig ist, sündigt der durch sein Zweifeln? Nimmermehr. Er müßte ja sein Leben lang die schrecklichsten Gewissensbisse haben; das Christentum müßte, wenn er nach Wahrheit strebt, sich ihm mit unüberwindlicher Wahrheit aufdrängen. Geschieht das? Ferner, in welcher zweideutigen Position steht die Orthodoxie zur modernen Bildung? Man beruft sich drauf, daß das Christentum die Bildung überallhin mitgebracht habe; jetzt plötzlich gebietet die Orthodoxie, die Bildung solle mitten in ihrem Fortschritt stehenbleiben. Was soll z.B. alle Philosophie, wenn wir der Bibel glauben, die die Unerkennbarkeit Gottes durch die Vernunft lehrt? Und doch findet die Orthodoxie ein wenig, nur ja nicht zuviel, Philosophie ganz zweckmäßig. Wenn die Geologie andre Resultate bringt als die mosaische Urgeschichte lehrt, wird sie verschrieen (siehe den elenden Aufsatz der „Evang[elischen] K[irchen]-Z[eitung]": „Die Grenzen der Naturbetrachtung"), bringt sie scheinbar dieselben wie die Bibel, so beruft man sich darauf. Zum Beispiel sagt ein Geolog, die Erde, die versteinerten Knochen bewiesen eine große Flut, so beruft man sich darauf; entdeckt aber ein andrer Spuren eines verschiedenen Alters dieser Dinge und beweist, es habe diese Flut verschiedene Zeiten an verschiedenen Orten gehabt, so wird die Geologie verdammt. Ist das aufrichtig? Ferner: da ist Strauß' „Leben Jesu", ein unwiderlegliches Werk, warum schreibt man nicht eine schlagende Widerlegung? Warum verschreit man den wahrhaftig achtbaren Mann? Wie viele sind christlich, wie Neander, gegen ihn aufgetreten, und der – ist kein Orthodoxer. Ja, es gibt wahrhaftig Zweifel, schwere

Zweifel, die ich nicht widerlegen kann. Ferner die Erlösungslehre: Warum zieht man sich nicht die Moral draus, wenn sich einer freiwillig für den andern stellt, den zu strafen? Ihr würdet es alle für Unrecht halten; was aber vor Menschen Unrecht ist, das soll vor Gott die höchste Gerechtigkeit sein? Ferner: Das Christentum sagt: Ich mache euch frei von der Sünde. Nun strebt dahin auch die übrige, rationalistische Welt; da tritt das Christentum dazwischen und verbietet ihnen, fortzustreben, weil der Weg der Rationalisten noch weiter vom Ziel abführe. Wenn das Christentum uns einen zeigte, den es in diesem Leben so frei gemacht hat, daß er nicht mehr sündigte, dann möchte es einiges Recht haben, so zu sprechen, aber eher wahrlich nicht. Ferner: Petrus[1] spricht von vernünftiger, lauterer Milch des Evangeliums[165]. Ich begreife es nicht. Man sagt mir: das ist die erleuchtete Vernunft. Nun zeige man mir eine erleuchtete Vernunft, der das einleuchtet. Bisher ist mir noch keine vorgekommen, sogar den Engeln ist's „ein hohes Geheimnis". – Ich hoffe, Du denkst zu gut von mir, dergleichen einer frevlerischen Zweifelsucht und Renommisterei zuzuschreiben; ich weiß, ich komme in die größten Unannehmlichkeiten dadurch, aber was sich mir überzeugend aufdringt, kann ich, so gern ich's möchte, nicht zurückdrängen. Habe ich durch meine heftige Sprache vielleicht Deiner Überzeugung wehe getan, so bitte ich Dich von Herzen um Verzeihung; ich sprach nur, wie ich denke und wie es sich mir aufdrängt. Es geht mir wie Gutzkow; wo sich einer hochmütig über das positive Christentum hinwegsetzt, da verteidige ich diese Lehre, die ja vom tiefsten Bedürfnis der menschlichen Natur, dem Sehnen nach Erlösung von der Sünde durch die Gnade Gottes ausgeht; wo es aber darauf ankommt, die Freiheit der Vernunft zu verteidigen, da protestiere ich gegen allen Zwang. – Ich hoffe, eine radikale Veränderung im religiösen Bewußtsein der Welt zu erleben; – wäre ich nur erst selbst im klaren! Doch das soll schon kommen, wenn ich nur Zeit habe, mich ruhig und ungestört zu entwickeln.

Der Mensch ist frei geboren, ist frei!

Dein treuer Freund
Friedrich Engels

---

[1] In der Handschrift: Paulus

21

Engels an Friedrich Graeber
in Berlin

[Bremen, den 12.–27. Juli 1839]

Fritzo Graebero. Den **12. Juli.** Ihr könntet Euch wohl einmal herablassen, mir zu schreiben. Es werden bald 5 Wochen, daß ich Euren letzten Brief bekam. – In meinem vorigen Briefe warf ich Dir eine Masse skeptischer Klötze hin, ich würde das Ding anders angefaßt haben, wenn ich damals schon die Schleiermachersche Lehre gekannt hätte. Das ist denn doch noch ein vernünftiges Christentum; das leuchtet doch jedem ein, auch ohne daß man es grade annimmt, und man kann den Wert anerkennen, ohne sich an die Sache anschließen zu müssen. Was ich von philosophischen Prinzipien in der Lehre fand, habe ich schon angenommen; über seine Erlösungstheorie bin ich noch nicht im reinen und werde mich hüten, sie gleich als Überzeugung anzunehmen, um nicht bald wieder umsatteln zu müssen. Aber studieren werd' ich's, sobald ich Zeit und Gelegenheit habe. Hätte ich die Lehre früher gekannt, ich wäre nie Rationalist geworden, aber wo hört man so was in unserm Muckertale? Ich habe eine rasende Wut auf diese Wirtschaft, ich will mit dem Pietismus und dem Buchstabenglauben kämpfen, solang ich kann. Was soll das Zeug? Was die Wissenschaft, in deren Entwicklung jetzt die ganze Kirchengeschichte liegt, verwirft, das soll auch im Leben nicht mehr existieren. Mag der Pietismus früher ein historisch berechtigtes Element in der Entwicklung der Theologie gewesen sein; er hat sein Recht bekommen, er hat gelebt und soll sich nun auch nicht weigern, der spekulativen Theologie zu weichen. Nur aus dieser läßt sich jetzt etwas Sicheres entwickeln. Ich begreife nicht, wie man noch versuchen kann, den wörtlichen Glauben an die Bibel zu halten oder die unmittelbare Einwirkung Gottes zu verteidigen, da sie sich doch nirgends beweisen läßt.

Den 26. Juli. Da seid Ihr ja. Zur Sache. In Deinem Briefe ist es ganz merkwürdig, wie Du an der Orthodoxie hältst und doch dabei einer rationalisierenden Richtung einzelnes zugibst, wodurch Du mir Waffen in die Hand gibst. Josephs Stammbaum. Auf meinen ersten Gegengrund antw[ortest] Du mir: Wer weiß, ob wir nicht oft genug in den biblischen

Geschlechtsregistern Sohn statt Schwiegersohn und Neffe lasen. Zerstörst Du nicht dadurch die ganze Glaubwürdigkeit der biblischen Geschlechtsregister? Wie das Gesetz hier etwas beweisen soll, begreife ich gar nicht. – Auf meinen zweiten Gegengrund sagst Du: Lukas habe für Theophilus geschrieben. Lieber Fritz, was ist das für eine Inspiration, wo eine solche Rücksicht auf die Kenntnisse dessen stattfindet, an den das Buch zufällig zuerst geht? Wenn da nicht auch auf alle zukünftigen Leser Rücksicht genommen wird, so kann ich keine Inspiration anerkennen, überhaupt scheinst Du Dir über den Begriff der Inspiration noch nicht klar zu sein. 3. daß ein Geschlechtsregister des Joseph die Erfüllung der Weissagung darlege, bin ich nicht kapabel zu kapieren; im Gegenteil mußte den Evangelisten alles daran gelegen sein, Jesum nicht als Josephs Sohn darzustellen, diese Ansicht zu zerstören, und Joseph gar nicht so mit Darstellung seines Geschlechtsregisters zu beehren. – „Zu sagen, Jesus war ein Sohn Marias, Maria eine Tochter Eli, wäre ganz gegen die Sitte gewesen." Lieber Fritz, kann hier die Sitte auch nur den geringsten Einfluß haben? Sieh genau zu, ob Du dadurch nicht wieder Deinem Begriffe von Inspiration zu nahe trittst. Ich kann Deine Erklärung wahrlich nicht anders, als so unendlich gezwungen ansehen, daß ich an Deiner Stelle mich lieber entschlösse, eines für unecht zu halten. – „Dem Christentum müssen sich unauflösliche Zweifel entgegenstellen, und doch kann man zur Gewißheit kommen durch Gottes Gnade." Diesen Einfluß der göttlichen Gnade auf den einzelnen bezweifle ich in der Gestalt, wie Du ihn hast. Wohl kenne ich das selige Gefühl, das jeder hat, der sich in innige, herzliche Beziehung zu Gott setzt, Rationalist wie Mystiker; aber werde Dir darüber klar, denke, ohne Dich an biblische Redensarten zu knüpfen, darüber nach, so findest Du, es ist das Bewußtsein, daß die Menschheit göttlichen Ursprungs ist, daß Du als Teil dieser Menschheit nicht verlorengehen kannst und nach allen unzähligen Kämpfen in dieser, wie in jener Welt, vom Sterblichen und Sündlichen entkleidet, in den Schoß der Gottheit zurückkehren mußt; das ist meine Überzeugung, und ich bin ruhig dabei; insofern kann ich Dir auch sagen, daß mir Gottes Geist Zeugnis gibt, daß ich ein Kind Gottes bin; und wie gesagt, ich kann nicht glauben, daß Du es in andrer Art sagen könntest. Freilich, Du bist viel ruhiger dabei, während ich mich noch mit allerlei Meinungen herumschlagen und meine Überzeugung nicht so unausgebildet stehenlassen kann; aber darum kann ich den Unterschied wohl quantitativ, nicht aber qualitativ anerkennen. – Daß ich ein Sünder bin, daß ich einen tiefliegenden Hang zur Sünde habe, erkenne ich wohl an und halte mich durchaus von aller Werkgerechtigkeit fern. Aber, daß diese

Sündlichkeit im Willen des Menschen liege, erkenne ich nicht an. Wohl gebe ich zu, daß in der Idee der Menschheit die Möglichkeit zur Sünde zwar nicht liege, aber in ihrer Realisierung *notwendig liegen müsse;* ich bin somit gewiß so bußfertig, wie es nur jemand verlangen kann; aber, lieber Fritz, daß durch die Verdienste eines Dritten meine Sünden sollen gehoben werden[1], das kann kein denkender Mensch glauben. Denke ich unabhängig von aller Autorität darüber nach, so finde ich mit der neueren Theologie, daß die Sündlichkeit des Menschen in der notwendig unvollkommnen Realisation der Idee liege; daß darum das Streben eines jeden sein müsse, die Idee der Menschheit in sich zu realisieren, d. h. sich Gott gleichzumachen an geistiger Vollendung. Das ist etwas ganz Subjektives – wie soll die orthodoxe Erlösungstheorie, die ein Drittes setzt, etwas Objektives, dieses Subjektive vollbringen? Strafwürdig erkenne ich mich, und wenn Gott mich strafen will, so mag er's tun, aber eine ewige Entfernung auch nur des geringsten Teils von Geist von Gott – das ist mir ganz unmöglich zu denken und zu glauben. Daß es Gnade von Gott ist, daß er uns annimmt, das ist freilich wahr, es ist ja alles Gnade, was Gott tut, es ist aber zugleich auch Notwendigkeit, alles was er tut. Die Einigung dieser Widersprüche macht ja einen bedeutenden Teil des Wesens Gottes aus. Was Du da weiter sagst, Gott könne sich nicht verleugnen etc., kommt mir vor, als wolltest Du meine Frage umgehen. Kannst Du glauben, daß ein Mensch, der nach Vereinigung mit Gott strebt, auf ewig von Gott verstoßen sein soll? Kannst Du das? Das kannst Du nicht, darum gehst Du um den heißen Brei. Ist das nicht eine sehr niedrige Ansicht, daß Gott für vergangenes Böse noch eine Strafe – außer der, die in der bösen Tat selbst liegt – geben soll? Du mußt mit ewiger Strafe auch ewige Sünde setzen; mit ewiger Sünde ewige Möglichkeit zu glauben, also erlöst zu werden. Die Lehre von der ewigen Verdammnis ist schrecklich inkonsequent. Ferner. Das historische Glauben ist Dir doch eine große Hauptsache vom Glauben, und der Glaube ohne jenen nicht denkbar; nun wirst Du mir aber nicht leugnen, daß es Menschen gibt, denen es *ganz unmöglich* ist, diesen historischen Glauben zu haben. Und von denen sollte Gott verlangen, daß sie das Unmögliche täten? Lieber Fritz, bedenke, daß das Unsinn wäre und daß Gottes Vernunft wohl höher ist als unsre, aber doch nicht anders; denn dann wäre es keine Vernunft mehr. Die biblischen Dogmen sollen ja auch mit der Vernunft aufgefaßt werden. – Nicht zweifeln können, sagst Du, sei Geistesfreiheit? Die größte Geistesknechtschaft ist es, frei ist nur der, der

[1] In der Handschrift: wären

jeden Zweifel an seiner Überzeugung besiegt hat. Und daß *Du* mich schlagen sollst, verlange ich nicht einmal; ich fordre die ganze orthodoxe Theologie auf, sie soll mich schlagen. Hat die ganze 1800 Jahr alte christliche Wissenschaft dem Rationalismus keine Gegengründe entgegenstellen können und nur wenige seiner Angriffe repoussiert, ja, scheut sie den Kampf auf rein wissenschaftlichem Felde und zieht lieber die Persönlichkeit der Gegner in den Staub – was soll man dazu sagen? Ja, *ist* die orthodox-christliche Lehre einer rein wissenschaftlichen Behandlung fähig? Ich sage nein; was kann mehr geschehen als ein bißchen Rangieren, Erklären und Disputieren? Ich rate Dir, einmal die „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus" von Dr. C. Märklin, Stuttgart 1839, zu lesen; wenn Du die widerlegst (d. h. nicht das Positive, sondern das Negative darin), so sollst Du der erste Theologe der Welt sein. – „Der einfache Christ kann hierbei auch ganz stehenbleiben, er weiß, daß er ein Kind Gottes ist, und es ist ihm nicht nötig, daß er auf alle scheinbaren Widersprüche Rede und Antwort stehen könne." Auf die „scheinbaren Widersprüche" kann weder der einfache Christ noch Hengstenberg Rede und Antwort geben, denn es sind wirkliche Widersprüche; aber wahrlich, wer dabei stehenbleibt und auf seinen Glauben pocht, der hat gar keinen Grund seines Glaubens. Wohl kann das Gefühl bestätigen, aber begründen doch wahrlich nicht, das hieße ja, mit den Ohren riechen wollen. Was Hengstenberg mir so verhaßt macht, ist die wahrhaft schändliche Redaktion der „Kirchen-Zeitung". Fast alle Mitarbeiter sind anonym, und der Redakteur hat also für sie zu stehen, packt ihn aber einer darauf an, der darin beleidigt worden, so weiß Herr Hengstenberg von nichts, nennt den Verfasser nicht, will aber auch keine Rede stehen. So ist es schon manchem armen Teufel gegangen, der Gott weiß von welchem dunklen Lumen in der „K[irchen]-Z[eitung]" angegriffen worden, und der von Hengstenberg, wenn er ihn drauf faßte, zur Antwort bekam, *er* habe den Artikel nicht geschrieben. Die „Kirchen-Zeitung" hat dabei noch immer unter den pietistischen Predigern einen großen Ruf, weil die die Gegenschrift nicht lesen, und so hält sie sich. Die letzten Nummern habe ich nicht gelesen, sonst würde ich Dir Exempla anführen können. Als die Zürcher Geschichte mit Strauß losbrach[96], kannst Du Dir gar nicht denken, wie greulich die „K[irchen]-Z[eitung]" Strauß' Charakter verleumdet und verschrieen hat, während er sich doch – darin haben alle Nachrichten übereingestimmt – durchaus nobel bei der ganzen Sache benommen hat. Woher kommt z. B. der große Eifer der „K[irchen]-Z[eitung]", Strauß mit dem Jungen Deutschland unter eine Rubrik zu bringen? Und bei vielen gilt das Junge Deutschland für

rasend schlimm, leider Gottes. – Wegen der Poesie des Glaubens hast Du mich verkehrt verstanden. Ich habe nicht um der Poesie willen geglaubt; ich habe geglaubt, weil ich einsah, so nicht mehr in den Tag hineinleben konnte, weil mich meine Sünden reuten, weil ich der Gemeinschaft mit Gott bedurfte. Ich habe mein Liebstes auf der Stelle gern weggegeben, ich habe meine größten Freuden, meinen liebsten Umgang für nichts geachtet, ich habe mich vor der Welt blamiert an allen Ecken; ich habe ungeheure Freude darüber gehabt, daß ich an Plümacher einen fand, mit dem ich davon reden konnte, ich habe gern seinen Prädestinationsfanatismus ertragen; Du weißt selbst, daß es mir Ernst war, heiliger Ernst. Da war ich glücklich, das weiß ich, ich bin es jetzt ebensosehr; da hatte ich Zuversicht, Freudigkeit zum Beten; die hab' ich jetzt auch, ich hab' sie noch mehr, denn ich kämpfe und bedarf der Stärkung. Aber von jener ekstatischen Seligkeit, von der ich auf unsern Kanzeln so oft hörte, habe ich nie was verspürt; meine Religion war und ist stiller, seliger Friede, und wenn ich den nach meinem Tode auch habe, so bin ich zufrieden. Daß ihn Gott mir nehmen sollte, das habe ich keinen Grund zu glauben. Die religiöse Überzeugung ist Sache des Herzens und hat nur insofern Bezug auf das Dogma, als diesem vom Gefühl widersprochen wird oder nicht. So mag Dir der Geist Gottes durch Dein Gefühl Zeugnis geben, daß Du ein Kind Gottes bist, das ist sehr leicht möglich, aber daß Du es bist durch den Tod Christi – das doch gewiß nicht; sonst wäre das Gefühl fähig zu denken, Deine Ohren fähig zu sehen. – Ich bete täglich, ja fast den ganzen Tag um Wahrheit, habe es getan, sobald ich anfing zu zweifeln, und komme doch nicht zu Eurem Glauben zurück; und doch steht geschrieben: Bittet, so wird Euch gegeben. Ich forsche nach Wahrheit, wo ich nur Hoffnung habe, einen Schatten von ihr zu finden; und doch kann ich Eure Wahrheit nicht als die ewige anerkennen. Und doch steht geschrieben: Suchet, so werdet Ihr finden. Wer ist unter Euch, der seinem Kinde, das ihn um Brot bittet, einen Stein biete? Wieviel mehr Euer Vater im Himmel?[166]

Die Tränen kommen mir in die Augen, indem ich dies schreibe, ich bin durch und durch bewegt, aber ich fühle es, ich werde nicht verlorengehen, ich werde zu Gott kommen, zu dem sich mein ganzes Herz sehnt. Und das ist auch ein Zeugnis des heiligen Geistes; darauf leb' ich und sterb' ich, ob auch zehntausendmal in der Bibel das Gegenteil steht. Und täusche Dich nicht, Fritz, ob Du es sicher tust, eh' Du Dich versiehst, kommt auch so ein Zweifel, und da hängt die Entscheidung Deines Herzens oft vom kleinsten Zufall ab. – Aber daß auf den inneren Frieden der dogmatische Glaube keinen Einfluß hat, weiß ich aus Erfahrung.

Den 27. Juli.

Wenn Du tätest, was in der Bibel steht, so dürftest Du gar nicht mit mir umgehen. Im zweiten Brief Johannes (wenn ich nicht irre) steht, man solle den Ungläubigen nicht grüßen, nicht einmal χαῖρε[1] zu ihm sagen.[167] Dgl. Stellen sind sehr häufig und haben mich immer geärgert. Ihr tut aber lange nicht alles, was in der Bibel steht. Übrigens, wenn das orthodoxe evangelische Christentum die Religion der Liebe genannt wird, so kommt mir das vor wie die ungeheuerste Ironie. Nach Eurem Christentum werden neun Zehntel der Menschen ewig unglücklich und ein Zehntel wird glücklich, Fritz, und das soll die unendliche Liebe Gottes sein? Bedenke, wie klein Gott erscheinen würde, wenn das seine Liebe wäre. Das ist denn doch klar, daß, wenn es eine offenbarte Religion gibt, der Gott derselben zwar größer, aber nicht anders sein darf als der, den die Vernunft zeigt. Sonst ist alle Philosophie nicht nur eitel, sondern sogar sündlich, ohne Philosophie gibt es keine Bildung, ohne Bildung keine Humanität, ohne Humanität wiederum keine Religion. Aber die Philosophie so zu schmähen, wagt selbst der fanatische Leo nicht. Und das ist wieder so eine von den Inkonsequenzen der Orthodoxen. Mit Männern wie Schleiermacher und Neander will ich mich schon verständigen, denn sie sind konsequent und haben ein reines[2] Herz; beides suche ich in der „Evangelischen Kirchen-Zeitung" und den übrigen Pietistenblättern vergebens. Besonders vor Schleiermacher hab' ich ungeheure Achtung. Bist Du konsequent, so mußt Du ihn freilich verdammen, denn er predigt nicht Christum in Deinem Sinne, sondern eher im Sinne des Jungen Deutschlands, Theodor Mundts und Karl Gutzkows. Aber er ist ein großer Mann gewesen, und ich kenne unter den jetzt lebenden nur einen, der gleichen Geist, gleiche Kraft und gleichen Mut hat, das ist David Friedrich Strauß.

Ich habe mich gefreut, wie Du Dich so rüstig aufgemacht hast, mich zu widerlegen, aber eins hat mich geärgert, ich will's Dir nur gradheraus sagen. Es ist die Verachtung, mit der Du von dem Streben zur Vereinigung mit Gott, von dem religiösen Leben der Rationalisten sprichst. Du liegst freilich behaglich in Deinem Glauben wie im warmen Bett und kennst den Kampf nicht, den wir durchzumachen haben, wenn wir Menschen es entscheiden sollen, ob Gott Gott ist oder nicht; Du kennst den Druck solcher Last nicht, die man mit dem ersten Zweifel fühlt, der Last des alten Glaubens, wo man sich entscheiden soll, für oder wider, forttragen oder abschütteln; aber ich sage es Dir nochmals, Du bist vor dem Zweifel so

---

[1] (chaire) sei gegrüßt – [2] in der Handschrift nicht eindeutig zu entziffern: reines

sicher nicht, wie Du wähnst, und verblende Dich nicht gegen die Zweifelnden, Du kannst einst selber zu ihnen gehören, und da wirst Du auch Billigkeit verlangen. Die Religion ist Sache des Herzens, und wer ein Herz hat, der kann fromm sein; wessen Frömmigkeit aber im Verstande oder auch in der Vernunft Wurzel hat, der hat gar keine. Aus dem Herzen sprießt der Baum der Religion und überschattet den ganzen Menschen und saugt seine Nahrung aus der Luft der Vernunft; seine Früchte aber, die das edelste Herzblut in sich tragen, das sind die Dogmen; was drüber ist, das ist vom Übel. Das ist Schleiermachers Lehre, und dabei bleibe ich.

Adieu, lieber Fritz, besinne Dich recht drüber, ob Du mich wirklich in die Hölle schicken willst, und schreib mir bald mein Urteil.

Dein

Friedrich Engels

22

Engels an Friedrich Graeber

[Bremen, Ende Juli oder Anfang August 1839]

Lieber Fritz!

Recepi litteras tuas hodie, et jamque tibi responsurus sum.[1] Viel schreiben kann ich Dir nicht – Du bist noch in meiner Schuld, und ich erwarte einen langen Brief von Dir. Ist Dein Bruder W[ilhelm] auch frei? Studiert Wurm jetzt auch mit Euch in Bonn? Gott segne dem dicken Peter[2] seine studia militaria. Ein kleines Poem, am 27. Juli gemacht, möge Dich üben im Liberalismus und im Lesen antiker Metra. Sonst ist nichts dran.

Deutsche Julitage
1839

Wie die Wellen sich heben im rauschenden Strom, wie der Sturm so gewaltig einhergeht!
Mannshoch braust auf die geschlagene Flut, und es sinkt und es hebt sich der Nachen;
Von dem Rhein her wehet der sausende Wind, der die Wolken versammelt am Himmel,
Der die Eichen zerbricht und den Staub auftreibt und die Wogen zerwühlt in der Tiefe.
Und Eurer gedenk' ich im schwankenden Boot, Ihr Fürsten und Könige Deutschlands,
Aufs Haupt nahm einst das geduldige Volk den vergoldeten Thron, da Ihr sitzet,
Trug Euch im Triumph durchs heimische Land und verjagte den kühnen Erobrer.
Da wurdet Ihr keck und des Übermuts voll, da habt Euer Wort Ihr gebrochen,

[1] Heute erhielt ich Deinen Brief, und ich bin schon dabei, Dir zu antworten. – [2] Peter Jonghaus

Nun wehet der Sturm aus Frankreich her, und es woget die Menge des
Volkes,
Und es schwanket der Thron wie das Boot in dem Sturm, und das
Szepter erbebt in der Hand Euch.
Vor allem zu Dir, Ernst August, wend' ich den Blick mit zornigem
Mute,
Du brachst, ein Despot, das Gesetz tollkühn, horch auf, wie die Stürme
erbrausen!
Wie das Volk aufschaut durchbohrenden Augs und das Schwert kaum
ruht in der Scheide,
Sprich, ruhst Du so sicher auf goldenem Thron, wie ich in dem
schwankenden Boote?

Das Faktum mit den hohen Wellen in der Weser ist wahr, auch, daß ich am großen Tage der Julirevolution drauf fuhr.

Grüß Wurm, er soll mir viel schreiben.

Dein

Friedr. Engels

23

Engels an Wilhelm Graeber

Bremen, 30. Juli 1839

Mein lieber Guglielmo!

Was hast Du für korrupte Ansichten von mir? Weder vom Spielmann noch vom treuen Eckart (oder wie Du schreibst Eckkardt) kann hier die Rede sein, sondern bloß von Logik, Vernunft, Konsequenz, propositio major et minor[1] etc. Ja, Du hast recht, mit Sanftmut ist hier nichts auszurichten, mit dem Schwert müssen diese Zwerge – Servilismus, Aristokratenwirtschaft, Zensur etc. – weggejagt werden. Da sollte ich freilich recht poltern und toben, aber weil Du es bist, will ich sänftiglich mit Dir fahren, damit Du Dich nicht „bekreuzest", wenn „die wilde Jagd" meiner regellosen, poetischen Prosa an Dir vorbeijagt. Zuerst protestiere ich gegen Dein Ansinnen, ich gäbe dem Zeitgeist einen Tritt nach dem andern auf den Codex, damit er besser voranküme. Lieber Mensch, was denkst Du Dir für eine Fratze unter meiner armen, stumpfnasigen Gestalt! Nein, das laß ich fein bleiben, im Gegenteil, wenn der Zeitgeist daherkommt wie der Sturmwind und den Train auf der Eisenbahn fortschleppt, so spring' ich rasch in den Wagen und laß mich ein wenig mitziehen. Ja, so ein Karl Beck – die tolle Idee, er habe sich ausgedichtet, ist gewiß von dem verkommenen Wichelhaus, über den der Wurm mich gehörig instruiert hat. Dieser Gedanke, daß ein zweiundzwanzigjähriger Mensch, der solche rasende Gedichte gemacht hat, nun plötzlich aufhören soll – nein, solcher Nonsens ist mir noch nicht vorgekommen. Kannst Du Dir denken, daß Goethe nach dem „Götz" aufgehört habe, ein genialer Poet zu sein, oder Schiller nach den „Räubern"? Außerdem soll sich die Geschichte am Jungen Deutschland gerächt haben! Gott bewahre mich, freilich, wenn die Weltgeschichte dem Bundestage als erbliches Lehn vom lieben Herrgott anvertraut ist, so hat sie sich an Gutzkow durch dreimonatliche Haft gerächt[168], wenn sie aber, wie wir nicht mehr zweifeln, in der öffentlichen Meinung (d. h. hier der literarischen) liegt, so hat sie sich insofern am Jungen Deutschland

---

[1] größerer und kleinerer Prämisse

gerächt, daß sie sich hat von ihm mit der Feder in der Hand erkämpfen lassen und nun das Junge Deutschland als Königin der deutschen modernen Literatur thront. Was Börnes Schicksal gewesen? Er ist gefallen wie ein Held, 1837 im Februar[169], und hat noch in seinen letzten Tagen die Freude gehabt, zu sehen, wie seine Kinder, Gutzkow, Mundt, Wienbarg, Beurmann, sich aufarbeiteten gleich dem Donnerwetter – freilich lagen die schwarzen Wolken des Unheils noch über ihren Häuptern, und eine lange, lange Kette war um Deutschland gezogen, die der Bundestag flickte, wo sie zu reißen drohte, aber er lacht jetzt auch der Fürsten und weiß vielleicht die Stunde, da ihnen die gestohlne Krone vom Kopf fällt. Für Heines Glück will ich Dir nicht einstehen, überhaupt ist der Kerl seit längerer Zeit ein Schweinigel, für Becks auch nicht, denn er ist verliebt und grämt sich über unser liebes Deutschland; an letzterem partizipiere ich auch, habe mich sonst noch viel herumzuschlagen, doch hat der gute alte Herrgott mir einen vortrefflichen Humor geschickt, der mich bedeutend tröstet. Männeken, bist *Du* denn glücklich? – Deine Ansicht von Inspiration halt nur ja geheim, sonst wirst Du nie Prediger im Wuppertal. Wär' ich nicht in den Extremen der Orthodoxie und des Pietismus aufgewachsen, wäre mir nicht in der Kirche, der Kinderlehre und zu Haus immer der direkteste, unbedingteste Glaube an die Bibel und an die Übereinstimmung der biblischen Lehre mit der Kirchenlehre, ja, mit der Speziallehre *jedes* Pfarrers vorgesprochen worden, so wäre ich vielleicht noch lange am etwas liberalen Supranaturalismus hängengeblieben. In der Lehre sind Widersprüche genug, soviel als biblische Autoren sind, und der Wuppertaler Glaube hat somit ein Dutzend Individualitäten in sich aufgenommen. Von wegen dem Stammbaum Josephs schiebt Neander bekanntlich den des Matthäus dem griechischen Übersetzer des hebräischen Originals zu; wenn ich nicht irre, hat *Weiße* sich in seinem Leben Jesu ähnlich wie Du gegen Lukas ausgesprochen[170]. Die Erklärung des Fritz kommt zuletzt auf solche abnorme Möglichkeiten, daß sie für keine zu halten sein kann. *πρόμαχος*[1] bin ich freilich, doch nicht der rationalistischen, sondern der liberalen Partei. Die Gegensätze trennen sich, schroff stehn sich die Ansichten gegenüber. Vier Liberale (zugleich Rationalisten), ein Aristokrat, der zu uns überging, aus Angst aber, gegen die in seiner Familie eingeerblichten Grundsätze anzustoßen, gleich wieder zur Aristokratie lief, ein Aristokrat, der guter Hoffnung ist – wie wir hoffen, und diverse Schafsköpfe, das ist der Zirkus, in dem gestritten wird. Ich promachiere als

[1] (prọmachos) Vorkämpfer

Kenner des Altertums, des Mittelalters und des modernen Lebens, als Grobian etc., doch ist dies Promachieren schon nicht mehr nötig, meine Untergebnen machen sich gut heraus; gestern hab' ich ihnen die historische Notwendigkeit in der Geschichte von 1789–1839 beigebracht und außerdem zu meiner Verwunderung erfahren, daß ich den hiesigen Primanern allen um ein ziemliches im Disputieren überlegen sein soll. Sie haben sich, nachdem ich gleich zwei – vor langer Zeit schon – aus dem Felde geschlagen, entschlossen und verschworen, mir den Gescheutesten auf den Hals zu schicken, der sollte mich schlagen und war unglücklicherweise damals in den Horaz verliebt, so daß ich ihn nach der Art kloppte. Da bekamen sie die greulichste Angst. Jener Ex-Horazomane steht jetzt sehr gut mit mir und erzählte es mir gestern abend. Von der Richtigkeit meiner Rezensionen würdest Du Dich auf der Stelle überzeugen, wenn Du die rezensierten Bücher läsest. K. Beck ist ein ungeheures Talent, mehr als das, ein Genie. Bilder wie:

> Man hört des Donners Stimme laut verkünden,
> Was ins Gewölk die Blitze hingeschrieben

kommen in ungeheurer Masse vor. Höre, was er von seinem angebeteten Börne sagt. Er redet Schiller an:

> Dein Posa war kein schaumgeborner Wahn;
> Ist Börne für die Menschheit nicht gefallen?
> Er klomm, ein Tell, der Menschheit Höh'n hinan,
> Und ließ der Freiheit Hüfthorn laut erschallen.
> Dort hat er ruhig seinen Pfeil gespitzt,
> – – – – –
> Er zielte, schoß, und tief im Apfel sitzt
> Der Freiheit Pfeil – tief in der runden Erde.[171]

Und wie er das Elend der Juden schildert und das Studentenleben, es ist kostbar; und nun gar der „Fahrende Poet"! Mensch, habe doch Begriffe und lies ihn. Sieh einmal, wenn Du nur den Aufsatz Börnes über Schillers „Tell"[162] widerlegst, so sollst Du all das Honorar haben, was ich für meine Übersetzung des Shelley[172] zu bekommen hoffe. Daß Du mir meinen Wuppertaler Aufsatz[1] so heruntergemacht hast, will ich Dir verzeihen, indem ich ihn neulich wieder las und über den Stil erstaunte. Ich habe seit der Zeit lange nicht so gut wieder geschrieben. Leo und Michelet vergiß nächstes Mal nicht. Du bist sehr im Irrtum, wie gesagt, wenn Du meinst, wir jungen Deutschen wollten den Zeitgeist auf den Strumpf

[1] Siehe Band 1 unserer Ausgabe, S. 413–432

wehen; aber bedenke einmal, wenn dieses πνεῦμα[1] weht und uns recht weht, wären wir nicht Esel, wenn wir die Segel nicht aufspannten? Daß Ihr mit Gans' Leiche gegangen seid, soll Euch nicht vergessen werden. Ich werd' es nächstens in die „Elegante Zeitung" rücken lassen. Höchst komisch kommt es mir vor, daß Ihr alle hintennach so schön um Verzeihung bittet über Euer bißchen Poltern; Ihr könnt noch gar nicht donnerwettern, und da kommen sie alle an – der Fritz schickt mich in die Hölle, begleitet mich bis ans Tor und schiebt mich mit einem tiefen Kompliment hinein, um selbst wieder in den Himmel fliegen zu können. Du kuckst alles doppelt durch Deine Spathbrille und siehst meine drei Genossen für Geister aus Frau Venus' Berg an – Männeken, was schreist Du nach dem treuen Eckart? Sieh, da ist er ja schon, ein kleiner Kerl, mit scharfem, jüdischem Profil, er heißt Börne, laß den nur dreinschlagen, der chassiert all das Volk der Frau Venus-Servilia. Dann empfiehlst Du Dich gleichfalls höchst demütig – sieh, Mr. Peter[2] kommt auch, lacht mit dem halben Gesicht und knurrt mit dem halben Gesicht und hält mir erst die knurrende, dann die lachende Seite hin.

Im lieben Barmen fängt jetzt der literarische Sinn sich zu regen an. Freiligrath hat einen Verein zur Lektüre von Dramen gestiftet, in dem seit Fr[ei]l[igrath]s Weggange Strücker und Neuburg (Commis bei Langewiesche) die πρόμαχοι liberaler Ideen sind. Da hat denn Herr Ewich die scharfsinnigen Entdeckungen gemacht: 1. daß das Junge Deutschland in diesem Verein spuke, 2. daß dieser Verein in pleno die Briefe aus dem Wuppertale im „Telegraphen" abgefaßt habe. Auch hat er plötzlich eingesehen, daß Fr[ei]l[igrath]s Gedichte das fadeste Zeug von der Welt seien, Freil[igrath] tief unter de la Motte Fouqué stehe und innerhalb drei Jahren vergessen sein werde. Gerade wie jene Behauptung von K. Beck.

O Schiller, Schiller, dem im Geistesschwunge
Das größte Herz im wärmsten Busen schlug,
Du, Du warst der Prophet, der ewig junge,
Der kühn voran der Freiheit Fahne trug!
Als alle Welt sich aus dem Kampf gestohlen,
Die kleinen Seelen sich dem Herrn empfohlen,
Warst Du verschwenderisch mit Deinem Blut;
Dein wärmstes Leben und Dein tiefstes Leben
Hast Du für eine Welt dahingegeben –
Sie nahm das Opfer kalt und wohlgemut;
Denn sie begriff nicht Deinen tiefen Gram,

[1] (pneuma) Wind – [2] Peter Jonghaus

> Sie hörte nur die Melodie der Sphären,
> Wenn an ihr Ohr die Liederwoge kam,
> Die Du geschwellt mit blutigroten Zähren!

Von wem ist das Ding? Es ist von Karl Beck, aus dem „Fahrenden Poeten" mit all seinen gewaltigen Versen und seiner Bilderpracht[173], aber auch mit seiner Unklarheit, mit seinen überschwenglichen Hyperbeln und Metaphern; denn daß Schiller unser größter liberaler Poet ist, ist ausgemacht; er ahnte die neue Zeit, die nach der Französischen Revolution anbrechen werde, und Goethe tat das nicht, selbst nicht nach der Julirevolution; und wenn es ihm zu nah kam, daß er doch fast glauben mußte, es käme was Neues, so zog er sich in seine Kammer zurück und schloß die Tür zu, um behaglich zu bleiben. Das schadet Goethe sehr; aber er war 40 Jahr alt, als die Revolution ausbrach und ein gemachter Mann, deshalb kann man es ihm nicht vorwerfen. Ich will Dir zum Schluß noch was malen.



Gedichte schick' ich in Masse bei, teilt Euch drein.

Dein

Friedrich Engels

24

Engels an Marie Engels
in Barmen

Bremen, 28. Sept. 1839

Liebe Marie,

Es war hoch an der Zeit, daß Ew. Gnaden mir einmal schrieben, es hat lang genug gedauert, Mamsell! Doch ich will Dir Deine schweren Verbrechen vergeben und Dir was erzählen. Morgen werden's 14 Tage, da ritten wir nach Delmenhorst. Dieses ist ein oldenburgisches Landstädtchen mit einem Tiergarten, der so heißt, weil die Bremer und Oldenburger immer hineingehen, und als wir dagewesen waren, ritten wir wieder um – und kamen nach Hause, denkst Du? Jawohl, aber nach manchen Abenteuern. Erst saß ich den halben Weg im Kabriolett, und als wir an die Stelle kamen, wo ich mein Pferd wiederhaben sollte, waren die Ritter noch nicht da, und wir mußten einkehren, schlechtes Bier trinken und schlechte Zigarren rauchen. Endlich kamen die Ritter an, da war es acht Uhr und stockdunkel. Als ich mein Pferd gefunden hatte, ritten wir weiter, bezahlten Torsperre und ritten durch die Neustadt. Da kamen acht Trommelschläger, die den Zapfenstreich schlugen, um die Ecke in einer Reihe grade auf uns los geschwenkt, und die Pferde sprangen kreuz und quer durcheinander, die Tambours schlugen immer stärker, die edelmütige Bremer Straßenjugend schrie, so daß wir bald voneinander kamen. R. Roth und ich fanden uns am ersten wieder zusammen und ritten fort, zum andern Ende der Stadt heraus, wo wir wieder Sperre bezahlen mußten; denn der Pferdephilister wohnt vor dem Tor. Bei diesem trafen wir die andern an, denen die Pferde durchgegangen waren, wir marschierten nun nach Hause und mußten zum *drittenmal* Torsperre bezahlen. Ist das nicht eine interessante Geschichte? Das wirst Du nicht leugnen können, am wenigsten, wenn Du erfährst, daß ich darauf, nachdem es zum Zuhauseessen zu spät war, in die Union ging, Beefsteak mit Eiern aß und ein sehr unterhaltendes Gespräch anhörte, welches in meiner Nähe geführt wurde und von jungen Hunden und toten Katzen handelte. Indeed, very interesting! very amusing![1] Ich

[1] Wirklich, sehr interessant, sehr amüsant!

bin jetzt nämlich in der Union, welche dasselbe ist, was in Barmen die Concordia oder Verbesserungsanstalt bedeutet. Das Beste, was da ist, sind die vielen Zeitungen, holländische, englische, amerikanische, französische, deutsche, türkische und japanische. Bei der Gelegenheit hab' ich Türkisch und Japanesisch gelernt und verstehe somit 25 Sprachen. Dies ist wieder höchst interessant zu wissen für eine junge Dame, welche nach Mannheim in Pension will. Auch war der Jacob Schmitt hier, er wird nächste Woche wiederkommen und mit mir in den Weinkeller gehen. Dieser ist unleugbar das beste Institut in Bremen. Auch haben wir wieder ein Theater, ich bin aber noch nicht dagewesen.

Farewell, my dear,

Yours for ever[1]

Friedrich

---

[1] Lebe wohl, meine Liebe, immer Dein

25

Engels an Wilhelm Graeber

[Bremen] *den 8. Oktober 1839* – O Wilhelm, Wilhelm, Wilhelm! Also endlich vernimmt man was von Dir? Nun, Männeken, nun sollst Du mal was hören: Ich bin jetzt begeisterter Straußianer. Kommt mir jetzt nur her, jetzt habe ich Waffen, Schild und Helm, jetzt bin ich sicher; kommt nur her, und ich will Euch kloppen trotz Eurer Theologia, daß Ihr nicht wissen sollt, wohin flüchten. Ja, Guillermo, jacta est alea[1], ich bin Straußianer, ich, ein armseliger Poete, verkrieche mich unter die Fittiche des genialen David Friedrich Strauß. Hör' einmal, was das für ein Kerl ist! Da liegen die vier Evangelien, kraus und bunt wie das Chaos; die Mystik liegt davor und betet's an – siehe, da tritt David Strauß ein, wie ein junger Gott, trägt das Chaos heraus ans Tageslicht und – Adios Glauben! es ist so löcherig wie ein Schwamm. Hier und da sieht er zuviel Mythen, aber nur in Kleinigkeiten, und sonst ist er durchweg genial. Wenn Ihr den Strauß widerlegen könnt – eh bien[2], dann werd' ich wieder Pietist. – Ferner würde ich aus Deinem Briefe lernen können, daß Mengs ein bedeutender Künstler war, wenn ich's unglücklicherweise nicht längst gewußt hätte. „Die Zauberflöte (Musik von Mozart)", das ist gradeso. Die Einrichtung mit dem Lesezimmer ist ja vortrefflich, und ich mache Dich von neuesten literarischen Erscheinungen auf „König Saul", Trauerspiel von Gutzkow; „Skizzenbuch" von demselben; „Dichtungen" von Th. Creizenach (einem Juden); „Deutschland und die Deutschen" von Beurmann; „Die Dramatiker der Jetztzeit", 1. Heft, von L. Wienbarg etc. aufmerksam. Über den „Saul" bin ich sehr begierig, ein Urteil von Dir zu hören; in „Deutschland und die Deutschen" hat Beurmann meinen Aufsatz im „Tel[egraphen]"[3] exzerpiert, wo er vom Wuppertale spricht. – Dagegen warne ich Dich vor der „Geschichte des polnischen Aufstands (1830–31)" von Smitt, Berlin 1839, welche ohne Zweifel auf direkte Ordre des Königs von Preußen[4] geschrieben ist. Das Kapitel vom Beginne der Revolution hat ein Motto

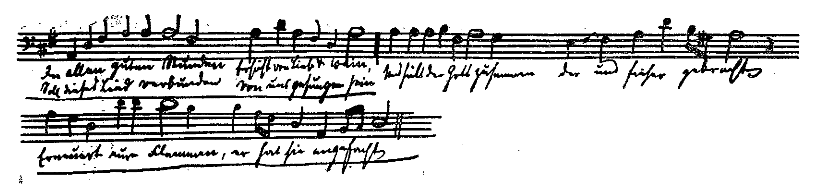
[1] der Würfel ist gefallen – [2] wohlan – [3] siehe Band 1 unserer Ausgabe, S. 413–432 – [4] Friedrich Wilhelm III.

aus Thukydides, etwa dieses Sinnes: Wir aber, die wir uns nichts Böses versahen, wurden plötzlich ohne alle Ursache von ihnen mit Krieg überzogen!!!!!! O Unsinn, du bist groß! Herrlich dagegen ist die Geschichte dieses glorreichen Aufstandes vom Grafen Soltyk, die deutsch Stuttgart 1834 herauskam[174] – ja, bei Euch wird sie verboten sein, wie alles Gute. Eine andre wichtige Neuigkeit ist, daß ich eine Novelle schreibe, welche Januar gedruckt wird, wohl zu merken, wenn sie die Zensur passiert, welches ein arges Dilemma ist.

Ob ich Euch Poeme schicken soll oder nicht, weiß ich gar nicht einmal, doch glaube ich, daß ich Euch den „Odysseus Redivivus"[1] zuletzt geschickt habe, und bitte mir Kritik aus über die letzte Sendung. Hier ist jetzt ein Kandidat von dort, Müller, der als Prediger mit einem Schiff in die Südsee gehen soll. Er wohnt bei uns im Hause und hat ungeheuer forcierte Ansichten vom Christentum, was Dir einleuchtend sein wird, wenn ich Dir sage, daß er seine letzte Zeit unter *Goßners* Einfluß verlebte. Exaltiertere Ansichten von der Kraft des Gebets und der unmittelbaren göttlichen Einwirkung aufs Leben kann man nicht leicht haben. Statt zu sagen, man könne seine Sinne, Gehör, Gesicht verschärfen, sagt er: Wenn der Herr mir ein Amt gibt, so muß er mir auch Kraft dazu geben; natürlich muß brünstiges Gebet und eignes Arbeiten danach dabei sein, sonst geht's nicht – und so beschränkt er diese allen Menschen gemeinsame, bekannte Tatsache auf die Gläubigen allein. Daß eine solche Weltansicht doch gar zu kindlich und kindisch ist, müßte mir selbst ein Krummacher zugeben. – Daß Du bessere Ansichten von meinem telegraphischen Artikel hast, ist mir sehr lieb. Übrigens ist das Ding in der Hitze geschrieben, wodurch es zwar einen Stil erhalten hat, wie ich ihn mir für meine Novelle nur wünschen mag, aber auch an Einseitigkeiten und halben Wahrheiten leidet. Krummacher hat Gutzkow – Du weißt's wohl schon – in Frankfurt a. M. kennengelernt und soll mirabilia[2] darüber fabeln; – Beweis für die Richtigkeit der Straußschen Mythenansicht. Ich lege mich jetzt auf den modernen Stil, der ohne Zweifel das Ideal aller Stilistik ist. Muster für ihn sind Heines Schriften, besonders aber Kühne und Gutzkow. Sein Meister aber ist Wienbarg. Von früheren Elementen haben besonders günstig auf ihn eingewirkt: Lessing, Goethe, Jean Paul und vor allen Börne. O, der Börne schreibt einen Stil, der über alles geht. „Menzel der Franzosenfresser" ist stilistisch das erste Werk Deutschlands und zugleich das erste, wo es darauf ankommt, einen Autor ganz und gar zu vernichten; ist wieder bei

[1] „Auferstandenen Odysseus" – [2] wunderliche Dinge

Euch verboten, damit ja kein besserer Stil geschrieben werde, als auf den königlichen Büros geschieht. Der moderne Stil vereinigt alle Vorzüge des Stils in sich; gedrungene Kürze und Prägnanz, die mit einem Worte den Gegenstand trifft, abwechselnd mit der epischen, ruhigen Ausmalung; einfache Sprache, abwechselnd mit schimmernden Bildern und glänzenden Witzfunken, ein jugendlich kräftiger Ganymed, Rosen ums Haupt gewunden und das Geschoß in der Hand, das den Python schlug. Dabei ist denn der Individualität des Autors der größte Spielraum gelassen, so daß trotz der Verwandtschaft keiner des andern Nachahmer ist. Heine schreibt blendend, Wienbarg herzlich warm und strahlend, Gutzkow haarscharf treffend, zuweilen von einem wohltuenden Sonnenblick überflogen, Kühne schreibt gemütlich-ausmalend, mit etwas zuviel Licht und zuwenig Schatten, Laube ahmt Heine nach und jetzt auch Goethe, aber auf verkehrte Manier, indem er den Goetheaner Varnhagen nachahmt, und Mundt ahmt gleichfalls Varnhagen nach. Marggraff schreibt noch etwas sehr allgemein und mit vollen Backen pustend, doch das wird sich legen, und Becks Prosa ist noch nicht über Studien hinaus. – Verbindet man Jean Pauls Schmuck mit Börnes Präzision, so sind die Grundzüge des modernen Stils gegeben. Gutzkow hat auf eine glückliche Weise den brillanten, leichten, aber trocknen Stil der Franzosen in sich aufzunehmen gewußt. Dieser französische Stil ist wie ein Sommerfaden, der deutsche moderne ist eine Seidenflocke. (Dies Bild ist leider verunglückt.) Daß ich aber über dem Neuen das Alte nicht vergesse, zeigt mein Studium der gottvollen Goetheschen Lieder. Man muß sie aber musikalisch studieren, am besten in verschiedenen Kompositionen. Z. B. will ich Dir die Reichardtsche Komposition des Bundeslieds hersetzen:



Die Taktstriche hab' ich wieder vergessen, laß sie Dir vom Heuser machen. Die Melodie ist herrlich und durch die stets im Akkord sich haltende Einfachheit dem Liede so angemessen wie keine. Herrlich macht sich das Steigen V. 6 von e bis zur Septime d und das rasche Fallen V. 8 von h bis zur None a. Über das „Miserere" von Leonardo Leo werde ich dem Heuser schreiben.

Ich werde Euch dieser Tage einen guten Freund, der dort studieren wird, Adolf Torstrick, herschicken, er ist fidel und liberal und versteht gut Griechisch. Die andern Bremer, die dorthin kommen, sind nicht viel wert. Torstrick wird Briefe an Euch von mir bekommen. Nehmt ihn gut auf, ich will wünschen, daß er Euch gefallen möge. Fritz hat mir noch immer nicht geschrieben, der vermicul[1] wollte von Elberfeld aus schreiben, ist aber unterblieben aus Faulheit, wofür Du ihn rüffeln willst. Sollte der Heuser ankommen, dem ich aus Furcht, ihn nicht mehr zu treffen, nicht nach Elberfeld schreiben kann, so mach ihm Hoffnung, bald was zu kriegen.

Dein

Friedrich Engels

[1] Gustav Wurm

26

Engels an Wilhelm Graeber
in Berlin

[Bremen, 20./21. Oktober 1839]

Den *20. Oktober*. Herrn Wilhelm Graeber. Ich bin ganz sentimental, es ist ein schwieriger Kasus. Ich bleibe hier, entblößt von aller Fidelität. Mit Adolf Torstrick, dem Überbringer dieses, geht die letzte Fidelität weg. Wie ich den 18. Oktober gefeiert, ist in meiner letzten Heuserlichen Epistel zu lesen. Heute Bierzech, morgen Langweile, übermorgen geht der Torstrick weg, Donnerstag kommt der in vorerwähnter Epistel erwähnte Studio wieder, worauf zwei fidele Tage folgen, und dann – ein einsamer, greulicher Winter. Die ganze hiesige Welt ist nicht zum Zechen zu bringen, es sind alles Philister, ich sitze mit meinem Rest burschikoser Lieder, mit meinem renommistischen studiosistischen Anhauch allein in der großen Wüste, ohne Zechgenossen, ohne Liebe, ohne Fidelität, einzig mit Tabak, Bier und zwei zechunfähigen Bekannten. Sohn, da hast du meinen Spieß, kneip daraus mein Cerevis, So du kneipest comme il faut, wird dein alter Vater froh[175], möcht' ich singen, aber wem soll ich meinen Spieß geben, und dann kann ich auch die Melodie nicht recht. Eine Hoffnung allein hab' ich noch, Euch übers Jahr, wenn ich nach Hause geh, in Barmen zu treffen, und wenn in Dich und Jonghaus und Fritz der Pfaffe noch nicht zu sehr gefahren ist, mit Euch dort herumzukneipen.

Den 21. – Heute einen furchtbar langweiligen Tag gehabt. Auf dem Comptoir halbtot geochst. Dann Singakademie gehabt, ungeheuren Genuß. Nun muß ich sehen, daß ich Euch noch was schreibe. Verse mit nächster Gelegenheit, ich habe keine Zeit mehr, sie zu kopieren. Nicht einmal was Interessantes zu essen gehabt, alles langweilig. Dabei ist es so kalt, daß man es auf dem Comptoir nicht aushalten kann. Gottlob, morgen haben wir Hoffnung, geheizt zu bekommen. Von Deinem Bruder Hermann werde ich nächstens wohl einen Brief bekommen, er will meiner Theologie auf den Zahn fühlen und meine Überzeugung massakrieren. Das kommt vom Skeptizismus, die tausend Haken, mit denen man am Alten hing, lassen los und haken sich woanders ein, und dann gibt's Disputationen. Den

Wurm soll der Teufel holen, der Kerl läßt nichts von sich hören, er encanaillisiert sich täglich mehr. Ich vermute, er kommt ans Branntweintrinken. Nun nehmt mir den Torstrick freundlich auf, laßt ihn Euch von mir erzählen, wenn Euch das interessiert, und setzt ihm gutes Cerevis vor. Farewell.[1]

Dein

Friedrich Engels

[1] Lebe wohl.

27

Engels an Friedrich Graeber

[Bremen, 29. Oktober 1839]

Mein lieber Fritz – ich bin nicht wie Pastor Stier gesinnt. – Den 29. Oktober, nach einer flott verlebten Messe und einer mit schwerer, furchtbarer Korrespondenz, die durch Gelegenheit nach Berlin ging, sowie nach einem Brief an W. Blank, der lange warten mußte, bin ich endlich so weit, mich mit Dir in aller Freundschaft herumbalgen zu können. Deinen Exkurs über die Inspiration hast Du wohl ziemlich flüchtig hingeschrieben, indem es so wörtlich nicht zu nehmen ist, wenn Du schreibst: Die Apostel predigten das Evangelium rein, und das hörte nach ihrem Tode auf. Da mußt Du zu den Aposteln noch den Verfasser der Apostelgeschichte und des Ebräerbriefs rechnen und *beweisen*, daß die Evangelien wirklich von Matth[äus], Markus, Luk[as] und Joh[anne]s geschrieben sind, während doch von den drei ersten das Gegenteil feststeht. Ferner sagst Du: Ich glaube nicht, daß wir in der Bibel eine andre Inspiration finden dürfen, als wenn die Apostel und Propheten auftraten und dem Volke predigten. Gut, aber gehört nicht wieder eine Inspiration zur richtigen Aufzeichnung dieser Predigten? Und gibst Du in diesem Satz mir zu, daß uninspirierte Stellen in der Bibel sind, wo willst Du da die Grenze ziehn? Nimm die Bibel zur Hand und lies – Du wirst keine Zeile missen wollen, als da, wo wirkliche Widersprüche sind; aber diese Widersprüche ziehen eine Masse Konsequenzen nach sich; z. B. der Widerspruch, daß der Aufenthalt der Kinder Israel in Ägypten nur vier Generationen gedauert habe, während Paulus im Galaterbrief (nisi erro[1]) 430 Jahre angibt[176], was sogar mein mich gern im Dunkeln halten wollender Pastor als Widerspruch anerkennt. Du wirst mir nicht sagen, Paulus' Worte gelten nicht für inspiriert, weil er die Sache gelegentlich erwähnt und keine Geschichte schreibt – was gilt mir eine Offenbarung, in der solch überflüssige und unnütze Dinge vorkommen. Ist aber der Widerspruch anerkannt, so können beide gleich unrecht haben, und die alttestamentliche Geschichte tritt in ein zweideutiges

[1] wenn ich nicht irre

Licht, wie denn überhaupt die biblische Chronologie – das erkennen alle, nur nicht Pastor Tiele zu Oberneuland bei Bremen, an – unrettbar verloren für die Inspiration ist. Das stellt die Geschichte des alten Testaments noch mehr ins Mythenhafte, und es wird nicht lange dauern, bis dies auch auf den Kanzeln allgemein anerkannt ist. – Was den Josuaschen Sonnenstillstand anbetrifft, so ist der schlagendste Grund, den Ihr gebrauchen könnt, daß Josua, als er dies sprach, noch nicht inspiriert gewesen sei, und später, als er inspiriert das Buch geschrieben habe, habe er nur erzählt. Erlösungstheorie. – „Der Mensch ist so gefallen, daß er aus sich nichts Gutes zu tun vermag." Lieber Fritz, laß doch ab von diesem hyperorthodoxen und nicht einmal biblischen Unsinn. Wenn Börne, der in Paris selbst knapp lebte, alles Honorar für seine Schriften armen Deutschen gab, wofür er nicht einmal Dank empfing, so war das hoffentlich doch etwas Gutes? Und Börne war wahrlich kein „Wiedergeborner". – Ihr habt diesen Satz gar nicht einmal nötig, wenn Ihr nur die Erbsünde habt. Christus kennt ihn auch nicht, so wie so vieles aus der Lehre der Apostel. – Die Lehre von der Sünde habe ich noch am wenigsten überdacht, das ist mir indes klar, daß die Sünde der Menschheit notwendig ist. Die Orthodoxie sieht richtig einen Zusammenhang zwischen Sünde und irdischen Mängeln, Krankheit pp., sie irrt aber darin, daß sie die Sünde als Ursache dieser Mängel hinstellt, was nur in einzelnen Fällen stattfindet. Diese beiden, Sünde und Mängel, bedingen sich gegenseitig, das eine kann ohne das andre nicht bestehen. Und weil die Kräfte des Menschen nicht göttlich sind, so ist die Möglichkeit zur Sünde notwendig; daß sie wirklich eintreten mußte, war durch die rohe Stufe der ersten Menschen gegeben, und daß sie seitdem nicht aufhörte, ist wieder ganz psychologisch. Sie kann auch gar nicht aufhören auf der Erde, weil sie durch alle irdischen Verhältnisse bedingt ist, und Gott sonst die Menschen anders hätte schaffen müssen. Da er sie aber einmal so geschaffen hat, so kann er gar keine absolute Sündlosigkeit von ihnen verlangen, sondern nur einen Kampf mit der Sünde; daß dieser Kampf plötzlich mit dem Tode aufhören und ein dolce far niente[1] eintreten werde, konnte nur die vernachlässigte Psychologie früherer Jahrhunderte schließen. Ja, diese Prämissen zugegeben, wird die moralische Vollkommenheit nur mit der Vollkommenheit aller übrigen geistigen Kräfte, mit einem Aufgehen in die Weltseele zu erringen sein, und da bin ich bei der Hegelschen Lehre, die Leo so heftig angriff. Dieser letzte metaphysische Satz ist übrigens so ein Schluß, von dem ich selbst noch nicht weiß, was ich davon halten soll. – Ferner kann

[1] süßes Nichtstun

nach diesen Prämissen die Geschichte Adams nur Mythe sein, indem Adam entweder Gott gleich sein mußte, wenn er so sündlos geschaffen war, oder sündigen mußte, wenn er mit im übrigen menschlichen Kräften geschaffen war. – Das ist meine Theorie der Sünde, die indes noch an ungeheurer Roheit und Lückenhaftigkeit leidet; wobei habe ich hier noch einer Erlösung nötig? – „Wollte Gott einen Ausweg zwischen strafender Gerechtigkeit und erlösender Liebe finden, so blieb die Stellvertretung als einziges Mittel über." Nun seht einmal, was für Menschen Ihr seid. Uns kommt Ihr damit, daß wir in die Tiefen der göttlichen Weisheit unser kritisches Senkblei herabließen, und hier setzt Ihr sogar der göttlichen Weisheit Schranken. Ein größeres Dementi hätte sich Herr Professor Philippi nicht geben können. Und hört denn – gesetzt auch die Notwendigkeit dieses einzigen Mittels – die Stellvertretung auf, eine Ungerechtigkeit zu sein? Ist Gott wirklich so streng gegen die Menschen, so muß er hier auch streng sein und darf hier kein Auge zudrücken. Arbeite Dir dieses System nur einmal recht scharf und bestimmt heraus, und die wunden Flecke werden Dir nicht entgehen. – Dann kommt ein ganz pompöser Widerspruch gegen die „Stellvertretung als einziges Mittel", indem Du sagst: „Ein Mensch kann nicht Mittler sein, *selbst wenn er durch einen Akt der göttlichen Allmacht von aller Sünde befreit wäre.*" Also doch noch ein andrer Weg? Ja, wenn die Orthodoxie keine besseren Vertreter in Berlin hat als Professor Philippi, so ist sie wahrhaftig schlimm dran. – Durch die ganze Deduktion zieht sich stillschweigend das Prinzip der Rechtmäßigkeit der Stellvertretung. Das ist ein Mörder, den Ihr für Eure Zwecke geworben habt, und der Euch hintennach selbst totsticht. Ihr wollt auch gar nicht recht dran, zu beweisen, daß dies Prinzip nicht mit der göttlichen Gerechtigkeit streite, und, bekennt es nur ehrlich, Ihr fühlt selbst, daß Ihr diesen Beweis gegen Euer innerstes Gewissen führen müßtet; deswegen huscht Ihr weg über das Prinzip und nehmt die Tatsache, mit einigen schönen Worten von erbarmender Liebe pp. verbrämt, stillschweigend für rechtmäßig an. – „Die Dreieinigkeit ist Bedingung der Erlösung." Das ist wieder so eine halbrichtige Konsequenz Eures Systems. Freilich, zwei Hypostasen müßte man schon annehmen, aber die dritte doch wohl nur, weil es so hergebracht ist.

„Um aber zu leiden und zu sterben, mußte Gott Mensch werden, denn abgesehen von der metaphysischen Undenkbarkeit, in Gott als solchen eine Leidensfähigkeit zu setzen, war ja auch die durch die Gerechtigkeit bedingte ethische Notwendigkeit vorhanden." – Aber, wenn Ihr die Undenkbarkeit zugebt, daß Gott leiden könne, so hat in Christus der *Gott* auch nicht gelitten, sondern nur der Mensch, und: „ein Mensch könnte nicht

Mittler sein". Du bist doch noch so vernünftig, daß Du nicht wie so viele hier die äußerste Spitze der Konsequenz ergreifst: „also muß Gott gelitten haben", und Dich daran festhältst. Und was es mit der „durch die Gerechtigkeit bedingten ethischen Notwendigkeit" für eine Bewandtnis hat, steht auch dahin. Wenn einmal das Prinzip der Stellvertretung anerkannt werden soll, so ist es auch nicht nötig, daß der Leidende gerade ein Mensch sei; wenn er nur Gott ist. Gott kann aber nicht leiden, ergo – sind wir so weit als vorher. Das ist's eben bei Eurer Deduktion, bei jedem Schritt weiter muß ich Euch neue Konzessionen machen. Nichts entwickelt sich voll und ganz aus dem Vorhergehenden. So muß ich Dir hier wieder zugeben, daß der Mittler auch Mensch sein mußte, was noch gar nicht bewiesen ist; denn gäbe ich dies nicht zu, so wäre ich ja nicht imstande, mich auf das Folgende einzulassen. „Auf dem Weg der natürlichen Fortpflanzung konnte aber die Menschwerdung Gottes nicht vor sich gehen, denn wenn sich auch Gott mit einer von einem Elternpaar erzeugten und durch seine Allmacht entsündigten Person verbunden hätte, so hätte er sich doch nur mit dieser Person und nicht mit der menschlichen Natur verbunden, – – Christus nahm im Leibe der Jungfrau M[aria] nur die menschliche Natur an, in seiner Gottheit lag die personbildende Kraft." – Sieh einmal, das ist reine Sophisterei und Euch durch die Angriffe auf die Notwendigkeit der übernatürlichen Erzeugung abgenötigt. Um die Sache in ein anderes Licht zu stellen, schiebt Herr Professor ein drittes: die Persönlichkeit, dazwischen! Das hat nichts damit zu tun. Im Gegenteil, die Verbindung mit der menschlichen Natur ist um so inniger, je mehr die Persönlichkeit menschlich ist und der sie belebende Geist göttlich. Ein zweites Mißverständnis liegt hierbei im Hintergrunde versteckt, Ihr verwechselt den Leib und die Person; das geht noch klarer hervor aus den Worten: „auf der andern Seite konnte Gott sich nicht so ganz abrupt wie den ersten Adam in die Menschheit hineinschaffen, dann hätte er in keiner Verbindung mit der Substanz unsrer gefallenen Natur gestanden." Also um die *Substanz*, um das Handgreifliche, Leibliche handelt es sich? Das beste aber ist, daß die schönsten Gründe für die übernatürliche Erzeugung, das Dogma von der Unpersönlichkeit der menschlichen Natur in Christo, nur eine gnostische Konsequenz der übernatürlichen Erzeugung ist. (Gnostisch natürlich nicht in Beziehung auf die Sekte, sondern die *γνῶσις*[1] überhaupt.) Wenn in Christus der Gott nicht leiden konnte, so konnte der personlose Mensch noch viel weniger leiden, und das kommt denn bei dem Tiefsinn heraus.

[1] (gnōsis) Gnosis

„So erscheint Christus ohne einzelne menschliche Markierung." Das ist eine Behauptung in den Tag hinein; die Evangelisten haben alle vier ein bestimmtes Charakterbild von Jesu, das in seinen meisten Zügen bei allen übereinstimmt. So dürfen wir behaupten, daß der Charakter des Apostels Johannes dem Christi am nächsten gestanden habe; nun aber, wenn Chr[istu]s keine menschliche Markierung hatte, ist darin eingeschlossen, daß Johannes der vorzüglichste gewesen sei; und das möchte bedenklich zu behaupten sein.

Soweit die Entgegnung Deiner Deduktion. Sie ist mir nicht sehr gut gelungen, ich hatte keine Kollegienhefte, sondern nur Fakturabücher und Konti. Bitte deshalb hier- und daige Unklarheit zu entschuldigen. – Dein Bruder hat sich noch nicht mit einem Brief vernehmen lassen. – Du reste[1], wenn Ihr die Ehrlichkeit meines Zweifels anerkennt, wie wollt Ihr solch ein Phänomen erklären? Eure orthodoxe Psychologie muß mich notwendig unter die ärgsten Verstockten rangieren, besonders da ich jetzt ganz und gar verloren bin. Ich habe nämlich zu der Fahne des David Friedrich Strauß geschworen und bin ein Mythiker erster Klasse; ich sage Dir, der Strauß ist ein herrlicher Kerl und ein Genie, und Scharfsinn hat er wie keiner. Der hat Euren Ansichten den Grund genommen, das historische Fundament ist unwiederbringlich verloren, und das dogmatische wird ihm nachsinken. Strauß ist gar nicht zu widerlegen, darum sind die Pietisten so wütend auf ihn; Hengstenberg plagt sich in der „Kirchen-Zeitung" ungeheuer ab, falsche Konsequenzen aus seinen Worten zu ziehen und hämische Ausfälle gegen seinen Charakter daran zu knüpfen. Das ist's, was ich an Hengstenberg und Konsorten hasse. Was geht sie die Persönlichkeit Straußens an; aber da plagen sie sich, seinen Charakter herabzusetzen, damit man sich scheuen möge, sich ihm anzuschließen. Der beste Beweis, daß sie ihn nicht widerlegen können.

Doch jetzt hab' ich genug theologisiert und will mal anderswohin meinen Blick richten. Wie großartig die Entdeckungen sind, die der Deutsche Bund aus der Demagogie und sämtlichen sogenannten Verschwörungen machte, geht daraus hervor, daß es auf 75[2] Seiten gedruckt werden kann.[177] Ich habe das Buch noch nicht gesehn, doch las ich Auszüge in Zeitungen, die mir zeigen, wie kostbare Lügen unsre verfluchte Behörde dem deutschen Volke auftischt. Mit der unverschämtesten Frechheit behauptet der Deutsche Bund, die politischen Verbrecher seien von ihren „rechtmäßigen Richtern" verurteilt worden, da doch jeder weiß, wie überall, besonders da,

---

[1] Übrigens – [2] in der Handschrift: 85

wo öffentliche Gerichtsbarkeit existiert, Kommissionen angeordnet wurden – und was da geschehen, bei Nacht und Nebel, das weiß kein Mensch; denn die Angeklagten mußten schwören, nichts über das Verhör auszusagen. Das ist das Recht, was in Deutschland existiert – und wir haben über nichts, gar nichts zu klagen! – Es erschien vor etwa sechs Wochen ein vortreffliches Buch: „Preußen und Preußentum" von J. Venedey, Mannheim 1839, worin die preußische Gesetzgebung, die Staatsverwaltung, Steuerverteilung etc. einer strengen Prüfung unterworfen werden, und die Resultate leuchten ein: Begünstigung der Geldaristokratie vor den Armen, Streben nach fortwährendem Absolutismus, und die Mittel dazu: Unterdrückung der politischen Intelligenz, Verdummung der Volksmehrzahl, Benutzung der Religion; glänzendes Außenwesen, Renommisterei ohne Grenzen und der Schein, als begünstige man die Intelligenz. Der Deutsche Bund hat gleich Sorge getragen, das Buch zu verbieten und die vorrätigen Exemplare mit Beschlag zu belegen; letzteres ist nur eine Scheinmaßregel, da die Buchhändler höchstens gefragt werden, ob sie Exemplare hätten, wo denn natürlich jeder rechtschaffne Kerl sagt: Nein. – Kannst Du das Buch Dir dort verschaffen, so lies es ja, denn es sind keine Rodomontaden, sondern Beweise, *aus dem preußischen Landrechte*[116] geführt. – Am liebsten möchte ich, Du könntest Börnes „Menzel der Franzosenfresser" bekommen. Dieses Werk ist ohne Zweifel das beste, was wir in deutscher Prosa haben, sowohl was Stil als Kraft und Reichtum der Gedanken betrifft; es ist herrlich; wer es nicht kennt, der glaubt nicht, daß unsre Sprache solch eine Kraft besitze.

28

Engels an Wilhelm Graeber

[Bremen, 13.–20. November 1839]

Den **13. Novbr. 1839.** Liebster Guilielme, warum schreibst Du nicht? Ihr gehört sämtlich in die Kategorie der Faulenzer und Bärenhäuter. Aber ich bin ein andrer Kerl! Nicht nur, daß ich Euch mehr schreibe als Ihr verdient, daß ich mir eine ausnehmende Bekanntschaft mit allen Literaturen der Welt verschaffe; ich arbeite mir auch im stillen in Novellen und Gedichten ein Denkmal des Ruhmes aus, welches, wenn nämlich die Zensur den blitzenden Stahlschimmer nicht zu häßlichem Rost anhaucht, mit hellem Jugendglanz durch alle deutschen Lande, Östreich ausgenommen, hinscheinen wird. Es gärt und kocht in meiner Brust, es glüht in meinem bisweilen besoffenen Kopfe ganz ausnehmend; ich sehne mich, einen großen Gedanken zu finden, der die Gärung aufklärt und die Glut zur lichten Flamme anhaucht. Ein großartiger Stoff, gegen den alle meine bisherigen nur Kindereien sind, ringt sich in meinem Geist empor. Ich will in einer „Märchen-Novelle" oder einem derartigen Ding die modernen Ahnungen, die sich im Mittelalter zeigten, zur Anschauung bringen, ich will die Geister aufdecken, die unter der harten Erdrinde nach Erlösung pochten, vergraben unter den Fundamenten der Kirchen und Verliese. Ich will wenigstens einen Teil jener Aufgabe Gutzkows zu lösen versuchen: der wahre zweite Teil des „Faust", Faust nicht mehr Egoist, sondern sich aufopfernd für die Menschheit, soll noch erst geschrieben werden. Da ist „Faust", da ist „Der ewige Jude", da ist „Der wilde Jäger", drei Typen der geahnten Geistesfreiheit, die leicht in eine Verbindung und eine Beziehung zu Johann Huß zu setzen sind. Welch ein poetischer Hintergrund, vor dem diese drei Dämonen schalten und walten, ist mir da gegeben! Die früher metrisch angefangne Idee vom „Wilden Jäger" ist darin aufgegangen. – Diese drei Typen (Menschen, warum schreibt Ihr nicht? den 14. Nov.) werde ich ganz eigentümlich behandeln; besonders verspreche ich mir Effekt von der Auffassung Ahasvers und des „Wilden Jägers". Leicht kann ich, um die Sache poetischer und Einzelnheiten bedeutender zu machen, noch andre Dinge

aus deutschen Sagen einflechten – doch das wird sich schon finden. Während die gegenwärtig von mir bearbeitete Novelle nur mehr Studie des Stils und der Charakterschilderung ist, soll diese das Eigentliche werden, worauf ich Hoffnungen für meinen Namen begründe.

Den 15. Nov. Auch heute kein Brief? Was mach' ich? Was denk' ich von Euch? Ihr seid mir unbegreiflich. Den 20. Nov. Und wenn Ihr heute nicht schreibt, so kastrier' ich Euch in Gedanken und lasse Euch warten, wie Ihr tut. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Brief um Brief. Ihr Heuchler aber sagt: Nicht Aug' um Auge, nicht Zahn um Zahn, *nicht* Brief um Brief, und laßt mich bei Eurer verdammten christlichen Sophistik sitzen. Nein, lieber ein guter Heide als ein schlechter Christ.



Weltschmerz-Poeten

Da ist ein junger Jude aufgestanden, Theodor Creizenach, welcher ganz vortreffliche Gedichte und noch bessere Verse macht. Er hat eine Komödie gemacht[178], in der W. Menzel und Konsorten aufs kostbarste persifliert werden. Es strömt jetzt alles der modernen Schule zu und baut Häuser, Paläste oder Hüttlein auf dem Fundament der großen Ideen der Zeit. Alles andre kommt auf den Hund, die sentimentalen Liedlein verhallen ungehört und das schmetternde Jagdhorn wartet eines Jägers, der es blase zur Tyrannenjagd; in den Wipfeln aber rauscht der Sturm von Gott, und die Jugend Deutschlands steht im Hain, die Schwerter zusammenschlagend und die vollen Becher schwingend; von den Bergen lohen die brennenden Schlösser, die Throne wanken, die Altäre zittern, und ruft der Herr in Sturm und Ungewittern, voran, voran, wer will uns widerstehn?

In Berlin lebt ein junger Poet, Karl Grün, von dem ich dieser Tage ein „Buch der Wanderungen" gelesen habe[179], welches sehr gut ist. Doch soll er schon 27 Jahre alt sein und dafür könnt' er besser schreiben. Er hat zuweilen sehr treffende Gedanken, aber oft greuliche Hegelsche Floskeln. Was heißt das z. B.: „Sophokles ist das hochsittliche Griechenland, das seine

titanischen Ausbrüche an der Mauer absoluter Notwendigkeit sich brechen ließ. In Shakespeare ist der Begriff des absoluten Charakters zur Erscheinung gekommen."

Wir Friedrich Engels
oberster Poet im Bremer Rathskeller und privilegirter
ZECHER
Thun kund und zu wissen allen Vergangenen, Gegenwärtigen
Abwesenden und Zukünftigen
Daß Ihr sämmtlich Esel seid, faule Kreaturen, die an dem Überdruß der eignen Existenz dahinsiechen, mir nicht schreibende Canaillen und so weiter
Gegeben auf unsrem Comptoirbock,
zur Zeit da wir nicht den Katzenjammer hatten.
Friedrich Engels

Vorgestern abend hatte ich große Knüllität im Weinkeller von 2 Flaschen Bier und $2^1/_2$ Flaschen Rüdesheimer 1794ger. Mein Herr Verleger in spe und diverse Philister waren mit. Probe einer Disputation mit einem dieser Philister über die Bremer Verfassung: Ich: In Bremen ist die Opposition gegen die Regierung nicht rechter Art, weil sie in der Geldaristokratie, den Älterleuten besteht, die sich der Rangaristokratie, dem Senat, widersetzen. Er: Das können Sie doch so ganz eigentlich nicht behaupten. Ich: Weshalb nicht? Er: Beweisen Sie Ihre Behauptung. – Dergleichen soll hier für Disputation gelten! O Philister, geht hin, lernt Griechisch und kommt wieder. Wer Griechisch kann, der kann auch rite disputieren. Aber solche Kerle disputier' ich sechs auf einmal tot, wenn ich auch halb knüll bin und sie nüchtern. Diese Menschen können keinen Gedanken drei Sekunden in seine notwendigen Konsequenzen fortspinnen, sondern alles geht ruckweise; man braucht sie nur eine halbe Stunde sprechen zu lassen, ein paar scheinbar unschuldige Fragen aufwerfen und sie widersprechen sich splendidamente. Es sind gräßlich abgemeßne Menschen, diese Philister; ich fing an zu singen, da beschlossen sie einstimmig gegen mich, daß sie erst essen und dann singen wollten. Da fraßen sie Austern, ich aber rauchte

ärgerlich drauflos, soff und brüllte, ohne mich an sie zu stören, bis ich in einen seligen Schlummer geriet. Ich bin jetzt ein ungeheurer Spediteur von verbotnen Büchern ins Preußische; der „Franzosenfresser" von Börne in 4 Exemplaren, die „Briefe aus Paris" von demselben, 6 Bände, Venedey „Preußen und Preußentum", das strengst verbotne, in 5 Exemplaren liegen zur Versendung nach Barmen bereit. Die beiden letzten Bände der „Briefe aus Paris" hatte ich noch nicht gelesen, sie sind herrlich. König Otto von Griechenland wird fürchterlich durchgenommen; so sagt er einmal: Wenn ich der liebe Gott wäre, so würde ich einen kostbaren Spaß machen, ich ließe alle großen Griechen in einer Nacht wieder aufstehen. Nun kommt eine sehr schöne Beschreibung, wie diese Hellenen in Athen umhergehen, Perikles, Aristoteles etc. Da heißt es: König Otto ist angekommen. Alles macht sich auf, Diogenes putzt das Licht in seiner Laterne, und alle eilen zum Piräus. König Otto ist ausgestiegen und hält folgende Rede: „Hellenen, schaut über Euch. Der Himmel hat die bayrische Nationalfarbe angenommen." (Diese Rede ist gar zu schön, ich muß sie ganz abschreiben.) „Denn Griechenland gehörte in den ältesten Zeiten zu Bayern. Die Pelasger wohnten im Odenwalde, und Inachus war aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen, Euch glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruhestifter und Zeitungsschreiber haben Euer schönes Land ins Verderben gestürzt. Die heillose Preßfreiheit hat alles in Verwirrung gebracht. Seht nur, wie die Ölbäume aussehen. Ich wäre schon längst zu Euch herübergekommen, ich konnte aber nicht viel eher, denn ich bin *noch nicht lange auf der Welt.* Jetzt seid Ihr ein Glied des Deutschen Bundes; meine Minister werden Euch die neuesten Bundesbeschlüsse mitteilen. Ich werde die Rechte meiner Krone zu wahren wissen und Euch nach und nach glücklich machen. Für meine Zivilliste" (Gehalt des Königs im konstitutionellen Staat) „gebt Ihr mir jährlich 6 Mill[ionen] Piaster, und ich erlaube Euch, meine Schulden zu bezahlen." Die Griechen werden konfus, Diogenes hält dem König seine Laterne ins Gesicht, Hippokrates aber ließ 6 Karren Nieswurz holen etc. etc. Diese ganze ironische Dichtung ist ein Meisterstück der beißendsten Satire und in einem Stil, der göttlich ist. Daß Dir Börne weniger gefällt, kommt daher, daß Du eins seiner schwächsten und frühesten Werke, die „Schilderungen aus Paris" liest. Unendlich höher stehen die „Dramaturgischen Blätter", die Kritiken, die Aphorismen, und vor allen die „Briefe aus Paris" und der wundervolle „Franzosenfresser". Die Beschreibung der Gemäldesammlung ist sehr langweilig, darin hast Du recht. Aber die Grazie, die herkulische Kraft, die Gemütstiefe, der vernichtende Witz des „Franzosenfressers" sind unübertrefflich. Hoffentlich sehen wir uns Ostern oder

doch Herbst in Barmen, da sollst Du andre Begriffe von diesem Börne bekommen. – Was Du über Torstricks Duellgeschichte schreibst, ist freilich differierend von seinen Nachrichten, doch ist er auf jeden Fall der, der am meisten Unannehmlichkeiten davon hatte. Der Kerl ist gut, lebt aber in Extremen: besoffen hier, etwas pedantisch dort.

Fortsetzung. Wenn Du meinst, die deutsche Literatur sei allmählich eingeschlafen, so bist Du bedeftend irrig. Denke nicht, weil Du wie Vogel Strauß Deinen Kopf vor ihr verbirgst und sie nicht siehst, hörte sie auf zu existieren. Au contraire entwickelt sie sich ansehnlich, was Dir einleuchten würde, wenn Du mehr acht darauf gäbst und nicht in Preußen lebtest, wo die Werke von Gutzkow pp. erst einer besondern und selten erteilten Erlaubnis bedürfen. – Ebensosehr irrst Du, wenn Du meinst, ich müßte zum Christentum zurückkehren. Pro primo ist mir ridikül, daß ich Dir nicht mehr für einen Christen gelte und pro secundo, daß Du meinst, wer einmal um des Begriffs willen das Vorstellungsmäßige der Orthodoxie abgestreift hat, könne sich wieder in diese Zwangsjacke bequemen. Ein rechter Rationalist kann das wohl, indem er seine natürliche Wundererklärung und seine seichte Moralsucht für ungenügend erkennt, aber der Mythizismus und die Spekulation kann nicht wieder von ihren morgenrotbestrahlten Firnen in die nebligen Täler der Orthodoxie herabsteigen. – Ich bin nämlich auf dem Punkte, ein Hegelianer zu werden. Ob ich's werde, weiß ich freilich noch nicht, aber Strauß hat mir Lichter über Hegel angesteckt, die mir das Ding ganz plausibel darstellen. Seine (Hegels) Geschichtsphilosophie ist mir ohnehin wie aus der Seele geschrieben. Sieh doch, daß Du Strauß' „Charakteristiken und Kritiken" bekommst, die Abhandlung über Schleiermacher und Daub ist wundervoll [180]. So gründlich, klar und interessant schreibt außer Str[auß] kein Mensch. Übrigens, infallibel ist er gar nicht; ja wenn sein ganzes „Leben Jesu" als ein Komplex von lauter Sophismen sich herausstellte, denn das erste, wodurch dieses Werk so wichtig ist, das ist die ihm zugrunde liegende Idee des Mythischen im Christentum; diese wäre auch durch jene Entdeckung nicht verletzt, denn sie kann immer wieder neu auf die biblische Geschichte angewandt werden. Aber die unleugbar ausgezeichnete Durchführung zugleich mit der Idee gegeben zu haben, das erhöht Str[au]ß' Verdienst noch mehr. Ein guter Exeget mag ihm hier und da einen Schnitzer oder ein Verfallen ins Extrem nachweisen können, ebensogut wie Luther im einzelnen angreifbar war; aber das schadet ja nichts. Wenn Tholuck was Gutes über Str[auß] gesagt hat[181], so ist das reiner Zufall oder eine gut angewandte Reminiszenz; Tholucks Gelehrsamkeit geht zu sehr ins Breite, und dabei ist er nur rezeptiv, nicht einmal

kritisch, geschweige produktiv. Die guten Gedanken, die Tholuck gehabt hat, werden sich leicht zählen lassen, und den Glauben an die Wissenschaftlichkeit seiner Polemik hat er durch seinen Streit mit Wegscheider und Gesenius schon vor 10 Jahren selbst zerstört. Tholucks wissenschaftliche Wirksamkeit ist in keiner Weise nachhaltig gewesen, und seine Zeit ist längst vorbei. Hengstenberg hat doch wenigstens einmal einen originellen, wenn auch absurden Gedanken gehabt: den von der prophetischen Perspektive. – Es ist mir unbegreiflich, daß Ihr Euch um alles nicht kümmert, was über Hengstenberg und Neander hinausgeht. Allen Respekt vor Neander, aber wissenschaftlich ist er nicht. Statt Verstand und Vernunft bei seinen Werken tüchtig arbeiten zu lassen, auch wenn er einmal mit der Bibel in Opposition käme, läßt er da, wo er dergleichen fürchtet, die Wissenschaft Wissenschaft sein und kommt mit der Empirie oder dem frommen Gefühl. Er ist gar zu fromm und gemütlich, um Straußen opponieren zu können. Gerade durch diese frommen Ergüsse, an denen sein „Leben Jesu" reich ist, stumpft er die Spitzen auch seiner wirklich wissenschaftlichen Argumente ab.

Apropos – vor ein paar Tagen las ich in der Zeitung, die Hegelsche Philosophie sei in Preußen verboten worden, ein berühmter hallischer hegelianischer Dozent sei durch ein Ministerialreskript bewogen worden, seine Vorlesungen zu suspendieren und mehrere hallische jüngere Dozenten derselben Farbe (wohl Ruge pp.) seien bedeutet worden, sie hätten keine Anstellung zu erwarten. Durch eben dieses Reskript sei das definitive Verbot der Berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" entschieden worden. Weiter habe ich noch nichts gehört. Ich kann an einen so unerhörten Gewaltstreich selbst der preußischen Regierung nicht glauben, obwohl Börne dies vor 5 Jahren schon prophezeite und Hengstenberg Intimus des Kronprinzen[1] sowie Neander erklärter Feind der Hegelschen Schule sein soll. Wenn Ihr etwas über die Sache hört, so schreibt mir davon. Jetzt will ich Hegel studieren bei einem Glase Punsch. Adios. Dein baldiges Schreiben erwartender

Friedrich Engels

[1] Friedrich Wilhelm IV.

29

Engels an Friedrich Graeber
in Berlin

[Bremen, 9. Dezember 1839 – 5. Februar 1840]

Den 9. Dez.

Liebster – soeben kommt Dein Brief an, es ist erstaunlich, wie lange man auf Euch Menschen warten muß. Von Berlin verlautet seit Deinem und Heusers Brief von Elberfeld aus gar nichts. Man sollte des Teufels werden, sobald seine Existenz erwiesen wäre. Doch Du bist ja arriviert, und es ist gut so.

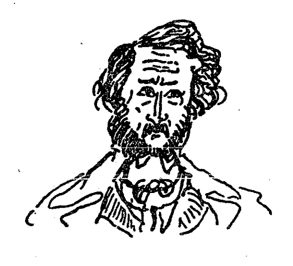
Dir nachahmend, lasse ich die Theologie bis zuletzt, um die Pyramide meines Briefes würdig zu krönen. Ich beschäftige mich sehr viel mit schriftstellerischen Arbeiten; nachdem ich von Gutzkow die Zusicherung erhalten, daß ihm meine Beiträge willkommen sind, habe ich ihm einen Aufsatz über K. Beck[1] eingeschickt, sodann mache ich viele Verse, die aber sehr der Politur bedürfen und schreibe diverse Prosastücke, um meinen Stil zu üben. „Eine Bremer Liebesgeschichte" schrieb ich vorgestern, „Die Juden in Bremen" gestern; morgen denk' ich „Die junge Literatur in Bremen", „Der Jüngste" (nämlich Comptoirlehrling) oder ein andres derartiges Ding zu schreiben. In vierzehn Tagen kann man so bei guter Laune leicht fünf Bogen zusammenschmieren, dann poliert man den Stil, setzt hier und da zur Abwechslung Verse dazwischen und gibt's als: „Bremer Abende" heraus. Mein Verleger in spe kam gestern zu mir, ich las ihm den „Odysseus Redivivus"[2] vor, der ihn ausnehmend entzückte; er will den ersten Roman aus meiner Fabrik nehmen und wollte gestern mit aller Gewalt ein Bändchen Gedichte haben. Aber leider sind nicht genug da und – die Zensur! Wer ließe den „Odysseus" durch? Übrigens lasse ich mich durch die Zensur nicht abhalten, frei zu schreiben; mag sie hintennach streichen, soviel sie will, *ich* begeh' keinen Kindermord an meinen eignen Gedanken. Unangenehm sind solche Zensurstriche immer, aber auch ehrenvoll; ein Autor, der dreißig Jahre alt wird oder drei Bücher schreibt ohne Zensurstriche, ist nichts wert. Die narbigen Krieger sind die besten. Man muß es einem Buche ansehen, daß es aus einem Kampf mit dem Zensor

[1] Siehe vorl. Band, S. 22–26 – [2] „Auferstandenen Odysseus"

kommt. Übrigens liberal ist die Hamburger Zensur; in meinem letzten telegraphischen Aufsatze über die deutschen Volksbücher[1] sind mehrere sehr bittre Sarkasmen für den Bundestag und die preußische Zensur, aber kein Buchstabe ist gestrichen worden.

Den 11. Dez. – O Fritz! So faul, wie ich diesen Augenblick bin, bin ich seit Jahren nicht gewesen. Ha, mir geht ein Licht auf: ich weiß, was mir fehlt – ich muß tertium locum besuchen.

Den 12. Dez. Was doch die Bremer für Ochsen – ich wollt' sagen gute Leute sind! Bei dem jetzigen Wetter sind alle Straßen entsetzlich glatt, und da haben sie vor dem Ratskeller Sand gestreut, damit die Betrunkenen nicht fallen.



Dieser nebenstehende Kerl leidet an Weltschmerz, er hat H. Heine in Paris besucht und ist von ihm angesteckt worden; sodann ging er zu Theodor Mundt und lernte gewisse zum Weltschmerzieren unumgänglich nötige Phrasen. Seit der Zeit ist er sichtlich magerer geworden und wird ein Buch schreiben, daß der Weltschmerz das einzige sichre Mittel gegen die Fettleibigkeit sei.

Den 20. Januar. Ich wollte Dir nicht eher schreiben, als bis über mein Hierbleiben oder Weggehen bestimmt war. Jetzt endlich kann ich Dir sagen, daß ich bis auf weiteres noch hierbleibe.

Den 21. Ich gestehe Dir, keine große Lust zur Fortsetzung des theologischen Disputs zu haben. Man versteht sich gegenseitig miß und hat bei der Beantwortung seine ipsissima verba, auf die es ankommt, längst vergessen, und kommt so zu keinem Ziele. Eine gründliche Erörterung der Dinge erforderte einen weit größeren Raum, und mir geht es oft so, daß ich Dinge, die ich in einem früheren Briefe sagte, im folgenden nicht mehr unterschreiben kann, weil sie zu sehr der Kategorie der Vorstellung angehörten, von der ich mich indes losgemacht habe. Ich bin jetzt durch Strauß auf den strikten Weg zum Hegeltum gekommen. So ein eingefleischter Hegelianer wie Hinrichs etc. werde ich freilich nicht werden, aber ich muß schon bedeutende Dinge aus diesem kolossalen Systeme in mich aufnehmen. Die Hegelsche Gottesidee ist schon die meinige geworden, und ich trete somit in die Reihen der „modernen Pantheisten", wie Leo und Hengstenberg sagen, wohl wissend, daß schon das Wort Pantheismus einen

[1] Siehe vorl. Band, S. 13–21

so kolossalen Abscheu bei den nicht denkenden Pfarrern erregt. Da hab' ich heut mittag mich köstlich ergötzt an einer langen Predigt der „Ev[angelischen] K[irchen]-Z[eitung]" gegen Märklins Pietismus.[182] Die gute „K[irchen]-Z[eitung]" findet es nicht nur höchst sonderbar, daß sie zu den Pietisten gezählt wird, sondern sie findet auch noch andre kuriose Dinge. Der moderne Pantheismus, d. h. Hegel, abgesehen davon, daß er schon bei den Chinesen und Parsen sich findet, ist vollkommen ausgeprägt in der von Calvin angegriffnen Sekte der Libertiner[183]. Diese Entdeckung ist wirklich gar zu originell. Noch origineller ist aber die Durchführung. Es hält schon sehr schwer, Hegel in dem wiederzuerkennen, was die „K[irchen]-Z[eitung]" für seine Ansicht ausgibt, und das hat nun wieder eine an den Haaren herbeigezogene Ähnlichkeit mit einem sehr unbestimmt ausgedrückten Satze Calvins über die Libertiner. Der Beweis war enorm ergötzlich. Der „Bremer Kirchenbote" weiß dies noch besser auszudrücken und sagt, Hegel leugne die Wahrheit der Geschichte! Es ist enorm, was zuweilen für Unsinn herauskommt, wenn man sich plagt, eine Philosophie, die einem im Wege liegt und die man nicht mehr umgehen kann, als unchristlich darzustellen. Leute, die Hegel nur dem Namen nach kennen und von Leos „Hegelingen" nur die Anmerkungen gelesen haben, wollen ein System stürzen, das, aus einem Gusse, keiner Klammern bedarf, um sich zu halten. – Über diesem Briefe schwebt ein eminenter Unstern. Gott weiß, wenn ich mich eben dransetze, so geht der Teufel los. Immer bekomme ich Comptoirarbeit.



Dieses sind zwei Marionetten, welche wider meinen Willen so steif sind. Sonst wären's Menschen.

Hast Du Strauß' „Charakteristiken und Kritiken" gelesen? Sieh, daß Du sie bekommst, die Aufsätze drin sind alle ausgezeichnet. Der über Schleiermacher und Daub ist ein Meisterstück. Aus den Aufsätzen über die Württemberger Besessenen[184] ist ungeheuer viel Psychologie zu lernen. Ebenso interessant sind die übrigen theologischen und ästhetischen Aufsätze. – Außerdem studiere ich Hegels Geschichtsphilosophie, ein enormes Werk, ich lese jeden Abend pflichtschuldigst darin, die ungeheuren Gedanken packen mich auf eine furchtbare Weise. – Neulich warf Tholucks alte Tratsche, der „Literar[ische] Anzeiger", in ihrer Albernheit die Frage auf: warum doch der „moderne Pantheismus" keine lyrische Poesie habe, die doch der altpersische etc. habe? Der „Literar[ische] Anzeiger" soll nur warten, bis ich und noch gewisse andre Leute diesen Pantheismus einmal durchdrungen haben, die lyrische Poesie soll schon kommen. Es ist übrigens sehr schön, daß der „Lit[erarische] Anzeiger" Daub anerkennt und die spekulative Philosophie verdammt. Als wenn nicht auch Daub den Grundsatz Hegels gehabt hätte: daß Menschheit und Gottheit dem Wesen nach identisch seien. Das ist diese gräßliche Oberflächlichkeit; ob Strauß und Daub der Grundlage nach übereinstimmen, das kümmert sie wenig, aber ob Strauß nicht an die Hochzeit zu Kana glaubt, Daub aber doch, danach wird der eine in den Himmel versetzt und der andre als Kandidat der Hölle bezeichnet. Oswald Marbach, der Volksbücherherausgeber, ist der konfuseste aller Menschen, besonders aber (cum – tum[1]) der Hegelianer. Wie ein Kind Hegels sagen kann:

> Der Himmel ist auch auf der Erden,
> Ich fühle klar den Gott in mir zum Menschen werden,

das ist mir rein unbegreiflich, weil Hegel die Gesamtheit sehr scharf von dem unvollkommnen Einzelnen unterscheidet. – Hegeln hat niemand mehr geschadet als seine Schüler; nur wenige waren wie Gans, Rosenkranz, Ruge pp. seiner würdig. Aber ein Oswald Marbach ist denn doch das Non plus ultra aller Mißverstehungsmenschen. So ein göttlicher Kerl! – Herr Pastor Mallet hat im „Bremer Kirchenboten" Hegels System für eine „lose Rede" erklärt. Das wäre schlimm, denn wenn die Blöcke auseinanderfielen, diese Granitgedanken, so könnte ein einziges Fragment dieses zyklopischen Gebäudes nicht nur Herrn Pastor Mallet, sondern ganz Bremen totschlagen. Wenn zum Beispiel der Gedanke, daß die Weltgeschichte die Entwicklung des Begriffs der Freiheit ist, mit aller seiner Macht in den Nacken eines bremischen Pfarrers fiele – wie sollt' er seufzen?

Den 1. Febr. Heute soll der Brief aber weg, das gehe, wie es gehe.

[1] sowohl – als auch besonders

Laß Dir seine Lebensgeschichte von ihm selbst erzählen.



Die Russen fangen an, naiv zu werden; sie behaupten, der Krieg gegen die Tscherkessen habe noch nicht soviel Menschenleben gekostet wie eine der kleineren napoleonischen Schlachten. Solche Naivetät hätte ich einem Barbaren wie Nicolas nicht zugetraut.

Die Berliner, wie ich höre, sind furchtbar wütend auf mich. Ich habe Tholuck und Neander gegen sie ein wenig heruntergemacht und Ranke nicht unter die Superos[1] versetzt, und das hat sie rasend gemacht. Dazu hab' ich dem Heuser göttlich tolles Zeug über Beethoven geschrieben. – Ein sehr hübsches Lustspiel hab' ich gelesen, „Weh dem, der lügt!" von Grillparzer in Wien, das bedeutend über den gegenwärtigen Lustspielschlendrian weg ist. Hier und da blickt auch ein edler, freier Geist hindurch, dem die östreichsche Zensur eine unerträgliche Last ist. Man sieht ihm die Mühe an, die es ihn kostet, einen aristokratischen Adligen so zu zeichnen, daß der adlige Zensor keinen Anstand findet. O tempores, o moria, Donner und Doria, heut ist der fünfte Februar da, es ist schändlich, daß ich so faul bin, but I cannot help it[2]; das weiß Gott, ich tu jetzt nichts. Mehre Aufsätze hab' ich unter den Händen, aber sie rücken nicht vor, und wenn ich abends Verse machen will, so hab' ich immer soviel gegessen, daß ich mich vor Schlaf nicht mehr halten kann. – Ich möchte diesen Sommer ungeheuer gern eine Reise machen, ins Dänische, Holstein, Jütland, Seeland, Rügen. Ich muß mal sehen, daß mein Alter mir meinen Bruder[3] herschickt, den schlepp' ich dann mit. Ich hab' ein ungeheures Verlangen nach dem Meere, und welch eine interessante Reisebeschreibung ließ sich davon machen; man könnte sie sodann mit etlichen Gedichten herausgeben. Es ist jetzt so göttliches Wetter, und ich kann nicht ausgehen, ich möcht's ungeheuer gern, es ist Pech.

Dies ist ein dicker Zuckermakler, der eben aus dem Hause geht, und dessen stehende Redensart ist: „nach meiner Meinung nach". Wenn er auf der Börse mit einem gesprochen hat und weggeht, so sagt er regelmäßig: „Sie leben wohl!" Er heißt Joh. H. Bergmann.

[1] oberen Götter – [2] aber ich kann's nicht ändern – [3] Hermann Engels



Es gibt rührendes Volk hier. So will ich Dir gleich ein andres Lebensbild hinzeichnen:

Dieser alte Kerl ist jeden Morgen besoffen und tritt dann vor seine Türe und schreit, seine Brust schlagend: „Ick bin Borger!" d.h. Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie jene, Hannoveraner, Oldenburger oder gar Franzosen, sondern Bremer Borger tågen båren Bremer Kind!

Der Gesichtsausdruck der hiesigen alten Weiber aller Stände ist wahrhaft ekelhaft. Besonders die rechts mit der Stumpfnase ist echt bremisch.

Die Rede vom Bischof Eylert am Ordensfest[185] hat ein wesentliches Verdienst; jetzt weiß man, was vom König[1] zu halten ist, und sein Meineid ist offiziell. Derselbe König, der anno 1815, als er die Angst kriegte, seinen Untertanen in einer Kabinettsordre versprach, wenn sie ihn aus der Schwulität rissen, sollten sie eine Konstitution haben, derselbe lumpige, hundsföttische, gottverfluchte König läßt jetzt durch Eylert verkündigen, daß niemand eine Konstitution von ihm bekommen werde, denn „Alle für Einen und Einer für Alle sei Preußens Regierungsprinzip", und „Niemand flicke einen alten Lappen auf ein neues Kleid". Weißt Du, warum Rottecks vierter Band in Preußen verboten ist? Weil darin steht, daß unsre majestätische Rotznase von Berlin 1814 die spanische Konstitution von 1812[74] anerkannt hat und doch 1823 die Franzosen nach Spanien geschickt hat, um diese Konstitution zu vernichten und den Spaniern die edle Gabe der Inquisition und Tortur wiederzubringen. 1826 ist zu Valencia Ripoll von Inquisitions wegen verbrannt worden, und dessen Blut und das Blut von dreiundzwanzigtausend edlen Spaniern, die wegen liberaler und ketzerischer Ansichten im Gefängnis verschmachtet sind, hat Fr[iedrich] W[ilhelm] III. „„„der Gerechte""" von Preußen auf seinem Gewissen. Ich hasse ihn, und außer ihm hasse ich vielleicht nur noch zwei oder drei, ich hasse ihn bis in den Tod; und müßte ich ihn nicht so sehr verachten, diesen Scheißkerl, so haßte ich ihn noch mehr. Napoleon war ein Engel gegen ihn, der König von Hannover[2] ist ein Gott, wenn unser König ein Mensch ist.

[1] Friedrich Wilhelm III. – [2] Ernst August

Es gibt keine Zeit, die reicher ist an königlichen Verbrechen, als die von 1816–1830; fast jeder Fürst, der damals regierte, hatte die Todesstrafe verdient. Der fromme Karl X., der tückische Ferdinand VII. von Spanien, Franz von Östreich, diese Maschine, die zu nichts gut war, als Todesurteile zu unterschreiben und von Karbonari zu träumen, Dom Miguel, der ein größeres Luder ist als sämtliche Helden der Französischen Revolution zusammengenommen, und den doch Preußen, Rußland und Östreich mit Freuden anerkannten, als er im Blute der besten Portugiesen sich badete, und der Vatermörder Alexander von Rußland sowie sein würdiger Bruder Nikolaus, über deren scheußliche Taten noch ein Wort zu verlieren überflüssig wäre – o, ich könnte Dir ergötzliche Geschichten erzählen, wie lieb die Fürsten ihre Untertanen haben – ich erwarte bloß von dem Fürsten etwas Gutes, dem die Ohrfeigen seines Volks um den Kopf schwirren und dessen Palastfenster von den Steinwürfen der Revolution zerschmettert werden. Leb wohl.

Dein
Friedrich Engels

1840

30

Engels an Levin Schücking
in Münster

Bremen, 18. Juni 1840

Lieber Herr Schücking!

Nochmals meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche Aufnahme und für das schöne „Andenken an Münster“ [55]! Ich habe es in Osnabrück in einem Zuge und mit großem Genusse durchgelesen und beneide die Dichterin um ihre originellen und zarten Naturbilder, um die vielen versteckten Herrlichkeiten, um die Verwandtschaft mit Byron, die Sie, wenn ich nicht irre, damals in Ihrer Kritik auch hervorhoben[186]. Es ist eine Schande, daß diese Gedichte ohne allen Eindruck vorübergegangen sind, aber was soll diese Innigkeit auch dem flachen Lesepublikum unsrer Tage? Ich werde bei erster Gelegenheit dem Buche öffentlich Gerechtigkeit widerfahren lassen.[1] – Wo gibt es eine in ihrer Art schönere Ballade als „Der Graf von Thal“?

Was nun unsren Shelley-Plan[172] betrifft, so besprach ich mich gleich gestern mit Schünemann; bei den zehn Talern Honorar fuhr er wie blitzgetroffen zurück und sagte gleich, er könne sich darauf nicht einlassen. Er kommt eben von der Messe zurück, wo er seine unzähligen Krebse aller Art, Pietistenromane, Schilderungen aus Belgien, spanische Lesebücher und andern Schofel selbst besichtigt hat; dazu hat er die Torheit gehabt, über theologische, welt- und literarhistorische Schriften in Leipzig zu billigem Honorar zu kontrahieren, so daß er alle Hände voll zu tun hat. Das dumme Buchhändlervolk meint, bei einem Kommentar über die Briefe Johannis, der vielleicht 2 Taler Honorar kostet und schlecht ausgestattet, aber auch vielleicht von 20 Studenten höchstens gekauft wird, weniger zu riskieren, als bei Shelley, dessen Ausstattung und Honorar vielleicht verhältnismäßig das Dreifache kostet, an dem aber die ganze Nation teilnimmt. Soeben war ich wieder bei Schünemann, um aus seinem Munde die definitive Erklärung zu vernehmen, daß er sich zu diesen Bedingungen darauf

[1] Siehe vorl. Band, S. 74

nicht einlassen könne; ein Bogen Gedichte enthalte nur den vierten Teil eines Bogens Prosa, so daß der Bogen eigentlich 40 T[aler] Honorar zu stehen käme. Ich sagte ihm, es sei kein Kinderspiel, den Shelley zu übersetzen, und wenn er's nicht wolle, so mög' er's in Gottes Namen bleibenlassen; er stehe sich übrigens selbst im Licht. Er: Wenn wir nur vorher eine kleine Probe geben wollten, die wolle er drucken, und dann könne man sehen, was zu machen sei. Ich: Schücking und Püttmann seien keine Leute, die sich auf Proben einließen, und was bei andern Proben, das tue bei diesen der Name. Wollen Sie oder nicht? Er: Unter diesen Bedingungen nicht. – Muy bien[1], Betteln war unter unsrer Würde, so ging ich. – Ich bin nun der Ansicht, daß diese fehlgeschlagene Hoffnung uns ganz und gar nicht entmutigen soll, tut's der eine nicht, so tut's der andre. Püttmann, der den ersten Gesang der „Queen Mab" übersetzt hat, hat ihn an Engelmann in Leipzig geschickt, und wenn der akzeptiert, so wird er leicht zur Annahme des Ganzen zu bringen sein. In andrem Falle wären wohl Hammerich in Altona und Krabbe in Stuttgart die ersten, an die wir uns zu wenden hätten. Wir haben übrigens jetzt, gleich nach der Ostermesse, einen sehr ungünstigen Zeitpunkt für unsre Anerbietungen bekommen. Wären wir im Januar, ich bin sicher, Schünemann hätte mit beiden Händen zugegriffen. Ich will doch noch einmal zu ihm gehn und ihn spaßeshalber fragen, was für Bedingungen er uns stellen kann.

Freund Schünemann hat sich meinen Besuchen durch die Flucht entzogen; er ist auf einer Landpartie. Er würde wahrscheinlich fünf Taler Honorar geboten und seine Lieblingsgrille, eine kleine Probe von drei bis vier Bogen im voraus, ausbedungen haben. An der ganzen Geschichte ist niemand schuld als der Pietist Wilh. Elias in Halle, an dessen bei Sch[ünemann] herausgekommenen Romane „Glauben und Wissen" dieser gegen 2000 Taler verliert. Wenn ich den Kerl zu packen kriege, fordr' ich ihn auf krumme Säbel.

Was sagen Sie nun dazu? An Püttmann schreib' ich gleich heute. Mir scheint das Unternehmen zu schön, als daß man es so ohne weiteres sollte fahrenlassen. Ein nur einigermaßen gebildeter Buchhändler (der Sch[ünemann] ist ein Dummkopf) wird den Druck mit Vergnügen übernehmen.

Ihrer Ansicht von der Sache sehe ich mit Verlangen entgegen und empfehle mich inzwischen Ihrem freundlichen Wohlwollen bestens!

Achtungsvoll
Friedrich Engels

[1] Nun gut

Was sagen Sie zu Gutzkows Herausforderung der „Hallischen Jahrbücher“ im „Telegraphen“?[187] G[utzkow] scheint Menzels und Müllners kritischen Terrorismus erneuern zu wollen; er mag sich hüten, daß die Jüngeren ihm nicht über den Kopf wachsen!

31

Engels an Levin Schücking
in Münster

Sehr verehrter Freund!

Ihre lieben Zeilen vom 22. v. Mts. kamen mir leider erst am 26. zu Händen, was mir sehr unangenehm war, da ich den Abend vorher, von einem hiesigen Buchhändler, bei dem ich mich nach kulanten Verlegern erkundigte, aufgefordert, an Hammerich in Altona geschrieben und ihm den Verlag des Shelley angeboten hatte. So empfing ich erst heute Antwort von ihm, die ablehnend ausfiel, da er sich mit Verlagsunternehmungen überhäuft zu haben behauptet.

Was G. C. A. Meyer sen. anbetrifft, so bin ich der Ansicht, daß wir *den* auf alle Fälle laufen lassen. Erstens ist der Kerl und seine Fabrikarbeiter (Brinckmeier, Bärmann u. Co.) zu gemein; zweitens würde sich Püttmann nie dazu verstehen, für dessen Verlag zu schreiben; drittens honoriert M[eyer] schauderhaft und viertens würden wir eine Unmasse Mahnungen und andre Plackereien nötig haben, um das Honorar einzutreiben. Ich liege augenblicklich selbst mit ihm in Mahnungen begriffen, wegen des Honorars meiner Artikel in der „Mitt[ernacht]zeitung“[1], womit er nicht herausrücken will; und obwohl hier das Mittelglied Brinckmeier zwischen uns ist, so dürfte *ich* doch keinenfalls die Offerte machen. Ich bin leider noch ohne Antwort von Püttmann und kann also gar keine energischen Maßregeln treffen. Überdies wird M[eyer] schon alles an seine Untergebenen verteilt haben und nichts mehr an uns von Sh[elley] abtreten können. Diese Verleger sind gewohnt, unumschränkt über ihre dienstbaren Federn zu disponieren, und wer von uns würde sich das gefallen lassen?

Ich halte es für das beste, Püttmann, der in dieser Hinsicht wohl der Erfahrenste unter uns sein möchte, unbeschränkte Vollmacht zur Kontrahierung zu erteilen; er wird die Sache ohne Zweifel zu unser aller Zufriedenheit ausführen und mit größerer Leichtigkeit als *ich* wenigstens. Dazu hat er dem W. Engelmann schon die „Queen Mab“ offeriert, und der wäre der rechte Verleger für uns. Und eins ist hier von großer Wichtigkeit; Sie, wie

[1] Siehe vorl. Band, S. 35–58

ich, haben bisher bloß für Journale geschrieben; Püttmann dagegen hat schon ein Werk drucken lassen und ein zweites angekündigt[188]. Auf dergleichen sehen die infamen Verleger.

Schünemann hatte bei Ankunft Ihres Briefes eben eine Reise angetreten, von der er noch nicht zurück ist. Den Coleridge will ich ihm schon aufheften, ich habe an dem hier mit Glanz gefeierten Gutenbergsfest im Champagnernebel Brüderschaft mit ihm getrunken, wodurch er sich sehr geehrt fühlte. Wenn Sie das Manuskript soweit fertig haben, so schicken Sie es mir nur zu.

Die hämische Verunglimpfung der „Hall[ischen] Jahrb[ücher]" steht in Nr. 97 oder 98 des „Tel[egraphen]", der hier mit der Post ankommt und somit weit früher, als es bei Ihnen möglich ist. Ich habe an G[utzkow] wieder einiges geschickt und bin begierig, wie er es nach dem Art[ikel] in der „Mitt[ernacht]zeit[ung]" („Moderne Polemik"[1]) aufnehmen wird.

Von Barmen empfange ich soeben einen Brief, der unbegreiflicherweise nichts von Püttmann enthält. Sind Sie damit einverstanden, daß P[üttmann] die Vertragsgeschichte besorgt, so schreib' ich ihm gleich nach Empfang Ihrer Antwort und übertrag' ihm alles. Auch sagen Sie mir wohl gütigst, wie es mit dem Honorar des „Rhein[ischen] Jahrbuchs" aussieht; ich schicke dieser Tage einiges an Freiligrath. Es ist mir hier grade nicht um die Blechung zu tun, ich weiß aber doch gern vorher, woran ich mich zu halten habe.

Ihre Übersetzung aus Shelley und Coleridge in Pfizers Blättern[189] hab' ich mit Vergnügen gelesen; ich werde heut mit Shelleys „Sensitive Plant" fertig und schicke sie ihm gleichfalls zu. Dieses herrliche Gedicht ist in einem Geiste geschrieben, der den D[roste]schen Produktionen noch verwandter als Byron ist. Diese gewähren mir fortwährend großen Genuß, und ich sage Ihnen wiederholt meinen Dank dafür.

Mit der Versichrung aufrichtiger Hochachtung empfehle ich mich Ihrem freundlichen Andenken

ganz ergebenst
Fr. Engels

Bremen, 2./7. 40

[1] Siehe vorl. Band, S. 45–58

32

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Liebe Marie!

Es ist wirklich bald zu arg mit Dir; Du wolltest mir gleich nach Deiner Ankunft in M[annheim] schreiben, und jetzt sitz' ich schon drei Wochen wieder hier und noch kein Brief von Dir. Wenn das so fortgeht, so muß ich mich wohl entschließen, direkt an Fräulein Jung zu schreiben, damit Du einigermaßen angehalten wirst, mir Deine schwesterliche Liebe zu beweisen.

Ich will Dir besser Wetter wünschen als wir jetzt haben, lauter Sturm und Regen, wie im September und November. Auf der See sinken die Schiffe wie die Fliegen, die in ein Glas Wasser fallen, und das Dampfschiff, was nach Norderney fährt, hat kaum hinkommen können. Vorgestern war ich in Bremerhaven[1], und da regnete es auch den ganzen Morgen. Ich war auf den Schiffen, womit die Auswandrer nach Amerika gebracht werden; im Zwischendeck liegen sie alle zusammen, das ist ein großer Raum, so breit und lang wie das ganze Schiff, immer sechs Kojen (so heißen die Bettstellen) nebeneinander, und darüber wieder sechs. Da liegen sie alle, Männer, Frauen und Kinder, und wie schauderhaft dieser dumpfe Raum ist, wo oft 200 Menschen liegen, besonders während der ersten, seekranken Tage, kannst Du Dir wohl denken. Es ist so schon eine Luft zum Ersticken darin. Die Kajütspassagiere haben es aber besser, sie haben mehr Raum und eine sehr elegant eingerichtete Kajüte. Wenn nun ein Sturm losplatzt, und die Wellen gehen über das Schiff, so haben sie's aber schlimmer, denn über der Kajüte ist ein Glaskasten, wodurch das Licht fällt, und wenn der von einer Sturzwelle getroffen wird, so klingelt das Glas mit der schönsten Manier in die Kajüte hinein und das Wasser dahinterher. Gewöhnlich wird dann die ganze Kajüte voll Wasser, die Betten aber sind so hoch, daß sie trocken bleiben. Als wir mittags wieder wegfuhren, kam eben ein großes, dreimastiges Schiff auf die Reede, welches, wie Du, „Marie" heißt und von der Insel Kuba kam. Es konnte wegen der Ebbe nicht in den Hafen kommen und ankerte auf der Reede. Wir fuhren mit dem Dampfschiff heran und

[1] Vgl. vorl. Band, S. 80–88

holten den Kapitän ab; auf der Reede aber fängt das Wasser schon an, Wellen zu werfen, und das Schiff schwankte ein wenig. Auf der Stelle wurden alle Damen blaß und machten Gesichter, als hätten sie ertrinken sollen; wir hatten ein paar hübsche Schneiderstöchter aufgetan, gegen die wir äußerst galant waren, und ich band den Gänsen auch mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt auf, das Schwanken dauerte fort bis Brake, wohin wir erst nach $1^1/_2$ Stunden kamen. Leider hört es aber schon gleich hinter Bremerhaven wieder auf. Drei unreife Hüte flogen ins Wasser und sind wahrscheinlich nach Amerika geschwommen, ferner eine ganze Masse leere Wein- und Bierflaschen. Außerdem hab' ich nicht viel Merkwürdiges gesehn, als eine tote Katze in der Weser, die für ihren eignen Kopf eine Reise nach den Vereinigten Staaten machte. Ich redete sie an, sie war aber grob genug, mir nicht zu antworten.



Hier hast Du eine flüchtige Zeichnung von Bremerhaven. Links das Fort zum Schutz des Hafens, ein altes ziegelsteinernes Ding, das der Wind nächstens umwehen wird, daneben die Schleusen, durch die die Schiffe in den Hafen, der ein langer, schmaler Kanal, etwas breiter als die Wupper ist, eingelassen werden, dahinter die Stadt, weiter rechts die Geest, eine Art Fluß, darüber die Kirchturmspitze in der Luft, das ist die Kirche, die erst gebaut werden soll. Rechts das in der Ferne ist Geestendorf.

Dieser Tage lernt' ich einen kennen, dessen Vater ist ein in Amerika geborner Franzose, dessen Mutter eine Deutsche, er selbst ist auf dem Meer geboren und spricht, da er in Mexiko wohnt, von Natur spanisch. Was ist nun sein Vaterland?

Auf unsrem Comptoir haben wir jetzt ein komplettes Bierlager, unterm Tisch, hinterm Ofen, hinter dem Schrank, überall stehen Bierflaschen, und wenn der Alte[1] Durst hat, so borgt er uns eine ab und läßt sie uns nachher

[1] Heinrich Leupold

wieder vollmachen. Das wird jetzt schon ganz öffentlich getrieben, die Gläser stehn den ganzen Tag auf dem Tisch und eine Flasche daneben. Rechts in der Ecke stehen die leeren, links die vollen Flaschen, daneben meine Zigarren. Es ist wirklich wahr, Marie, die Jugend wird immer schlechter, wie Dr. Hantschke sagt, wer hätte vor 20, 30 Jahren an solche schreckliche Bosheit gedacht, Bier auf dem Comptoir zu trinken?

Wie ist es Dir am bequemsten, soll ich das Porto für unsre Korrespondenz auslegen und meine Briefe frankieren und auch die Deinigen, die Du dann unfrankiert schickst, bezahlen? Wenn Du schon geschrieben hast, ehe dieser Brief ankommt, so werd' ich Dir nicht eher wieder schreiben, als bis Du mir auf diesen Brief einen vernünftigen, langen Brief geschrieben hast.

Adieu
mit treuer Liebe
Dein Bruder
Friedrich

B[remen], 7. Juli 40

Der Brief ist glücklicherweise wieder liegengeblieben und gibt mir so noch Gelegenheit, Deinen eben angestiegenen Brief zu beantworten. „Ich wollt', ich könnt' auch so gut spielen wie die! wenn ich mich recht fleißig übe, komm' ich auch so weit." Du? Eine Sonate von 20 Seiten spielen? Gans, die Du bist! Der Schornstein würde sich freilich freuen. Was ich für Wünsche auf Weihnachten habe? Meine Zigarrentasche hab' ich verloren, und wenn ich sie nicht bald wiederfinde, kannst Du mir eine neue machen? Der Ada[1] laß ich für ihren Gruß danken und grüße sie herzlich wieder; sag ihr, sie wäre die erste, die mich liebenswürdig nannte, und ein Cousin wäre ich ganz und gar nicht, sondern höchstens ihr ergebenster Vetter. – Wenn Du wieder schreibst, so adressiere den Brief nicht an Treviranus, da krieg' ich ihn später, sondern F. E., Bremen, Martini No. 11. Dann wird er mir ans Comptoir gebracht.

Farewell.[2]

Dein
Friedrich

B[remen], 9ten Juli 1840

[1] Adeline Engels – [2] Lebe wohl.

33

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Liebe Marie!

Ich muß Dir nur gleich sagen, daß ich mir für die Zukunft alle guten Lehren aus Deiner Feder verbitte. Du mußt ja nicht glauben, mein teuerstes Gänschen, daß Du jetzt in der Pension schon einmal probieren könntest, weise zu sein, und außerdem kann ich, wenn ich Lust haben sollte, vom Pastor[1] eine Unmasse Bücher voll guter Lehren kriegen. Das Bier auf unserem Comptoir bleibt doch stehen, bis es ausgetrunken wird, und seit Du dagegen räsonierst, hat sich unser Bierkommers nur noch vervollkommnet, denn wir haben erstens Braunbier und zweitens Weißbier. Das kommt dabei heraus, wenn sich die naseweisen Pensionsfräulein in die Sachen ihrer Herren Brüder mischen.

Ich werde also meine Briefe nicht frankieren. Die Adresse mache bloß: Herrn F. E. in Bremen, das ist genug. Den Pfaffen laß mir aber von der Adresse weg. Neulich, am 27. bis 30sten Juli, haben wir die Julirevolution gefeiert, die vor zehn Jahren in Paris losging; wir waren einen Abend im Ratskeller und die andern auf Richard Roth seiner Kneipe. Der Kerl ist noch immer nicht wieder da. Da haben wir den schönsten Laubenheimer von der Welt getrunken und Zigarren geraucht – wenn Du die gesehen hättest, hättest Du bloß um ihretwillen das Rauchen gelernt. Meine Zigarrentasche ist noch immer nicht wieder da. Auch ist ein Bekannter[2] von mir wiedergekommen, der in Pinselfahnien und Kaltermoria gewesen ist und den Mister Sippi (soll heißen Pennsylvanien, Baltimore und Mississippi) gesehen hat. Dieser Kerl ist ein Solinger, und die Solinger sind die unglücklichsten Menschen von der Welt, denn sie können ihr Solinger Deutsch nicht loswerden. Der Bengel sagt noch immer: im Sohmer is es sehr schön Wätter, und für Karoline sagt er fortwährend Kalinah.

Es ist betrübt, ich habe fast keinen Groten mehr in der Tasche und eine Masse Schulden, sowohl eigne als Zigarrengeschäftsschulden. Da plagt mich der, von dem ich zuletzt Katharinenpflaumen für Euch kaufte, die ich noch nicht bezahlt habe, da ist der Buchbinder noch nicht bezahlt, da sind die drei Monate, nach denen ich die gekauften Zigarren bezahlen muß,

[1] Georg Gottfried Treviranus – [2] Höller

längst verstrichen, und der Strücker schickt keine Wechsel, und der Pastor ist verreist und kann mir kein Geld geben. Morgen kommt er aber wieder, und dann steck ich sechs Louisdor in den Geldbeutel, und wenn ich in einem Kaffeehaus für drei Grote ein Stück Kuchen gegessen habe, so werf' ich eine doppelte Pistole auf die Zahlbank: „Können Sie wechseln?“ Und dann heißt's „leider Gottes nein“, dann such' ich in allen Taschen die drei Grote zusammen und geh' stolz auf meine doppelten Pistolen zur Türe hinaus. Wenn ich dann wieder auf dem Comptoir bin, schmeiß ich dem rotlockigen Jüngsten eine Pistole aufs Pult: „Derkhiem, sehen Sie, ob Sie kein Kleingeld kriegen können“, und dann ist der Kerl äußerst glücklich, denn er hat dann Veranlassung, eine Stunde vom Comptoir zu bleiben und herumzuschwänzen, welches unschuldige Vergnügen er sehr liebt. Denn das kleine Geld ist hier sehr rar, und wer fünf Taler Kleingeld in der Tasche hat, ist ungeheuer zufrieden.

Neulich fiel hier ein kostbarer Witz vor. In der Zeitung wurde eine Köchin gesucht. So kommt ein robustes Mädel ins Verlagsbüro und sagt: „Hört Se mol, do hebb' ick in der Zeitung lesen, dat se 'ne Köksche sökt.“ „Jowol“, sagt der Commis. „Wat mot de wol können?“ fragt die Dirne. „Jo, de mot Kloveer (Klavier) speelen un danzen un Französch, un singen, un neien un sticken – dat mot se all können.“ „Donnerslag“, sagt die Dirne, „dat kann eck nit.“ Wie sie aber das ganze Comptoir lachen sieht, fragt sie: „Se wêt (wollen) mek wol tom besten hebben? Donnerslag, ick lote mi nich mokeeren!“ Und damit springt sie auf den Commis los und will ihn abprügeln; sie wurde natürlich gelinde vor die Türe gesetzt. Neulich hat der Alte[1] einen Fuhrmann zur Türe herausgeworfen. Der Kerl hatte preußisches Gold zu fordern und wollte die Louisdor zu $5^5/_{12}$ Taler nicht annehmen. Da schalten wir uns mit ihm herum, als der Alte kam: „Was ist das hier für eine Wirtschaft, soll doch das Donnerwetter dreinschlagen“, und packte den Kerl bei der Brust und warf ihn in die Gosse. Darauf kam der Fuhrmann ruhig wieder und sagte: „So wer et nich meent (gemeint), jetz will eck de Lujedor woll nehmen.“

Ich habe augenblicklich kein andres Couvert zum Briefe als diese verschriebne Kaffeerechnung, die Dir als einer rechten Kaffeeschwester wohl willkommen sein wird.

Farewell[2] und schreib bald

Deinem Bruder
Friedrich

B[remen], 4. Aug. 40

[1] Heinrich Leupold – [2] Lebe wohl

34

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Meine sehr teure Sœur[1],

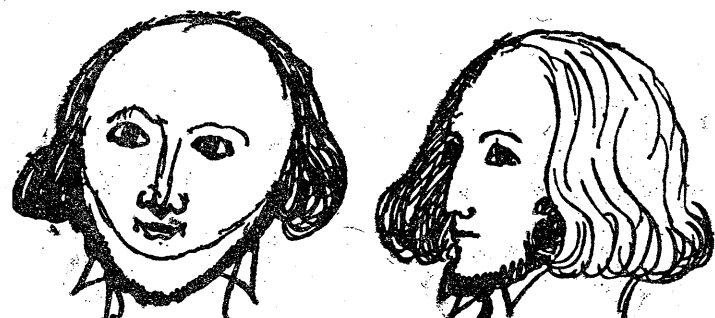
Ich habe soeben Deinen Brief bekommen, und da ich eben nichts zu tun habe, will ich Dir einige Zeilen sudeln. Unser Comptoir hat eine wesentliche Verbesserung erhalten. Es war nämlich bisher immer sehr langweilig, nach dem Essen gleich ans Pult zu stürzen, wenn man doch so schauderhaft faul ist, und da haben wir, um diesem Übelstande abzuhelfen, auf dem Packhaussoller zwei sehr schöne Hängematten errichtet, in welchen wir uns nach Tische, eine Zigarre rauchend, schaukeln und zuweilen auch einen kleinen Dusel halten. Ich bin überzeugt, Du wirst diese Einrichtung sehr zweckmäßig finden. Vom Roth habe ich heut morgen auch einen Brief erhalten, er kommt nächsten Sonntag [nach] einer Abwesenheit von 4 Monaten wieder. Damit Du es weißt: 1700 Mark Banko sind zu 137 Prozent 776 Taler 24 Grote Louisdor. Ich hab' es eben doppelt





gerechnet, es ist ganz richtig. Hierbei ein Kupfer. Ein alter Weinkenner, der sauren Wein zu trinken kriegt. Der daneben ist der Handlungsreisende, von dem er den sauren Wein gekauft hat. Auch will ich Dir hermalen, wie sich die jungen Herrn hier frisieren:

[1] Schwester



Die Kerls sehen aus wie die Kälber.

Verdammt! Als ich dies geschrieben hatte, ging ich nach Hause und aß, und als ich wiederkam, steckte ich mir eine Zigarre an, um mich in die Hängematte zu legen. Sie brach aber gleich unter mir zusammen, und als ich ging, neue Nägel einzuschlagen, rief mich der infame Derkhiem; und jetzt kann ich aus dem Comptoir nicht wieder loskommen.

Gottlob! Ich hab' meine Mittagsruh doch gehalten! Ich stahl mich aus dem Comptoir und nahm Zigarren und Streichhölzchen mit und bestellte Bier; dann schob ich auf den obersten Packhaussoller und legte mich in die Hängematte und schaukelte mich äußerst sanft. Sodann ging ich auf den mittelsten Packhausboden und packte zwei Kisten Platillas ein, wobei ich eine Zigarre und eine Flasche Bier verzehrte und stark schwitzte, denn es ist heute so warm, daß ich trotz eines kaum losgewordenen Schnupfens wieder in die Weser will. Neulich badete ich und ließ einen Kerl hinter mir herrudern, da schwamm ich in einem Zuge viermal über die Weser, was mir so leicht keiner in Bremen nachtun wird.

Verdammt! Aus zwei Gründen, erstens regnet's, zweitens will mein liebenswürdiger junger Prinzipal[1] das Comptoir gar nicht verlassen, und so muß ich meine Zigarre wieder ausgehen lassen. Aber ich will ihn schon wegjagen. Weißt Du, wie ich das mache? Ich geh' in die Küche und rufe ganz laut: Kristine, en Proppentrecker! dann mach' ich eine Flasche Bier auf und schenke mir ein Glas ein. Wenn er dann nur für einen halben Groten Ehre im Leibe hat, so muß er sich schieben, denn das heißt soviel als: Pack dich, Don Guillermo!

Also Du sprichst jetzt so famos englisch? Na wart, wenn Du wieder nach Hause kommst, so lehre ich Dir Dänisch oder Spanisch, daß Du mit mir

---

1 Wilhelm Leupold

in einer Sprache sprechen kannst, die die andren nicht verstehen. Danske Sprag fagre Sprag, y el Español es lengua muy hermosa[1]. Oder willst Du lieber Portugiesisch? O portugues he huma lengoa muito graçosa, e os Portuguezes saõ naçaõ muito respeitavel.[2] Da Du jetzt aber noch nicht so weit bist, will ich Dich damit verschonen.

Hier ist zu sehen meine Hängematte, enthaltend mich selbst, wie ich eine Zigarre rauche.

Soeben höre ich, daß wieder 500 Kisten Zucker, also 250000 Pfund verkauft sind; damit kann manche Tasse Kaffee süß gemacht werden! Wer weiß, ob Du nicht den Zucker in Deiner Tasse aus derselben Kiste kriegst, aus der ich habe Proben ziehen müssen! Aber Euer Zucker am Rhein kommt all von Holland, wo er aus *Lumpen* gemacht wird, keine Kattun-Lumpen, sondern Lumpenzucker.

Nächstens ist in Falkenberg, 3 Stunden von hier, großes Manöver, wo die Bremer, Hamburger, Lübecker und Oldenburger Trupfen, zusammen ein ganzes Regiment stark, ihre Kunststücke machen. Es sind rührende Trupfen, drei davon haben zusammen nicht soviel Schnurrbart wie ich, wenn ich mich drei Tage nicht hab' scheren lassen, an ihren Röcken kann man jeden Faden zählen, und Säbel haben sie nicht, sondern Speckääle. Ein Speckaal ist nämlich ein geräucherter Aal, aber bei den Soldaten ist es die Lederscheide für das Bajonett, die sie statt des Säbels tragen. Diese Unglücklichen riskieren nämlich, einer dem andern beim Marschieren das Bajonett durch die Fratze zu jagen, wenn sie es an der Flinte haben, darum sind sie so vernünftig, es auf dem Rücken zu tragen. Es sind jammervolle Patrone, Kaschuben und Ledschaken.

Mir ist, weiß Gott, der Stoff all' aufgegangen,
Ich weiß nicht, was noch mehr zu schreiben wäre,
Doch will ich diese Seite noch, auf Ehre,
Vollschreiben, zög' ich's auch herbei mit Zangen.
Und da man kann in Versen wenig sagen,
Und wenig Stoff so recht ins Breite schlagen,

[1] Die dänische Sprache ist eine anmutige Sprache, und das Spanische ist eine sehr schöne Sprache. – [2] Das Portugiesische ist eine sehr graziöse Sprache, und die Portugiesen sind eine sehr achtbare Nation.

So schließ' ich diesen Brief mit schlechten Reimen;
Doch fürcht' ich, daß sich Pegasus wird bäumen,
Und mich gewaltsam werfen auf den Sand.
Die Sonne sinkt, rings dunkel wird das Land,
Und nur im Westen dringt durch Wolkenschleier
Des Abendrotes heiß entflammter Brand.
Es ist ein ernst und ein geheiligt Feuer,
Das auf dem Grabe eines Tages glüht,
Der manches uns gebracht, was lieb und teuer.
Jetzt starb er hin, und ihren Mantel zieht
Die dunkle Nacht mit hellen Sternenblicken
Leis über unser irdisches Gebiet.
Und alles still; in ihre Nester drücken
Die Vögel sich und ins Gebüsch die Tiere,
Und ausgetanzt auch haben schon die Mücken.
Verschlossen ist des Lebens heitre Türe,
Wie einst noch an dem dritten Schöpfungstage,
Wo nur der Baum geschaffen, daß er ziere
Die Erde, und noch nicht im grünen Hage
Die Tiere weideten – so ist es wieder,
Nur in den Zweigen rauscht des Windes Sage;
Das ist der Geist des Herrn, gewalt'ge Lieder
Braust er hernieder im gewalt'gen Schwunge,
Und Wolken scheucht hinfort des Sturms Gefieder.
Und ewig weht er so, der ewig junge,
Mir aber geht zum Reimen aus die Lunge.

Punktum. Wenn Du's verstehst, so bist Du gebildet und kannst ein Wort mitsprechen.

Adios Dein
Friedrich

B[remen], 20. Aug. 40

Den 25. Aug. Der Roth ist vorgestern wieder angestiegen.

35

Engels an Marie Engels
in Mannheim

[Bremen] den 18. Sept. 1840

Meine Allerwerteste!

Augenblicklich ist der Äquinoktialsturm los auf eine furchtbare Weise; in unsrem Hause ist diese Nacht ein Fenster eingeweht worden, und die Bäume krachen ganz gotteserbärmlich. Morgen und übermorgen werden was Nachrichten von gescheiterten Schiffen einlaufen! Der Alte[1] steht am Fenster und macht ein kraus Gesicht, denn vorgestern ist ein Schiff in See gegangen, worin er für 3000 Taler Leinen hat, und die sind nicht versichert. Du schreibst ja nichts über den Brief an Ida[2], den ich meinem vorigen Brief beilegte, oder sollte ich vergessen haben, ihn hineinzutun? – Ich bleibe jetzt wirklich bis Ostern hier, welches mir aus diversen Gründen äußerst gepfiffen ist. Also die Ida ist nun weg, das wird Dir sehr fatal sein.

Wir haben hier auch ein tüchtiges Lager, das beinah 3000 Mann stark ist, Oldenburger, Bremer, Lübecker und Hamburger Trupfen. Neulich war ich da, es war ein enormer Witz. Gleich vorn im Zelt (da hat ein Kneipeninhaber ein großes Eßzelt gebaut) saß ein Franzose, der war ganz knüll und konnte nicht mehr auf den Beinen stehen. Die Kellner hingen ihm einen großen Kranz um, und nun fing er an zu brüllen: Bekrenst mit Laup ten libehn vollehn Beker[190]. Nachher schleppten sie ihn auf die Totenkammer, d.h. den Heuboden, da blieb er liegen und schlief. Als er wieder nüchtern war, lieh er von einem andern ein Pferd, setzte sich drauf und galoppierte in einem fort am Lager auf und ab. Er war immer nah dran, aufs angenehmste herunterzufallen. Wir haben dort äußerst viel Jokus genossen und besonders schönen Wein. Vorigen Sonntag ritt ich nach Vegesack, bei welcher Tour ich das Vergnügen hatte, viermal durch naß geregnet zu werden, und ich hatte doch soviel innere Glut in mir, daß ich immer gleich wieder trocken wurde. Ich hatte aber auch ein abscheuliches Roß, das furchtbar hart trabte, so daß das infame Schmeißen einem durch Mark und Bein ging. – Soeben werden wieder 6 Flaschen Bier für uns angeschleppt,

[1] Heinrich Leupold – [2] Ida Engels

welche sogleich in den Entzündungsprozeß – ich dachte an Zigarren, es muß heißen in den Ausleerungsprozeß übergehen sollen. – Eine Flasche hab' ich schon beinah verzehrt und einen Brand dabei verraucht, sogleich geht unser Don Guillermo[1], der junge Prinzipal, nochmals weg, und dann wird von neuem angefangen.

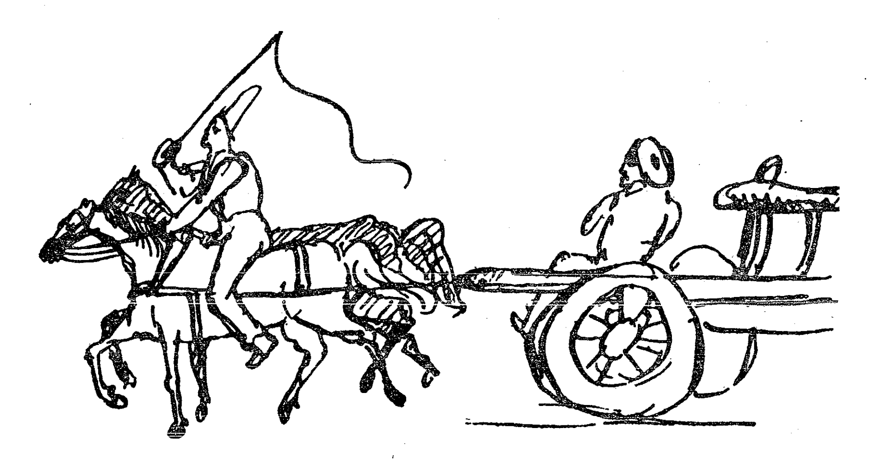
Den 19. Sept. 1840. Ihr habt doch ein langweiligeres Leben als wir. Gestern nachmittag waren keine Arbeiten mehr zu tun, und der Alte war weg, und Wilhelm L[eupold] ließ sich auch selten sehen. So steckt' ich mir eine Zigarre an, schrieb erst das Vorstehende an Dich, sodann nahm ich Lenaus „Faust" aus dem Pulte und las darin. Nachher trank ich noch eine Flasche Bier und ging um halb acht zum Roth; wir schoben in die Union, ich las Raumers „Geschichte der Hohenstaufen" und aß dann ein Beefsteak und Gurkensalat. Um halb elf ging ich nach Hause, las Diez' „Grammatik der romanischen Sprachen", bis ich schläfrig wurde. Dazu ist morgen wieder Sonntag und am Mittwoch bremischer Buß- und Bettag, und so kramt man sich allmählich bis in den Winter hinein. Diesen Winter werd' ich mit Eberlein Tanzstunden nehmen, um meine steifen Beine an ein wenig Grazie zu gewöhnen.



Hier hast Du eine Szene von der Schlachte, d. h. der Straße, die an der einen Seite die Weser hat und wo die Waren ausgeladen werden. Der Kerl mit der Peitsche ist der Fuhrmann, der die Kaffeesäcke, die dahinten liegen,

[1] Wilhelm Leupold

eben wegfahren will; der Kerl mit dem Sack rechts ist der Schlachtkaper, der sie aufladet; neben ihm ein Küper, der eben eine Probe gezogen hat und noch in der Hand hält, und daneben der Kahnschiffer, aus dessen Kahn die Säcke geladen wurden. Du wirst nicht leugnen können, daß diese Gestalten sehr interessant sind. Wenn der Fuhrmann fährt, so setzt er sich ohne Sattel, Bügel und Sporen aufs Pferd und hackt ihm die Fersen fortwährend in die Rippen, so:



Jetzt regnet's wieder ganz ungebührlich für einen Sonnabendabend, es sollte eigentlich nur in der Woche regnen, aber von Sonnabendmittag an schönes Wetter sein. Weißt Du, was superfein mittelgut ordinärer Domingokaffee ist? Das ist wieder einer von den tiefen Begriffen, die in der Philosophie des Kaufmannsstandes vorkommen, und die Eure Geisteskräfte nicht verstehen können. Superfein mittelgut ordinärer Domingokaffee ist Kaffee von der Insel Haiti, der einen leisen Anflug von grüner Farbe hat, im übrigen grau ist, und wo man zu zehn guten Bohnen vier schlechte Bohnen, sechs Steinchen und ein viertel Lot Dreck, Staub usw. in den Kauf bekommt. Jetzt hast Du's wohl begriffen. Davon kostet das Pfund jetzt $9^1/_2$ Groten, das sind 4 Silbergroschen $8^{123}/_{137}$ Pfennige. Solche Handelsgeheimnisse dürfte ich eigentlich nicht verraten, da man nicht aus der Schule schwatzen soll; aber weil Du es bist, so will ich eine Ausnahme machen. – Eben sagt unser Arbeitsmann: Herr Derkhiem, wann Se sek met de Jungens gemein mokt, so mêt Se sek en beten mehr en Respekt hohlen, sons krigt Se dat Volk ganz unner de Föte, Heinrich, dat es en slimmen

Jung, do hebb' ick manch' en Tuck med har'd, Se met nich so veel domet speelen, Se möt se gliks wat achter de Ohren geven, anners helpt nich, un wann Se no'n Ohlen goht, de dait de Jungens ok nix, de segt man blot: Laßt mir den Kerl vom Halse. Da kannst Du Dich ein wenig in unsrem Plattdeutsch üben. Im übrigen bin ich Dein ganz ergebenster

Friedrich

Bremen, 19.9.40

36

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Liebe Marie!

Schreib mir nächstens nicht wieder über Barmen, die Mutter läßt die Briefe immer so lange liegen, bis sie selbst schreibt, und das dauert oft sehr lange. Aber was ich Dir schreiben wollte: Du darfst's aber nicht nach Hause schreiben, denn ich will sie nächstes Frühjahr damit überraschen, ich trage jetzt einen ungeheuren Schnurrbart und werde mir nächstens einen Henriquatre und Ziegenbart zulegen. Die Mutter wird sich wundern, wenn auf einmal so ein langer schwarzbärtiger Kerl über die Bleiche kommt. Nächstes Jahr, wenn ich nach Italien geh', muß ich doch auch wie ein Italiener aussehen.

Dies hat die kleine
Sophie Leupold
geschrieben, die mich eben auf dem Comptoir besuchte, während der Alte[1] und Eberlein, der hier im Hause ißt, bei einem großen Mittagessen sind. O, ich könnte Dir interessante Dinge erzählen von diesem Mittagessen, von noch nicht öffentlichen Verlobungen und verstohlnen Küssen, aber das ist nichts für ein Mädchen in Pension. Das erfährst Du noch früh genug, wenn wir wieder zu Hause sind. Dann setz' ich mich in den Garten, und Du bringst mir einen großen Krug Bier und Butterbrot mit Wurst heraus, und dann sag' ich: Sieh, meine liebe Schwester, weil Du mir jetzt das Bier herausgebracht hast[2] und weil es so ein schöner Sommerabend ist, so will ich Dir auch erzählen von dem großen Mittagessen, was Anno 1840, am 29sten des Monats Oktober in Bremen, Martini Numero elf, im Königlich-Sächsischen Konsulat gefeiert wurde. Jetzt aber kann ich Dir nur soviel sagen, daß an Madeira, Portwein, Pouillak, Haut Sauternes und Rheinwein heut mittag ganz ungeheure Quantitäten werden vertrunken werden. Denn obwohl nur fünf Herren da sind, so trinken sie alle doch sehr gut, fast so gut wie ich. – Augenblicklich haben wir Freimarkt,

[1] Heinrich Leupold – [2] in der Handschrift: ist

und wenn ich auch nicht die Ehre habe, Ihrer Königlichen Hoheit, einer Großherzogin und vielen allerdurchlauchtigsten Prinzessinnen vorgestellt zu werden, so haben wir doch auch Spaß. Ich bin glücklicherweise so kurzsichtig, daß ich gar nicht weiß, wie die paar hohen, höchsten und allerhöchsten Personen, die die Ehre gehabt haben, an mir vorbeizufahren, aussehen. Wenn Dir nächstens wieder so eine Allergnädigste vorgestellt wird, so schreib mir doch, ob sie hübsch ist, sonst interessieren mich solche Persönlichkeiten gar nicht. Unser edler Ratskeller ist jetzt so schön eingerichtet, wie er nur sein kann, man sitzt so recht schön zwischen den Fässern. Vorigen Sonntag hatten wir einen Schnurrbartskommers drin. Ich habe nämlich ein Zirkulär ausgehen lassen an alle schnurrbartsfähigen jungen Leute, daß es endlich Zeit wäre, all die Philister zu perhorreszieren, und daß das nicht besser geschehen könnte, als daß wir Schnurrbärte trügen. Wer also Courage genug hätte, der Philisterei zu trotzen und einen Schnurrbart zu tragen, der sollte sich unterschreiben. Gleich hatt' ich ein Dutzend Schnurrbärte zusammen, und nun wurde der fünfundzwanzigste Oktober, als an welchem Tage unsre Schnurrbärte einen Monat alt wurden, zu einem gemeinschaftlichen Schnurrbartsjubiläum angesetzt. Ich dachte mir aber wohl, wie es kommen würde, kaufte ein wenig Schnurrbartwichse und nahm sie mit hin; da fand sich denn, daß der eine zwar einen sehr schönen, aber leider ganz weißen Bart hatte, der andre aber von seinem Prinzipal die Weisung bekommen hatte, das verbrecherische Ding wegzuhacken. Genug, heut abend mußten wir wenigstens welche haben, und wer keinen hatte, mußte sich einen malen. Dann stand ich auf und brachte folgende Gesundheit aus:

Einen Schnurrbart trugen jeder Zeit
Alle tapfern Männer weit und b[reit,]
Und die fürs Vaterland schwangen das Schwert,
Trugen alle schwarz' und braune Schnurrbärt'.
Drum sollen in diesen kriegerischen Tagen
Wir all' einen stolzen Schnurrbart tragen.
Die Philister freilich haben's nicht gelitten
Und sich die Schnurrbärte weggeschnitten,
Wir aber sind keine Philister nicht,
Drum lassen wir wachsen den Schnurrbart dicht,
Hoch lebe jeder gute Christ,
Der mit einem Schnurrbart behaftet ist,
Und alle Philister pereant,
Die die Schnurrbärt' haben verpönt und verbannt.

Auf diese Knittelverse wurde mit großem Enthusiasmus angestoßen, und dann trat ein andrer auf. Diesem wollte sein Prinzipal keinen Hausschlüssel geben, und so mußte er um zehn Uhr zu Hause sein, sonst wurde das Haus zugeschlossen, und sie ließen ihn nicht mehr ein. Es geht hier manchem armen Teufel so. Dieser sagte:

Pereant alle
Prinzipale,
Die nicht hergeben den Hausschlüssel!
Haare und Fliegen mögen sie finden
Beim Abendessen in der Schüssel,
Und sich schlaflos im Bette winden!

Darauf wurde wieder angestoßen. So ging's fort bis um zehn Uhr, da mußten die Hausschlüssellosen nach Haus, wir Glücklichen aber, die wir Hausschlüssel haben, blieben sitzen und aßen Austern. Ich hab' acht Stück gegessen, mehr aber konnt' ich nicht, ich kann bis jetzt das Zeug nicht goutieren.

Da Du so gern Rechnungen hast und mich sogar dafür mit dem gelben Couvertorden belohnen willst, so will ich die Gnade haben, Dich mit der Bemerkung zu regalieren, daß Courant jetzt $106^1/_2$% steht, während es vor einem Jahre 114 stand. Die Louisdors fallen so, daß derjenige, der hier in Bremen eine Million Taler vor einem Jahre hatte, jetzt nur noch neunhunderttausend, also hunderttausend Taler weniger hat. Ist das nicht enorm?

Du schreibst mir noch immer nichts von dem Wisch für Ida[1], hast Du ihn gekriegt und abgegeben oder nicht? Es wäre mir fatal, wenn ich ihn nicht abgeschickt hätte und er hier liegengeblieben und dem Alten in die Hände gekommen wäre. Schreib mir also und zwar den langen sechsseitigen Brief, den Du mir versprochen hast. Ich werde mich zu revanchieren wissen. Hier auf dem Couvert wirst Du wieder mit einigen Rechnereien regaliert, die Du Dir zu Herzen nehmen kannst. Daß ich diesen Brief noch einmal abschreiben mußte, daran ist Herr Timoleon Miesegans in Bremen schuld, derselbe, den der Alte vor zwei Jahren einmal aus dem Hause geworfen hat. Mit Achtung und Ergebenheit

Friedrich

B[remen], 29. Okt. 1840

---

[1] Ida Engels

37

Engels an Wilhelm Graeber
in Barmen

Bremen, *20. Novbr. 1840*

Mein lieber Wilhelm!

Es ist nun schon wenigstens ein halbes Jahr vorbei, daß Du mir nicht geschrieben hast. Was soll ich zu solchen Freunden sagen? Du schreibst nicht, Dein Bruder schreibt nicht, der Wurm schreibt nicht, Grel schreibt nicht, Heuser schreibt nicht, der W. Blank läßt keine Zeile erblicken, von Plümacher ist mir noch weniger etwas bewußt, sacré tonnerre[1], was soll ich dazu sagen? Meine Rolle Kanaster war noch sieben Pfund schwer, als ich Dir zum letzten Male schrieb, jetzt ist kaum noch ein Kubikzoll davon übrig, und noch keine Antwort. Statt dessen jubiliert Ihr in Barmen herum –, wartet, Kerls, als ob ich nicht von jedem Glase Bier wüßte, das Ihr seitdem getrunken habt, ob Ihr's in einem oder mehreren Zügen getrunken habt.

Namentlich Du solltest Dich schämen, über meine politischen Wahrheiten loszuziehen, Du politische Schlafmütze. Wenn man Dich auf Deiner Landpfarre, denn ein höheres Ziel wirst Du doch wohl nicht erwarten, ruhig sitzen und jeden Abend mit der Frau Pfäffin und den etwaigen jungen Pfäfflein spazierengehen läßt, ohne Dir eine Kanonenkugel vor die Nase zu schicken, bist Du seelenvergnügt und kümmerst Dich nicht um den frevelhaften F. Engels, der gegen das Bestehende räsoniert. O Ihr Helden! Aber Ihr werdet dennoch in die Politik hereingerissen, der Strom der Zeit überflutet Eure Idyllenwirtschaft, und dann steht Ihr da wie die Ochsen am Berge. Tätigkeit, Leben, Jugendmut, das ist der wahre Witz!

Von dem großartigen Ulk, den unser gemeinschaftlicher Freund Krummacher hier angeregt hat, werdet Ihr nun wohl schon gehört haben. Jetzt ist es so ziemlich vorbei, aber es ist arg gewesen. Die Panieliter haben sich bataillonsmäßig formiert, haben das Arsenal der Bürgerwehr gestürmt und sind mit einer großen dreifarbigen Fahne durch die Stadt gezogen. Sie sangen „Ein freies Leben führen wir" und „Vivat Paniel,

[1] heiliges Donnerwetter

Paniel lebe, Paniel ist ein braver Mann". Die Krummacherianer scharten sich auf dem Domshof, besetzten das Rathaus, wo gerade der Senat Sitzung hielt, und plünderten die Waffenkammer. Mit Hellebarden und Morgensternen bewaffnet, stellten sie sich auf dem Domshof in ein Quarré, richteten die beiden Kanonen, die an der Hauptwache stehen (Pulver hatten sie aber nicht) gegen die Obernstraße, von wo die Panieliter kamen, und erwarteten so den Feind. Dieser aber, als er vor den Kanonen angekommen war, kam von der andern Seite auf den Markt und besetzte ihn. Die 600 Mann starke Reiterei okkupierte den Grasmarkt, gerade den Krummacherianern gegenüber, und war des Kommandos zum Einhauen gewärtig. Da trat der Bürgermeister Smidt aus dem Rathause. Er ging zwischen die Parteien, stellte sich festen Fußes auf den Stein, auf dem die Giftmischerin Gottfried hingerichtet wurde, und welcher gerade einen halben Zoll aus dem Pflaster hervorragt, und sprach, zu den Krummacherianern gewendet: „Ihr Männer von Israel!" Dann drehte er sich zu den Panielitern: „*Ἄνδρες Ἀθηναῖοι!*"[1] Dann wandte er sich bald rechts, bald links und hielt folgende Rede: „sintemal Krummacher ein Fremder ist, so ziemt es sich nicht, daß ein Streit, den er erregt hat, in unsrer guten Stadt ausgefochten werde. Ich schlage also den geehrten Teilen vor, sich gütigst auf die Bürgerweide begeben zu wollen, welche für dergleichen Szenen ein sehr passendes Terrain bietet."

Dies wurde billig befunden, die Parteien zogen zu verschiedenen Toren hinaus, nachdem Paniel sich mit dem steinernen Schilde und Schwert Rolands bewaffnet hatte. Den Oberbefehl der Krummacherianer, welche $6239^1/_2$ Mann stark waren, übernahm Pastor Mallet, der 1813 den Feldzug mitgemacht hat; er befahl, Pulver zu kaufen und ein paar kleine Pflastersteine mitzunehmen, um sie in die Kanonen zu laden. Auf der Bürgerweide angekommen, ließ Mallet den Kirchhof besetzen, der daran stößt und von einem breiten Graben umgeben ist. Er stieg auf das Monument des Gottfried Menken und befahl, die Kanonen auf dem Wall des Kirchhofs aufzufahren. Aber aus Mangel an Pferden waren die Kanonen nicht fortzuschaffen gewesen. Inzwischen war es neun Uhr abends und pechdunkel. Die Heere bivouakierten, Paniel in Schwachhausen, einem Dorfe, Mallet in der Vorstadt. Das Hauptquartier war in der Reitbahn vor dem Herdentore, welche zwar schon von einer Kunstreiterbande okkupiert war, aber als Pastor Kohlmann von Horn in der Bahn einen Abendgottesdienst hielt, liefen die Reiter weg. Dies geschah am 17. Oktober. Am 18. morgens rück-

[1] („Andres Athenaioi!") „Männer von Athen!"

ten die beiden Armeen aus. Paniel, der $4267^{3}/_{4}$ Mann zu Fuß und $1689^{1}/_{4}$ Reuter hatte, griff an. Eine Infanteriekolonne, die Paniel selbst anführte, drang auf das erste Treffen Mallets ein, welches aus seinen Katechisationsschülern und einigen zelotischen Frauen bestand. Nachdem drei alte Weiber gespießt und sechs Katechumenen erschossen waren, stob das Bataillon auseinander und wurde von Paniel in den Chausseegraben geworfen. Auf dem rechten Flügel Paniels stand Pastor Capelle, der mit drei Schwadronen Kavallerie, die aus den jungen Comptoiristen gebildet war, Mallet umging und ihm in den Rücken fiel; er besetzte die Vorstadt und nahm dem Mallet so seine Operationsbasis. Paniels linker Flügel rückte unter Pastor Rothes Befehl auf die Horner Chaussee und drängte den Jünglingsverein, der mit den Hellebarden nicht umzugehen wußte, auf das Gros von Mallets Armee zurück. Da hörten wir, unsrer sechsen, in der Fechtstunde das Schießen, stürzten mit Fecht-Jacken, -Handschuhen, -Masken und -Hüten heraus; das Tor war geschlossen, ein Angriff auf die Wache verschaffte uns den Schlüssel, und so kamen wir, das Rapier in der Hand, auf dem Kampfplatz an. Richard Roth von Barmen formierte den zersprengten Jünglingsverein aufs neue, während Höller von Solingen sich mit dem Rest der Katechumenen in ein Haus warf; ich und drei andre hieben ein paar Panieliter vom Pferde, stiegen auf, warfen, vom Jünglingsverein unterstützt, die feindliche Kavallerie; Mallets Hauptarmee rückte vor, unsre Rapiere verbreiteten Quarten, Terzen, Schrecken und Tod, und in einer halben Stunde waren die Rationalisten zerstreut. Jetzt kam Mallet, um zu danken, und als wir sahen, für wen wir gefochten hatten, sahen wir uns erstaunt an.

Se non è vero, è come spero ben trovato.[1] Schreibt nun aber bald! Und animiere den Wurm, daß er mir schreibt!

Fr. Engels

[1] Wenn es auch nicht wahr ist, so ist es, hoffe ich, doch gut erfunden.

38

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Alleruntertänigstes Danksagungsschreiben des mit dem gelben Couvertorden allergnädigst begnadigten F. Engels

Wohlgebornes! Hochzuverehrendes Fräulein!

Der alleruntertänigst Unterzeichnete, den Ew. Wohlgeboren unverdientest mit dem gelben Couvertorden zu beleihen allergnädigst geruheten, verfehlt nicht, allergehorsamst seinen allerergebensten Dank zu Allerhöchstdero erhabnen Füßen niederzulegen.

Alleruntertänigst derselbe hat auch nicht umhin können, die hohe Gnade zu bewundern, nach welcher Allerhöchstdieselben das begleitende Handbillet Dero dienstwilligstem Knechte offen und aller Welt zugänglich zugehen ließen*, so daß jedermann sich von der hohen Gnade überzeugen konnte, welche Dero erhabne Milde und umfassende Weisheit mir geruheten zuteil werden zu lassen.

Schließlich empfiehlt sich Dero gnädigstem Andenken Allerhöchstdero in tiefster Ehrfurcht ersterbender alleruntertänigster

Fr. Engels

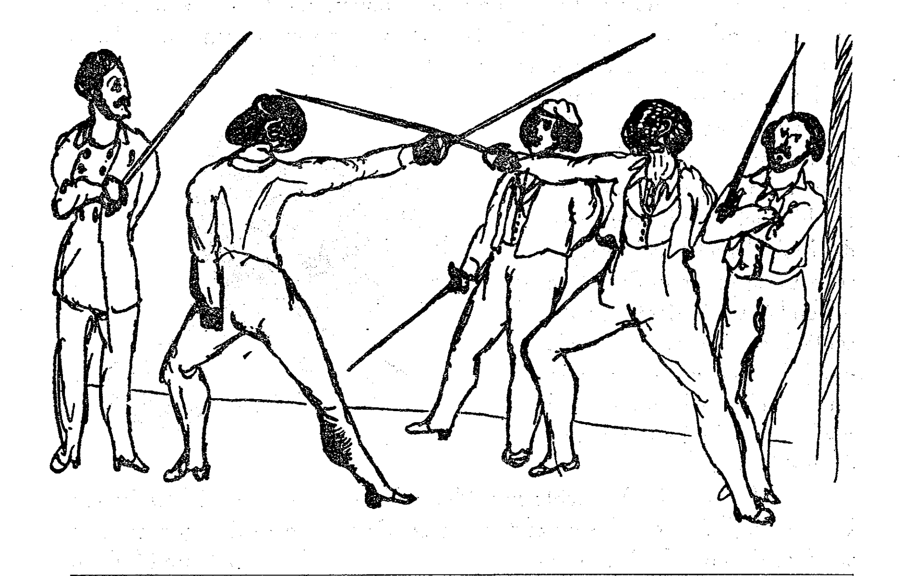
Bremen, 6. Dez. 1840

Liebe Marie!

Um aus der Form zu fallen, die ich für die erste Seite dieses Briefes gewählt hatte, bin ich Dir gar nicht dankbar für die schlechten Oblaten,

* Ich habe Deinen Brief offen bekommen. Die elende Oblate war abgesprungen.

mit denen Du Deine Briefe versiegelst und die halbwegs aufspringen. Mit welchem Couvertorden Du mich beglücken willst, ist mir einerlei, aber hau ein reelles Petschaft drauf in des Kuckucks Namen, daß die Geschichten nicht schon in Mainz auseinanderfallen. Vorgestern war der Anna[1] ihr Geburtstag oder gestern, das weiß ich nicht, ich hab' ihn gestern gefeiert in Schwachhausen mit einer Portion Kaffee, kost' mich 6 Grote, ist das nicht brüderliche Liebe? Sonnabend vor 8 Tagen, als ich 20 Jahr wurde, feiert' ich meinen Geburtstag mit Zahnschmerzen und einer dicken Backe, welches mir infame Pein machte. Auch wirst Du gehört haben, daß Napoleons Leiche in Frankreich angekommen ist, hei, das wird ein Skandal werden! Ich wollt', ich wäre jetzt in Paris, das ist ein Witz! Liest Du auch die Zeitung? Hast Du an Krieg geglaubt? Was denkst Du vom Ministerium Guizot-Soult? Singst Du auch das schlechte Lied: Sie sollen ihn nicht haben[191]?,[2] während Du, wenn Du weit kucken kannst, die französische Grenze jenseits des Rheins sehen kannst. Wir haben jetzt Fechtstunde, ich schlage alle Woche viermal, heut mittag auch wieder. Auf der andern Seite kannst Du mich beschauen, wie ich haue.

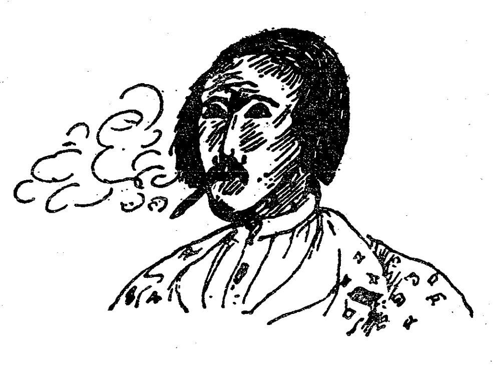


[1] Anna Engels – [2] hier bringt Engels den Anfang der Noten dieses Liedes, die jedoch von ihm wieder durchgestrichen wurden

Den 8. Dez. Gestern hatt' ich höllisch viel zu tun und heut morgen auch. Jetzt will ich diesen Brief an Dich schließen, und dann werd' ich wohl zum Kaffeetrinken kommen. Hörst Du, zu Weihnachten machst Du mir eine neue Zigarrentasche und zwar schwarz, rot und gold, das sind die einzigen Farben, die ich leiden mag.

> Rot wie die Liebe sei der Brüder Zeichen,
> Rein wie das Gold der Sinn, der uns durchglüht,
> Und daß wir auch im Tode nimmer weichen,
> Sei schwarz das Band, das unsre Brust umzieht.

Aus einem verbotenen Studentenliede. Hier haben einige Schafsköpfe einen Verein gestiftet, wo sie Reden halten, und da soll ich einmal hospitieren und nolens volens auch eine Rede halten. O weh, das wird schönes Zeug werden. Übrigens kann ich sehr gut predigen, auch ohne vorher drauf studiert zu haben, und wenn's aufs Lügen ankommt, da bin ich gar nicht still zu kriegen, das geht in einem fort. Wenn ich auf dem Landtag wäre, so ließ' ich keinen zu Worte kommen. – Ich habe mich jetzt in meinem Schnurrbart malen lassen, und damit Du siehst, wie ich aussehe, kopiere ich das Bild:



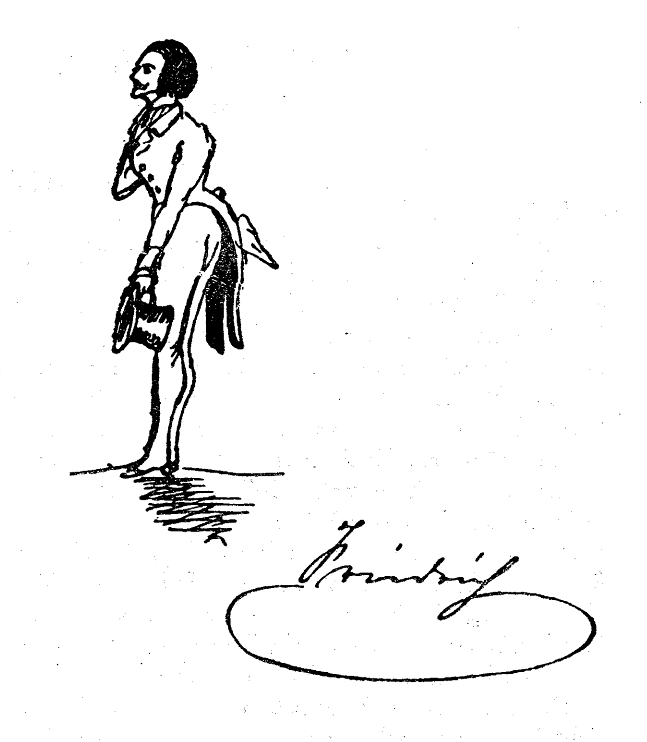
Du siehst, daß ich gemalt bin, als ich wütend war. Die Zigarre wollte nämlich nicht ziehen. In diesem Augenblick erschien ich so geistreich, daß der Maler[1] mich beschwor, ich solle mich in dieser Situation malen lassen. Ich legte mir alle schlechten Zigarren zurück, und jedesmal, wenn ich wieder saß, rauchte ich ein solches gräßliches Ding. Das war mir die größte Pein.

Freu Dich, daß Du nichts mit Musterkisten zu tun hast! Das ist ein Unsinn und eine Konfusion erster Klasse, da kann man den ganzen Tag auf dem Packhausboden am offnen Fenster stehn in dieser Kälte und Leinen

[1] G. W. Feistkorn

packen, das ist was Fürchterliches, und zuletzt kommt doch nur Unsinn dabei heraus.

Meine teure Schwester, ich bin Dein ergebner



39

Engels an Marie Engels
in Mannheim

[Bremen] den 21sten Dez. 40

Liebe Marie!

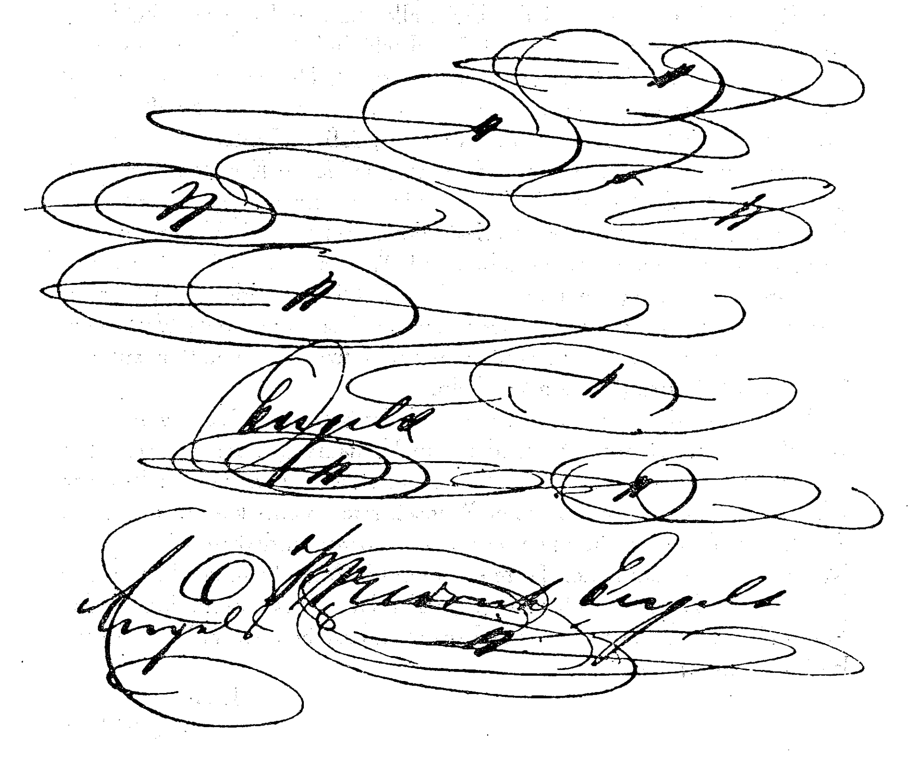
Ich kann mich nicht enthalten, Dir meinen Dank für die schöne Zigarrentasche zu sagen, an der nichts fehlt, als daß sie nicht schwarzrotgold ist. Sie ist zufällig schon heute in meinen Besitz gekommen und gleich in Tätigkeit gesetzt worden. – Es ist hier ungeheuer kalt gewesen, den ganzen Dezember hat's in einem fort gefroren und friert noch, die Weser ist zu bis Vegesack, 4 Stunden von hier, was äußerst merkwürdig aussieht. Dieser Tage waren ein paar Barmer hier, da haben wir ein famos fideles Leben geführt, alle Kneipen visitiert, stets das Glas gerührt und zuweilen einen kleinen Spitz verspürt. Inliegend findest du einen Mahnbrief von meinem ehemaligen spanischen Lehrer, wenn Du ihn verstehst, so will ich Dir einen neuen Hut schenken. Vielleicht ist doch jemand in Eurer Pension, der so viel Spanisch versteht, und mir liegt das Ding hier im Wege. – Übrigens weiß ich kaum, was ich Dir schreiben soll, eine Zuckerfabrik ist hier abgebrannt, und der Alte[1] will nicht aus dem Comptoir gehen, obwohl ich wirklich schmachte nach einer Zigarre.

Den 23. Gestern abend hatten wir Paukstunde, als die saubere Nachricht kam, es sei schon wieder Feuer, und zwar in der Neustadt. Aus Pflichtgefühl gingen wir hin, und als wir hinkamen, war es schon aus. Das hat man davon. Man soll immer hübsch zu Hause bleiben, bis es einem auf die Nase brennt. Die Mutter hat mir zu Weihnachten eine Anweisung auf Goethes sämtliche Werke geschickt, ich habe mir gestern gleich die zuerst erschienenen Bände geholt und gestern abend bis zwölf mit dem größten Genuß in den Wahlverwandtschaften gelesen. Das ist ein Kerl, der Goethe! Wenn Du noch so ein Deutsch schriebst wie der, so wollt' ich Dir alle fremden Sprachen gern erlassen. Übrigens ist es sehr überflüssig, daß Du einen Rand läßt, wenn Du an mich schreibst, die Oktavseiten sind schmal genug, und von dieser bequemen Manier, viele Seiten vollzuschreiben, ohne

[1] Heinrich Leupold

viel zu schreiben, mag ich nichts hören. Wonach zu achten! sagt Professor Hantschke.

Den 24sten. Du wirst jetzt in einer ungeheuren Aufregung sein, das kann ich mir denken, und großartige Hoffnungen. Ich bin begierig, was da herauskommen wird. Du wirst mich doch mit erster Post von diesem wichtigen Vorgange in Kenntnis setzen? Ich werde dafür sorgen, daß es gleich hier in die Zeitung kommt.



Hier nebenbei sind einige Züge, Schwünke und Unterschriften, wodurch ich meinem auf seine vierkantigen Züge stolzen Jüngsten die Gewandtheit meiner Hand bewies.

Den 28. Dez. Die Weser ist jetzt ganz zugefroren, so daß man mit Wagen darauf spazierenfährt. Ich glaube, daß man bis Vegesack, was auf der Weser 5 Stunden sind, Schlittschuh laufen könnte. Nachmittags geht der ganze beau monde darauf spazieren, und die Damen schlagen Bahn, um sich

von den Herren absetzen zu lassen, was ihnen immer ein großes Pläsier macht. Die Bäume sehen aus, als wären sie von Schnee, so dicht sind sie mit einer weißen Kruste überzogen. – Die Pastorin[1] hat mir zu Weihnachten einen schwarzrotgoldnen Geldbeutel gestickt und Marie[2] eine schwarzrotgoldne Pfeifentroddel, die sich ganz ungeheuer macht. Heut ist es 9 Grad kalt, das ist ein Leben! Ich mag nichts lieber als diese kalte wirkungslose Sonne, die über der winterharten Erde aufgeht. Keine Wolke am Himmel, kein Dreck auf der Erde, alles hart und fest wie Stahl und Diamant. Die Luft ist nicht so schlaff und schwindsüchtig wie im Sommer, man fühlt sie jetzt doch, wenn man herausgeht. Die ganze Stadt ist voll Gletscher, die Leute gehen nicht mehr, sie fallen von einer Straße in die andre. Jetzt merkt man doch einmal wieder, daß es Winter ist. Ich hoffe, Ihr lernt in Mannheim unter andern ersprießlichen Kunststücken auch das Schlittschuhlaufen, damit Du mir nicht als ein frostiges, ofenhockerisches, nicht aus der Stube zu kriegendes Dämlein nach Hause kommst, was ich mir bestens verbeten haben will. Wo Du mir aber so frostscheu ankommst, so werde ich Dich auf einen Schlitten binden, den Pferden brennenden Schwamm ins Ohr legen und Dich so in die weite Welt jagen. Oder ich binde Dir Schlittschuh unter und trage Dich mitten auf den Teich und laß Dich da allein krabbeln.

Meine sehr liebe Schwester! Diesen Brief bekommst Du, wenn meine Berechnungen sich nicht schneiden, am Neujahrstage. Ich wünsche Dir zu diesem mir und wohl auch Dir sehr erwünscht kommenden Festtage alles, was Du verlangst, da dieser Wunsch mich nichts kostet, und hoffe, daß Deine Wünsche für mich wenigstens ebenso christlich sein werden. Möge es Dir in dem neuen Jahre ebensogut in Mannheim gefallen, wie es Dir im alten, Deinen Briefen nach, gefallen hat. (Dies schreib' ich für den Fall, daß dieser Brief vorher eine Zensur zu bestehen hat, eh' er in Deine Hände kommt.)

Dein

Friedrich

B[remen], 28./12.40

[1] Mathilde Treviranus – [2] Marie Treviranus

1841

40

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Liebe Marie!

Diesmal sollst Du einen recht schweren Brief bekommen. Ich wollte Dir erst sogar auf Pappdeckel schreiben, damit Du recht viel Porto zu blechen hättest, konnte aber leider kein planiertes Stück bekommen und muß nun auf das schwerste Papier schreiben, das in unsrem Papiermagazin aufzufinden war. Wenn Du nicht weißt, was Paukstunde ist, so zeugt das, daß Du in der Kultur schmählich zurückgeblieben bist; daß Du es aber aus der beigefügten Zeichnung nicht gesehen hast, zeugt auch von natürlicher Beschränktheit, und man sieht, daß nicht nur der Hopfen der Bildung, sondern auch das Malz des Mutterwitzes an Dir verloren ist. In Eurem schlechten Deutsch bedeutet Paukstunde soviel wie Fechtstunde. Ich habe mir jetzt auch ein paar Schläger und Handschuhe angestiegen, die einzigen Handschuhe, die ich habe, denn mit Glacé etc. gebe ich mich nicht ab.

Bei dem Stabat mater dolorosa[146] et cetera fällt mir ein, sieh doch einmal zu, ob dieses Ding von Pergolese komponiert ist. Ist es das, so schaffe mir wo möglich eine Abschrift der Partitur, wenn Instrumente dabei sind, die brauch' ich nicht, bloß die Singstimmen. Ist es aber von Palestrina oder von noch einem andern, so brauch' ich's nicht. Übermorgen führen wir den „Paulus" von Mendelssohn auf, das beste Oratorium, was seit Händels Tode geschrieben worden ist. Du wirst es kennen. Ins Theater geh' ich sehr selten, da das hiesige schändlich schlecht ist, und nur, wenn ein neues Stück oder eine gute Oper, die ich noch nicht kenne, gegeben wird, geh' ich zuweilen hin.

Seit meinem letzten Briefe haben wir hier eine schöne Überschwemmung gehabt. Das Wasser stand bei Treviranus zwölf bis 14 Zoll hoch in meiner Stube, und ich mußte zum Alten[1] flüchten, der mich mit gewohnter Güte

[1] Heinrich Leupold

beinahe 14 Tage beherbergte. Da aber ging der Tanz erst recht los. Das Wasser stand anderthalb Fuß vor dem Hause, und damit es nicht in den Keller käme, der eine Luke hat, mauerten wir diese mit Kuhmist zu. Aber das maliziöse Wasser lief nun aus dem Keller des Nachbars in unsren durch die Wand, und damit unsre schönen Rumfässer und Kartoffeln und vor allem der wohlassortierte Weinkeller des Alten nicht ersoff, mußten wir Tag und Nacht pumpen, vier Nächte hintereinander, die ich alle vier durchgepumpt habe. Wilhelm Leupold und ich blieben gewöhnlich zusammen auf, setzten uns hinter den Tisch aufs Sofa, auf dem Tisch einige Flaschen Wein, Wurst und ein großes Stück vom edelsten Hamburger Rauchfleisch. Dabei wurde geraucht, geschwatzt und alle halbe Stunden gepumpt. Es war sehr ergötzlich. Um fünf Uhr morgens kam dann der Alte und löste einen von uns ab. Bei dieser Überschwemmung sind rührende Dinge vorgefallen. In einem Hause vor der Stadt, das bis an die Fenster des untersten Stocks voll Wasser stand, sahen die Leute plötzlich eine ungeheure Masse Ratten anschwimmen, die durch die Fenster hineinkamen und das ganze Haus besetzten. In diesem Hause waren außerdem lauter rattenscheue Frauenzimmer, gar kein Mann, so daß die zarten Damen sich trotz ihrer Angst entschließen mußten, mit Säbeln, Stöcken etc. auf die wilde Horde loszugehen. In einem Hause, das ganz an der Weser liegt, saßen eben die Comptoiristen beim Frühstück, als eine große Eisscholle herabgetrieben kam, die Wand durchstieß und den unbescheidenen Kopf ins Zimmer steckte, worauf denn gleich eine gute Portion Wasser nachfolgte. Jetzt will ich Dir auch eine Neuigkeit mitteilen. Du erinnerst Dich, daß ich Dir einmal sehr geheimnisvoll von einem großen Mittagessen schrieb, welches im Kgl.-Sächsischen Konsulat gegeben wurde und wobei große Geheimnisse vorfielen. Jetzt kann ich Dir sagen, daß die Person, welcher dieses Mittagessen zu Ehren gegeben wurde, die dame souveraine des pensées, die domna amada mais que la vida[1] von meinem zweiten Prinzipal, dem obenerwähnten Wilhelm Leupold war. Er hat mir während der Überschwemmung seine Ostern erfolgende öffentliche Verlobung offiziell angezeigt, und ich will, im Glauben an Deine Verschwiegenheit, Dir dieses mitteilen, schwatzen aber darfst Du noch nicht davon, denn es wird erst mit Ostern publik. Du siehst, wie sehr ich Dir vertraue, denn wenn Du davon sprichst, so könnte es in drei Tagen sich bis hieher nach Bremen fortgepflanzt haben, da es überall schwatzhafte Frauenzimmer gibt. Und dann käm' ich in eine schöne Patsche. – Die Braut W. L[eupold]s

[1] oberste Dame der Gedanken, die Dame, mehr geliebt als das Leben

heißt Therese Meyer, Tochter vom Stock-Meyer in Hamburg, Stock-Meyer heißt dieser aber, weil er eine Fabrik von Spazierstöcken hat, wodurch er sich schweres Geld erworben hat. Sie trägt, d.h. nicht die Fabrik, sondern Therese, einen blauen Spenzer und ein helles Kleid, ist 17 Jahre alt und so mager wie Du, wenn Du indessen in Mannheim nicht zugenommen hast. Sie ist noch nicht einmal konfirmiert, ist das nicht schrecklich?

Heute hab' ich mir meinen Schnurrbart wieder abgeschnitten und die jugendliche Leiche unter schweren Klagen begraben. Ich sehe aus wie ein Weib, es ist schändlich; und wenn ich gewußt hätt', daß ich ohne Bart so schändlich ausseh', so hätt' ich ihn gewiß nicht heruntergehauen. Als ich mit der Schere vor dem Spiegel stand und die rechte Seite fortgesäbelt hatte, kam der Alte aufs Comptoir und mußte laut lachen, als er mich mit dem halben Schnurrbart sah. Jetzt laß ich ihn aber wieder wachsen, denn ich kann mich ja nirgends sehen lassen. In der Singakademie war ich der einzige mit einem Schnurrbart und hab' mich immer über die Philister amüsiert, die sich gar nicht genug wunderten, daß ich die Frechheit haben konnte, so unrasiert in anständige Gesellschaft zu gehen. Den Damen hat's übrigens doch sehr gefallen und meinem Alten auch. Gestern abend noch im Konzert standen sechs jugendliche Stutzer um mich herum, alle im Frack mit Glacéhandschuhen, ich stellte mich zwischen sie im gewöhnlichen Rock, ohne Handschuh. Die Kerls haben den ganzen Abend über mich und meine borstige Oberlippe glossiert. Das schönste ist, vor einem Vierteljahr kannte mich kein Mensch hier, und jetzt kennt mich alle Welt, bloß wegen dem Schnurrbart. O über die Philister!

Dein

Friedrich

B[remen], 18. Febr. 41

41

Engels an Friedrich Graeber

Ew. Hochwohlehrwürden in spe
haben die Gnade gehabt, habuerunt gratiam[1] mir zu schreiben mihi scribendi sc. literas. Multum gaudeo, tibi adjuvasse ad gratificationem triginta thalerorum, speroque, te ista gratificatione usum esse ad bibendum in sanitatem meam. *Χαῖρε, Φύλαξ τοῦ Χριστιανισμοῦ, μέγας Στραυσσομάστιξ, ἄστρον τῆς ὀρθοδοξίας, παῦσις τῆς τῶν πιετίστων λύπης, βασιλεὺς τῆς ἐξηγήσεως!;!;!*

בְּרֶשִׁית בָּרָה אֱלוֹהִים אֶת־הַשָּׁמַיִם וְאֶת־הָאָרֶץ

וְרוּחַ אֱלוֹהִם[2] schwebte über F. Graeber, als er das Unmögliche tat und bewies, daß zwei mal zwei fünf sind. O Du großer Straußenjäger, ich beschwöre Dich im Namen der ganzen Orthodoxie, daß Du das ganze verruchte Straußennest zerstörst und all die halbausgebrüteten Straußeneier mit Deinem Sankt-Georgs-Spieß durchbohrest! Reite hinaus in die Wüste des Pantheismus, tapfrer Drachentöter, kämpfe mit dem Leo rugiens[3] Ruge, welcher umhergeht und suchet, wen er verschlinge, vernichte die verdammte Straußenbrut und pflanze das Banner des Kreuzes auf dem Sinai der spekulativen Theologie auf! Laß Dich erflehen, siehe, die Gläubigen warten schon seit fünf Jahren auf den, der der Straußischen Schlange den Kopf zertreten soll, sie haben sich abgeplackt, mit Steinen und Kot, ja mit Mist nach ihr geworfen, aber immer höher schwillt ihr der giftstrotzende Kamm; da Dir das Widerlegen so leicht wird, daß all die schönen Gebäude von selbst über den Haufen stürzen, so mache Dich auf und widerlege das „Leben Jesu" und den ersten Band der „Dogmatik"[102]; denn die Gefahr wird immer dringender, das „Leben Jesu" hat bereits mehr Auflagen erlebt als alle Schriften Hengstenbergs und Tholucks

[1] haben die Gnade gehabt – [2] mir zu schreiben, nämlich einen Brief. Ich freue mich sehr, Dir zu einer Gratifikation von dreißig Talern verholfen zu haben, und hoffe, daß Du diese Gratifikation benutzt hast, um auf meine Gesundheit zu trinken. Sei gegrüßt, Wächter des Christentums, großer Straußenjäger, Stern der Orthodoxie, Beruhigung der trauernden Pietisten, König der Exegese!;!;! Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde und der Geist Gottes – [3] tadelnden

zusammen, und es wird schon Komment, jeden, der kein Straußianer ist, aus der Literatur herauszuschmeißen. Und die „Hallischen Jahrbücher" sind das verbreitetste Journal Norddeutschlands, so verbreitet, daß seine preußische Majestät[1] es nicht mehr verbieten kann, so gern er es möchte. Das Verbot der „Hallischen Jahrbücher", die ihm alle Tage die größten Grobheiten sagen, würde ihm auf der Stelle eine Million Preußen, die jetzt noch nicht wissen, was sie von ihm denken sollen, zu Feinden machen. Und es ist für Euch die höchste Zeit, sonst werdet Ihr von uns, trotz der frommen Gesinnungen des Königs von Preußen, zum ewigen Stillschweigen verwiesen. Überhaupt solltet Ihr Euch ein wenig mehr Courage anschnallen, damit die Paukerei einmal recht losgeht. Aber da schreibt Ihr so ruhig und gelassen, als ob die orthodox-christlichen Aktien 100 Prozent Agio ständen, als ob der Strom der Philosophie ruhig und gelassen, wie zu Zeiten der Scholastiker, zwischen seinen kirchlichen Dämmen flösse, als ob sich zwischen den Mond der Dogmatik und die Sonne der Wahrheit nicht die unverschämte Erde zu einer grausigen Mondfinsternis eingedrängt hätte. Merkt Ihr denn nicht, daß der Sturm durch die Wälder fährt und alle abgestorbenen Bäume umschmeißt, daß statt des alten, ad acta gelegten Teufels der kritisch-spekulative Teufel erstanden ist und einen enormen Anhang hat? Wir fordern Euch ja alle Tage heraus mit Übermut und Spott, laßt Euch doch auch einmal durch die dicke Haut – sie ist freilich 1800 Jahre alt und etwas lederhart geworden – stechen und besteigt das Kampfroß. Aber alle Eure Neander, Tholuck, Nitzsch, Bleek, Erdmann und wie sie heißen, das sind so weiche, gefühlvolle Kerls, denen der Degen so possierlich stehen würde, die sind alle so ruhig und bedächtig, so bange vor dem Skandal, daß gar nichts mit ihnen anzufangen ist. Der Hengstenberg und der Leo haben doch noch Courage, aber der Hengstenberg ist so oft aus dem Sattel geworfen worden, daß er ganz lendenlahm ist, und der Leo hat sich bei der letzten Rauferei mit den Hegelingen den ganzen Bart ausrupfen lassen, so daß er sich jetzt mit Anstand nicht mehr sehen lassen kann. Übrigens hat sich der Strauß gar nicht blamiert, denn wenn er vor ein paar Jahren noch glaubte, daß durch sein „Leben Jesu" der Kirchenlehre kein Eintrag geschähe, so hätte er allerdings, ohne sich etwas zu vergeben, ein „System der orthodoxen Theologie" lesen können, wie so mancher Orthodoxe ein „System der Hegelschen Philosophie" liest; wenn er aber, wie das „Leben Jesu" zeigt, wirklich glaubte, daß der Dogmatik überhaupt durch seine Ansichten kein Eintrag geschehe, so

[1] Friedrich Wilhelm IV.

wußte jeder vorher, daß er bald von solchen Ideen zurückkommen würde, wenn er nur einmal die Dogmatik ernstlich vornähme. Er sagt's ja auch gradeheraus in der „Dogmatik", was er von der Kirchenlehre hält. Es ist übrigens sehr gut, daß er sich in Berlin angesiedelt hat, da ist er an seinem Platze und kann durch Wort und Schrift mehr wirken als in Stuttgart.

Daß ich als Poet auf den Hund gekommen sein soll, wird von mehreren Seiten bestritten, und übrigens hat der Freiligrath meine Verse nicht aus poetischen, sondern aus Tendenz- und räumlichen Gründen nicht drucken lassen. Erstens ist er nicht eben liberal, und zweitens sind sie zu spät gekommen; drittens war so wenig Raum da, daß von den für die letzten Bogen bestimmten Gedichten Bedeutendes gestrichen werden mußte. „Das Rheinlied" von N. Becker ist übrigens doch wahrhaftig ein ganz ordinäres Ding und schon so auf den Hund gekommen, daß man es in keinem Journal mehr loben darf. Da ist doch der „Rhein" von R. E. Prutz ein ganz andres Lied. Und andre Gedichte von Becker sind auch weit besser. Die Rede, die er bei dem Fackelzuge gehalten hat, ist das Verworrenste, was mir je vorgekommen ist. Für die Ehrenbezeugungen von den Königen bedanke ich mich. Was soll all das? Ein Orden, eine goldne Tabatiere, ein Ehrenbecher von einem Könige, das ist heutzutage eher eine Schande als eine Ehre. Wir bedanken uns alle für dergleichen und sind gottlob sicher, denn seit ich meinen Artikel über E. M. Arndt im „Telegr[aphen]" drucken ließ[1], wird es selbst dem verrückten König von Bayern[2] nicht einfallen, mir eine solche Narrenschelle anzuheften oder den Stempel des Servilismus auf den Hintern zu drücken. Je schuftiger, je kriechender, je serviler einer heutzutage ist, desto mehr Orden kriegt er.

Ich fechte jetzt wütend und werde Euch demnächst alle zusammenhauen. Zwei Duelle hab' ich hier in den letzten vier Wochen gehabt, der erste hat revoziert, nämlich den dummen Jungen, den er mir, nachdem ich ihn geohrfeigt, aufbrummte, und hat die Ohrfeige noch ungesühnt sitzen; mit dem zweiten hab' ich mich gestern geschlagen und ihm einen famosen Abschiß über die Stirn beigebracht, so recht von oben herunter, eine ausgezeichnete Prime.

Farewell.[3]

Dein
F. Engels

B[remen], 22.2.41

[1] Siehe vorl. Band, S. 118–131 – [2] Ludwig I. – [3] Lebe wohl.

42

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Bremen, 8ten März 1841

Liebe Marie?

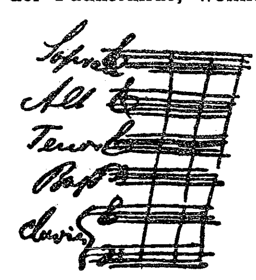
„So hochachtungsvoll wie ergebenst", das waren die letzten Worte eines Geschäftsbriefs, mit dem ich meine heutige Comptoirtätigkeit schloß, um – um – um – nun, wie drück' ich mich am zierlichsten aus? Ach was, die Verse wollen nicht fließen, man sagt's am besten gradheraus, um an Dich zu schreiben. Da ich aber noch mit der Verdauung des Mittagessens beschäftigt bin, so hab' ich keine Zeit, viel zu denken, sondern muß Dir schon schreiben, was mir eben durch den Kopf kommt. Mein erster Gedanke aber ist eine Zigarre, welche sogleich entflammt werden soll, da Seine Majestät sich wegbegeben hat. Seine Majestät ist nämlich der Alte[1], der diesen Titel bekommen hat, da wir entschlossen sind, uns im Hofstil zu üben. Denn es ist ja bestimmt und sicher, daß das ganze Leupoldsche Comptoir demnächst noch einmal Minister und Geheime Kammerherrn wird. Du sollst Dich wundern, wenn Du mich mit dem goldnen Schlüssel am schwarzen Frack siehst – ich werde dann natürlich ebenso steif sein wie ich bisher mein Leben lang gewesen bin, und meinen Schnurrbart schneid' ich keinem König zu Gefallen ab. Er ist jetzt wieder im besten Flor, am Wachsen, und wenn ich, wie ich nicht zweifle, im Frühjahr das Vergnügen haben sollte, Dich in Mannheim zu bekneipen, so sollst Du Dich über seine Glorie wundern.



Der Richard Roth ist heut vor acht Tagen hier weggegangen, um eine große Reise zu machen, nach Süddeutschland und der Schweiz. Ich danke Gott, daß ich nun auch dies langweilige Nest verlasse, wo man nichts tun kann als fechten, essen, trinken, schlafen und ochsen,

[1] Heinrich Leupold

voilà tout[1]. Ich weiß nicht, ob Du schon gehört hast, daß ich Ende April mit dem Vater wahrscheinlich nach Italien gehen werd', bei welcher Gelegenheit ich Dir die Ehre meines Besuchs antun werde. Wenn Du Dich anständig machst, bring ich Dir vielleicht auch was mit, bist Du aber aufgeblasen und hast einen Schuß im Nacken, so bekommst Du schwere Risse. Auch wirst Du der gerechten Strafe nicht entgehen, wenn Du wieder solchen nonsense schreibst wie in Deinem vorletzten Brief von der Paukstunde, womit Du mich hast foppen wollen. Daß das Stabat mater[146] von Pergolese ist, hab' ich mit Vergnügen erfahren; Du mußt mir jedenfalls eine Kopie des Klavierauszugs mit allen Singstimmen schaffen und zwar so, daß das gleichzeitig Gesungne und Gespielte übereinander steht wie in einem Opernklavierauszuge. Tenor und Baß fällt mir eben ein, fehlt aber wohl bei dem P[ergolese]schen Stabat mater; dafür werden mehrere Soprane und Alte dasein. Schad't nichts.



Wenn ich wirklich dies Frühjahr nach Mailand komme, so treffe ich dort mit Roth und dem Elberfelder Wilhelm Blank zusammen, und wir richten dort ein fideles Leben ein bei türkischem Tabak und Lacrime di Christo. Die Italiener sollen noch ein halbes Jahr nachher von den drei lustigen Deutschen schwatzen, so berühmt wollen wir uns machen.

Deine Beschreibung Eures unschuldigen Karnevals hat mich sehr amüsiert. Ich hätt' Dich sehen mögen. Hier ist nicht viel Witz losgewesen außer ein paar ennuyanten Redouten, die ich nicht besucht habe. In Berlin ist der Karneval auch schmählich skandalös abgelaufen. Am besten können's doch immer noch die Kölner.

Eins hast Du doch weniger als ich, Du kannst heute, Mittwoch, den 10ten März, nicht Beethovens c-Moll Symphonie hören, und ich doch. Diese und die Sinfonia eroica sind meine Lieblingsstücke. Exerzier Dich nur ja recht ein, Beethovensche Sonaten und Symphonien zu spielen, damit Du mir nachher keine Schande machst. Ich höre sie aber nicht im Klavierauszug, sondern von vollem Orchester.

Den 11ten März. Das ist gestern abend eine Symphonie gewesen! So was hast Du in Deinem Leben noch nicht gehört, wenn Du dieses Prachtstück noch nicht kennst. Diese verzweiflungsvolle Zerrissenheit im ersten Satze, diese elegische Wehmut, diese weiche Liebesklage im Adagio und dieser

[1] das ist alles

gewaltige, jugendliche Posaunenjubel der Freiheit im dritten und vierten Satze! Außerdem hat sich gestern noch ein jämmerlicher Franzose hören lassen, der sang ein Ding, das ging so:



und so weiter, keine Melodie und keine Harmonie, ein jämmerlicher französischer Text, und der ganze Witz war tituliert „L'Exilé de France". Wenn alle aus Frankreich Verbannten ein solches Katzengewinsel erheben, so wird man sie nirgends haben wollen. Auch sang dieser Flegel ein Lied: „Le toréador", d.h. der Stierfechter, wobei alle fingerlang der Refrain vorkam: Ah que j'aime l'Espagne![1] Dieses war womöglich noch erbärmlicher und ging ebenso bald mit Quintensprüngen, bald in chromatischen Gängen sich krümmend, als wenn's Bauchweh bedeuten sollt. Wär' nicht zum Schluß die prachtvolle Symphonie gekommen, so wär' ich weggelaufen und hätt' den Raben krächzen lassen, denn er hatt' einen erbärmlich dünnen Bariton. Im übrigen schick mir nächstens besser gefaltene Briefe. Die Form

 ist sehr unpraktisch und geschmacklos, es muß 

oder sein, wonach zu achten.

Semper Tuus[2]
Friedrich

[1] Ach, wie liebe ich Spanien! – [2] Immer Dein

43

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Warum hast Du mir nicht nach Bremen geschrieben? Überhaupt verdientest Du gar nicht, daß ich Dir jetzt noch schrieb, aber ich will einmal eine Ausnahme machen und Dich in Deiner Mannheimer Verlassenheit mit ein paar Zeilen erfreuen. Man hat mich hier auf der Stube neben meiner alten, jetzigen Musikstube angesiedelt, wo ich mich jetzt unter lauter italienischen Büchern vergrabe und zuweilen aufstehe, um mit dem Hermann[1] oder Adolf[2] einen Gang auf Hieb und Stich zu machen. Ich habe eben mit August[3], Hermann und Bernhard gefochten und bin deshalb etwas zitterig in der Hand, daher ich auch heute eine sehr schlechte und gelehrte Handschrift habe. Gestern, als wir nach Vohwinkel waren, hab' ich fast alle getroffen, mit denen ich früher auf dem Gymnasium war.

Es ist sehr schönes Wetter, und ich hab' heut noch einen jämmerlich langweiligen Besuch bei Wemhöners vor. Den Emil[4] werd' ich von Dir grüßen. Luise Snethlage hat sich ja den Hermann Siebel zugelegt und scheint sich sehr wohl dabei zu befinden. Im übrigen ist ganz Barmen auf dem alten Fuß geblieben, und ich habe Dir nur noch eine baldige Erfüllung Deiner Pflichten gegen mich ans Herz zu legen.

Der Deinige
Friedrich

Barmen
5. April 41

[1] Hermann Engels – [2] Adolf von Griesheim – [3] August Engels – [4] Emil Wemhöner

44

Engels an Marie Engels
in Mannheim

[Barmen, etwa Anfang Mai 1841]

Liebe Marie!

Gestern abend begann ich einen Brief an Dich, kam aber nicht über die dritte Zeile hinaus, und das schnitt die Anna[1] ab, um dieses Papier noch zu benutzen. Deine beiden Briefe hab' ich bekommen, auch den Bremer, der eine schöne Reise gemacht hat. Im übrigen geht's hier ziemlich trocken, wenn nicht etwa dann und wann ein Abendessen mit etwas Maitrank, ein Bierkommers, eine Kneiperei oder Regenwetter in Bänken ist. Das beste an der ganzen Wirtschaft ist, daß ich den ganzen Tag rauche, was unbezweifelt ein hoher, unbezahlbarer Genuß ist. Von Bremen hab' ich mit meiner Kiste noch einige sehr hübsche Arbeiten bekommen, ein Zigarrenkörbchen, Aschenbecher, Pfeifentroddel etc. Der Vater ist nach Engelskirchen, ich sitze in seinem Schläfer mit der langen Pfeife auf seinem Bock und dampfe ein Erkleckliches. In acht bis zehn Tagen werden wir wohl nach Mailand abreisen, wobei uns nur gutes Wetter zu wünschen ist. Heut regnet's wieder toll drauflos. Ich bin begierig, wie Du Dich in Mannheim entwickelt haben wirst, ob Du noch dasselbe magre, alberne Küken von ehemals bist oder Dir neue Tollheiten zugelegt hast. Die Anna hat auch zuweilen so einen tollen Strich und ergeht sich dann in Albernheiten, ihr drittes Wort ist: „Og, Drikes!" Der Hermann[2] entwickelt glänzende Anlage zum Hypochonder, kann oft tagelang mit dem gleichgültigsten Gesicht von der Welt dasitzen, das Maul hangenlassen und kein Wort sprechen. Kriegt er dann plötzlich den Rappel, so weiß er sich vor Tollheit nicht zu lassen. Der Emil[3] ist noch immer groß in Mißverständnissen. Hedwig[4] entwickelt, etwas Eigensinn ausgenommen, sehr wenig Charakter. Rudolf[5] ist ein Kerl wie der Hermann war, er daselt den halben Tag in Träumen herum, und die übrige Zeit macht er dumme Streiche. Sein größtes Pläsier ist, wenn ich ihm ein Rapier gebe und es ihm aus der Faust schlage. Die kleine Elise[6] wird sich bedeutend machen, jetzt aber ist sie

[1–6] Engels' Geschwister

noch unbedeutend. Sie zeigt Keime von Liebenswürdigkeit und sticht Euch am Ende alle aus. Und ich? ich würde vielleicht interessant aussehen, hätte ich statt meines jetzigen jungen Schnurrbarts noch meinen alten Bremer und meinen langen Haarwuchs.

Jetzt hast Du für heut genug, ich schreib' Dir von Mailand aus, wenn wir dort Regenwetter haben sollten.

Dein

Friedrich

45

Engels an Marie Engels
in Mannheim

[Barmen, etwa Ende August 1841]

Liebe Marie!

Wenn ich Dir denn durchaus schreiben soll, so muß ich Dir vorher sagen, daß es nicht viel werden wird, denn hier fällt nichts vor. Hochzeiten, Visiten, ei nun, da geh' ich hin, eß' und trink', und hintennach einen langen Klatsch drüber halten, das ist doch unmöglich für mich. Dergleichen bist Du auch nicht von mir gewohnt. Ich sitze jetzt fast den ganzen Tag oben auf meiner Stube, lese und rauche wie ein Dampfmaschinenschornstein, fechte, daß die Klingen bersten, und amüsiere mich so gut wie möglich. Das schändlich schlechte Wetter bringt mich fast zum Verzweifeln, man kann nicht nach Elberfeld gehen, ohne zu riskieren, dreimal durch naß zu werden. Unglücklicherweise gibt es zwischen hier und Elberfeld auch nur eine Station, wohin man sich retirieren kann, wenn's zu arg wird, nämlich die Bierkirche. Und da kost' das Glas Bier noch dazu 2 Silbergroschen. Im übrigen geht nichts vor sich, sondern alles hinter sich. Von meiner Abreise nach Berlin ist noch nicht die Rede, das hat Zeit, ich kümmere mich um nix und laß die andern sorgen. Willst Du mehr Briefe haben, so meld Dich und schreib mir was Schönes.

Dein Bruder
Friedrich

46

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Liebe Marie!

Die Mutter behauptet, daß ich Dir zuletzt einen Wisch, der keiner Beantwortung wert sei, und keinen Brief geschrieben hätte, und da Du mir auf besagten Wisch nicht geantwortet hast, so muß ich zu meinem großen Leidwesen fast glauben, daß Du derselben Meinung bist. Ich muß Dir übrigens sagen, daß ich durch diese Behandlungsweise sehr verletzt, wenn nicht beleidigt worden bin, und heut abend nur, weil ich guter Laune bin und keine Zänkereien mit Dir anfangen will, Dir einen Brief schreibe; denn verdient hast Du ihn gewiß nicht. Außerdem tu' ich der Mutter einen Gefallen damit, und jetzt weißt Du, wem Du diese Zeilen zu verdanken hast. Ich bin nun zirka sechs Wochen hier und habe viel Tabak verraucht und gehörig studiert, obwohl man in den höhern Regionen behaupten will, ich hätte nichts getan. In 8–14 Tagen werde ich indessen wohl nach Berlin abreisen, um dort meiner Pflicht als Staatsbürger zu genügen, d.h. mich wo möglich vom Militär frei zu machen und dann nach Barmen zurückzukommen. Wie nun die Sache ablaufen wird, steht zu erwarten.

Wir hatten für Samstag und Sonntag eine Tour nach Altenberg vor, aus der nichts werden wird, da Blank und Roth nicht können; ich muß nun einmal sehen, ob wir nichts andres aufbringen können. Eben fällt mir ein, daß ich wohl einmal wieder nach der Beienburg gehen könnte, da ich doch lange nicht dort gewesen bin.

Gestern ist die Mutter bei Augusts[1] zum Kaffee gewesen und hat dort die Bemerkung gemacht, daß Fräulein Julie Engels sehr still, Fräulein Mathilde Wemhöner aber sehr gesprächig gewesen ist. Etwaige Schlüsse daraus magst Du Dir selber ziehen.

Im übrigen habe ich gefunden, daß die Anna[2] sehr lustig ist, der Emil[3] im Witzereißen Fortschritte macht, die Hedwig[4] sehr frech wird, und der Rudolf[5] auf die Wege gerät, die der Hermann[6] als Bengel seines Alters einschlug, übrigens die Elise[7] sich sehr ziert.

---

[1] Familie August Engels – [2–7] Engels' Geschwister

Dein englischer Brief an den Vater, den ich heute las, war im ganzen gut, nur mit einigen derben Fehlern, abgefaßt.

Du reste[1],

Dein Bruder
Friedrich

Barmen, 9. Sept. 41

[1] Indessen

1842

47

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Berlin, 5ten Januar 1842

Meine liebe Marie!

Mit der ungeheuersten Beschämung mußte ich mich durch Deinen Brief an die lang versäumte Pflicht, Dir zu schreiben, mahnen lassen. Es ist wirklich schändlich von mir gewesen, und das Verbrechen ist gar nicht zu entschuldigen. Darum will ich mich nur gleich dransetzen und Dein vorgestern empfangenes liebes Schreiben beantworten. Gestern hab' ich das Kanonenfieber bekommen. Ich war nämlich den Morgen über sehr unwohl und schwachmatisch, wurde dann zum Exerzieren bestellt und wäre bei der Kanone beinah flau geworden, worauf ich mich entfernte und den Nachmittag über ein schändliches Fieber genoß; heut morgen war mir besser zumut, aber das Exerzieren wollt' noch nicht recht gehen, doch bin ich jetzt so ziemlich wieder auf dem Schick und habe mir zwei Tage krank geben lassen, wegen katarrhalischen Kanonenfiebers, worauf ich wieder so weit zu sein hoffe, daß ich den Wischer gehörig in den Lauf bringen kann. Übrigens schreib mir davon nichts nach Haus, das kann zu nichts dienen. Weißt Du, was mir der Doktor fürs Kanonenfieber verordnet hat? ein Glas Punsch vor Schlafengehn, ist das nicht gute Medizin? Daraus siehst Du, daß ein Kompagniechirurgus weit mehr wert ist als z. B. ein Dr. Reinhold mit allen seinen Pflastern und spanischen Fliegen, Blutigeln etc., obwohl er lange nicht so viel zu wissen braucht. Aber bei uns werden nur kräftige Mittel angewandt, lauter medizinisches schweres Geschütz, Bomben und Granaten und 24Pfünder. Unsre Rezepte sind sehr einfach, und ich habe mich in Bremen fortwährend damit kuriert. Zuerst Bier, hilft das nicht, Punsch, hilft das auch nicht, ein Schluck Rum, das muß helfen. Das ist Artilleriedoktorei. Ich glaube übrigens, Du lachtest Dich krank, wenn Du mich in der Jacke und den dicken langen Wischer in der Faust am Sechspfünder stehen sähst und um das Rad springen. Meine Uniform ist übrigens

sehr schön, blau mit schwarzem Kragen, an dem zwei breite gelbe Streifen sind, und mit schwarzen, gelbstreifigen Aufschlägen nebst rot ausgeschlagenen Schößen. Dazu die roten Achselklappen mit weißen Rändern, ich sage Dir, das macht einen pompösen Effekt, und ich könnte mich auf der Ausstellung sehen lassen. Neulich hab' ich den Poet Rückert, der jetzt hier ist, schändlich dadurch verbiestert gemacht. Ich setzte mich nämlich, als er Vorlesung hielt, dicht vor ihn, und nun sah der arme Kerl fortwährend auf meine blanken Knöpfe und kam ganz aus dem Konzept. Außerdem hab' ich als Soldat den Vorzug, daß ich nirgends anzuklopfen brauche, wenn ich zu jemand komme, auch nicht Guten Tag zu sagen oder sonst Komplimente zu schneiden. Es kam einmal einer zum Kapitän und klopfte mit der Säbelscheide unwillkürlich an die Türe; dafür kam er acht Tage in Arrest, weil der Kapitän behauptete, er hätte angeklopft. Du siehst, was ich für ein Mordskerl bin, außerdem werd' ich jetzt bald Bombardier, das ist so eine Art Unteroffizier, und kriege goldne Tressen an die Aufschläge; also hab nur gehörigen Respekt vor mir. Denn wenn ich Bombardier bin, so hab' ich allen Gemeinen in der ganzen preußischen Armee zu befehlen, und alle Gemeine müssen vor mir an die Mütze greifen.

Was schwatzt Du mir in Deinem Brief so viel vom alten Fritz Wilm[1] und vom jungen Fritzchen Wilmchen[2]? Ihr Frauleut sollt Euch nicht in die Politik mischen, davon versteht Ihr nichts. Da Du aber so gern von Deiner teuren Majestät etwas wissen willst, so will ich Dir erzählen, daß Allerhöchstdieselben am 16ten dieses Monats nach London abreisen, um Seine königl. Hoheit, den kleinen englischen Prinzen[3], über die Taufe zu halten, auf der Rückreise vielleicht nach Paris, gewiß aber nach Köln gehen werden, im Frühjahr die silberne Hochzeit Allerhöchst Ihres erhabenen Schwagers, des Kaisers von Rußland[4], in Petersberg feiern werden, sodann im Sommer sich in Potsdam amüsieren und den Herbst am Rhein zubringen werden, um sich sodann den Winter in Charlottenburg zu amüsieren. Jetzt muß ich ins Kolleg.

Den 6ten Jan. 1842

Heut morgen bin ich ausgezogen aus dem vorderen Zimmer in das hintere, weil das vordere an einen Landsmann von mir, einen Juristen aus der Gegend von Köln, vermietet ist und sich außerdem schlecht heizt. Das ist kurios; dies hintere Zimmer ist doch größer als das vordere und doch ist es immer von etwas Feuer warm, während das vordere eiskalt ist. Ich konnt' es da vorn mit aller Müh nicht dahin bringen, daß die Eisblumen

[1] Friedrich Wilhelm III. – [2] Friedrich Wilhelm IV. – [3] Eduard – [4] Nikolaus I.

von den Fenstern schmolzen, aber hier hinten ist es ein Pläsier anzusehen, wie das seit acht Tagen gefrorne, fingerdicke Eis wie im Frühling zerfließt und der klare blaue Himmel lustig hereinsieht, nachdem ich ihn so lange aus der Stube nicht hatte sehn können. Auch die Kaserne vom zweiten Garderegiment Schwammklöpper (so nennen wir die Infanteristen), der ganze Tierarzneischulenplatz und was dazu gehört, läßt sich wieder sehen.

Wir haben hier eine rheinische Restauration, in der alle unsre heimischen Leibgerichte, die hier sonst kein Mensch kennt, gemacht werden. Jeden Sonnabendabend wird Reibkuchen gegessen und ein Köpken Koffe dazu getrunken. Gestern hab' ich Äpfel und Erdäpfel gegessen. Unsre alte Erpelssupp, die Du auch wohl noch kennst, spielt eine bedeutende Rolle. So noch eine Masse, was mir jetzt nur nicht einfällt. Heut mittag gibt's Sauerkraut und Schweinefleisch, worauf ich mich schon freue. Neulich wollt' er uns auch auf Pannhas traktieren, aber der geriet nicht, weil hier kein Buchweizenmehl zu haben ist, und also auch keine Puffertskuchen gebacken werden können, wonach wir schon lange Zeit schmachten.

Sehr schön! Da fängt die Sonne recht herzlich an zu scheinen, was mir sehr erbaulich vorkommt. Denn nun werd' ich nach Tisch spazierengehn, und da Schelling heut abend nicht liest, den ganzen Abend für mich haben, wo ich dann bedeutend und ungestört arbeiten kann.

Das hiesige Theater ist sehr schön, ausgezeichnete Dekorationen, vortreffliche Schauspieler, aber meist schlechte Sänger. Deswegen geh' ich auch selten in die Oper. Morgen wird ein neues Stück gegeben, „Columbus" von Werder.[192] Der Columbus ist derselbe, der Amerika entdeckt hat, und der Werder ist Professor hier an der Universität, derselbe, der die Tiefe der Negation entdeckt hat. Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, das wird morgen voll im Theater werden, und ich werde auch zu dieser Vollheit beitragen. Zwei Akte spielen auf der See, auf einem Schiffe, das soll sehr kurios zu sehen sein.



Hier siehst Du mich in Uniform, wie ich meinen Mantel sehr romantisch und malerisch, aber ungeheuer vorschriftswidrig umgehängt habe. Würde ich so über die Straße gehen, so wäre ich jeden Augenblick in Gefahr, in Arrest geschickt zu werden, was doch eben nicht angenehm ist. Denn wenn ich schon auf der Straße nur einen Knopf an der Uniform oder eine Krampe am Kragen offen habe, so kann mich jeder Offizier oder Unteroffizier in Arrest schicken. Du siehst, es

ist gefährlich, Soldat zu sein, auch im Frieden. Das schönste ist, daß wir alle 4 Wochen in die Kirche müssen, ich hab' mich aber immer dran vorbei gefudelt, nur einmal nicht; denn da muß man eine Stunde vorher im schweren dekorierten Czako mit Federbusch auf dem Hofe stehn, und dann kommt man nachher recht durchgefroren in die eiskalte Kirche, wo man von der Predigt wieder nichts zu hören bekommt, so schlecht klingt es. Ist das nicht schön? Schreib bald wieder.

Dein Bruder
Friedrich

Die Oblate hält nicht zum besten.

48

Engels an Marie Engels
in Mannheim

Liebe Marie!

Dieses zarte Blättchen[1], welches ich, nachdem es ein halbes Jahr in meiner Mappe gelegen hat, herausziehe und Dir dediziere, wird Dich hoffentlich für die lange Zeit entschädigen, die ich, mit Reue bekenn' ich es, Dich habe warten lassen. Der Herr Hösterey haben mir Dein Brieflein richtig überbracht, nachdem Hochdieselben es vor den Augen der östreichischen Zöllner in der Hosentasche verborgen hatten, wofür Höchst-Sie mich um Verzeihung baten, und zwar in einem sehr schönen Deutsche. Ich kann es nun nicht vor meinem Gewissen rechtfertigen, Dich noch länger warten zu lassen, und schreibe also. Was? Ja, das weiß ich noch nicht. Daß ich heut morgen von 8 – halb zwölf Parademarsch geübt habe? Daß ich dabei eine sehr bedeutende Nase vom Herrn Oberstlieutnant besehen habe? Daß wir am Sonntag Kirchenparade haben werden? Daß meine guten Zigarren auf sind und das Bier bei Wallmüller seit einigen Tagen sehr schlecht ist? Daß ich jetzt ausgehen muß wegen ein paar Töpfe Ingwer, die ich für Snethlagens bestellt habe? Ja, das ist's. Also bis morgen.

Heute als Freitag, 15. April, fahre ich fort. Wir haben ein weit schöneres Wetter bekommen. Vor meinem Hause liegen eine Menge Droschken und halten ihr Standquartier daselbst. Die Droschkiers sind gewöhnlich besoffen und amüsieren mich sehr. Wenn ich also einmal ausfahren sollte, so habe ich das sehr bequem. Ich wohne überhaupt ganz angenehm, eine Treppe hoch, ein elegant möbliertes Zimmer, dessen vordere Wand aus drei Fenstern besteht, zwischen denen nur schmale Pfeiler sind, so daß es sehr hell und freundlich ist.

Gestern, als ich dies geschrieben hatte, wurde ich gestört. Heute kann ich Dir die erfreuliche Nachricht melden, daß wir morgen wohl keine Parade haben werden, weil S. Maj. der König[2] Allerhöchstdieselben nach Potsdam und Brandenburg zu gehen geruht haben. Welches mir sehr angenehm ist, da ich doch keine Lust habe, mich morgen auf dem verfluchten Schloßplatz herumzutreiben. Hoffentlich kommen wir auf diese Weise ganz

[1] Links oben auf dem Briefbogen eine Rose mit Knospen und Blättern – [2] Friedrich Wilhelm IV.

an der Parade vorbei. Auch haben wir jetzt ein sehr anmutiges Exerzieren auf dem sogenannten Grützmacher, welcher ein sehr großer Platz ist, wo man bis über die Kniee in den Sand versinkt und welcher die schöne Eigenschaft hat, daß er elektrisch ist. Wenn nun die zwölfte Gardefußartillerie-Kompagnie, bei welcher ich stehe und welche auch elektrisch ist, aber negativ, dahin kommt, so stoßen positive und negative Elektrizität zusammen, machen Skandal und Verwirrung in der Luft und ziehen die Wolken an. Anders weiß ich es mir wenigstens nicht zu erklären, daß es immer regnet oder schneit, wenn unsre Kompanie auf den Grützmacher geht. Übrigens bin ich seit vier Wochen Bombardier, wenn Du dies noch nicht wissen solltest, trage die Tressen und Litzen und den blauen Kragen mit roter Paspelierung. Das verstehst Du nun zwar nicht, aber das ist auch nicht nötig, wenn Du nur weißt, daß ich Bombardier bin, so ist das genug.

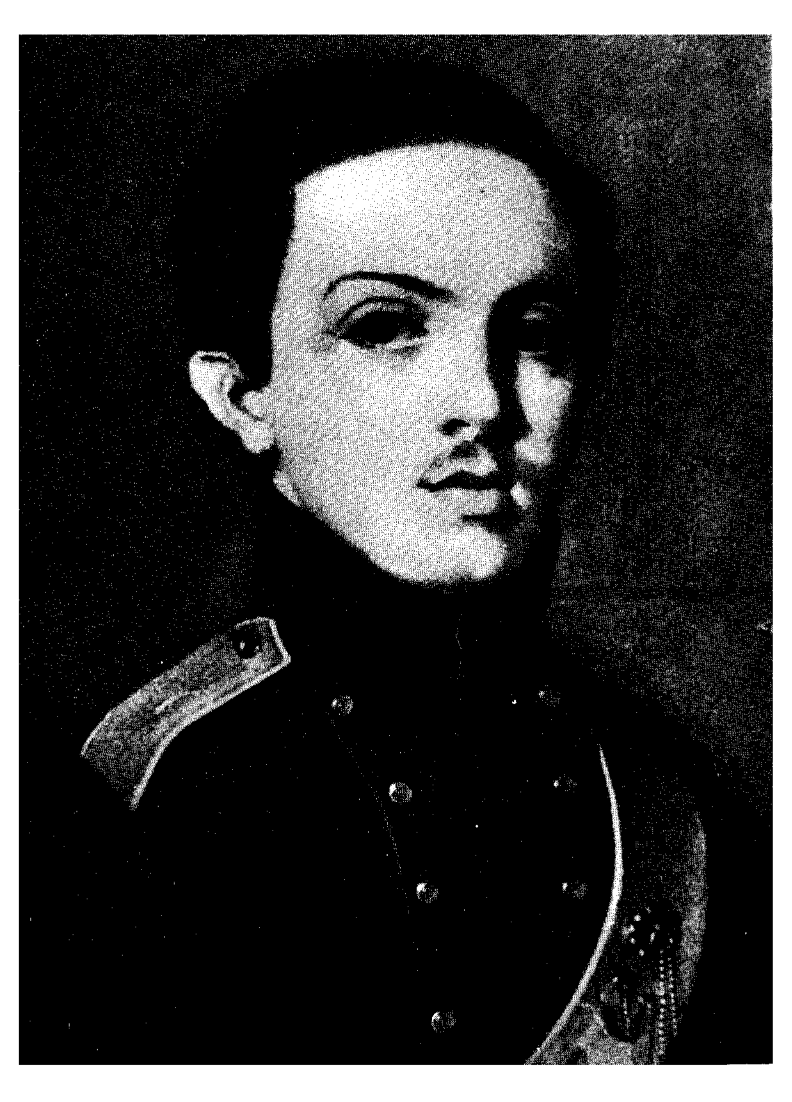
Daß der Herr Liszt hier gewesen ist und durch sein Klavierspielen alle Damen entzückt hat, wirst Du wohl noch nicht gehört haben. Die Berliner Damen sind aber so vernarrt gewesen, daß sie sich im Konzert um einen Handschuh von Liszt, den er hatte fallenlassen, komplett geprügelt haben, und zwei Schwestern, deren eine ihn der andern abnahm, deshalb in ewige Feindschaft gerieten. Den Tee, den der große Liszt in einer Tasse stehenließ, goß sich die Gräfin Schlippenbach in ihr Eau de Cologne-Flakon, nachdem sie die Eau de Cologne auf die Erde gegossen hatte; seitdem hat sie dies Flakon versiegelt und auf ihren Sekretär zum ewigen Andenken hingestellt und entzückt sich jeden Morgen daran, wie auf einer deshalb erschienenen Karikatur zu sehen ist. Es ist ein Skandal gewesen wie bisher noch nie. Die jungen Damen haben sich um ihn gerissen, und dabei hat er sie alle ganz entsetzlich links liegengelassen und lieber mit ein paar Studenten Champagner getrunken. Aber in jedem Hause sind ein paar Bilder von dem großen, liebenswürdigen, himmlischen, genialen, göttlichen Liszt zu sehen. Ich will Dir doch auch ein Konterfei davon machen: Das ist der Mann mit der kamtschadalischen Frisur. Übrigens hat er hier gewiß 10000 Taler verdient, und seine Rechnung im Wirtshause betrug 3000 Taler. Ungerechnet, was er sonst noch verkneipt hat. Ja, ich sage Dir, das ist ein Mann. Der trinkt täglich zwanzig Tassen Kaffee, auf jede Tasse vier Lot, zehn Flaschen Champagner, woraus mit ziemlicher Sicherheit geschlossen werden kann, daß er in einem fortwährenden gewissen Trane lebt, wie sich dies auch bestätigt. Jetzt ist er nach Rußland gegangen, und es fragt sich, ob die Damen dort auch so verrückt werden können.


F. Liszt

Übrigens muß ich jetzt ausgehn und schließe deshalb. Lebe wohl und antworte bald.

Dein Bruder
Friedrich
Dorotheenstraße 56

Berlin, 16./4.42



Friedrich Engels als Einjährig-Freiwilliger
(Berlin 1841)

49

Engels an Marie Engels
(Fragment)

[Berlin, Sommer 1842]

Eine schöne Erzählung, erzählt von dem Freier der Ida[1], dem Göttersohn Albert Molineus, in Gegenwart eines Franzosen: Enfin, à la porte du ciel était Saint-**Pétrus** (statt Saint Pierre) et le peintre Köttgen d'Elberfeld était abordé par le musicien Weinbrenner: Eh bien, Köttgen, vous ne dites rien, racontez-nous donc quelque chose. Enfin, Köttgen dit: Enfin, j'ai eu cette nuit un fameux rêve. Enfin, dit Weinbr[enner], qu'est-ce qu'il y avait donc? Enfin, dit Köttgen, je rêvais d'être à la porte du ciel. Alors il y avait tous les artistes célèbres, Meyerbeer, Horace Vernet etc. Enfin, Meyerbeer frappait à la porte; **Pétrus** dit: Qui est là? „Meyerbeer". Les artistes n'entrent pas ici, dit **Pétrus.** Enfin vint Horace Vernet. Qui est là, dit **Pétrus.** „Horace Vernet". Les artistes n'entrent pas ici, dit Pétrus. Enfin Weinbr[enner] arrivait. Qu'est-ce qu'il y a là?, dit **Pétrus.** Enfin, je suis Weinbr[enner]. Enfin, Pétrus dit: Entrez, s'il vous plaît.[2]

Der Hauptwitz: ainsi, Weinbr[enner] n'est pas d'artiste[3], den ließ der kluge junge Mann, der so gut französisch sprach, natürlich aus. Jetzt weißt Du auch, was für Volk sich um die Ehre reißt, künftig Dein Vetter zu werden.

Friedrich

---

[1] Ida Engels – [2] Also, am Himmelstor stand der Heilige **Petrus,** und der Maler Köttgen aus Elberfeld wurde von dem Musiker Weinbrenner angesprochen: Nun, Köttgen, Sie sagen ja gar nichts, erzählen Sie uns doch etwas. Da sagt Köttgen: Also, ich hatte diese Nacht einen wundervollen Traum. Nun, sagt Weinbr[enner], was denn für einen? Da sagt Köttgen: Mir träumte, ich sei am Himmelstor. Dort standen alle berühmten Künstler, Meyerbeer, Horace Vernet etc. Schließlich klopfte Meyerbeer ans Tor. **Petrus** sagt: Wer ist da? „Meyerbeer". Künstler kommen hier nicht herein, sagt **Petrus.** Dann kam Horace Vernet. Wer ist da? sagt **Petrus.** „Horace Vernet". Künstler kommen hier nicht herein, sagt Petrus. Dann kam Weinbr[enner]. Was gibt es denn? sagt **Petrus.** Nun, ich bin Weinbr[enner]. Da sagt Petrus: Bitte, treten Sie ein. – [3] also, Weinbr[enner] ist kein Künstler

50

Engels an Marie Engels
in Bonn

Liebe Marie!

Ich gratuliere Dir zu Deiner Entlassung aus dem edeln Mannheimer Institut und der Briefzensur von Fräulein Jung. Ich hab's Dir nur nicht schreiben wollen, um Dich nicht noch unzufriedner zu machen, aber jetzt kann ich Dir's sagen, daß es mit all den Pensionen Unsinn ist und daß die Mädchen darin, wenn sie nicht ein so glückliches Naturell haben wie Du, schändlich verzogen und eitle blue-stockings[1] und Koketten werden. Aber es ist einmal Mode in Barmen, und dagegen kann freilich niemand. Freu Dich, daß Du aus dem Kloster heraus bist und wieder am Fenster sitzen und über die Straße gehen darfst und zuweilen verrücktes Zeug sprechen kannst, ohne daß sie Dir ein Verbrechen daraus machen. Soviel aber sag' ich Dir, daß Du mir keine Dummheiten machst und auf die Barmer Sprünge gerätst, nämlich die Verlobungssprünge. Das edle junge Volk rennt wieder wie toll auf die Hochzeit los, und so blind sind sie, daß sie sich einer den andern umrennen. Es ist gerade, als spielten sie Blindekuh, und wo sich zwei kriegen, da verloben sie sich und leben herrlich und in Freuden. Sieh einmal Deine beiden Cousinen an. Da ist die Luise Snethlage, die hat einen Mann[2] ergattert, der im übrigen ganz gut ist, aber er hat graue Haare, und die schöne Ida[3] hat auch einen aufgegabelt, aber er ist mir auch danach. Nun, er ist zwar mein Vetter, und ich sollt' ihn deshalb eigentlich nicht schlechtmachen, aber ich ärger' mich, daß sie mich nicht gefragt haben, ob ich diesen Saint-Pétrus, diesen lion, diesen Dandy, diesen Albert M[olineus] zum Vetter haben wollte, und darum soll er herhalten. Ich sage Dir, wenn Du nach einem solchen Freier verlangst, der schaff' ich Dir alle Tag ein Dutzend und jeden Tag ein neues Dutzend. Es ist Edelmut von mir, daß ich überhaupt die ganze Sache habe geschehen lassen. Ich hätte wenigstens protestieren sollen.

Auch sogar der Schornstein hat sich verlobt, es ist schrecklich! Und der Strücker will platterdings Ehemann werden, ist das nicht sonderbar?

[1] Blaustrümpfe – [2] Hermann Siebel – [3] Ida Engels

Ich fange an, an der Menschheit zu verzweifeln, ich werde Misanthrop, wenn Du, Marie, Du auch – – – Doch nein, Du wirst Deinem Bruder dieses Leid nicht antun.

Es regnet wieder sehr langweilig. Ich bin nun diese Woche gewiß viermal im Dienst des Vaterlandes naß geworden, zweimal vom Regen und zweimal von Transpiration, um mich zart auszudrücken. Jetzt will ich ins Lesekabinett gehen und Zeitungen lesen; und da werd' ich doch wohl nicht zum fünften Male naß werden?

Adieu, Dein Bruder
Friedrich

Berlin, 2. Juli 42

51

Engels an Marie Engels
in Ostende

Berlin, 2. Aug. 1842

Liebe Marie!

Über Deinen langen Brief hab' ich mich sehr gefreut, und im Hinblick auf das kreuzweis beschriebne viele Papier die Strafpredigt sehr rasch überlesen, so daß ich nicht einmal mehr weiß, was Du mir für Vorwürfe machst. Daß Frl. Jung ohne Zweifel ein sehr krauses Gesicht wird gemacht haben, als sie las, wie Hermann[1] das liebe Institut mit seinem wahren Namen: Kloster belegte, kann ich mir schon denken, ebenso daß sie ihn einen leichtsinnigen Menschen nannte. Glücklicherweise denken aber nicht alle Leute so schlimm vom Leichtsinn wie Deine ehemalige Sündenregistervorreiterin. Und das ist gut. Was sollte sonst auch aus uns beiden werden, nicht wahr? Ich laß mich auch von meinem Hauptmann[2] angrunzen und rüffeln und denke: et soll wol egal sein, und dreh' ihm eine Nase; und wenn er's mir zu arg macht, wie vorigen Mittwoch, wo alle andern dispensiert waren und ich allein, bloß weil mein Bursche mich nicht abbestellt hatte, um 12 Uhr mittags mit auf den Schießplatz wandern mußte, um eine unausführbare Lumperei nicht ausführen zu sehen – in solchen Fällen meld' ich mich krank, und zwar diesmal wegen Zahnschmerzen, wodurch ich mir einen Nachtmarsch und ein zweistündiges Exerzieren erspart habe. Heute muß ich mich leider wohl wieder gesund melden. Dabei geh' ich spazieren, wenn es mir beliebt, Berlin ist groß, und bei unsrer Kompagnie nur drei Offiziere, die mich kennen, die begegnen mir also höchstwahrscheinlich nicht, und das einzige wäre, wenn sie mir den Kompagnie-Chirurg zuschickten, das hat aber gute Wege und höchstens, wenn er mich nicht zu Hause träfe, würd' ich eine Nase besehen. Et soll wol egal sein!

Du scheinst ein enormes Talent zu haben, Bekanntschaften zu machen. Ist das Mädel vier Wochen in Bonn und kennt mir richtig schon die halbe Universität mit Namen und hat sich schon einen interessanten lahmen Studenten angeschafft, der ihr täglich sechsmal begegnet! Der interessante

[1] Hermann Engels – [2] von Wedell

lahme Student mit der Brille und dem blonden Bart! Sie haben ihm gewiß die Beine im Duell entzweigeschossen! Warum hinkt er nur immer des Weges? Hinkt er interessant oder gewöhnlich wie andre Lahme? An welchem Fuß ist er lahm, am rechten oder an beiden? Trägt er nicht einen Hut mit einer roten Hahnenfeder? Sollte es nicht der diable boiteux[1] sein? Ich möchte gerne Näheres von dem interessanten, lahmen, bärtigen, bebrillten, scharfkuckenden Studenten wissen.

Hast Du dies Bekanntschaftenmachen in Ostende fortgesetzt? Ist da nicht auch so ein interessanter hinkender Fläminger, der Dir täglich sechsmal am Strande begegnet? Gib mal acht.

Aus dem Kloster bin ich glücklich
Fort und darf mich frei bewegen,
Schwatzen, lachen darf ich wieder,
Mich sogar ins Fenster legen!

Ach wie traurig, als im Kloster
Von Duennen rings umlauert
Ich bei steter Arbeit saß,
Abgepfercht und eingemauert!

Singend hört ich Heidelberger
Draußen oft vorübergehen,
Und ich durfte nicht ans Fenster,
Nicht die flotten Burschen sehen.

Frei bin ich und will mich freuen
Meiner kaum erworbnen Freiheit,
Grünes, frisches Leben will ich
Nach der grauen Einerleiheit!

Auf! Die neuen Kleider will ich
Unverzüglich mir anziehen,
Und mich übersiedeln nach der
Flottsten der Akademien.

Poppelsdorf und Königswinter!
Rolandseck und Drachenfels!

---

[1] hinkende Teufel

Staunt ob meiner Augen Feuer,
Staunt ob meiner Zähne Schmelz!

Und ich wett', soviel Ihr sein mögt
Fakultätskommilitonen,
In acht Tagen höchstens wißt Ihr
Allzusammen, wo wir wohnen.

Gastwirt Stamm, und sag uns Dank,
Daß bei Dir wir abgestiegen,
Weil seitdem Studenten zahllos
Zechend Dir im Garten liegen.

Und nun vollends beim Spaziergang,
Welche Massen mich umschwärmen,
Wie sich die Professorstöchter
Einsam, unbegleitet härmen!

Seht den Schweif von flotten Burschen,
Der mir hängt am kleinen Finger,
Graf d'Alviella, von Szczepansky,
Lauter kühne Flaschenzwinger!

Herr von Diest, der Vielverliebte,
Tut mir treuen Dienst als Läufer,
Singend amüsiert mich Bunsen,
Tanz' ich, ist Chapeau mir Pfeifer!

Eins nur liegt mir in Gedanken:
Wenn ich fern dem Schwarme gehe,
Daß ich immer einen hübschen
Hinkenden Studenten sehe.

Alle andren sind beschäftigt,
Haben Dienst für mich getan,
Doch was fang ich mit dem hübschen,
Intressanten Lahmen an?

* *

*

Mit der Nordsee flachem Strande
Will ich nun mein Bonn vertauschen;
Statt Studentenliedern hör' ich
Nun des Meeres Brandung rauschen.

Unter Belgiern und Franzosen
Geh' am Strande ich spazieren,
Wie im Kloster muß französisch
Ich die Unterhaltung führen.

Auch hat sich ein Schweif gefunden,
Der mich auf der Promenade,
Der mich bis ins Meer verfolget,
Wenn ich morgens geh' und bade.

Sonst ist alles wie in Bonn,
Und ich kann durchaus nicht klagen,
Essen und Logis ist gut,
Auch der Wirt ist zu ertragen –

Eins nur fehlt mir: Unter allen,
Die hieher zum Bade kamen,
Find' ich, weh mir Armen! auch nicht
Einen interessanten Lahmen!

Nicht wahr, das ist Dir so recht aus der Seele geschrieben? Ich will's Dir auch komponieren, damit Du es singen kannst. Die Komposition bekommst Du aber erst auf Deinen nächsten Brief zur Antwort, denn ich würde Dich durch eine so reichliche Beschenkung ohne Zweifel verwöhnen. Ich hab' aber andre Dinge zu tun, als Dich fortwährend zu besingen, das kann nur als Belohnung für einen ausgezeichnet langen Brief verstattet werden.

Du mußt einmal sehen, daß Du in Ostende die Vlaemsche oder Nederduitsche Taal lernst, das ist eine sehr klobige Sprache, welche aber ihre Vorzüge hat und jedenfalls sehr komisch ist. Wenn Du noch Plattdeutsch kennst, so mußt Du das Flämische so ziemlich verstehen können.

Ich hab' auch jetzt einen Hund, den ich von August Bredt aus Barmen bekommen habe, als er hier fortging. Es ist ein hübscher junger Wachtelhund, viel größer als der edle Mira und total verrückt. Er zeichnet sich

durch viel Talent zum Kneipen aus, des Abends, wenn ich in einer Restauration esse, sitzt er immer dabei und läßt sich sein Teil abtreten oder hospitiert bei allen, die da sind. Auch zeichnet er sich durch ein total unsichtbares Halsband aus. Schwimmen kann er ausgezeichnet, aber er ist zu wahnsinnig, um Kunststücke zu lernen. Eins hab' ich ihm beigebracht, wenn ich ihm sage: Namenloser (so heißt er), das ist ein Aristokrat, so wird er grenzenlos wütend gegen den, den ich ihm zeige, und knurrt scheußlich.

Während aller Aussicht nach das Jahr einen vortrefflichen Rheinwein bringen wird, ist der Grüneberger schändlich schlecht geraten. Kennst Du den Grüneberger? Der Grüneberger ist ein Lausitzer Wein, er wächst nur im Sande und bringt nie gute Trauben, außer in einem ganz nassen Jahr; wenn die Beeren aus der Härte eines Steins in die des Holzes übergegangen sind, d.h. wenn man mit einem Messer hineinschneiden kann, so sind sie reif. Sie werden mit einer Dampfmaschine gekeltert und man rechnet, daß zur Kelterung von 100 Beeren zirka zwölf Pferde Kraft in einer Stunde hinreichen. Der beste Grüneberger ist Anno 40 gewachsen. Er kann nicht in Fässern aufbewahrt werden, weil er das Holz entzweifrißt; wenn er gut ist, so muß man ein Dutzend Stecknadeln aufessen und dann ein Glas Grüneberger trinken, und wenn die Nadeln nicht binnen fünf Minuten aufgelöst und vertilgt sind, so taugt der Wein nichts. Es ist ein sehr nachhaltiger Wein, denn wenn man einen Schluck trinkt, so ist einem der Hals vier Wochen lang wund. Er hat ein sehr feines Bouquet, so daß nur Kenner den Geruch von dem des Essigs unterscheiden können. Scheidewasser und Weinessig durcheinander kommt im Geschmack diesem edlen Getränk am nächsten. Im übrigen hast Du jetzt genug, ich muß noch an die Mutter schreiben. Adieu

Dein Bruder
Friedrich

Berlin, 8. Aug. 42

Beilagen

[Verstreute Gedichte]

Barmen, den 20. Dezember 1833

An meinen Großvater[1]

O Du lieber Großvater, der immer uns gütig begegnet,
Der Du noch immer uns halfst, wenn's mit den Arbeiten gehapert!
Der so schöne Geschichten mir, wenn Du hier warst, erzähltest,
Vom Cercyon und Theseus, vom hundertäugigen Argus;
Vom Minotaur, Ariadn', von dem ertrunknen Aegeus;
Von dem goldenen Vließ, von den Argonauten und Jason,
Von dem starken Herkul, von dem Danaus und Kadmos.
Und – – ich weiß es nicht mehr, was Du noch sonst mir erzählet;
Nun, so wünsche ich Dir, Großvater, ein glückliches Neujahr,
Dir ein Leben noch lang, viel Freud und wenige Trübsal,
Alles Gute, was nur dem Menschen kann je widerfahren,
Alles das wird Dir gewünscht von Deinem Dich liebenden Enkel.

Friedr. Engels

Gedicht aus dem Jahre 1836

Mir dämmert in der Ferne
so manches holde Bild,
wie durch die Wolken Sterne
leuchten zart und mild.

---

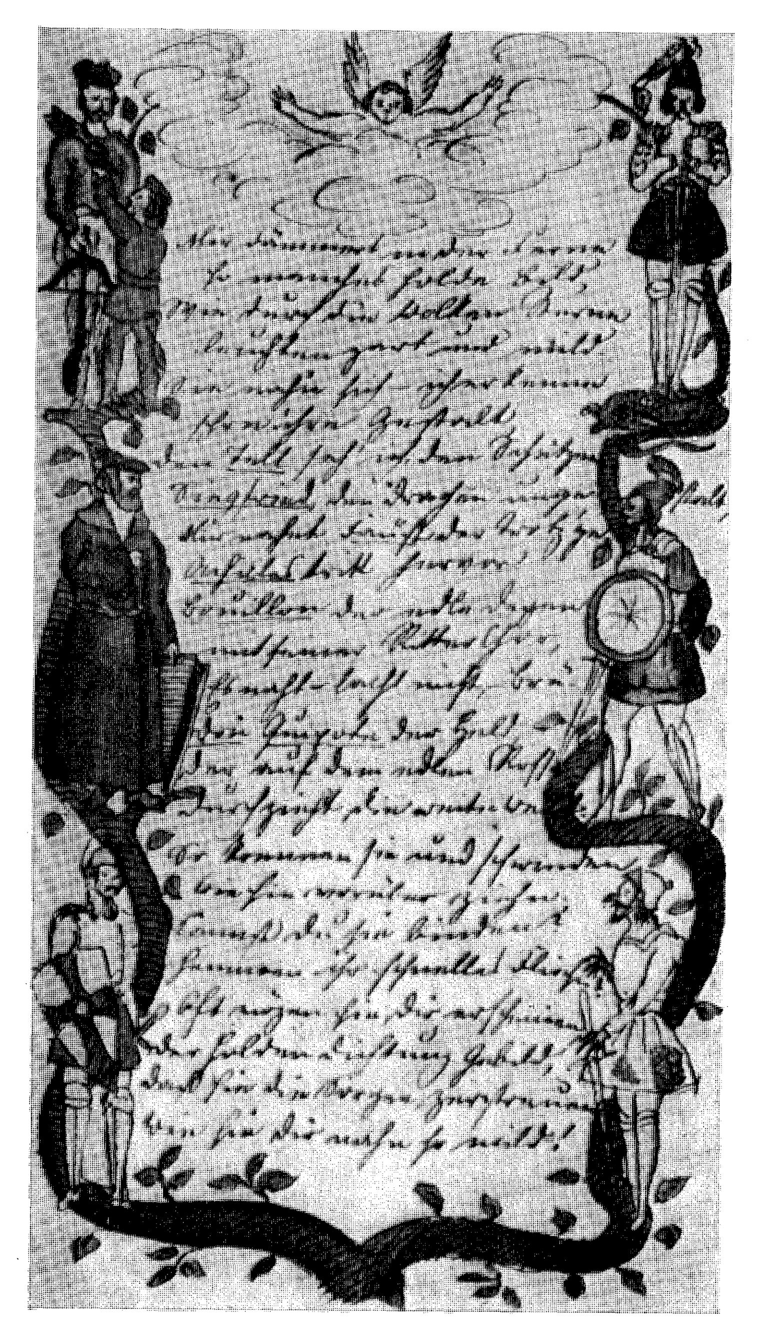
[1] Bernhard van Haar

Sie nahn sich – ich erkenne
schon ihre Gestalt,
den *Tell* seh' ich, den Schützen,
Siegfried, den Drachen ungestalt,
mir nahet *Faust* der Trotz'ge,
Achilles tritt hervor,
Bouillon der edle Degen
mit seiner Ritter Chor,
es naht – lacht nicht, Brüder –
Don Quixote der Held,
der auf dem edlen Rosse
durchzieht die weite Welt.
So kommen sie und schwinden
wie sie vorüber ziehn;
kannst du sie binden?
Hemmen ihr schnelles Fliehn?
Oft mögen sie dir erscheinen,
der holden Dichtung Gebild,
daß sie die Sorgen zerstreuen,
wie sie dir nah'n so mild!

Gedicht, wahrscheinlich von Anfang 1837

1. Herr Jesu Christe, Gottes Sohn,
o steig herab von Deinem Thron,
und rette meine Seele!
O komm mit Deiner Seligkeit,
Du Glanz der Vaterherrlichkeit,
gib, daß ich Dich nur wähle!
Lieblich, herrlich, ohne Leide ist die Freude, wenn dort oben
wir Dich, unsern Heiland loben!

2. Gib, daß dereinst zu seiner Zeit,
wenn mich erfaßt des Todes Leid,
ich fest an Dir mich halte;
daß ich, wenn mir das Aug' vergeht,
des Herzens Pulsschlag stille steht,
ich froh in Dir erkalte!
Fortan wird dann Dich dort oben mein Geist loben, ohne Ende,
denn er ist in Deinen Händen.



Gedicht und Zeichnung des jungen Friedrich Engels
aus dem Jahre 1836

3. O wär sie da, die Zeit der Lust,
wo ich an Deiner Liebesbrust
vom Tode soll erwarmen!
Dann seh' ich, Gott, ich dank' es Dir,
die all', die waren teuer mir,
kann ewig sie umarmen!
Ewig, ewig, ewiglebend, vor Dir stehend, Dich zu sehen
wird mein Leben neu erblühen.

Du kamst, die Menschheit zu erlösen,
vom Tod sie zu befrein und Bösen,
zu bringen ihr Dein Glück und Heil.
Kommst Du nun herab zur Erden,
da wird durch Dich es anders werden,
da teilst Du jedem zu sein Teil.

[Eine Seeräubergeschichte]

I

Es war an einem Wintermorgen des Jahres 1820, als auf der Insel Kuluri, dem alten Salamis, dem Schauplatze athenischer Tapferkeit, ein Schiff eben im Begriff war abzusegeln. – Es war dies ein griechischer Kauffahrer, der, stark bemannt, Mastix, Gummiarabikum, etc., vorzüglich aber Damaszenerklingen, Zedernholz und feine asiatische Gewebe nach Athen gebracht hatte.

Am Ufer war alles in Bewegung. Unter den arbeitenden Matrosen ging der Kapitän herum, alles ordnend. Da flüsterte ein Matrose einem andern auf Italienisch zu:

„Philippo, siehst du dort jenen jungen Menschen stehen? Das ist der neue Passagier, den der Kapitän gestern abend engagiert hat; er will ihn unter uns aufnehmen, oder, wenn er nicht will, ihn ins Meer versenken, denn nach Stambul, wohin er will, soll er nicht!"

„Aber", sagte Philippo, „was ist das denn für ein Mensch?" „Das weiß ich selbst nicht, der Kapitän wird's aber wohl wissen." Da erscholl ein Schuß vom Schiffe, und alle gingen zu den Booten. Der Kapitän ging in die Schaluppe und rief: „Junger Mensch – he, was träumt Ihr denn? – Kommt doch! Wir wollen abfahren!" Der junge Mensch, an den diese Rede gerichtet war, und der bisher hatte schweigend an einer Säule gestanden, blickte auf: „Ach ja", rief er, „ich komme", und schritt schnell auf das Boot zu. Er stieg ein, und mit raschem Ruderschlag wurde das Fahrzeug vom Ufer abgetrieben. Bald ist das Schiff erreicht, und nach der Lösung einer Kanone sammeln sich die Bootsleute auf dem Schiff, und bald wurde der Anker emporgewunden, die Segel gespannt, und rasch, wie ein riesiger Schwan, flog die Brigg hinüber über die bläuliche See.

Der Kapitän aber, der bisher die Arbeiten der Leute geleitet hat, tritt nun heran zu dem blühenden Jüngling, der trauernd, wie immer vorher,

an des Schiffes Galerie sich lehnte und düster dorthin schaute, wo die Bergspitzen des Hymettos immer mehr in der Ferne verschwanden.

„Junger Mensch“, redete er ihn an, „kommt doch einmal mit mir in die Kajüte, ich will Euch etwas sagen.“

„Gern“, antwortete jener, und folgte dem voranschreitenden Manne.

Unten angekommen, ließ ihn der Hauptmann sich setzen, und, nachdem er aus einer Flasche Chiosweins ihm und sich einen Becher eingeschenkt hatte, sprach er:

„Hört einmal, ich will Euch einen Vorschlag machen. Doch wie heißt Ihr? Und wo seid Ihr her?“

„*Leon Papon* heiße ich und bin von Athinai. Und Ihr?“

„Capitanos Leonidas Spezziotis (von Spezia). Doch hört! Ihr haltet uns wohl für ehrliche Kaufleute? Nein, das sind wir nicht! Sehet unser Geschütz, offen und verborgen, unsre Munition, unsre Waffenkammer an, und Ihr sehet leicht, daß wir solches Krämerhandwerk nur zum Scheine treiben. Ihr sollt aber sehen, daß wir andre, beßre Leute sind, nämlich echte Hellenen, Leute, die noch die Freiheit zu schätzen wissen, – kurz, Korsaren, wie uns die Ungläubigen, für die wir ein scharfes Schwert sind, zu titulieren pflegen. Und nun wollte ich Euch, denn wahrlich, Ihr gefallt mir und erinnert mich sehr an einen lieben Sohn, den mir die Ungläubigen voriges Jahr vor meinen Augen erschossen haben, wollte ich Euch den Vorschlag machen, unter uns zu treten und mitzukämpfen für die Freiheit der Hellenen, und den Ungläubigen zu schaden, auf die man wohl den homerischen Vers:

῎Εσσεται ἦμαρ, ὅτ᾽ ἄν ποτ᾽ ὀλώλῃ ῎Ιλιος ἱρὴ,
*Καὶ Πρίαμος, καὶ λαός ἐυμμελίω Πριάμοιο** [193]

anwenden könnte. Seid Ihr aber nicht gewillt, dies zu tun, so mag ich für die Folgen nicht stehen; denn mein Volk, wenn es erfährt, was für Mitteilungen ich Euch gemacht habe, wird sicherlich Euren Tod fordern, und mein guter Wille wird unterdrückt werden.“

„Was sagt Ihr? Korsaren? Ich unter Euch treten? Auf der Stelle! Ich soll mich rächen können an des Vaters Mördern! O, gerne, gerne will ich in Eure Reihen treten, will mit Wut die Moslemin bekämpfen, will sie schlachten wie das Vieh!“

„Topp! Leon, so gefällst du mir! Laß uns auch auf das neue Bündnis eine Flasche Chioswein trinken!“ Und frisch schenkte der alte Zecher ein und ermahnte seinen mäßigern Genossen oft durch ein lustiges: „So trink doch, Leon!“, bis die Flasche geleert war.

Jetzt ging er mit seinem neuen Genossen durch das Schiff und zeigte ihm den Vorrat. Erst gingen sie in die Rüstkammer. Da hingen prächtige

* Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt / Priamos auch, und das Volk des lanzenschwingenden Königs

Kleider von aller Art, die enge Matrosenjacke, der weite Kaftan, der hohe Hut, die kleine griechische Mütze, der breite Turban, die enge Frankenhose und die weiten Beinkleider des Türken, die buntgestickte persische Weste, die ungrische Husarenjacke, der russische Pelzrock, paradierten alle durcheinander in großen Schränken. Die Wände waren bedeckt von Waffen aller Völker, alle Schießgewehre vom kleinen Terzerol bis zur dreiläufigen schweren Muskete, allerlei Schwerter, die Damaszenerklinge, der spanische Stoßdegen, das breite deutsche Schwert, der kurze italische Dolch, das krumme Handschar, hingen sorgfältig sortiert an ihren Plätzen. In den Ecken standen Lanzenbehälter, so daß aller Raum im Zimmer benutzt war. Hierauf ging's in die Pulverkammer. Acht große Fässer, jedes mit hundert Pfund Pulver, und 4 kleine zu 10 Pfund standen da; in drei Fässern lagen Bomben, in zwei größeren Granaten; die Schränke an den Seiten waren voll von Krügen und Töpfen, deren Inhalt Pulver mit Bleistücken, Steinen, Eisenstücken vermengt war. Nun gingen sie in den Raum, wo Leonidas ihm mehrere Säcke voll Kanonenkugeln zeigte. Wieder gingen sie hinauf zu den Kanonen. Da standen an jeder Seite 12 Kanonen von schwerem Kaliber; auf der Schanze noch zwei Achtundvierzigpfünder. Überall dazwischen standen Drehbassen, im ganzen an dreißig Stück Geschütze. In der Kajüte, wohin sie zurückgingen, zeigte Leonidas dem Leon drei Kisten voll Flintenkugeln und zwei voll allerlei Schrot.

„Ist unser Schiff nicht in gutem Zustande?" redete er ihn an.

„Herrlich", antwortete jener, „es könnte nicht besser sein. Doch erlaubt, daß ich mich jetzt auf dem Deck etwas weiter umsehe!"

Er ging hinauf. Doch nicht lange, so fand er ihn wieder an der Galerie stehen. Eben waren sie am Vorgebirge Kolonai, dem alten Sunium, und düster sah wieder Leon nach den eben verschwindenden Spitzen des Hymettos sich um, da redete ihn also Leonidas an:

„Nun, Bursch, warum so trübe, komm mit mir auf die Schanze und erzähle von deinem früheren Leben!"

Und Leon ging mit und erzählte folgendes:

II

Ich bin jetzt bald 16 Jahr alt. Mein Vater war der Kaufmann Gregorios Papon; meine Mutter hieß Diane. Ich heiße Leon, meine Zwillingsschwester heißt Zoe und mein jüngrer Bruder Alexis. Es sind nun etwa drei Monate, da sah der Pascha von Athinai eine junge Sklavin, die mein Vater mit uns erzogen hatte. Gleich verlangte er sie, und als mein Vater sie ihm weigerte, da schwur er Rache und hat seinen Eid uns zum Verderben gehalten. Denn als wir einst abends ruhig zusammensaßen, und ich mit

Selima, der Sklavin, Zoe und Alexis zur Kithara Lieder sangen, da kamen die Arnauten des Pascha herein, rissen unsren lieben Vater und Selima aus unsrer Mitte und führten sie hinweg; uns aber stießen sie aus, und ließen uns, aller Hülfsmittel beraubt, liegen. Wir gingen fort und gelangten endlich an den Ort, vors Tor, wo die alte Makedonierfeste stand. Dort kehrten wir zu mitleidigen Bauern ein, die uns Brot und etwas Fleisch gaben. Von dort gingen wir auf den Peiraios zu. Aber ach! meiner Schwester Kräfte hielten nicht mehr, und sie sank halbohnmächtig unter einem Olivenbaum nieder. Ich aber wollte in die Stadt zurückgehn und bei den Verwandten Hülfe suchen. Trotz der Mutter Bitten ging ich und fand, als ich an der Akropolis war und heransteigen wollte – stellt Euch meine Freude vor – meinen Vater. Wie froh ich ihm um den Hals fiel, und wie ich mir unser Glück und der Mutter Freude vorstellte, das kann ich Euch nicht beschreiben. Ach! ich sollte nur zu bald enttäuscht werden! Denn kaum waren wir einige Schritte gegangen, als wir – den Anführer der Arnautenschar des Pascha kommen sahen. Dieser erkannte ihn, zog seinen Säbel und stürzte auf ihn los. Mein Vater faßte seinen Knotenstock, den er gefunden hatte, in die Rechte und blieb stehen, der Türk hieb zu und hieb den Stock entzwei; der Hieb fiel in des Vaters Schulter; nun jener hieb noch einmal und traf den wehrlosen Vater über den Kopf, daß er zu Boden sank. Ich ergriff den gefallenen Stock und warf ihn dem Türken durchs Gesicht; dieser, wütend, hatte den Säbel fallen lassen, zog aber einen Hammer aus dem Gurt und schlug ihn mir vor den Kopf, daß ich besinnungslos hinfiel.

Als ich wieder zu mir kam, da lag mein Vater neben mir in den letzten Zügen. Er sagte: „Leon – mein Sohn – fliehe, – fliehe von hier! Du bist nicht sicher! Ist die Mutter frei?“ Als ich's bejahte, sagte er: „O geht nach Kuluri, und von dort nach Nauplia – dort hab' ich Freunde!“ Ich fragte: „Vater, wie heißt dein Mörder?“ „Leon – er heißt – Mustapha – Bey – Gott sei – meiner armen – Seele gnäd-ig“, und mit diesen Worten verschied er. Ich umarmte die Leiche, rief, jammerte, schrie nach Hülfe – doch er blieb tot, und keiner kam zu Hülfe. Endlich erhob ich mich weinend, band mir des lieben Vaters Gürtel um, steckte den Säbel des Mörders hinein, und schwur, weder den Gürtel noch den Säbel abzulegen – bis das Blut meines Vaters durch Türkenblut gewaschen sei.

Nun ging ich vor die Stadt – aber – o Jammer, die Lieben waren nicht mehr da! ein blutiger Dolch, der Mutter blutbefleckter Schleier und Alexis' Mütze, die da lagen, bezeugten, daß auch hier Gewalt gebraucht sei. Dies ist die Mütze, die ich jetzt trage; dies der Dolch (er zeigte auf einen schönen türkischen Dolch im Gürtel), und den Schleier trage ich seit der Zeit auf meiner Brust, unter dem Chiton*.

Jetzt dachte ich erst an meine Wunde. Sie fing an, mich zu schmerzen;

* Leibrock. Das Unterkleid der Griechen: *χιτών* oder *κιθών*

ich fühlte hin und schob die Mütze zurück – da floß das Blut mir aufs neue über das Gesicht. Ich legte mich unter den Baum und band ein Tuch um den Kopf.

Ich schlief ein; und im Schlafe meinte ich den Vater zu sehen, wie er mir entgegentrat, frisch und blühend, und die Mutter an seiner Seite, und Zoe und Alexis bei ihnen, und hätten mich emporgehoben, da wären die Türken gekommen, und des Vaters Mörder sei schreiend vor uns niedergestürzt – da erwachte ich und lag auf einem Wagen – ein alter Mann stand vor mir und sagte, ich solle mich ruhig verhalten, und fuhr mich weg.

Er brachte mich nach St. Nikolas, wo er mich heilte. Ich blieb vier Wochen bei ihm, dann gab er mir Geld, fuhr mich auf seinem eignen Boote nach Kuluri. Dort trennte ich mich von ihm, und zum Andenken teilten wir einen Piaster. Hier blieb ich einige Tage, da keine Gelegenheit zur Abfahrt sich fand. Das Übrige wißt Ihr.

III

Dies war ungefähr die Erzählung des jungen Papon. Gleich nahm ihn Leonidas bei der Hand, ging mit ihm zur Rüstkammer und ließ ihn sich seine Rüstung auswählen. Er nahm sich zur Kleidung eine leichte griechische Hose und einen kurzen blauen Rock. Zur Waffe nahm er eine kurze Doppelbüchse, zwei Paar Doppelterzerole und einen Hammer. Leonidas sagte: „Nun, so nimm dir doch auch einen Säbel! Oder doch eine Scheide dazu.“ „Nein“, sagte er, „von diesem Säbel trenne ich mich nicht! Auch bleibt er bloß, bis ich mir die Scheide selbst erobert habe.“

Mittlerweile fing es an zu dunkeln. Sie gelangten zur Insel Zea. Ohne zu landen, zogen sie doch alle Segel ein und ließen von der Spitze des Hauptmasts eine Rakete steigen. Sogleich näherte sich ein Boot mit einem Kreuz auf der Spitze. In diesem saßen sechs bewaffnete Männer, die das Boot hinten anbanden und aufstiegen. Leonidas stellte ihnen den neuen Kameraden vor, den sie herzlich bewillkommneten. Darauf sagte Leonidas:

„Nun, Stephano, was hast du aufgespürt?“

St[ephano]: „Dort, am Hafen der Stadt liegt ein türkisches Kauffahrteischiff, ich bin dort gewesen, in einen Krämer verkleidet. Aber Leonidas, wen glaubst du, daß ich gesehen habe? Denke dir, hier unser alter Kumpan, der Dukas, war als Sklave dort. Ich habe ihn in einer Kiste befreit. Das Schiff hat nur drei Kanonen, doch ist Mannschaft und Bewaffnung stark; es sind an dreißig Türken darauf. Jedoch habe ich zwei griechische Passagiere, die nach Athinai wollen, gewonnen. Sie wollen die Pulverkammer besetzen.“

Leonid[as]: „Ah, prächtig! Ihr bleibt hier, wartet ein wenig."
Er eilte hinab in die Kajüte, kam wieder mit drei Flaschen Wein und leerte sie mit Leon und den 6 Neuen. Dabei sprach er:
„Unser sind jetzt – halt – Ihr sechs, auf dem Schiff zwanzig Mann, Leon[1], ich, sind 28, zwei Türken als Passagiere nach Serpho, wovon einer ein Janitschar – Notos!"
Der Gerufene kam.
„Nimm Protos und Taras mit in die Kajüte, entwaffne die Türken und bring sie herauf." Er ging.
Leonidas rief wieder: „Mykalis!"
„Hier!" rief der Herbeieilende.
„Ladet das Geschütz scharf, setzt die Drehbassen instand, ladet drei mit Schrot und Kugeln, die andern mit Blei, Glas, Steinen und Eisen! Bringt sechzig Granaten, zwei Bomben und eine Kiste Kugeln herauf! Laß sich alle bewaffnen!" Sein Befehl wurde vollzogen. „Und nun", indem er sich an Leon wandte, „mein Sohn, jetzt bekommst du Gelegenheit, deinen ersten Kampf unter uns zu bestehen. Halte dich wacker. Sobald das Schiff mit uns in Kampf gerät, hältst du Dich zu mir, tust das, was ich tue. Wage nur nicht eher hinüberzuspringen wie ich; es könnte dir leicht das Leben kosten."
„Ja", sprach Stephanos, „das weiß *ich*. Denke dir, Leon, da sprang ich mit zwei jungen Leuten wie du aufs feindliche Schiff; die Feinde hieben den Haken ab, und da standen wir gefangen. Wir wehrten uns, allein nach dem Tode der beiden wurde ich durch die Menge fast erdrückt, erhielt einen scharfen Schlag auf den Kopf; die Narbe ist noch zu sehen, und wäre gewiß umgekommen, wenn unsre Leute nicht indes wieder geentert hätten."
Jetzt kam Notos mit den beiden Türken, von denen einer den Arm in der Binde trug. Notos sprach zu Leonidas:
„Sieh, da habe ich sie. Sie haben sich verzweifelt gewehrt. Hier unser Janitschar hat dem armen Protos einen Schlag versetzt, daß er wohl schwerlich wird wieder aufkommen. Dafür hat er aber auch von mir den Arm zerschlagen, während Taras den andern um den Leib faßte und zu Boden warf."
„Ja", sprach der Janitschar, „das ist eine Kunst, uns, die wir friedlich in der Kajüte saßen, zu überwältigen! Jedoch haben sie's schwer entgolten, das tröstet mich."
„O", antwortete Leonidas, „an Eurer Tapferkeit habe ich nie gezweifelt. Doch sollt Ihr nicht ohne Lohn bleiben; wenn Ihr wollt, so setze ich Euch morgen früh auf Thermia aus; doch gebt Ihr mir jeder fünfzig Piaster Lösegeld." Sie waren es gerne zufrieden und ließen sich in die

[1] In der Handschrift: Leonidas

Kajüte, wo sie unter Notos Bewachung blieben, zurückführen, während Leonidas zu Protos ging, der in einer Matte lag. Er untersuchte die Wunde und sah, daß es ein Hieb mit einem Handschar, grade über den Schädel, der an einer Stelle verletzt war, sei. Die Wunde war tödlich; doch war noch Hoffnung da. Er legte ein Pflaster auf und ging mit Leon zu Bette. Letzterem wies er ein Lager neben sich an.

Mitten in der Nacht wurden sie geweckt. Stephanos stand vor ihnen.

„Geschwind, steht auf, im Norden zeigt sich ein Segel. Man kann es an der Laterne erkennen." Im Augenblick waren beide gewaffnet. Leonidas öffnete einen Schrank und gab Leon einen Beutel mit Kugeln, einen mit Schrot, und ein großes schönes Pulverhorn. Er selbst versah sich auch mit Munition, und beide begaben sich aufs Deck.

„Mykalis", sprach der Hauptmann, „wo sind die Kugeldrehbassen?"

Als sie gezeigt waren, stellte er sich an eine, an die andre Leon, und an die dritte Stephanon.

Die Mannschaft sammelte sich auf dem Deck. Leonidas ließ sie sich sammeln und überzählte sie. Es waren ihrer, sich mitgerechnet, sechsundzwanzig. Er ließ Noton ablösen, dieser kam und stellte sich an den einen Achtundvierzigpfünder, an den andern Mykalis. Die Drehbassen waren nahe dabei.

Alle Augen waren nach der Laterne gerichtet. Man kam ihr näher. Jetzt verlosch sie, und man mußte in der Richtung fortsteuern, die man genommen hatte. Einige Male erschien sie zwar wieder, doch zuletzt verlor man sie ganz.

Es wurde Tag. Das Meer war mit Nebeln bedeckt. Nach und nach verloren sich diese. Da rief Stephanos, der auf dem Mast saß: „Ich sehe das Schiff! Es ist dasselbe, wo ich im Hafen zu Zea war."

Jetzt sah es auch Leonidas durchs Fernrohr. Stephano kam herab. Gleich wurden alle Segel beigesetzt, es zu erreichen, und bald war es allen sichtbar. Man zog die türkische Flagge auf und näherte sich ihm. Nach etwa drei Stunden war man ihm so nahe, daß nur noch wenig an der Schußweite fehlte. Da ließ Leonidas die türkische Flagge abnehmen und die schwarz und rote mit dem weißen Kreuze aufziehen. Das türkische Schiff aber hatte sich früher schon nordwestlich gewendet und setzte nun alle Segel bei, um Makronisi zu erreichen. Doch bald war ihm Leonidas nahe, und gleich fuhr auf seinen Befehl eine Kugel durchs feindliche Takelwerk. Die Türken antworteten sogleich, zogen sich aber zurück. Da rief Leonidas: „Her, Mykalis mit deinen fünfzehn, geh und rudre, was du kannst! Wir müssen es haben! Notos! Du gehst ans Vorderteil und feuerst auf den Feind, wenn wir auf halber Schußweite sind! Taras mit seinen fünf bleibt hier!"

Schneller flog das Schiff. Näher und näher kamen sie ihrer Beute. Leonidas unterdessen befahl:

„Du, Taras, gehst, sobald Mykalis wiederkommt, an die rechte Seite zum Geschütz; Stephanos sorgt für das Geschütz am Hinterteil; Leon bleibt bei mir!“

Da feuerte Notos aus seinem Zwölfpfünder, da knallten noch fünf Geschütze – und ein Segel des Feindes stürzte mit des Mastes Spitze herab und hing an den Tauen! Ein Freudenausruf erfolgte auf der Stelle; das Geschütz feuerte noch einmal, und das Bugspriet des Schiffes wurde zerschmettert. Die Türken konnten nicht entfliehen. Das Schiff kam näher, und schnell brannte Leonidas und Leon seine Bassen los. Mehrere Leute fielen; jedoch hatten die Schüsse nur wenig genützt. Mykalis kam zurück; man kam den Türken ganz nah, rechts und links flogen Salven; die Türken feuerten aber auch tapfer; da gab Leonidas eine volle Salve und rückte dicht an den Feind. Die Drehbassen knallten; das Deck des Feindes wurde leerer, da enterte der Grieche. Mykalis und sein Trupp, Leonidas und Leon standen an den Haken; sie feuerten mit den Flinten unter den Feind, zogen den Haken an, und ein Augenblick – da stand Mykalis und Leon bei dem Feinde. Leon zog ein Pistol und schoß den ersten nieder; sein Säbel blitzte hier – blitzte dort – und ein Türke stürzte über den andern. Da fällt Mykalis; doch Leonidas ist da, die Hellenen drängen vor; es entspinnt sich ein wütender Kampf, doch die Griechen, die noch auf ihrem Schiff waren, feuern mutig darauflos, und nach kurzer Zeit strecken einige Türken die Waffen. Da stürzt ein riesiger Arnaut aufs Deck, schwingt seinen Säbel und schreit:

„Wie, Moslemin, Ihr wollt Euch von den Ungläubigen schlachten lassen? Ergreift Eure Säbel und haut die Hunde nieder!“

Er springt vor und haut einen Hellenen nieder. „Wo ist der Anführer?“ ruft er. „Hier“, schreit Leonidas und dringt vor. Sie kämpfen. Leonidas hält sich kalt bei den schweren, wütenden Hieben seines Feindes. Dieser, in blinder, toller Wut, rennt voran, schlägt zu und trifft auch seinen Gegner auf den linken Arm. Da faßt dieser sein breites Schwert mit Kraft und zerschlägt des Feindes Säbel, schlägt noch einmal, und das Blut dringt aus des Türken Brust. Doch ein andrer Türke rennt auf jenen ein und versetzt ihm einen Hieb quer übers Gesicht, daß er fällt. Leon sieht ihn fallen, schlägt den Mörder tot, hält den Feind zurück, und nun streckt dieser die Waffen.

Doch der verwundete Anführer landet eben auf seinem Boote mit zehn Mann auf Makronisi.

IV

Jetzt übersieht er den Kampfplatz. Zwölf Türken lagen tot da. Acht waren verwundet; zehn streckten die Waffen, und zehn waren entkommen.

Doch auch vier Griechen lagen tot da; Mykalis lag im Sterben; Notos hatte einen Schuß im Schenkel; der Hauptmann hatte den Hieb, und noch drei andre waren leicht verwundet. Auch Leon hatte einen Streifschuß am Kopf und eine Schmarre am linken Arm.

Stephano trat zu ihm. „Du hast dich brav gehalten, Leon; doch sollst du zu Leonidas kommen. Was, du blutest ja?“

„Ach, es ist nichts, nur wenig. Daß der verwünschte Arnaut uns entkommen ist, das ärgert mich am meisten. Ich hätte ihn gerne vollends erschlagen.“

Er ging zu Leonidas. Dieser sagte: „Leon, ich übertrage dir hiermit Notos Kommando bis zu seiner Genesung. Stephanos ist Oberbefehlshaber, bis ich mein Amt wieder antreten kann. Geh einmal zu Mykalis, wie's ihm geht.“

Er gehorchte. „Er ist sehr schwach; er hat einen Schuß in die Brust [bekommen] und einen Stich in den Schenkel. Doch hat Taras noch Hoffnung.“

Stephano kam zurück. „Das Schiff hat Baumwolle für Athinai und Munition für Nauplia geladen. Auch Datteln, Kokosnüsse, Feigen und allerlei Vorräte in Überfluß, um sie gelegentlich zu verkaufen.“

„Bring alles herüber, was von Wert im Schiff ist, und laß nach dem Hafen Raphthi steuern“, sprach Leonidas. „Leon, geh mit Stephano hinüber. Ihr fragt die Gefangenen aus; du notierst alle ihre Aussagen.“

Er ging. Die Aussagen der Gefangenen waren etwa folgende: Das Schiff sei ein Kauffahrer und gehöre einem Kaufmanne zu Ismir*, Murad. Sein Bruder Ali habe das Schiff befehligt und sei eben der, den Leon verwundet hatte. Sie seien bis Sykia gefahren, wo sie die Nachricht erhalten hätten, es seien Korsaren in dieser Gegend. Deshalb hätten sie gestern abend noch zehn Mann nach Athinai genommen. Da hätten sie das Schiff gesehen und seien überfallen worden. Auf die Frage, wo die griechischen Passagiere seien, sagten sie, einer sei in die See gestürzt und den andern habe Ali erschlagen, als das Korsarenschiff erkannt worden sei.

Nun wurde das Schiff durchsucht. Außer den schon angegebenen Vorräten fand man viele Waffen und Munition, auch Tuch und Kleidungsstücke. Das beste waren aber drei Säcke mit Gold, in jedem 5000 Piaster. Diese wurden in die Kajüte des griechischen Schiffs gebracht.

Zwischen Sunium und der argolischen Halbinsel liegt ein kleines Eiland**, felsig und unbewohnt. Dorthin fuhr Leonidas. Man landete am folgenden Morgen. Da man aber vor Ali und den Türken, die gewiß den Pascha von Eyribos oder Athen dazu vermögen würden, ein Schiff gegen die Räuber zu senden, [sicher sein wollte,] so setzte man hier die Türken

* Smyrna
** San Giorgio di Aspara genannt



Zeichnung des jungen Friedrich Engels aus dem Jahre 1834

(aus einem Schulheft über alte Geschichte)

aus, gab ihnen einigen Mundvorrat, zwei Säbel und eine Flinte mit Munition, damit sie sich durch Jagd der Hasen und dgl., die viel auf solchen Inseln sind, ernähren könnten.

Man wollte abfahren – da fehlte Leon. Er war auf die Jagd gegangen; man suchte – da hörte man einen Schuß, eilte in der Richtung und – Leon lag dort in seinem Blute, neben ihm ein erschossener Türke, und ein andrer, mit dem blutigen Säbel Leons in der Hand, stand dabei. Stephano, der am ersten da war, sprang herzu und griff den Türken an. Nach kurzem Gefecht schlug er dem Feinde den Säbel aus der Hand, riß ihn zu Boden und schlug ihm den Kopf ab.

Nun kamen noch mehrere, Leon wurde auf eine Bahre von Zweigen gelegt und heimgetragen. Da fand denn Taras, der die Wunde untersuchte, daß ihm der Türk einen Hieb über den Kopf, einen über den Schenkel und einen leichten Streifhieb über den Arm versetzt hatte.

Endlich kam der Verwundete zu sich. „Wo ist mein Säbel?" war seine erste Frage. Als man ihm ihn zeigte, sagte er: „Wo ist der Türk, der mich schlug?"

„Ich habe ihn erschlagen", sagte Stephano. „Aber halte dich ruhig, du bist gefährlich verwundet!"

Die Wunde über den Kopf war gefährlich; der Transport auf dem Schiffe hätte nur schaden können, deshalb wurde beschlossen, die Türken einzufangen und sie an der Küste von Morea auszusetzen; dagegen Leon, Mykalis, der auch noch gefährlich war, Notos und Leonidas hierzulassen und zu ihrer Pflege drei Leute. Nach einigen Wochen wollte Stephanos sie wieder einnehmen.

Die Türken wurden wieder zusammengebracht, nur einer fehlte noch; doch da sie in der Ferne ein türkisches Schiff gewahrten, ging das Korsarenschiff mit Stephanos unter Segel. Doch blieben außer den Verwundeten und Taras mit seinen beiden Gehülfen noch fünf da, die das türkische Schiff nach Epina schaffen sollten und am folgenden Tag abfuhren.

Leon besserte sich zusehends. Nach sechs Tagen konnte er schon vom Lager aufstehen und etwas herumgehen. Auch Mykalis trat in der folgenden Woche wieder vor die Türe der kleinen Hütte, die sie erbaut hatten. Leonidas und Notos waren schon fast wieder heil und oft auf der Jagd gewesen. Einst kam Notos zurück und sagte:

„Ich habe einen Türken gesehen. Er lief aber schnell weg. Laßt uns uns nur hüten."

Am folgenden Tage ging er wieder mit Leonidas auf die Jagd. Sie trafen eine wilde Ziege. Sie trennten sich. Notos strich durch die Wälder – da fällt ein Schuß, Notos fällt, und der Türke, mit einer Pistole in der Linken und einem Dolch in der Rechten, stürzt hervor, bückt sich, schwingt den Dolch, da erhebt sich der Verwundete, zieht ein Pistol und schießt den Moslem nieder. Bald kamen alle Griechen zusammen. Der Türk war tot,

sein Schuß war Noton in die Brust gefahren, doch hatte der Griff seines Dolchs den Schuß matt gemacht und war nicht gefährlich.

Notos wurde nach Hause getragen und litt noch eine Woche, ehe er wieder aufstehen konnte. Dann waren alle heil; aber der Mundvorrat war auf, und die Insel nährte durch Jagd nur schwach.

V

Vier Wochen waren sie nun auf der Insel, da kam Stephano und holte sie ab. Er hatte das türkische Schiff an einen englischen Kaufmann zu Thessalonich für 10000 Piaster verkauft; ebenso einem andern die Baumwolle für 4000 Piaster. Das Korsarenschiff war neu ausgerüstet, drei Kanonen neu, die Munition dreifach, Flinten und andre Waffen im Überfluß da. Auch waren die gut belohnten Räuber in besserem Zustande. Jetzt fuhr das Schiff nach Candia zu. Als nun Milo ihnen im Gesichte lag, zeigte sich ein, nach seiner Bauart, türkisches Schiff. Gleich fällt Leonidas hinterher und verfolgt es bis in den Busen von Milo. Dort liegen mehrere kleine Inseln, die den Busen schließen. Hier flieht das Schiff unter die Kanonen des Docks vom Hafen. Nun zeigt sich, daß es eine ägyptische Galeere ist. Es entspinnt sich ein wütender Kampf. Die Griechen feuern tapfer; aber da fährt ein türkisches Schiff in den Busen und greift – ein kleines Kriegsschiff – die Hellenen im Rücken an. Da entert Leonidas die Türken – schickt Stephanon herüber, und nach kurzem Kampfe ist das Schiff erobert.

Unterdessen aber fuhr eine Salve des Forts in das griechische Schiff, und es sinkt. Da wird es eilend an das Ufer auf eine Sandbank gelenkt, wo es auch strandet. Aber die Leute steigen aufs türkische eroberte Schiff, drängen die Galeere heftig und entern sie. Leon springt hinüber, ihm folgen andre; Stephanos sogleich auch, und er greift an. Leon immer voraus, badet sein Schwert im Blute der Moslemin; rasend schlägt er zu, Stephanos folgt ihm, und sie dringen weit vor. Da bekommt Leon den feindlichen Anführer, einen riesigen Ägyptier, vor sich. Er ficht mit ihm, keiner kann den andern überwinden; endlich versetzt Leon seinem Gegner hurtig einen Hieb über den linken Arm; da zieht dieser ein Pistol, schießt, trifft aber statt Leons einen andern Hellenen und fällt um unter den Hieben seines tapfern Gegners. Mit seinem Fall ist das Schiff erobert. Die wenigen Türken strecken die Waffen und werden ans Land gesetzt, wo Taras als Unterhändler in türkischer Kleidung aufs Fort geht, um über die Wiederherstellung des Schiffs zu unterhandeln. Der habsüchtige Pascha wird gegen ein Geschenk von dreihundert Piastern gewonnen, schickt aber heimlich ein Boot nach Siphanto hin, wo sich einige Schiffe der türkischen Flotte

befanden. Es fand sie, und sogleich segelten alle drei hinzu. Notos und Taras waren auf ihrem Boote vor den Busen hinausgefahren, da erblickten sie die Schiffe und brachten Leonidas die Nachricht. Dieser ließ schnell seine Leute zum Teil auf die türkischen Schiffe, wohin er Munition für Kleingewehr und einige Kanonen bringen ließ; die meisten aber ließ er auf sein Schiff gehen, wohin auch etwa dreißig neuangeworbene Burschen von Milo gingen. Leon, der die kleine Kriegsbrigg befehligte, legte sich an den Eingang des Hafens. Nun kommen die Türken. Ein Schiff segelt zuerst hinein. Da gibt Leon diesem eine volle Salve in den Bug, dreht das Schiff, entert und kommt mit der ganzen Mannschaft herüber. Aber von der andern Seite legt das folgende Schiff an, sendet seine Mannschaft, und es entsteht ein wütender Kampf. Leon kämpft tapfer. Mancher Türke fällt unter seinen Streichen, aber auch mancher tapfre Hellene mußte unter den Schwertern der Türken sein Leben aushauchen, und das Glück neigt sich auf die Seite der Barbaren, die aber auch in dreifacher Zahl da waren. Da sieht Leon[1] den Mörder seines Vaters. Wut erfaßt ihn, als er den großen Arnauten sieht, der eben einen alten Hellenen niederschlägt. „Hunkiar!" (Mörder) ruft er, „wende dich gegen Jünglinge!" Gleich auch wendet er sich und kämpft, an Kraft dem Hellenen doppelt überlegen, aber zurückstehend gegen dessen Wut. Sie kämpfen wütend. Schlag fällt auf Schlag. – Da entfällt dem Türken der Säbel, als Leon ihm einen Hieb über die Hand gibt. Doch er reißt den wohlbekannten Hammer aus dem Gurt und schlägt rasend vor Wut und Schmerz auf Leon zu, und bald sitzt des Hammers breite Fläche auf Leons hoher Stirne zum zweiten Male, und Leon fällt unter beständigen schweren Streichen des Türken.

„Der ist zur Hölle!" ruft er. „Nun an die andern." Doch diese sind fast alle schon tot, und nur wenige sind, der Waffen beraubt, gefangen.

Unterdessen aber waren die beiden andern Schiffe in den Hafen gefahren und verfolgten Leonidas, der sich mit seiner ganzen Mannschaft und dem Gelde auf die Galeere warf und, den Verfolgungen der Feinde entgehend, glücklich aus dem Hafen ins hohe Meer kam und nach Belo Paulo segelte, von wo er sich Nachricht von Leon und den übrigen verschaffen wollte.

Geschrieben 1837.

---

[1] In der Handschrift: Leonidas

Anhang und Register

Anmerkungen

[1] Die erste publizistische Arbeit von Engels, die „Briefe aus dem Wuppertal" (siehe Band 1 unserer Ausgabe, S. 413–432), mit der seine von 1839 bis 1841 währende Mitarbeit am „Telegraph für Deutschland" begann, hatte in Barmen und Elberfeld großes Aufsehen erregt. Sie veranlaßte den Redakteur der „Elberfelder Zeitung", Martin Runkel, in einem am 12. April 1839 erschienenen Artikel der von Engels geübten Kritik an den religiösen und sozialen Mißständen und der Darstellung des geistigen Lebens im Wuppertal mit diffamierenden Angriffen entgegenzutreten. Der „Offene Brief an Dr. Runkel" ist Engels' Antwort darauf.

Die Redaktion der „Elberfelder Zeitung" versah diese Antwort von Engels mit folgender Note: „Diesen Artikel fanden wir gestern in unsrer Wohnung vor, ohne zu wissen, von wem er zugesandt worden. Wir drucken ihn wörtlich ab, da wir gern *unparteiisch* verfahren, bemerken aber unsrerseits, daß wir *unsre* allgemein ausgesprochenen Behauptungen nur dann in Details verteidigen, wenn, was *wir* getan haben, jener Wuppertaler Briefsteller sich *genannt* haben wird." 8

[2] Von Martin Runkel wurde 1838 im „Rheinischen Odeon" das Gedicht „Zu Grabbe's Bildniß" veröffentlicht. 8

[3] Neben den vielen Einzelausgaben der deutschen Volksbücher gab es zur Zeit, als Engels seinen Artikel schrieb, die Sammlungen: „Deutsche Volksbücher", herausgegeben von G. O. Marbach, und „Deutsche Volksbücher nach den ächtesten Ausgaben hergestellt von Dr. Karl Simrock". Darüber hinaus gab es die bearbeiteten Sammlungen „Deutsche Volksbücher, neu gereimt von K. Simrock" und „Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Alt und Jung wiedererzählt von Gustav Schwab", 2 Teile, Stuttgart 1836–1837, sowie die 1807 in Heidelberg von J. Görres herausgegebenen „Teutschen Volksbücher".

Damals waren bereits erschienen

in der Marbachschen Sammlung:

1. Geschichte von Griseldis und dem Markgrafen Walther. (1838.)
2. Alte und neue Lieder in Leid und Lust. (1838.)
3. Geschichte von der edlen und schönen Melusina... (1838.)
4. Der Schildbürger wunderseltsame ... Geschichten und Taten. (1838.)
5. Geschichte von der schönen Magelone... (1838.)
6. Geschichte vom Kaiser Octavianus... (1838.)
7. Geschichte von den sieben Schwaben. (1838.)

8. Geschichte von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa. (1838.)
9. und 10. Geschichte von den vier Heymonskindern. Geschichte von dem gehörnten Siegfried. (1838.)
11. Die drei Schwestern und die drei Rolandsknappen. (1838.)
12. Der wiedererstandene Eulenspiegel. (1839.)
13. und 14. Tristan und Isalde. (1839.)

und in den beiden Simrockschen Sammlungen:

1. Salomon und Morolf („nach der ächtesten Ausgabe" und „neu gereimt"). (1839).
2. Gregorius auf dem Stein. (1839.)

Gustav Schwab brachte in seiner Ausgabe die bearbeiteten Volksbücher

(im Teil I:) Der gehörnte Siegfried. – Die schöne Magelone. – Der arme Heinrich. – Hirlanda. – Genovefa. – Das Schloß in der Höhle Xa Xa. – Griseldis. – Robert der Teufel. – Die Schildbürger.
(und im Teil II:) Kaiser Octavianus. – Die vier Heymonskinder. – Die schöne Melusina. – Herzog Ernst. – Fortunat und seine Söhne. 13

[4] Aus Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands". 14

[5] „Eine Wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried. Was wunderliche Ebentheuer dieser theure Ritter ausgestanden, sehr denkwürdig und mit Lust zu lesen. Aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt, und von neuem wieder aufgelegt." Gedruckt in diesem Jahre. Cöln [o.J.]. 15

[6] „Leben und Thaten des großen Helden Heinrich des Löwen, Herzog zu Braunschweig". Einbeck [o.J.]. 15

[7] Engels verweist hier auf jene Arbeiten, die, wie Karl Gutzkows Roman „Wally, die Zweiflerin", von der Idee der bürgerlichen Gleichstellung der Frau getragen waren und von den reaktionären Kräften als Bücher denunziert wurden, die für eines der angeblichen Ziele der jungdeutschen Bewegung, für die Propagierung der „Emanzipation des Fleisches" eintraten. Gerade der Roman „Wally" wurde von der preußischen Regierung zum Anlaß genommen, am 14. November 1835 die Schriften des Jungen Deutschlands zu verbieten (vgl. Anm. 40). 18

[8] Anspielung auf Ludwig Tiecks Lustspiel „Kaiser Octavianus", das nach Motiven des gleichnamigen Volksbuches geschrieben ist. (In: Ludwig Tieck's Schriften. 1.Band, Berlin 1828). 18

[9] Karl Beck, „Nächte. Gepanzerte Lieder", Leipzig 1838, S.3 (aus dem Gedicht „Der Sultan"). 22 395

[10] Die Worte *„neue Bibel"*, *ein „junges Palästina"* weisen auf Teile von Karl Becks Gedichtsammlung „Nächte. Gepanzerte Lieder" hin. Diese Sammlung ist eingeteilt in: „Erstes Märchen. Abenteuer eines Leipziger Studenten" – „Zweites Märchen. Die neue Bibel" – „Drittes Märchen. Der neuen Bibel zweiter Teil" und „Viertes Märchen. Das junge Palästina – Vermischte Märchen". 22

[11] Gemeint ist die Schwäbische Dichterschule – ein Kreis spätromantischer Dichter und Literaturkritiker um 1840 (Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Karl Mayer, Gustav Pfizer, Gustav Schwab, Wilhelm Hauff, Wolfgang Menzel u. a.), gegen die Heinrich Heine u.a. in dem polemischen Artikel „Der Schwabenspiegel" (siehe Anm. 44) aufgetreten war. 22 367

[12] Siehe Gustav Kühnes Artikel „Deutsche Lyrik. Karl Beck, Ferdinand Freiligrath" in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 13. und 15. November 1838.

Ludolf Wienbarg sagt in seiner Schrift „Die Dramatiker der Jetztzeit" (Erstes Heft, Altona 1839, S. 13): „... Gustav Pfizer hat drei lang und drei breit und überhaupt sehr vieleckig über Uhlands Natur und Talent gesprochen, der Schüler über den Meister, der Freund über den Freund und kein Wort von Uhland, dem Dramatiker. Was soll man davon denken? Was anders, als daß ein neurer Schriftsteller recht hat, wenn er letztern mittelmäßig nennt. Vor zwei Jahren ungefähr erschien die Broschüre Pfizers, die ich meine. Sie vergleicht Uhland mit Rückert, oder vielmehr, sie wägt die Talente der beiden. Beiläufig zu sagen, etwas gewürzkrämerhaft..."

Pfizers Broschüre ist betitelt „Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch" und erschien 1837 (Stuttgart und Tübingen). 23

[13] Aus Karl Becks „Nächte. Gepanzerte Lieder", Leipzig 1838, S. 77 (im Teil „Zweites Märchen. Die neue Bibel: Zweiundzwanzigste Nacht"). 23

[14] Karl Beck, „Nächte. Gepanzerte Lieder", Leipzig 1838, S. 5 („Der Sultan"). Die Stelle „den Gram, den stummen kalten Fisch" ließ sich nicht nachweisen, wohl aber ähnlich lautende Verszeilen, wie z. B. „Der Gram, die wilde Riesenschlange" (S. 44) oder „Des Grames schwarzer Falter...". „Zeitung für die elegante Welt" vom 1. Februar 1838). 25

[15] Karl Beck, „Stille Lieder", Leipzig 1840, S. 30. 25

[16] Karl Becks Gedicht „Schlaf wohl!" wurde zuerst in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 30. Juni 1838 veröffentlicht. 25

[17] Siehe „Telegraph für Deutschland" Nr. 190, November 1839, unter „Kleine Chronik (über Karl Becks Tragödie „Saul", 1. Akt, mit einer Note von Karl Gutzkow) sowie „Allgemeine Theater-Chronik" vom 25. November 1839: „Episoden. Carl Beck als Dramatiker" von J. P. Lyser. 26

[18] Karl Gutzkow, „Zur Philosophie der Geschichte", Hamburg 1836, S. 53. 27

[19] *die große Woche* – gemeint ist die Julirevolution 1830 in Frankreich, deren Hauptereignisse in die Zeit vom 27. bis 29. Juli fielen. 30 123

[20] *die Zweite Schlesische Schule* – Dichtergruppe des sog. Spätbarocks, eine Richtung in der deutschen Literatur der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die die Interessen des Feudaladels zum Ausdruck brachte. Ihre Hauptvertreter waren Hofmannswaldau und Lohenstein. 31

[21] Anspielung auf Ferdinand Freiligraths Verszyklus „Alexandriner". 31

[22] Aus dem Gedicht „Freistuhl zu Dortmund", das das von Ferdinand Freiligrath herausgegebene Buch „Das malerische und romantische Westphalen" (1. Lieferung, Barmen-Leipzig 1839) einleitet. 31

[23] „Gesammelte Werke des Grafen August von Platen. In Einem Band." Stuttgart und Tübingen 1839 sowie „Gedichte aus dem ungedruckten Nachlasse des Grafen August von Platen-Hallermünde", Straßburg 1839. 34

[24] *Pentarchie* – Bezeichnung für das zum Kampf gegen die revolutionäre Bewegung auf dem Aachener Kongreß der Heiligen Allianz (vgl. Anm. 75) am 15. November 1818 abgeschlossene Bündnis der fünf Mächte Rußland, Österreich, Preußen, England und Frankreich. 34 131

[25] Anspielung auf Karl Eduard Goldmann, den Verfasser der 1839 in Leipzig anonym erschienenen Schrift „Die europäische Pentarchie". 34

[26] Der im „Jahrbuch der Literatur" (Hamburg 1839) von Karl Gutzkow veröffentlichte Aufsatz „Vergangenheit und Gegenwart. 1830–1838", gibt eine kritische Übersicht über die deutsche Literatur jener Periode. 35 49 55 367

[27] Karl Gutzkows Trauerspiel „Richard Savage oder: Der Sohn einer Mutter" wurde am 18. Juli 1839 in Frankfurt a. M. uraufgeführt und erschien unter dem Pseudonym Leonhard Falk „als Manuskript gedruckt" ohne Angabe des Verlages, des Verlagsortes und des Erscheinungsjahres. 35

[28] Siehe Ludwig Börnes Aufsatz „Hamlet, von Shakespeare", in Börnes Dramaturgischen Blättern. 36

[29] Ludolf Wienbarg schrieb im Vorwort zu seiner Schrift „Die Dramatiker der Jetztzeit", Erstes Heft (Altona 1839): „Ich beginne mit *Uhland,* weil ich in diesem verkannten, ursprünglichen, einfachen, in seiner Mannheit so kindlichen Dramatiker, gewissermaßen den reinen unverkünstelten Typus deutscher Dramatik erblicke..." (S. 7/8). 38

[30] Siehe Schillers Drama „Die Jungfrau von Orleans", 3. Aufzug, 9. Auftritt. 41

[31] Das „Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie" (1. Jahrgang, Köln 1840) brachte die anonyme Besprechung „Moderne Romane: Blasedow, Münchhausen. William's Dichten und Trachten". 43 46

[32] Gemeint ist Friedrich Halms Trauerspiel „Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Akten", das 1835 mit großem Erfolg vom Hofburgtheater in Wien uraufgeführt wurde, aber nach der Veröffentlichung (1837) auf eine heftige Kritik stieß. 45

[33] Eine Besprechung des Dramas „Richard Savage" erschien anläßlich der Uraufführung im Königlichen Hoftheater zu Stuttgart unter dem Titel „Erste Vorstellung von ‚Richard Savage, oder der Sohn einer Mutter', Trauerspiel in 5 Aufzügen von Karl Gutzkow" im „Deutschen Courier" vom 3. November 1839. 45

[34] Karl Gutzkows Schauspiel „Werner oder Herz und Welt" wurde am 21. Februar 1840 in Hamburg uraufgeführt. Veröffentlicht in: Dramatische Werke, Band 1, Leipzig 1842. 45

[35] Karl Beck veröffentlichte in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 5., 7.–9., 11., 12. und 14.–16. September 1837 den Aufsatz „Literatur in Ungarn". 47

[36] Nicolas Boileau-Despréaux, bekannt durch seine Satiren und Episteln, schrieb das komische Heldengedicht „Le Lutrin" und das poetische Gesetzbuch des französischen Klassizismus (nach Horaz) „Art poétique" (1674); 1834 gab in Jena der Schriftsteller, Literaturhistoriker und Universitätsprofessor Oskar Ludwig Bernhard Wolff Boileau-Despréaux' „Les Satires" heraus. 47

[37] Die „Komödie der Neigungen" von Theodor Mundt wurde 1839 im zweiten Jahrgang des von Mundt in Altona herausgegebenen Almanachs „Der Delphin" veröffentlicht. Das Stück stieß damals allgemein auf Ablehnung. 50

[38] Ein Buch mit dem Titel „Persönlichkeiten und Zustände" hat Theodor Mundt nicht verfaßt; wahrscheinlich meint Engels die 1837 in Wismar in zwei Teilen erschienene Schrift von Mundt: „Charaktere und Situationen. Vier Bücher Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neue Literatur". 51

[39] Theodor Mundt veröffentlichte 1838 im zweiten Heft des „Freihafen“ unter der Überschrift „Lebenserinnerungen von Münch“ eine anonyme Besprechung des 1836–1838 in Karlsruhe in drei Bänden erschienenen Buches von Ernst Münch: „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten sieben und dreißig Jahren eines teutschen Gelehrten, mit Rückblicken auf das öffentliche, politische, intellektuelle und sittliche Leben von 1815 bis 1835 in der Schweiz, in Teutschland und den Niederlanden“. 51

[40] Am 10. Dezember 1835 hatte der Deutsche Bundestag eine Verfügung gegen das Junge Deutschland erlassen, in der es heißt: „Sämtliche deutschen Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚das junge Deutschland‘ oder ‚die junge Literatur‘ bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinr. *Heine*, Carl *Gutzkow*, Heinr. *Laube*, Ludolph *Wienbarg* und Theodor *Mundt* gehören, die Straf- und Polizei-Gesetze ihres Landes, so wie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebot stehenden Mittel zu verhindern.“

Bereits am 14. November 1835 hatte die preußische Regierung die Schriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt und die von ihnen redigierten Periodica, „insofern sie nicht im Inlande mit diesseitiger Zensur erschienen“, für verboten erklärt (siehe auch Anm. 7 und 154). 51

[41] Karl Gutzkows Arbeit „Literarische Elfenschicksale. Ein Märchen ohne Anspielung“ war gegen Theodor Mundt gerichtet. Sie wurde im „Telegraph für Deutschland“ Nr. 31, 32, 35 und 36 vom Februar 1838 veröffentlicht, unter dem Titel „Spekulantia in Paris“ in den Nr. 65 bis 68 vom April 1838 fortgesetzt und 1839 in Gutzkows „Skizzenbuch“ unter dem Titel „Die literarischen Elfen. Ein Märchen ohne Anspielung“ nachgedruckt. 52

[42] Siehe Goethes „Faust“ (Erster Teil, Studierzimmer, Schülerszene): „Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten...“ 53

[43] Gustav Kühnes anonymer Artikel „Gutzkow's neueste Romane“, eine Besprechung der Romane „Seraphine“ und „Blasedow und seine Söhne“, erschien in der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 1. und 2. Oktober 1838. 55

[44] Das „Jahrbuch der Literatur“ (Hamburg 1839) veröffentlichte Heinrich Heines polemischen Artikel „Der Schwabenspiegel“, der ursprünglich als Nachwort zum zweiten Teil des „Buchs der Lieder“ bestimmt und gegen die Schwäbische Dichterschule (siehe Anm. 11) gerichtet war. Am 8. Februar 1839 veröffentlichte Heine in der „Zeitung für die elegante Welt“ eine Erklärung, datiert vom 21. Januar 1839, in der es heißt: „‚Der Schwabenspiegel‘, ein mit meinem Namen unterzeichneter und im ‚Jahrbuch der Literatur‘ von Hoffmann und Campe abgedruckter Aufsatz, ist, im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben ablehnen muß.“ 56

[45] Der *Artikel über „Savage“* („Richard Savage, oder: große Geister begegnen sich“) erschien in der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 13. Juli 1839.

Wihls „Erklärung“ (in der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 28. Mai 1839), die Gustav Kühne in derselben Nummer mit einer von „Hektor, Jagdhund bei Hoffmann und Campe in Hamburg“ unterzeichneten „Erklärung“ parodierte, richtete sich gegen Heinrich Heine, der in der gleichen Zeitschrift in den Nummern vom 18. bis 20. April

1839 in einem Offenen Brief an den Verleger des „Jahrbuches für Literatur", Julius Campe, unter dem Titel „Schriftstellernöten" Wihl für die Verstümmelung seines „Schwabenspiegels" verantwortlich gemacht und ihn als Campes Jagdhund bezeichnet hatte. 56

[46] Im „Telegraph für Deutschland" wurde in der Nr. 190 vom November 1839 in der Rubrik „Kleine Chronik", der eine Note von Karl Gutzkow beigegeben war, gegenüber der Beckschen Tragödie „Saul" die Frage gestellt: „... warum dieselbe Anlage, dieselbe Introduktion und Szenenfolge, wie bei Gutzkow?", und Gutzkow selbst erklärte seine Entrüstung „über die mit mir gänzlich übereinstimmende Exposition und einige wörtlich von mir entlehnte Motive". Auf diesen Vorwurf antwortete Karl Beck mit einer heftigen Erklärung in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 25. November 1839. 56

[47] Anspielung auf die beiden Textstellen auf den Seiten 94 und 95 in Joel-Jacobys Buch „Kampf und Sieg", Regensburg 1840: „Kämpfet, Kämpfet treue Basken; ihr kämpft für das Sakrament" und „Du Lerche, du belgische Nachtigall ... ihr werdet singen das Lied vom dummen Teufel, jubeln das Lied von der siegreichen Kirche."

Unter dem Druck und dem Einfluß der katholischen Geistlichkeit und der Aristokratie waren bedeutende Teile der Basken in den spanischen Bürgerkrieg (1833–1840) hineingezogen worden, um die feudale katholische Reaktion (vertreten durch die Karlisten) gegen fortschrittliche Elemente, die damals die Oberhand hatten, zu verteidigen.

Unter der „belgischen Nachtigall" versteht Joel-Jacoby die ultramontane Geistlichkeit und insbesondere die Jesuiten in Belgien. 60

[48] Anfangsworte des katholischen Hymnus auf das sog. Weltgericht, eines Teiles des als musikalische Messe aus fünf Sätzen bestehenden Requiems (Messe für Verstorbene nach den Anfangsworten der Liturgie: Requiem aeternam dona eis). Die anderen im Text verstreuten lateinischen Zitate sind ebenfalls diesem Requiem entnommen. 62

[49] Aus der Ankündigung und der Einladung zur Subskription der „Zeitung für den Deutschen Adel", die u.a. im „Sprecher oder Rheinisch-Westphälischen Anzeiger" vom 28. August 1839 veröffentlicht wurde. 62

[50] Siehe das 1839 in Breslau erschienene Buch von Karl Ernst Schubarth „Ueber die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwickelungsprinzip des Preußischen Staats". 62 398

[51] Das Gedicht „Apostasie" von Anastasius Grün brachte die „Zeitung für die elegante Welt" vom 8. Februar 1838. 67

[52] Karl Gutzkow, „Blasedow und seine Söhne. Komischer Roman", Stuttgart 1838. 69

[53] *Dordrechter Synode* – Im Streit der beiden Richtungen in der reformierten Kirche der Niederlande beschloß die vom 13. November 1618 bis 9. März 1619 tagende Synode, die Arminianer, die vom Calvinismus abweichende Auffassungen vertraten, aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen und eine noch strengere Einhaltung des calvinistischen Dogmas durchzusetzen. 70

[54] Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking, „Das malerische und romantische Westphalen", 2. Lieferung, Barmen–Leipzig 1840. Die 1. Lieferung, herausgegeben von Ferdinand Freiligrath, erschien ebendort 1839. 73

[55] Als Engels im Juni 1840 Münster besuchte, überreichte ihm Levin Schücking ein Exemplar der 1838 halb anonym erschienenen „Gedichte" von Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff mit der Widmung „Andenken an Münster" (siehe vorl. Band, S. 444). 74 444

[56] „Richard Savage in Leipzig. Correspondenz." In: „Hallische Jahrbücher..." vom 20., 22.–24. April 1840. 75

[57] Siehe das Vorwort von Friedrich Mallet im „Bremer Kirchenboten" vom 12. und 19. Januar 1840. 79

[58] Wie aus dem Brief von Engels an seine Schwester Marie vom 7.–9. Juli 1840 (siehe vorl. Band, S. 449/450) hervorgeht, fuhr Engels am 5. Juli 1840 nach Bremerhaven. Der Inhalt seines Artikels weist darauf hin, daß ihn Engels unmittelbar nach dieser Fahrt geschrieben hat, obwohl er erst ein Jahr später zur Veröffentlichung kam. 80

[59] *Patrimonialgerichte* – Gerichte zur Handhabung der in Deutschland von 1848 an eingeschränkten und 1877 aufgehobenen Patrimonialgerichtsbarkeit, die die Besitzer adeliger und anderer Güter über ihre „Untertanen" ausübten und die stets auf ihre Erben oder andere Nachfolger überging. 84 126

[60] Aus Schillers Ballade „Der Taucher". 85

[61] *Partei der „Native Americans"* – 1835 gegründete Partei der „gebürtigen Amerikaner", deren Ziel es war, Vorrechte gegenüber den Eingewanderten zu erkämpfen, und die danach strebte, die Verlängerung der zur Naturalisierung erforderlichen Zeit des Aufenthaltes auf amerikanischem Boden von 7 auf 21 Jahre durchzusetzen. 85/86

[62] Friedrich Wilhelm Krummacher, „Das letzte Gericht. Gastpredigt gehalten am 12. Juli 1840 vor der St. Ansgarii-Gemeine zu Bremen" (Bremen 1840) und „Paulus kein Mann nach dem Sinne unsrer Zeit. Predigt". (1. und 2. Aufl. Bremen 1840.) 94 99

[63] K. F. W. Paniel, „Drei Sonntagspredigten, mit Bezug auf eine besondere Veranlassung, am 12., 19. und 26. Juli 1840 gehalten", Bremen 1840. 100

[64] Johann Nicolaus Tiele, „Sendschreiben an Herrn Dr. theol. et philos. Paniel, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen in Bezug auf dessen drei am 12. 19. 26. Juli 1840 gehaltene Sonntags-Predigten", Bremen [1840]. 100

[65] „Die Verfluchungen. Im Interesse denkender Christen von einem Anonymus des Bremischen Bürgerfreundes", Bremen 1840. Verfasser dieser Schrift war Wilhelm Ernst Weber. 100

[66] Eine solche Schrift konnte nicht ermittelt werden. 101 134

[67] C. F. W. Paniel, „Unverholene Beurtheilung der von dem Herrn Pastor Dr. philos Krummacher von Elberfeld, zur Vertheidigung seiner Bremischen Verfluchungssache herausgegebenen, sogenannten ‚Theologischen Replik'", Bremen 1840. 101 132

[68] *Castra vetera* – ein befestigtes römisches Standlager am linken Rheinufer in der Nähe des heutigen Xanten. 108

[69] *Die demagogischen Verbindungen unter der Restauration und nach den Julitagen* – Zusammenschlüsse von Vertretern der Intelligenz und insbesondere der studentischen Jugend in Verbindungen wie der Tugendbund und die Burschenschaften, die für ein einheitliches und freies Deutschland eintraten, ohne jedoch eine klare Vorstellung davon zu haben, wie dieses neue Deutschland aussehen soll. Höhepunkt der Bewegung dieser Verbindungen während der Zeit der Restauration war das Wartburgfest zahlreicher Professoren und Studenten am 18. Oktober 1817, die erste große politische Kundgebung für die Einheit Deutschlands und gegen die in den deutschen Staaten herrschende absolutistische Reaktion. Die Tötung des Anhängers der Heiligen Allianz (vgl. Anm. 75) und zaristischen

Spions August Kotzebue durch das Mitglied der studentischen Verbindung „Bund der Unbedingten" Karl Ludwig Sand (1819) wurde zum Anlaß für die Verfolgung der „Demagogen", wie die Teilnehmer dieser oppositionellen Bewegung in den Beschlüssen der Karlsbader Konferenz der Minister der deutschen Staaten im August 1819 genannt wurden.

Unter dem Eindruck der französischen Julirevolution 1830 belebte sich die Tätigkeit der liberal-demokratischen Kräfte und ihr Zusammenschluß in den verschiedensten Vereinen und Bünden (z.B. Vaterlands- und Preßverein, Gesellschaft der Menschenrechte usw.). Das Hambacher Fest im Mai 1832 (siehe Anm. 136) führte zur zweiten Demagogenverfolgung. Durch das Gesetz vom 5. Juli 1832 wurden die politischen Vereine und Gesellschaften verboten, die Presse geknebelt, die akademische Lehrfreiheit beschränkt und die politische Überwachung politisch Verdächtiger angeordnet. 109

[70] Den Originaltext dieses Gedichtes des spanischen Dichters, Politikers und Anhängers der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts Manuel José de Quintana brachte das „Gutenbergs-Album" gleichzeitig mit der Übersetzung von Engels. Das Gedicht „A la invención de la imprenta" erschien 1803 in der ersten Auflage in Madrid in Manuel José de Quintanas Buch „Poesias". 110

[71] Engels gibt hier eine Besprechung von Ernst Moritz Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" (Leipzig 1840). Hinter dem Namen F. Oswald verweist das Zeichen * auf folgende Fußnote: „Eine viel besprochene Erscheinung, beurteilt vom Standpunkt des Telegraphen. *Die Red.*" 118

[72] Anspielung auf Heines Gedicht „Der Tannhäuser. Eine Legende" (geschrieben 1836), eine dichterische Bearbeitung der mittelalterlichen Tannhäuser-Sage. 118

[73] Aus Goethes Gedicht „Der Gott und die Bajadere". 120

[74] Die spanische *Verfassung von 1812* schränkte die Macht des Königs ein, proklamierte die Nation als Trägerin der obersten Gewalt, übertrug die legislative Gewalt den Cortes, die durch allgemeines Stimmrecht gewählt wurden. Die Cortes erhielten weite Rechte auf dem Gebiet der Innen- und Außenpolitik. Die Verfassung führte die örtliche Selbstverwaltung, die progressive Besteuerung und die allgemeine Militärpflicht ein. Die feudal-aristokratische Reaktion, 1814 wieder an die Macht gekommen, setzte diese Verfassung außer Kraft. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die spanische Verfassung von 1812 zum Banner der liberal-konstitutionellen Bewegung in einer Reihe europäischer Länder. 121 442

[75] Es handelt sich um die Kongresse der Heiligen Allianz, des im September 1815 von den Siegern über Napoleon I. geschaffenen Bundes der konterrevolutionären Mächte zur Unterdrückung jeglicher fortschrittlicher Bewegungen in Europa, die nach dem Wiener Kongreß (Oktober 1814 bis Juni 1815) in Aachen (1818), in Troppau (1820), in Laibach (1821) und in Verona (1822) durchgeführt wurden und zum Inhalt hatten: Sicherung der seit 1815 bestehenden Grenzen, Stützung des in Frankreich wieder etablierten feudalen Regimes und bewaffnete Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten zur Unterdrückung jeglicher revolutionären Bewegung. 121

[76] Die „Hallischen Jahrbücher" vom 23. und 24. November 1840 brachten von Arnold Ruge unter dem Titel „Friedrich von Florencourt und die Kategorieen der politischen Praxis" eine Besprechung von Florencourts Buch „Politische, kirchliche und litterarische Zustände in Deutschland. Ein journalistischer Beitrag zu den Jahren 1838 und 1839" (Leipzig 1840). 123

[77] Dieses Zitat ist dem „Poema del Cid" entnommen (vgl. Edición anodata por Ramon Menéndez Pidal, Madrid 1900, S. 101, V. 3328 oder Romanische Texte zum Gebrauch für Vorlesungen und Übungen. Hrsg. von E. Lommatzsch und M. L. Wagner: Cantar de Mio Cid. Berlin 1920, S. 108, V. 3445). 123

[78] Der Verfasser des Liedes *„Heil Dir im Siegerkranz"* ist Balthasar Gerhard Schumacher. Die „preußische Nationalhymne" ist eine Nachbildung des von dem schleswigschen Pfarrer H. Harries 1790 verfaßten Gedichtes auf den dänischen König und wurde zum erstenmal in der Spenerschen Zeitung vom 17. Dezember 1793 veröffentlicht. 126

[79] Vgl. A. Jeanroy, „Poésies de Guillaume IX. Comte de Poitiers", Paris 1905, p. 28: „Farai un vers de dreyt nien" (Je ferai un vers sur le pur néant). 127

[80] Der *Julitraktat* oder die Londoner Konvention vom 15. Juli 1840 wurde zwischen England Rußland, Österreich und Preußen auf der einen und der Türkei auf der anderen Seite abgeschlossen. Danach mußte der türkische Sultan auf militärische Hilfe gegen den ägyptischen Vizekönig Mehemed Ali (Mechmed Ali), hinter dem Frankreich stand, verzichten. Die Londoner Konvention spiegelte den Konkurrenzkampf der europäischen Staaten, vor allem Englands, Frankreichs und Rußlands, in ihren Kämpfen um die Hegemonie im Nahen Osten wider. 129

[81] Die *Verträge von 1815* wurden im Mai/Juni 1815 zwischen den Teilnehmerstaaten an den napoleonischen Kriegen abgeschlossen und waren das Ergebnis der Tätigkeit des Wiener Kongresses (Oktober 1814 bis Juni 1815). Diese Verträge veränderten die politische Karte Europas; sie hatten das Ziel, die „legitimen" Monarchien zu restaurieren, die Herrschaft des feudal-reaktionären Systems zu festigen und dem Streben der Völker nach nationaler Einheit und Unabhängigkeit entgegenzutreten. 131

[82] „Bekenntniß bremischer Pastoren in Sachen der Wahrheit", Bremen 1840. 133

[83] Der Verfasser der 1841 in Hanau anonym erschienenen Schrift „Paulus in Bremen. Von einem Candidaten der Theologie aus Stade" war Eduard Beurmann. 135

[84] *Tafel und neue Eintracht* – Grundgesetze der Stadt Bremen; die Tafel entstand 1433, die neue Eintracht 1534. Die letztere, bestehend aus 19 Artikeln, wurde 1676 zuerst gedruckt unter dem Titel „*Tafel*, dat is, eine löffliche wohlbegrundete Verdrach, tho Wohlstande der Stadt Bremen unde tho Unterholdinge Borgerliker Eindracht, im Jahre Christi 1433 upgerichtet, und gemaket, und *Nyewe Eindracht*, so tho gelicken Ende im Jahr Christi 1534 berahmet und belevet, und darin de vorige Eindracht oder Tafel bestediget is". (Der Text der 19 Artikel wird in der „Geschichte der freien Stadt Bremen" von Johann Hermann Duntze (Pastor in Rablinghausen) (Bremen 1848) im Band 3 auf den Seiten 146–154 wiedergegeben.) 137

[85] *„Reineke Vos"* – ein niederländisches Tierepos, das nach der Fassung von Henric von Alkmar ins Plattdeutsche übersetzt, bearbeitet und illustriert 1498 in Lübeck unter dem Titel „Reynke de vos" erschienen war. 137

[86] Dieses Gedicht schrieb Engels anläßlich der Überführung des Leichnams des am 5. Mai 1821 auf Sankt Helena verstorbenen Napoleon I. nach Paris, wo er am 15. Dezember 1840 im Invalidendom beigesetzt wurde. 139

[87] Reinhold Köstlin schrieb in seinem Artikel „Die deutschen Dichter und ihr Publikum" (in „Europa. Chronik der gebildeten Welt", Erster Band, Stuttgart 1840): „Eine Stellung, wie sie Goethe unter uns einnahm ... ist das Resultat eines langen Lebens. Wollt ihr aber einen Jüngern, der allmählig zu solcher Weite heranwächst, so habt ihr Immermann ...

Nehmt seine Tragödien vor, ihr werdet Züge darin finden, wie ihr sie nur bei Shakespeare zu finden gewohnt seid; lest seine Epigonen, seinen Münchhausen, ihr trefft hier einen Bauernhelden, eines Hauptes höher, als Tell ... Immermann ist ... Herr unmeßlicher Dichterschätze." 142

[88] Karl Immermann, „Memorabilien", 1. Teil, Hamburg 1840, S. 27. 143

[89] Karl Immermann, „Memorabilien", 1. Teil, Hamburg 1840, S. 30/31. 143

[90] Diese Ludwig XIV. zugeschriebene Redensart erwähnt Friedrich II. in seinem Brief an den Prinzen Heinrich von Preußen vom 18. Oktober 1782 (siehe: Œuvres de Frédéric le Grand. Tome XXVI, Berlin 1855, p. 494). 143

[91] Am 31. Mai 1840 wurde in Preußen die Hundertjahrfeier der Thronbesteigung Friedrichs II. gefeiert. Unter dem *zwanzigjährigen Interregnum* versteht Engels die Periode zwischen 1786, dem Todesjahr Friedrichs II., und 1806, dem Jahr der großen Niederlage bei Jena. 144

[92] Karl Immermann, „Memorabilien", 1. Teil, Hamburg 1840, S. 95. 144

[93] Engels trat seine Reise in die Schweiz und nach Italien etwa Mitte Mai 1841 an. 150

[94] Am 6. September 1839 wurde die gemäßigte liberale Regierung des Kantons Zürich durch einen Putsch reaktionärer Kräfte vor allem aus dem Lager des Klerikalismus gestürzt. Hierbei spielte der Pfarrer von Pfäffikon, Bernhard Hirzel, mit seinen bewaffneten glaubenseifrigen Anhängern eine ausschlaggebende Rolle. 151 310

[95] Petrarca, Sonette 261. In: „Canzoniere" (In vita e in morte di Madonna Laura) (Erstdruck: Venedig 1470). 152

[96] Im Januar 1839 hatte die gemäßigte liberale Regierung des Kantons Zürich David Friedrich Strauß als Professor der Dogmatik und der Kirchengeschichte an die Universität Zürich berufen. Im Zusammenhang damit entstand zwischen der Züricher Regierung und den reaktionären Kräften vor allem aus dem Lager des Klerikalismus ein scharfer politischer Konflikt. Mitte März 1839 sah sich die Züricher Regierung unter dem Druck der Reaktion gezwungen, ihren Beschluß zu annullieren; Strauß wurde mit einer Pension von 1000 Franken in den Ruhestand versetzt. 153 288 310 406

[97] *sieben Kurfürsten* – Bezeichnung für die sieben östlich gelegenen Berggipfel der Churfirsten oder Kuhfirsten, einer dreizehngipfligen Bergkette in den St. Galler Alpen, die sich nördlich von Chur vom Westen nach dem Osten hinzieht. 155

[98] Mit diesem Artikel eröffnete Engels seinen Kampf gegen die religiös-mystische Philosophie Schellings, der 1841 auf Einladung Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin gekommen war, wo er der Hegelschen Philosophie und vor allem den Ideen der junghegelianischen Bewegung entgegenwirken sollte. 163

[99] Vgl. „Schelling's Erste Vorlesung in Berlin, 15. November 1841", Stuttgart und Tübingen 1841. 164 178

[100] Gemeint ist die von Carl Riedel 1841 in Berlin anonym erschienene Broschüre „v. Schellings religionsgeschichtliche Ansicht; nach Briefen aus München. Mit einer vergleichenden Zugabe: Peter Feddersen Stuhr über Urgeschichte und Mythologie, und einem Vorberichte über v. Schellings jüngste literarische Fehden", Berlin 1841. 168

[101] „Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie", herausgegeben von Immanuel Hermann Fichte. 174

[102] Es handelt sich hier um David Friedrich Strauß' Buch „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft", Band 1, Tübingen und Stuttgart 1840. Der Band 2 erschien 1841. Der Hauptabschnitt des 1. Bandes trägt den Titel „Dogmatik". 177 478

[103] Gemeint ist Bruno Bauers anonym erschienene Schrift „Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum", Leipzig 1841. 177 309

[104] Engels stützt sich hier wahrscheinlich auf G. Cuviers Schrift „Discours sur les révolutions de la surface du globe...", in der es heißt: „...une philosophie, qui substitue des métaphores aux raisonnemens ..." (Paris et Amsterdam, 1. Ausgabe 1826, p. 24; 8. Ausgabe 1840, p. 53). 203

[105] *Fortuna primigenia* – römische Gottheit, Symbol der Mutterschaft, die Verkörperung der schöpferischen Kraft. Der dieser Gottheit geweihte Tempel befand sich in *Präneste* (alter Name der Stadt Palestrina) östlich von Rom. 205

[106] *Pelagianismus* (nach dem Namen des keltischen Mönches Pelagius) – eine Strömung im Christentum, die das Dogma von der Erbsünde ablehnte und Anfang des 5. Jahrhunderts in den Ländern des Mittelmeerraums Verbreitung fand; sie wurde 431 durch das Konzil von Ephesus als Irrlehre verurteilt.

Sozinianismus (nach dem Namen des italienischen Theologen Faustus Socinus) – Lehre einer religiösen Sekte, die Ende des 16. Jahrhunderts und Anfang des 17. Jahrhunderts in Polen und später auch in einigen anderen europäischen Ländern Verbreitung fand. Der Sozinianismus verhielt sich gegenüber den Dogmen der offiziellen Kirche kritisch und propagierte, ähnlich wie der Pelagianismus, die Freiheit des menschlichen Willens. 229

[107] Mit diesem Artikel begann Engels seine Mitarbeit an der „Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe". Von ihm erschienen in der Zeit vom 12. April bis zum 29. August 1842 die elf im vorliegenden Band nachgedruckten Artikel; außerdem brachte die „Rheinische Zeitung" in der Zeit vom 8. bis 27. Dezember 1842 fünf weitere Artikel von Engels, die im 1. Band unserer Ausgabe, S. 454–467, aufgenommen wurden. 246

[108] *Ereignisse in Hannover* – gemeint ist der 1837 mit der Aufhebung der hannoverschen Verfassung von 1833 hervorgerufene Verfassungsstreit und die damit verbundene Entlassung der Göttinger Sieben aus dem Universitätsdienst (vgl. Anm. 138). 246

[109] Bruno Bauer wurde als Privatdozent an der Bonner Universität Ende März 1842 amtsenthoben. 252

[110] Philipp Marheineke, „Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegelschen Philosophie in der christlichen Theologie. Nebst einem Separatvotum über B. Bauers Kritik der evangelischen Geschichte." Berlin 1842. 252

[111] Aus Schillers Drama „Don Carlos", Dritter Akt, zehnter Auftritt. 260

[112] Siehe „Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten", Teil II, Titel 20, § 92 (vgl. Anm. 116). 261 272

[113] Heinrich Leo veröffentlichte am 4. und 7. Mai 1842 in der „Evangelischen Kirchen-Zeitung" eine Rezension des 1842 in Erlangen erschienenen Buches „Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten" von Dr. Johann Michael Leupoldt. 263

[114] Das *Zensurzirkular* (Zensurinstruktion) wurde von der preußischen Regierung am 24. Dezember 1841 erlassen und am 14. Januar 1842 in der halbamtlichen „Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung" veröffentlicht. (Siehe: Karl Marx, „Bemerkungen über die neueste preußische Zensurinstruktion" in Band 1 unserer Ausgabe, S. 3–25). 267 277

[115] Dieser Artikel wird nach der erhalten gebliebenen Handschrift gebracht. Die „Rheinische Zeitung" veröffentlichte ihn mit einigen von der Redaktion der Zeitung vorgenommenen Auslassungen und Korrekturen. Die Auslassungen werden im vorliegenden Text in Winkelklammern wiedergegeben und die Korrekturen der „Rheinischen Zeitung" in Noten ausgewiesen. 271

[116] *preußisches Landrecht* – das allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten von 1794, das eine Zusammenfassung des bürgerlichen Rechts sowie des Straf-, Kirchen-, Staats- und Verwaltungsrechts war, verankerte den rückständigen Charakter des feudalen Preußens in der Rechtsprechung. Es galt in wesentlichen Teilen bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches am 1. Januar 1900. 271 430

[117] Gemeint ist Johann Jacoby, der 1841 in Mannheim anonym die Broschüre „Vier Fragen beantwortet von einem Ostpreußen" herausgegeben hatte. In dieser Broschüre wird die preußische Staatsordnung kritisiert und die Einführung einer Verfassung für Preußen gefordert. 272

[118] Siehe „Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten", Teil II, Titel 20, § 151. 272

[119] „Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten", 1819, Berlin, S. 232. 273

[120] Die nachfolgenden Zitate sind mit geringen Abweichungen zwei Schriften von Johann Jacoby entnommen: „Vier Fragen beantwortet von einem Ostpreußen" (Mannheim 1841. S. 8–11 und 14) und „Meine weitere Vertheidigung wider die gegen mich erhobene Beschuldigung der Majestätsbeleidigung und des frechen, unehrerbietigen Tadels des Landesgesetzes" (Zürich und Winterthur 1842, S. 13, 16, 20 und 33/34). 274

[121] In der ersten Hälfte des Jahres 1842 hatten Berliner Junghegelianer, unter ihnen Edgar Bauer, Eduard Meyen, Ludwig Buhl und Max Stirner, die atheistische Gesellschaft (oder Verein) der „Freien" gebildet. Die „Freien" begannen sehr bald, sich mehr und mehr vom Leben zu lösen, ihre rein theoretisch-abstrakte Kritik auf die Spitze zu treiben und – wie Franz Mehring in seiner Marx-Biographie sagt – „die politischen und sozialen Revolutionäre in der Gestalt wildgewordener Philister zu spielen". Das spiegelte sich auch wider in den Artikeln, die sie für die „Rheinische Zeitung" schrieben, und mußte den Protest von Marx hervorrufen. Siehe den Brief von Marx an Arnold Ruge vom 30. November 1842 (in Band 27 unserer Ausgabe, S. 411–413). 279

[122] Am 18. März 1842, an dem Tage, an dem Schelling seine Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung abgeschlossen hatte, veranstalteten Berliner Studenten in der Leipziger Straße, wo Schelling wohnte, einen Fackelzug. 279

[123] Die *ständischen Ausschüsse* wurden durch Verordnungen vom 21. Juni 1842 in allen preußischen Provinzen geschaffen. Von den Provinziallandtagen aus ihrer Mitte (nach Ständen) gewählt, bildeten diese Ausschüsse beratende Organe, die im August 1842 zu einem Zentralausschuß (oder ständischer Gesamtausschuß oder vereinigte ständische Ausschüsse) zusammengefaßt und zum 18. Oktober nach Berlin einberufen wurden. Mit Hilfe dieser vereinigten ständischen Ausschüsse, die lediglich die Fiktion einer Vertretungskörperschaft waren, gedachte Friedrich Wilhelm IV. neue Steuern und eine Anleihe durchzusetzen. 279

[124] Dieses parodistische Heldengedicht entstand als Protest gegen die Ende März 1842 erfolgte Entlassung Bruno Bauers aus dem Universitätsdienst. Es wurde von Engels gemeinsam mit seinem damaligen Freund Edgar Bauer, dem Bruder Bruno Bauers, verfaßt, der wohl vor allem die Fakten zur Geschichte der Berliner Junghegelianer vor Engels' Eintreffen in Berlin beigesteuert hat. 283

[125] Aus Goethes „Faust", 1. Teil, Nacht-Szene. 290

[126] Anspielung auf die Versetzung Bruno Bauers als Privatdozent der Theologie nach Bonn im Jahre 1839. 291

[127] Hier ist wahrscheinlich der 1840 in Stuttgart erschienene vierteilige Roman „Toussaint" von Theodor Mügge gemeint. 297

[128] Hinweis auf Eduard Meyens Buch „Heinrich Leo, der verhallerte Pietist. Ein Literaturbrief. Allen Schülern Hegel's gewidmet", Leipzig 1839. 309

[129] Gemeint ist Heinrich Leos Werk „Lehrbuch der Universalgeschichte", von dem von 1835 bis zur Niederschrift der „Frech bedräuten, jedoch wunderbar befreiten Bibel..." in Halle fünf Bände erschienen waren; ein sechster Band erschien 1844. 310

[130] Mit *Julius van der Sünden* bezeichnete Engels den evangelischen Theologen Julius Müller, den Autor des 1839 in Breslau erschienenen ersten Bandes des Buches „Die christliche Lehre von der Sünde. Vom Wesen der Sünde...". 310

[131] Der Artikel „Die ‚Times' über den deutschen Kommunismus" und das nachfolgende Schreiben über den französischen Kommunismus gehört zu den vier Arbeiten, die von Engels in der Zeit vom 4. November 1843 bis zum 3. Februar 1844 in der Wochenschrift der englischen Owenisten „The New Moral World and Gazette of the Rational Society" erschienen waren. Siehe die Artikel „Fortschritte der Sozialreform auf dem Kontinent" und „Bewegungen auf dem Kontinent", Band 1 unserer Ausgabe, S. 480–498. 317

[132] „The New Moral World" brachte am 6. Januar 1844 einen Nachdruck des am 29. Dezember 1843 in der „Times" veröffentlichten Artikels „The Communists in Germany". 317

[133] „Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Wörtlicher Abdruck des Kommissionalberichtes an die H. Regierung des Standes Zürich", Zürich 1843. Dieser Kommissionalbericht ist unterzeichnet von dem Berichterstatter, dem Schweizer Juristen und reaktionären Politiker Carl Bluntschli. 317

[134] Die noch am gleichen Tage niedergeschlagene Emeute in Paris vom 12. Mai 1839 war von der revolutionären Geheimorganisation „Gesellschaft der Jahreszeiten" unter der hauptsächlichen Leitung des utopischen Kommunisten Auguste Blanqui vorbereitet und durchgeführt worden; sie fand jedoch bei den Massen keine Unterstützung. 318

[135] *irische Repealer* – Anhänger der Aufhebung der Anglo-Irischen Union, die von der englischen Regierung 1798 Irland aufgezwungen und am 1. Januar 1801 in Kraft getreten war. Die Union beseitigte die letzten Spuren der Autonomie Irlands, löste das irische Parlament auf und festigte die englische Kolonialherrschaft in Irland. 318

[136] Am 27. Mai 1832 wurde auf dem Schloß Hambach (in der bayrischen Pfalz) eine von Vertretern der liberalen Bourgeoisie organisierte Massendemonstration, das sog. Hambacher Fest veranstaltet. Im Mittelpunkt dieser Demonstration stand die Forderung nach der Einheit Deutschlands, der Aufrichtung der Republik und der Durchsetzung bürgerlicher Freiheiten.

Am 27. Juli 1834, anläßlich des Jahrestages der Julirevolution in Frankreich, hielten mehrere hundert Handwerker unter der Leitung deutscher Flüchtlinge im „Steinhölzli", einer Wirtschaft bei Bern, ein Fest ab. Hierbei wurden Fahnen der deutschen Fürsten zerrissen, eine schwarzrotgoldene Fahne gehißt, revolutionäre Lieder gesungen und revolutionäre Reden gehalten. 319

[137] *Rebekkaiten* nannten sich (nach dem 1.Buch Mose 24, 60) aufständische Bauern in Südwales, die sich 1843/44 gegen die Landstraßentaxe (Wegegelder) erhoben und nachts in Frauenkleidern Schlagbäume und Zollhäuser zerstörten. 319

[138] *Jacob Grimms Verteidigungsschrift* – Die Broschüre „Jacob Grimm über seine Entlassung" (Basel 1838) entstand im Zusammenhang mit dem Verfassungsstreit, der ausgebrochen war durch die 1837 vom König von Hannover, Ernst August, veranlaßte Aufhebung der hannoverschen Verfassung von 1833 und ihre Ersetzung durch die Verfassung von 1819. Dieser Willkürakt rief u.a. auch den Protest von sieben liberalen Professoren der Universität Göttingen (Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann, Gervinus, Albrecht, Ewald und Wilhelm Weber) hervor. Die Folge war die Entlassung der Göttinger Sieben und die Landesverweisung der Professoren Jacob Grimm, Dahlmann und Gervinus. 328

[139] Unter der Bezeichnung *Kölner Geschichte*, Kölner oder kirchliche Wirren ist der Konflikt zu verstehen, der zwischen der preußischen Regierung und der katholischen Kirche in der Frage des Glaubensbekenntnisses der Kinder bei sog. gemischten Ehen (zwischen Katholiken und Protestanten) ausbrach. Der Konflikt begann im November 1837 im Zusammenhang mit der Festnahme des Erzbischofs von Köln, des Freiherrn Clemens August von Droste-Vischering, der sich geweigert hatte, die Forderungen des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen zu erfüllen und infolgedessen des Hochverrats angeklagt und auf die Festung Minden gebracht wurde. Unter Friedrich Wilhelm IV. endete der Konflikt mit der Kapitulation der preußischen Regierung. 328

[140] Von dieser Stelle an bis „daß ich Bier im Leibe habe" ist der Text mit roter Tinte quer über die erste Seite des Briefes geschrieben. 328

[141] Das Gedicht „*Die Beduinen*" – die erste Veröffentlichung von Friedrich Engels – erschien im „Bremischen Conversationsblatt" vom 16.September 1838. 333

[142] Siehe Goethes Aufsätze „Für junge Dichter" (1831) und „Noch ein Wort für junge Dichter" (1831). 334

[143] Von hier an ist der Brief mit roter Tinte quer über den vorhergehenden Text geschrieben. 337

[144] „Christliches Gesangbuch zur Beförderung öffentlicher und häuslicher Andacht" (Bremen 1812; 2.Aufl. Bremen 1839). 338

[145] Gemeint sind Goethes Gedicht „Wandrers Nachtlied" und Schillers Gedicht „Die Worte des Glaubens". 338

[146] Der katholische Hymnus auf die Schmerzen der Maria „Stabat mater dolorosa" (gedichtet um 1300) hat wahrscheinlich den Franziskaner Jacopone da Todi zum Verfasser. Die berühmtesten Kompositionen dieses Hymnus stammen von Palestrina, Pergolese und Rossini. 348 475 482

[147] Siehe Theodor Mundts „Spaziergänge und Weltfahrten", die in drei Bänden 1838–1839 in Altona herausgegeben wurden. 354

[148] Karl Gutzkow brachte im „Telegraph für Deutschland" Nr.124 vom August 1838 eine Rezension über „Julius Mosens Ahasver". 355

[149] Theodor Creizenachs Artikel „Gutzkow über Ahasver" erschien in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 27.September 1838. 355

[150] Dieser Brief konnte bisher nicht ermittelt werden. 360

[151] *Rezension der Gedichte des Missionars Winkler* – Im „Telegraph für Deutschland" Nr. 208 vom Dezember 1838, erschien unter dem Titel „Zeichen der Zeit" eine Besprechung des Gedichtbandes „Harfenklänge..." von J.Ch.F.Winkler (Bremen 1838). 362

[152] Evangelium des Lukas 8,43. 363

[153] Das Hohelied Salomos 7,7: „Wie schön und wie lieblich bist Du, Du Liebe voller Wonne." 363

[154] Wolfgang Menzels Besprechung des Romans „Wally, die Zweiflerin" von Karl Gutzkow im „Literatur-Blatt", Beilage zum „Morgenblatt für gebildete Stände" vom 11. und 14. September 1835, in der er Gutzkow der Unzucht und der Gotteslästerung beschuldigte, löste am 14. November 1835 das Verbot der Schriften des Jungen Deutschlands durch die preußische Regierung sowie die gerichtliche Verfolgung Gutzkows aus (siehe auch Anm. 40 und 168). 365

[155] *Marteauer* – Schriftsteller und Verleger aus dem Kreise Marteaus; vermutlich ist Pierre Marteau (Peter Hammer, Pieter Hamer) gemeint, ein fingierter Drucker- und Verlegername, unter dessen Flagge von der Mitte des 17. bis ins 19. Jahrhundert Bücher und Pamphlete in französischer, holländischer und deutscher Sprache herausgegeben wurden. 367

[156] Dieser Vers hat den General Hans Adolf von Thümmel, Hofmarschall des Kurfürsten von Hessen, zum Verfasser. Bei Thümmel anstelle des Wortes „Überdruß": „Unverstand". 370

[157] Wahrscheinlich handelt es sich hier um die gerade zu dieser Zeit in Leipzig (1839) erschienene Ausgabe des „Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abschnitten" von F. Marlow (d.i. Ludwig Wolfram). 372

[158] Anspielung auf die Zeitschrift „Rosen". 378

[159] Engels spielt hier auf die Zeitung „Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt" an. 378

[160] Dieses Gedicht von Engels erschien unter dem Titel „An den Stadtboten" im „Bremischen Unterhaltungsblatt" vom 27. April 1839. 391

[161] Die „*Lusiaden*" („Os Lusiadas") – ein 1572 veröffentlichtes Heldenepos über die Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco da Gama; es hat den großen portugiesischen Dichter Luiz Vaz de Camões zum Verfasser. 392

[162] In seinem Aufsatz „Über den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama" charakterisiert Ludwig Börne den Schillerschen Tell als Philister, dessen Charakter die Untertänigkeit ist und führt den Nachweis, daß dieser Tell mit seinem „beschränkten, häuslichen Gemüt und seiner kleinen engen Tat ... mehr von einem Kleinbürger hat als von einem schlichten Landmann". 395 414

[163] Karl Immermann veröffentlichte 1828 im Verlag Hoffmann und Campe in Hamburg „Das Trauerspiel in Tyrol. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen". Eine Umarbeitung dieses Stückes erschien 1835 unter dem Titel „Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeyer. Ein Trauerspiel" im dritten Band seiner Schriften (Düsseldorf). 395

[164] Die Nürnberger Monatsschrift „Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben" brachte in ihrem Märzheft 1838 folgende Notiz: „In mehreren Nummern des *Telegraphen* vom März d.h.J. befindet sich eine sehr getreue Schilderung der religiösen Zu-

stände zu Elberfeld und Barmen. Krummacher ist mit wenigen charakteristischen Zügen in derselben nach dem Leben gezeichnet". 397

[165] Der erste Brief des Petrus 2,2. 402

[166] Evangelium des Matthäus 7,7–9. 407

[167] Der zweite Brief des Johannes 10. 408

[168] Am 30. November 1835 wurde gegen Karl Gutzkow als Verfasser des Romans „Wally, die Zweiflerin" vor dem Stadtgericht in Mannheim der Prozeß eröffnet. Am gleichen Tag wurde er in Untersuchungshaft genommen und erst am 13. Januar 1836 wegen „Gotteslästerung, Verächtlichmachung des christlichen Glaubens und der Kirche und Darstellung unzüchtiger Gegenstände" zu einem Monat Gefängnis ohne Anrechnung der Untersuchungshaft verurteilt. Die Gefängnisstrafe verbüßte er vom 14. Januar bis 10. Februar 1836. Auf diese Weise befand er sich 73 Tage in Haft. 412

[169] Ludwig Börne starb am 12. Februar 1837. 413

[170] Engels bezieht sich hier auf Christian Hermann Weißes Buch „Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet" (2 Bände, Leipzig 1838). 413

[171] Siehe Karl Beck, „Nächte. Gepanzerte Lieder", Leipzig 1838; „Erstes Märchen. Abenteuer eines Leipziger Studenten: Dritte Nacht. Gang um Leipzig" (S. 17) und „Fünfte Nacht. Schillers Haus in Gohlis" (S. 27/28). 414

[172] Dichtungen Percy Bysshe Shelleys, die Engels übersetzt hat, sind bisher nicht aufgefunden worden. 414 444

[173] Siehe Karl Beck, „Der fahrende Poet. Dichtungen", Leipzig 1838: „Dritter Gesang. Weimar" (S. 188). 416

[174] Das Buch des Grafen Soltyk, „La Pologne. Précis historique, politique et militaire de sa révolution...", t. I–II, Paris 1833, erschien 1834 in Stuttgart in deutscher Übersetzung unter zwei verschiedenen Titeln (beide Teile in einem Band). Die eine Ausgabe erschien anonym unter dem Titel „Polen, geographisch und historisch geschildert. Mit einer vollständigen Geschichte der Jahre 1830 und 1831. Von einem Augenzeugen"; die andere Ausgabe ist betitelt: „Polen und seine Helden im letzten Freiheitskampfe. Nebst einem kurzen Abriß der polnischen Geschichte seit ihrem Beginne bis zum Jahre 1830 von dem Grafen Soltyk". Auf der Titelseite dieser Ausgabe steht der Vermerk: „Der Buchbinder hat den am ersten Bogen befindlichen Titel zu entfernen und diesen einzuschalten." Offensichtlich geschah dieses bei einer Anzahl von Exemplaren nicht. 420

[175] Travestie des Liedes eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg („Sohn, da hast Du meinen Speer..."). 423

[176] Brief des Paulus an die Galater 3,17. 425

[177] Engels meint das Buch „Darlegung der Haupt-Resultate aus den wegen der revolutionären Complotte der neueren Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen. Auf den Zeitabschnitt mit Ende Juli 1838", Frankfurt a. M. Dieses Buch bringt Materialien der auf Betreiben Metternichs 1819 vom Deutschen Bund eingesetzten speziellen Kommission zur Untersuchung der „Demagogenumtriebe" in allen deutschen Staaten. 429

[178] Gemeint ist Creizenachs Satire auf die Vertreter der Schwäbischen Schule (siehe Anm. 11) „Der schwäbische Apoll. Dramatische Szene, gezogen aus der Chronik der Tagesliteratur", die 1836 unter dem Pseudonym Siegmund Geißler erschien und 1839 in Theodor Creizenachs Buch „Dichtungen" (Mannheim 1839) unter dem Titel „Der schwäbische Apoll. Lustspiel in einem Akt" nachgedruckt wurde. 432

[179] Karl Grüns „Buch der Wanderungen. Ostsee und Rhein" (Cassel und Leipzig 1839), erschien unter dessen Pseudonym Ernst von der Haide. 432

[180] Die *Abhandlung über Schleiermacher und Daub* trägt den Titel „Schleiermacher und Daub in ihrer Bedeutung für die Theologie unsrer Zeit" und leitet David Friedrich Strauß' Buch „Charakteristiken und Kritiken..." (Leipzig 1839) ein. 435

[181] Engels verweist hier auf August Tholucks Schrift „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische und nicht theologische Leser dargestellt". (Zweite Aufl., Hamburg 1838.) 435

[182] Die „Evangelische Kirchen-Zeitung" befaßte sich in dem am 1., 4., 8., 11., 15., 18., 22. und 25. Januar 1840 gebrachten Vorwort mit Chr. Märklins Buch „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus" (Stuttgart 1839). 439

[183] *Parsen* – Anhänger der altpersischen Religion Zoroasters (Zarathustra) in Indien und im Iran, die das Feuer, die Luft, das Wasser und die Erde vergöttlichten.

Libertiner – Vertreter einer religiösen pantheistischen Sekte in der Mitte des 16. Jahrhunderts, die einen demokratischen Charakter trug und in Frankreich sowie in der Schweiz eine starke Verbreitung fand. Die Libertiner nahmen den Kampf gegen Calvin und seine Anhänger auf, erlitten aber eine Niederlage. 439

[184] Siehe die Aufsätze „Schleiermacher und Daub in ihrer Bedeutung für die Theologie unsrer Zeit" und „Geschichten Besessener neuerer Zeit" in David Friedrich Strauß' Buch „Charakteristiken und Kritiken..." (Leipzig 1839). 440

[185] Die hier erwähnte Rede des evangelischen Bischofs und Hofpredigers Dr. Eylert wurde beim Krönungs- und Ordensfest im Rittersaal des Königlichen Schlosses am 19. Januar 1840 gehalten und am 20. Januar 1840 in der „Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung" veröffentlicht. 442

[186] Levin Schückings Besprechung des Gedichtbandes der Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff erschien im „Telegraph für Deutschland" Nr. 170 vom Oktober 1840. 444

[187] Siehe Gutzkows Artikel „Tagebuch aus Berlin", Abschnitt VI, in der Nr. 97 des „Telegraph für Deutschland" vom Juni 1840. 446

[188] Von Hermann Püttmann erschienen 1839 in Leipzig „Die Düsseldorfer Malerschule und ihre Leistungen seit der Errichtung des Kunstvereines im Jahres 1829. Ein Beitrag zur modernen Kunstgeschichte" und 1840 in Barmen das Buch „Chatterton. Erster Theil. Leben des Dichters; Zweiter Theil. Dichtungen". 448

[189] Gustav Pfizer gab von 1838 bis 1840 die seit 1836 in Stuttgart erschienenen „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" heraus. Das Doppelheft Nr. 68 und 69 vom 7. Juni 1840 brachte in der Übersetzung von Levin Schücking zwei Gedichte von Shelley und drei von Coleridge. 448

[190] Rheinweinlied von Matthias Claudius („Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher..."). 458

[191] „Sie sollen ihn nicht haben" – Rheinlied von Nikolaus Becker. 469

[192] Karl Werders Trauerspiel „Columbus", das am 7. Januar 1842 im Königlichen Opernhaus in Berlin uraufgeführt wurde, erschien umgearbeitet als Buch 1858 in Berlin. 492

[193] Homer, „Ilias", IV, 164–165. 511

Literaturverzeichnis

Bei den von Engels zitierten Arbeiten werden, soweit sie sich feststellen ließen, die von ihm benutzten Ausgaben angegeben. In einigen Fällen, besonders bei allgemeinen Quellen- und Literaturhinweisen, wird keine bestimmte Ausgabe angeführt.

I. Werke, Schriften, Aufsätze, Lieder und Musikstücke genannter und anonymer Autoren

Acta Sanctorum. 334

Allgemeine Theater-Chronik, Nr. 143 vom 25. November 1839: Episoden. Carl Beck als Dramatiker. Von J.P. Lyser. 26

Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten. 261 271 272 277 430

Andreä, F[riedrich] W[ilhelm]: Das Wissenswürdigste der Heraldik und der Wappenkunde. Erfurt 1842. 280

Annolied. 105

Arndt, Ernst Moritz: Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Leipzig 1840. 118–131

Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben, März 1839: Notizen. 397

Bade, Carl: Napoleon im Jahre 1813, politisch-militairisch geschildert. 4 Teile. Altona 1839–1841. 121

[*Bauer, Bruno:*] Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum. Leipzig 1841. 177 309 311 314 315

Beck, Karl: Erklärung. In: Zeitung für die elegante Welt, Nr. 231 vom 25. November 1839. 56

– Der fahrende Poet. Dichtungen. Leipzig 1838. 24 25 36 56/57 396 414 416

– Literatur in Ungarn. In: Zeitung für die elegante Welt, Nr. 173–181 vom 5., 7.–9., 11., 12., 14.–16. September 1837. 47

– Nächte. Gepanzerte Lieder. Leipzig 1838. 22–25 56 395 396 414

II. Periodica

Personenverzeichnis

Verzeichnis literarischer, biblischer und mythologischer Namen

Gesamtverzeichnis

der in Band 1 und Band 27 der Werke von Karl Marx und Friedrich Engels sowie im vorliegenden Ergänzungsband (2. Teil) enthaltenen Manuskripte, Artikel und Briefe von Friedrich Engels aus den Jahren 1838 bis 1844

Inhalt

Briefe. August 1838 – August 1842

1838

1839

1840

1841

1842

Beilagen

Anhang und Register

Illustrationen

Leitung der Editionsarbeiten:
Rolf Dlubek · Erich Kundel · Richard Sperl
Editorische Bearbeitung (Text, Anhang, Register):
Bernhard Dohm · Inge Tilhein · Käte Heidenreich
Verantwortlich für die Redaktion:
Walter Schulz

Mit 4 Bildbeilagen und 3 Faksimiles
4. Auflage 1982
Unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1967
Lizenznummer 1 · LSV 0046
Printed in the German Democratic Republic
Satz: Offizin Andersen Nexö, Graphischer Großbetrieb Leipzig
Druck und Bindearbeit: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb, Leipzig
Best.-Nr.: 735 150 2
DDR 10,00 M